SUCHENWIRTH

Deutsche Geschichte



Deutsche Geschichte

Vom gleichen Verfasser sind erschienen:

Vom Ersten zum Dritten Reich

6. Auflage (15.–17. Tausend). 79 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig. Rmk. 1.60

Zwölf Schicksalsgestalten der deutschen Geschichte

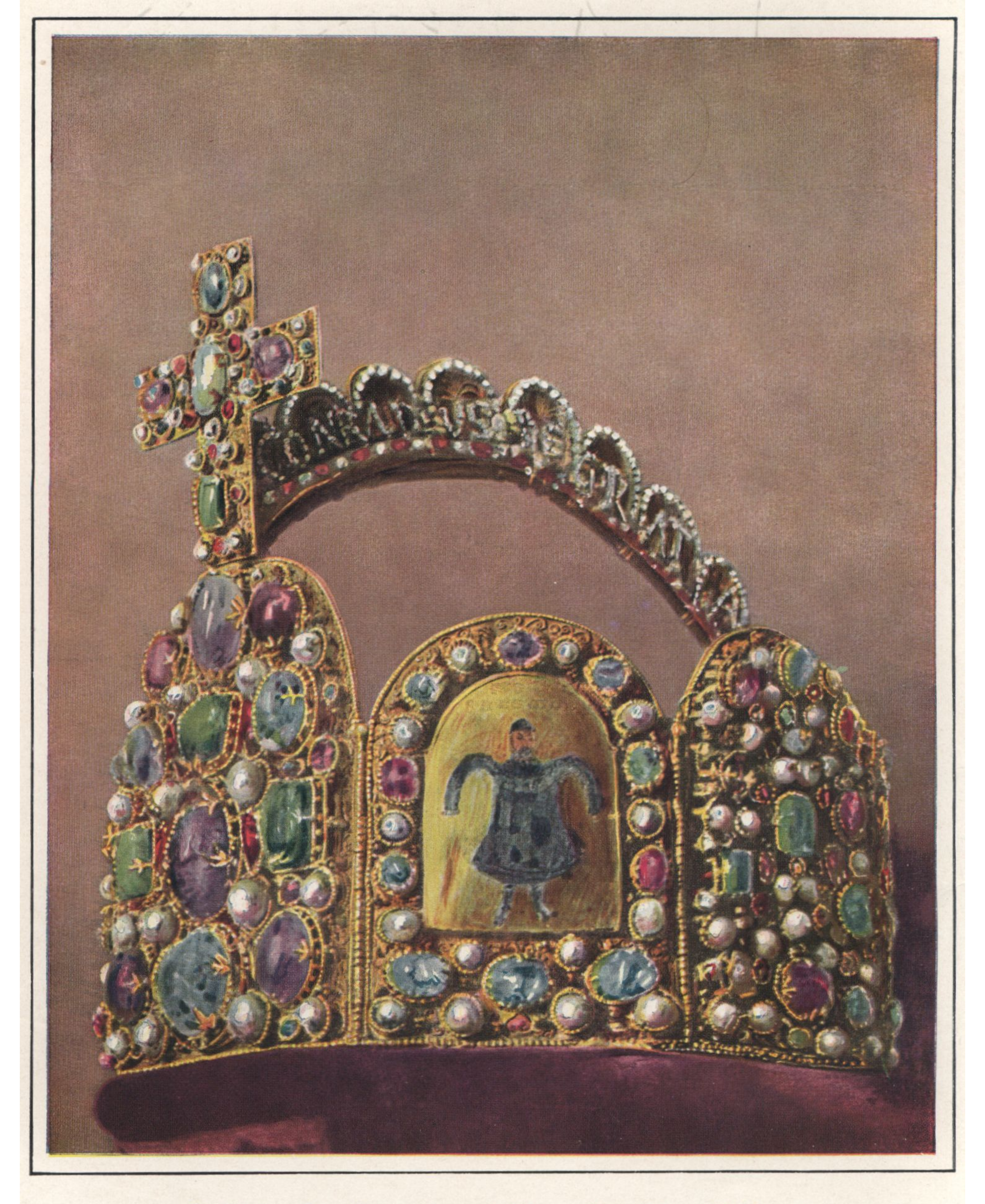
80 Seiten. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. Rmk. 1.40

Das Tausendjährige Österreich

2. Auflage. 302 Seiten, 16 Bildtafeln und 2 Karten.
Verlag F. Bruckmann K.-G., München. Rmk. 6.50

Das Buch von der deutschen Ostmark

200 Seiten, 32 Kunstdrucktafeln
Verlag von Georg Dollheimer, Leipzig. Rmk. 2.80



Tafel 1. Die Krone des Heiligen Römischen Reiches

Im zarten Leuchten ihrer Edelsteine auf dem massiven Gold umstrahlte die Krone des Heiligen Reiches, ein Kleinod aus dem 11. und 12. Jahrhundert, das Haupt der deutschen Kaiser. Seit den Napoleonischen Kriegen befand sich das unschätzbare Wahrstück in der Hut der Schatzkammer der Wiener Hofburg, seit dem Reichsparteitag 1938 ist es in Nürnberg.

Deutsche Geschichte

Von der germanischen Vorzeit bis zur Gegenwart

Von

Richard Suchenwirth

Mit 41 Kunstdrucktafeln, 6 mehrfarbigen Geschichtskarten

und 7 Kartenskizzen



501. bis 550. Tausend

Verlag von Georg Dollheimer in Leipzig

1939

Vom Verfasser
neu bearbeitete und erweiterte Auflage

Einband-Entwurf von Professor Walter Tiemann
Gedruckt bei Poeschel & Trepte, Leipzig

Inhalt

I. Die germanische Zeit

II. Das Reich der Franken

III. Das Kaiserreich der Deutschen, seine Größe und sein Verfall

VIII. Der große Heldenkampf der Deutschen

IX. Das Werden des Dritten Reiches

Verzeichnis der Bildtafeln

Tafel

Verzeichnis der mehrfarbigen Karten

Vorwort

Von dem Tag an, da die Scharen der Cimbern und Teutonen nach dem Süden dringen, oder genauer, da ein Arminius im Teutoburger Walde über die Römer siegt, gibt es eine deutsche Geschichte. Reich an leuchtenden Taten, an großen Männern, an Beispielen unvergänglicher Tapferkeit zieht sie an uns vorüber, die deutscheste Wissenschaft der Nation und zugleich ihre lebendigste. Hier begegnen wir nirgends weltfremder Öde, nirgends Erstorbenem, dem Leben Entrücktem. Im Gegenteil!

Wenn wir das Buch der deutschen Geschichte aufschlagen, in dem jede Seite getränkt ist mit dem Blut unseres Volkes, jedes Jahr umwittert vom Schauer des Geschehens, nachhallend von errungenem Sieg oder empfangenen Schlägen, durchbebt von dem Erleben einer Generation, so fühlen wir, daß die Vergangenheit eines Volkes, solange es lebt, ewig wirkende Gegenwart bleibt. Deutsche Geschichte kann uns in ihren glücklichsten Zeiten nichts sein als Mahnung zu gleichem Vollbringen, in der Tragik ihrer düstersten Stunden aber aufblitzende Sendung und Ruf zur Tat.

Wir sehen die Geschichte heute nicht wie der satte Spießbürger, der sich freut, wenn in möglichster Ferne von ihm „die Völker aufeinander schlagen" und Kriegsgeschrei erschallt: Wir fühlen und erleben sie als ein ringendes Volk, das aus Not und Bedrängnis den Weg zur Sicherheit seines Daseins sucht, sehnsüchtiger als je zuvor, tatentschlossener als irgendwann in den 2000 Jahren seit dem ersten Auftreten der Germanen in der Welt der Völkerschicksale.

Anders als die großen Nationen Europas haben wir wiederholt Niederungen durchschreiten müssen, die Blutbäche des Dreißigjährigen Kriegs, die Elendzeiten nachher, die Jahre der Knechtung durch Napoleon, den Abgrund des Versailler Vertrags. Wir haben Bruderkämpfe erlebt, nicht etwa bloß als Bürgerkriege wie gelegentlich auch die anderen Völker, sondern regelrechte Kriege deutscher Staaten gegeneinander, jahrzehnte-, jahrhundertelang.

Wir sind noch ein unerfülltes Volk. Noch gibt es ein Deutschland, das erst Idee, nicht Wirklichkeit ist. Millionen unserer Brüder leiden unter Fremdherrschaft, sind bedroht im Gebrauch ihrer Muttersprache, sind in fremde Armeen gezwungen, sind abgeschnitten von der Heimat. Deutscher Volksboden ist besonders im Osten verlorengegangen, das Erbe unsrer mittelalterlichen Kolonisation hat schwerste Einbußen erlitten. Aber niemals dürfen wir in die Enge binnendeutschen Denkens versinken, nie unsere Volksgenossen vergessen, die durch Friedensdiktat oder sonstige Schicksale von uns abgeschnürt sind, gleichgültig in welcher Richtung der Windrose und wie entfernt sie auch wohnen. Unser Herz muß ihnen immer offen bleiben. Wir haben nicht das Recht, das ideale Deutschland, das ihnen allen gehört, ein-

zuschränken auf den Raum des Deutschen Reiches. Wir müssen großdeutsch denken und fühlen lernen.

Wir dürfen keines unsrer heiligen Rechte vergessen, wie auch die andern Völker Europas ihre heiligen Rechte nie vergessen haben und vergessen werden.

Allen Deutschen gehört die deutsche Geschichte, denn alle sind wir an ihrem Fluch wie an ihrem Segen beteiligt. Darum muß sie auch allen gerecht werden.

Diese Geschichte ist nicht vom preußischen, nicht vom österreichischen, nicht vom katholischen, nicht vom evangelischen Standpunkt aus geschrieben. Sie ist das Werk eines Österreichers und alten Nationalsozialisten, für den es seit seiner Kindheit über jede Schranke hinweg nur eins gegeben hat: Das deutsche Volk.

Unter Mühen und Leiden entstand dieses Buch. Ich habe, immer wieder unterbrochen, im Konzentrationslager Wöllersdorf, im Wiener Polizeigefangenenhaus, im Spital und während der mir auferlegten Aufenthaltsbeschränkung in dem stillen Orte Eichgraben im Wiener Wald daran geschaffen. Mein Herz war erfüllt von der Not meiner Heimat, von schwerster Sorge um das deutsche Österreich und von dem innigsten Miterleben mit denen, die noch mehr geopfert haben als ich. So gehe denn von diesem Buch der heiße Gruß an alle, die litten, an meine treuen Kameraden und Freunde und an meine liebe Heimat Österreich — den unlöslichen Bestandteil des großen deutschen Volkes!

Richard Suchenwirth

Zum neuen Geleit

Dreieinhalb Jahre nach seinem Erscheinen im November 1934 ist dieses Buch heute in einer Auflage von hunderttausenden Exemplaren verbreitet. So wurde denn meine „Deutsche Geschichte“ tatsächlich von der Volksgemeinschaft aufgenommen, an die ich mich wandte, und ich habe einer großen Leserschaft in allen Gauen des deutschen Vaterlandes zu danken. Daß ich auf meinem Wege durch sein Schicksal in der Vergangenheit stets unser Volk in seiner Ganzheit sah und keinen seiner Teile vergaß, ist feinfühlig verstanden und mit erfreulicher Einsicht begrüßt worden. Das Deutschland aller Deutschen, so lange Zeit nur Wunschtraum oder lebloser Begriff, wird am Horizont unsrer Gegenwart immer sichtbarer, Großdeutschland ist gerade in diesen Tagen strahlendste Erfüllung geworden. Im Jubelsturme unsres Volkes in dem so herrlich und mächtig erweiterten Reich möge aber nicht der außerhalb stehenden deutschen Volksteile vergessen werden.

Dem restlosen Aufgehen des deutschen Sonnentages diene auch weiterhin dieses Buch, Lettern und Zeilen, Worte und Sätze kämpfend für unser großes, herrliches Volk!

Der Verfasser

I. Die germanische Zeit

1. Die Germanen

Die Germanen als indogermanisches Volk – Heimat und Entstehung der Germanen – Ihre allmähliche Ausbreitung – Germanisches Leben in der Bronzezeit – Ostgermanen und Westgermanen – Lebensverhältnisse und Gesittung – Die Runenschrift – Dichtung und Religion – Der Einzelne und die Familie – Der germanische Staat noch in Bewegung – Edelinge, Freie, Hörige und Knechte – Wann greift der Staat in das Leben ein? – Das Gerichtswesen – Krieg und Gefolgschaftswesen

In einem grünen Lande, das erst in seinen flachen, trockeneren Teilen, an günstigen Stromufern, in fruchtbaren Becken oder an sanfteren Hängen durch zum Teil allerdings uralte Getreidefelder und ausgedehnte Rodungen erhellt ist, von Wäldern umgeben, deren riesige Buchen, mächtige Eiben und Eichen noch unberührte Schönheiten aufweisen, wohnen kampffrohe Stämme, jung und voll unbändiger Kraft. Eben haben die Römer als letztes unter den Völkern des Mittelmeeres die Höhe ihrer weltumspannenden Macht erreicht, als die Germanen in den Bannkreis der Antike eintreten. Es erhebt sich zwischen den Legionen und den wieder und wieder anstürmenden nordischen Volksscharen ein jahrhundertelanger Kampf. Nach schwersten Blutopfern erringt der stärkere Norden den Sieg. Er erobert sich damit das römische Reich in seiner westlichen Hälfte und begründet eine neue Epoche der Weltgeschichte.

Germanentum! Inbegriff urwüchsiger Stärke, die aus dem Heimatboden erwächst, sittlicher Reinheit und heldischer Art, alter Ehre und gewaltiger Schicksale! Germanentum ist auch der Mutterschoß unseres Deutschtums, der Stolz unserer Herkunft, unsere Kraft, unsere unlösbare Gebundenheit.

Die deutsche Geschichte wurzelt in der Geschichte der Germanen, und ihr Schauplatz deckt sich im wesentlichen mit dem der germanischen. Außerhalb bleibt allerdings die Völkerwiege der skandinavischen Länder und der Eroberungsbereich der Angelsachsen. Außen bleibt der Schauplatz des Wanderns und Kämpfens der Goten bis zu ihrem Eindringen in Italien und der Westgoten nach dem Tode Alarichs. Die Gotengeschichte in Italien aber ist durch die Kaiserpolitik des Mittelalters in den deutschen Geschichtsschauplatz gesetzt.

Die Deutschen sind das Hauptvolk unter den Germanen. Sie haben ihre Sprache rein erhalten und dürfen sich in allem, was sie geschichtlich erlebt haben, als die Erben und Erfüller des Germanentums bezeichnen. Darum stellen wir an den Beginn unserer Geschichte die germanische Zeit, die uns mehr gehört als allen anderen germanischen Völkern. Darum fügen wir auch die Schicksale der in der Völkerwanderung untergegangenen Volksstämme unserer Geschichte ein. Sie leben ja auch in der deutschen Heldensage weiter.

Für die germanische Geschichte sind die Fragen nach dem Ursprung, der Heimat, dem Wesen und Leben der Germanen entscheidend.

Die Germanen gehören der indogermanischen Völkerfamilie an, sind also die Brüder der Arier, d. h. der Perser und Inder, die Brüder der Kelten, Italiker, Griechen, Balten und Slawen. Auch die heute ausgestorbenen Völker der Thraker und Phryger, ebenso die in die Steppe Zentralasiens vorgedrungenen, heute nicht mehr lebenden Tocharer haben dem indogermanischen Volkstum angehört. Alle stammen sie von dem nordischen Urvolk der Indogermanen her. Diese besaßen bereits eine formenreiche, fein ausgebildete Sprache, kannten den Ackerbau und die Bereitung des Brotes, glaubten an Himmelsmächte und besaßen feste rechtliche Vorstellungen und Einrichtungen. Von diesem bäuerlichen Urvolk haben sich die einzelnen Zweige losgelöst und nach langen Wanderungen ihre eigenen Schicksale begründet, von denen im Altertum die der Perser, der Griechen und Römer die großartigsten waren. Die Welt ist durch diese kühnen Völker gestaltet worden. Indes, sie verloren später die Reinheit ihrer Rasse, die Grundlage ihrer Größe, und gerieten in Überkultur und Erstarrung. So ging ihre Wehrkraft bergab, und sie sind zugrunde gegangen oder verfallen. Aus den Baustoffen ihrer Kultur und aus überströmendem Eigenbesitz schufen die Germanen eine neue — unsere Welt.

Wo lag nun die Heimat dieses ehrwürdigen indogermanischen Urvolkes? Lange glaubte man, sie in Innerasien suchen zu müssen, aber die sprachliche Forschung legt — unterstützt durch die Pflanzen- und Tiergeographie — Europa, die Heimat der Eiche, und das Gebiet westlich der Linie Odessa—Königsberg, die Heimat der Buche und Eibe, als ihre Heimat fest. Enger schränkt sich die Möglichkeit durch die gemeinindogermanischen Worte für Aal und Lachs, für Winter, Frühling und Sommer auf Nordeuropa einschließlich der deutschen Nord- und Ostseegebiete ein. Auch die Rassenkunde weist auf Nordeuropa und das Land um das deutsche Binnenmeer hin. Von hier allein können die nordrassischen Führergestalten gekommen sein, die wir bei allen Großleistungen der Indogermanen finden, mögen diese auch noch so weit in der Ferne Asiens und im weitesten Süden Europas vollbracht worden sein. Diese nordischen Langschädel und schlanken, hochgewachsenen Recken treffen wir in dem oben begrenzten Raume bereits in der Steinzeit und neben ihnen eine weniger zahlreiche, gleichfalls hochgewachsene Kurzschädelrasse, die nicht mit der ostischen identisch ist.

Gustaf Kossinna, der verdienstvolle Bahnbrecher germanischer Vorgeschichtsforschung, erblickt in der sich rasch entwickelnden, früh seßhaften Bevölkerung der schleswig-holsteinischen und jütländischen Ostküste sowie der schwedischen Südgestade die Vorindogermanen oder schon ersten Indogermanen, die durch ihre mächtigen Steingräber gekennzeichnet sind. Den Zeugnissen der Ausgrabung folgend, stellt er das Ausschwärmen von über einem

Dutzend Kolonialzügen der Indogermanen fest, aus denen sich die einzelnen indogermanischen Völker gebildet haben, durch die die Weite der Welt dem wagemutigen, auf Kampf, Abenteuer und Fortschritt bedachten nordischen Menschenschlage erobert wird. Diese Wanderungen vollziehen sich vom dritten Jahrtausend bis zum Beginn der Bronzezeit, also bis etwa 1800 v. d. Ztr.

Die nach den Abwanderungen im alten Heimatgebiet zurückgebliebene Bevölkerung des Ostseewinkels und der dänischen Inseln ist nun nach der Meinung Kossinnas mit einem in Westjütland, in Binnenjütland und an der schwedischen Ostküste ansässigen Volke, das er Vorfinnen nennt, rund um das Jahr 2000 v. Chr. zum Volke der Germanen verschmolzen. Ihre Heimat sind also das südliche Schweden, Dänemark und seine Inseln und vom heutigen deutschen Lande das meerumschlungene Schleswig-Holstein.

Von diesen Stammsitzen erfolgt nun eine Ausstrahlung der germanischen Besiedlung zuerst über die Elbe zur Ems hinüber, dann nach dem Süden bis zu den Waldgebirgen Harz, Hildesheimer Bergland, Deister, Bückeberge, Wiehengebirge und der Nordwestecke des Teutoburger Waldes, die das Vordringen hemmen. Die Illyrer zwischen Elbe und Oder rücken um 1750 ab, nachdrängend erreichen die Germanen um 1500 v. Chr. die untere Oder. An den Grenzen ist das germanische Siedlungsgebiet dünner bevölkert, es ist von den Kelten im Westen und den Illyrern im Osten durch Ödlandstrecken, wie sie die Natur selber bot, geschieden. Um 750 v. Chr., also etwa um das Ende der Bronzezeit, haben die Germanen ihr Siedlungsgebiet bereits bis westlich der Ems vorgeschoben und bei Wesel den Rhein erreicht, ihn vielleicht schon überschritten. Auch über den Harz sind sie bereits hinaus, ins Becken der Unstrut und im Wesertal bis nach Höxter gelangt. Im Osten aber haben sie schon die Mündung der Weichsel überquert.

Die tausend Jahre Germanentum der Bronzezeit werden durch die Arbeit der Vorgeschichtsforschung mit jedem Tage mehr erhellt. Es ist die ruhvolle Zeit eines schollenverwurzelten Bauerntums, das sich durch den damals blühenden Bernsteinhandel eines gesicherten Wohlstandes erfreut. Die Germanen können sich so Zinn und Kupfer beschaffen, das sie zur Herstellung der Bronze benötigen, die in dieser Epoche das vorherrschende Material ist. Sie tragen einfache Wollkleider, eine Filzmütze für den Mann, ein Haarnetz für die Frau als Kopfbedeckung, Gürtel und Schuhe, wie es die Grabfunde erweisen. Ihr Heim sind stroh- oder schilfgedeckte Höfe, von Zäunen umgeben. Das Haus ist rechteckig, besitzt eine Vorhalle und einen Dachfirst, alles aus Holz. Schon von den Indogermanen her sind der Ackerbau und die Töpferei als uralter Besitz überliefert. Aber diese Germanen der Bronzezeit (s. Bildtafel 2) sind auch bereits Meister in Metallarbeiten und wissen kunstvoll die Bronze zu gießen. Neben herrlichen Stoßschwertern und Dolchen werden kunstfertige Zierate, wahre Meisterstücke feinster Arbeit und beseelter Gestaltung,

hergestellt. Es sind aus Bronze, aber auch aus Gold gefertigte Halsgeschmeide, Ringe und Spangen, Nadeln, Gewandhaften und Gürtelscheiben mit oft herrlichen Spiralen, gewissenhaft ausgeführtes Kunsthandwerk von bodenständiger Eigenart. Gegenüber diesen Leistungen erscheinen Metallarbeiten etwa der Zeit vor dem Weltkriege oft genug nur als wertloser Kitsch, als stoffprahlende Barbarei. Eine stolze Schöpfung der Bronzezeit sind die Luren, Hörner für feierliche Musik, die immer paarweise auftreten und ein mehrteiliges, $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Meter langes Bronzerohr haben. Die Nordgermanen erscheinen schon in der Bronzezeit als Meister des Schiffsbaues.

So sehen wir über die Ferne von drei Jahrtausenden hinweg ein gesichertes Volkstum in ruhigem Leben arteigener Prägung. Diese Epoche wird seit etwa 800 v. d. Ztr. durch die härtere, stürmische Eisenzeit abgelöst, in der eine Klimaverschlechterung streitbringende Wanderbewegungen germanischer Völkerschaften aus dem rauh gewordenen Skandinavien über die Ostsee hinweg auslöst, in der auch heiße Kämpfe mit den Kelten geführt werden müssen, die das Eisen besitzen und damit für geraume Zeit die bessere Bewaffnung, bis schließlich durch die Berührung mit der römischen Macht für die Germanen ihr weltgeschichtliches Zeitalter voll von Kämpfen und Blutopfern, jedoch auch von heldischer Größe anbricht.

Um das Jahr 1000 v. Chr. läßt sich unter den Germanen bereits eine Trennung in Ost- und Westgermanen feststellen. Grenze zwischen beiden ist die untere Oder. Die Ostgermanen führen den Sammelnamen Vandilier. Sie verstärken sich durch ursprünglich nordgermanische Völkerschaften. Früh erscheinen solche Stämme von Seeland, Schonen und Gotland her im Mündungsgebiet der Weichsel und vergrößern unter Kämpfen ihr Siedlungsgebiet. Von hier dringen die Ostgermanen weit nach dem Südosten vor. Solche Stämme sind die Goten, von Plinius Gutones, von Tacitus Gotones genannt, deren Herkunft der Name Gotland, wo noch später die Gauten wohnen, erweist. Auch der Name der Rugier findet sich im Norden wieder, und die Burgunder kommen von Bornholm, das in älterer Namensform auch Burgundarholmr geheißen hat.

Die ältesten Nachrichten über die Germanen besitzen wir in der Reisebeschreibung des griechischen Kaufmannes Pytheas von Massilia um das Jahr 300 v. Chr., der von den Teutonen redet, die zwischen Elbe und Weser wohnen und Bernsteinhandel mit den Bewohnern einer Insel Abalus treiben. Leider ist uns sein Bericht nur in einem Auszug erhalten. Die alten Schriftsteller unterscheiden übrigens noch nicht deutlich zwischen Germanen und Kelten. Erst Cäsar trifft die Unterscheidung, seit er mit Ariovist, dem germanischen Heerkönig, zusammengestoßen ist. Die erste Einteilung der Germanen gibt Plinius, 20 Jahre vor der berühmten „Germania" des Tacitus. Er kennt Vandilier, Ingävonen, Hermionen und endlich Peukinen und Bastar-

ner. Nordgermanen kennt er noch nicht. Die Peukinen und Bastarner sind, von der Ostsee her vordringend, im Verein mit den Skiren bereits um 200 v. Chr. an den Nordküsten des Schwarzen Meeres aufgetaucht, weit von ihren germanischen Brüdern entfernt. In Bildwerken erscheinen sie als echt nordisch. Berühmt ist das Reliefbild der Bastarnerin, das unter dem Namen „Trauernde Thusnelda" bekannt ist. Nach dem Berichte des Tacitus haben die Bastarner noch Sprache und Lebensweise der Germanen bewahrt, jedoch die Rassenreinheit durch Mischehen mit den Sarmaten eingebüßt. Die Vandilier gliedern sich in die Lugier in Schlesien, die Burgunder in Posen und in die Goten an der Küste Ostpreußens, die wiederum in Gepiden, Ostrogoten und Wesegoten zerfallen. Der Name Westgoten rührt von einer falschen Schreibung des gotischen Geschichtsschreibers Jordanes her. Westgermanen sind die Ingävonen, Hermionen und Istävonen. Die Istävonen oder Isträonen wohnen am nächsten dem Rheine und sind die unmittelbaren Grenznachbarn des römischen Gallien, deren geschichtlicher Höhepunkt in den Tagen des Arminius erklommen wird. Es sind die Bataver, Sugambrer, Ubier, Chamaven, Chattuarier, Brukterer, Marser und Chatten, die seit dem dritten Jahrhundert unter dem Sammelnamen der Franken ruhmvollsten Schicksalen entgegengehen. Der Wohnsitz der Hermionen ist in Mitteldeutschland zu suchen. Zu ihnen gehören nach den antiken Überlieferungen die Semnonen, Langobarden, Hermunduren, Naristen, Markomannen, Quaden und die große Völkerschaft der Sueven, deren Name — Schwaben — später den der übrigen verdrängt hat. Die drei Hauptnamen für die Westgermanen führt Tacitus auf drei Stammesgötter zurück, Söhne des Mannus und Enkel des Tuisko. Sprachlich sind die germanischen Völkerschaften ohne Zweifel in der Zeit des Tacitus noch kaum getrennt.

Viehzüchter und Ackerbauer, leben die Germanen in ihren Höfen, ihren aus Holz gefügten Häusern. Gegen städtisches Leben müssen sie eine tiefe, noch lange Jahrhunderte fortwirkende Abneigung empfunden haben. Steinbau ist ihnen noch unbekannt. Die Römer sind hier ihre Lehrmeister geworden. Die Qualität des Viehs in den Ställen der Germanen ist noch gering. Pferde werden bereits in Gestüten gezüchtet. Im Sommer wird das Vieh durch Weide, im Winter durch Heufütterung ernährt. Von Geflügel gibt es nur Hühner. Die Wildgans, die gute Daunen liefert, und die Wildente werden gejagt. Angebaut werden Hafer, Gerste, Weizen (d. i. der „Weiße"), Roggen und Hirse, wahrscheinlich aber auch Hülsenfrüchte, wie Linsen, Erbsen, Bohnen, außerdem Mohrrüben, Lauch und Mohn. Ein wilder Apfelbaum ist heimisch. An Nutzpflanzen werden Flachs, Hanf und vermutlich auch Waid gebaut. Linnen ist seit der indogermanischen Zeit her bekannt, beide Geschlechter tragen Linnengewänder. Auch Wollentücher werden verwendet, von den Männern zudem oft kostbare Pelze. Den Räderpflug haben

die Germanen den Römern übermittelt, ebenso wie den Gebrauch der Seife. Der Acker wird als Gemeinbesitz alljährlich ausgeteilt, an die Sippen oder Dorfverbände, die ihn wieder an ihre Angehörigen, die einzelnen Hofbesitzer und Familienväter weitergeben. In den Rheingebieten und in Westfalen mag der Einzelbesitz an Ackergrund am frühesten aufgekommen sein. Jeder Dorfgenosse darf auf der Allmende jagen, fischen, holzen. Die Ernährung ist die der Viehzüchter: Milch, Käse und Fleisch. Dazu liefert der Ackerbau Hafermehl für Brei, Weizenmehl für Kuchen, Gerstenmalz für die Bereitung eines Bieres. Aus Obst und Waldbeeren wird ein Süßtrank erzeugt, der althochdeutsch lîd heißt. Der indogermanische Honigmet verschwindet. Das Fleisch wird am Spieß gebraten oder im Kessel gekocht. Die Wohlhabenden kennen auch schon die Butter. Den Wein haben erst die Römer ins Land gebracht. Römische Kaufleute lassen sich vielfach in Deutschland nieder oder dringen, den Flußläufen folgend, in das Innere vor. Die Sueven verbieten die Einfuhr des Weines. Die bald verrömerten und entarteten Ubier aber öffnen ihr Land ganz dem römischen Handel. Dieser liefert Schmuckgegenstände, Geräte, Waffen und holt dafür Sklaven, Pelze, Daunenfedern und das feine blonde Frauenhaar der nordischen Rasse, das Perücken für die Römerinnen gibt, die für Blond schwärmen. Römische Münzen bürgern sich erst seit den Tagen des Kaisers Augustus ein. Man steht noch völlig beim Tauschhandel, und bezahlt wird mit Vieh. Als selbständiges Gewerbe wird bereits seit der Bronzezeit die Metallbearbeitung betrieben, bemeistert die Schmiedekunst das schützende Eisen. Alles übrige, auch Gewänder, die leinenen oder ledernen Hosen, die ledernen Schuhe, wird auf den Höfen erzeugt. In dieser Zeit harter Kämpfe, im Westen gegen die Kelten und dann die Römer, im Südosten gegen die zurückweichenden Illyrer, ist das Gold seltener geworden. Die Zeiten sollen erst anbrechen, in denen den Germanen, den ostgermanischen Sturmvölkern zunächst, die Reichtümer der alten Welt zufallen. Als Verkehrsmittel wird zu Lande der Ochsenkarren, zu Wasser der lange Einbaum aus Eichenstamm benützt. Plinius erzählt uns von so mächtigen Einbäumen, daß bis zu 30 Männer daran tragen mußten. Die Nordgermanen beherrschen auch weiter den Schiffbau, den sie gewiß bereits als eigenständiges Handwerk betrieben haben. Sie zimmern künstliche Fahrzeuge zusammen, um die Weite des Meeres diesen „Wogenhengsten" zu erschließen.

Die Römer, besonders Tacitus, schildern mit großer Wärme die unverbrauchte Jugendkraft der germanischen Völkerschaften. Es ist das Bild des nordischen Menschen. Wir sehen ein urwüchsiges Volk, das den Kühnen ehrt und den Feigling verdirbt, das den Kampf um seiner selbst willen schätzt, weil es sich in der harten Eisenzeit nur durch den Kampf und durch gesteigertes Heldentum zu behaupten vermag. In die rauhere Welt von damals taugen nur mutige Menschen, für Weichlinge ist kein Platz an der kärglichen Sonne.

Besonders fällt den stark verderbten Römern die Keuschheit der Germanen auf. Das Wort keusch ist ein rein deutsches. Vor dem 20. Lebensjahr dürfen sich die Geschlechter nicht kennen. Die Ehen werden streng gehalten, der Ehebruch findet harte Bestrafung. Daraus erklärt sich auch die unverwüstliche Lebenskraft dieser Völkerschaften trotz gelegentlich sehr schwerer Verluste. Der Gast findet im germanischen Hause freundliche Aufnahme, wie auch ihm das Haus des Wirtes heilig ist. Als Schattenseiten erscheinen der Hang zum Trunk und die unselige Leidenschaft für das Würfelspiel.

Zur Zeit, da sie mit dem römischen Kaiserreich zusammenstoßen, besitzen die Germanen bereits eine eigene Schrift, das Runenalphabet, die sogenannte Futhark, mit 24 Buchstaben. Die Zeichen werden in Buchenstäbe eingeritzt und müssen sich darum dem Holz anpassen; der Name Buchstabe bezeichnet getreu das alte Schreibmittel. Da nur wenige um die Schrift Bescheid wußten und die Stäbchen zusammengeworfen und aufgelesen auch zu Prophezeiungen verwendet werden, wird für diese Schrift der weihevolle Name rûna (raunen), das Geheimnis, gebraucht. Wären uns doch viele Inschriften in Runenzeichen erhalten! Wir sind bitter arm an Resten aus unserer alten Zeit. Zweifellos hat die Unduldsamkeit christlicher Missionare, wie sie die für ganze Generationen geheiligten Baumriesen zerstörte, auch hier mit allem Alten aufgeräumt, da ja sicherlich die Inschriften religiösen Charakter trugen.

Von der Dichtung der Germanen gibt Tacitus Zeugnis. Er spricht von Liedern, die vor dem Kampf gesungen werden, Lobliedern für Helden, so für Arminius. Er spricht von Braut-, Hochzeits- und Totenliedern. Auch Götterlieder habe es gegeben. Die Lieder, sagt er, sind bei den Germanen die einzige Form der Überlieferung. Die schon früher erwähnte Abneigung unsrer Altvordern gegen städtisches Leben dürfte sich auch auf das Literarische übertragen haben, während doch schon die Luren aus der Bronzezeit auf musikalisch-dichterische Feiern vermutlich religiöser Art schließen lassen. Auf die frühen Zeiten des Eindringens der Ostgermanen in den Südgestaden der Ostsee will man Sagen wie die von der Streitstifterin Hilde, von der Schlacht der Winniler, von Helgi, dem aus dem Totenreich Zurückkehrenden, deuten. Erhalten ist uns aus so alter Zeit nichts. Unser ältestes deutsches Lied, das Hildebrandslied, ist erst 700 Jahre nach Tacitus aufgezeichnet worden und weist in eine ganz andere Zeit. Seine Form aber, die Langzeile mit ihren feierlichen Stabreimen, die den Vers binden, muß uralter germanischer Besitz gewesen sein und war wie kaum eine andere geeignet, im Gedächtnis bewahrt zu werden, sind doch über weite Jahrhunderte weg bis zum heutigen Tage stabreimgebundene Formeln, wie Haus und Hof, Roß und Reiter, Mann und Maus, Kind und Kegel ein fester Kern unseres Sprachschatzes geblieben. In allen germanischen Sprachen findet sich der Name Harfe, bei allen Stämmen die Hochschätzung der Kunst des Sängers.

Wie wenig wissen wir über die Religion der Germanen! Das Christentum hat zu früh und mit verdammender Rücksichtslosigkeit die alten, gebundenen Überlieferungen beseitigt. Wir müssen aus Resten schließen, aus alten Gebräuchen, aus alten Sprüchen. Wir sind auch hier auf das Zeugnis der Römer angewiesen und müssen bei der Wertung ihrer Mitteilungen in Rechnung stellen, wie schwer ein fremdes und zudem überzivilisiertes Volk die religiösen Vorstellungen des andern, viel jüngeren, richtig zu verstehen und wiederzugeben vermag. Cäsar berichtet, daß die Germanen nur sichtbare Götter verehren, die Sonne und die Gestirne, wie diese mit unglaublicher Bewahrungstreue noch die über 900 Jahre später aufgezeichneten Merseburger Zaubersprüche anführen. Tacitus sagt, daß für die Germanen die Gottheit ursprünglich nur das Angerufene sei. Dann habe sich damit der Gedanke an übermenschlich starke Helden verbunden. Solche werden uns z. B. von den Goten unter dem Namen Anses überliefert. In den nordischen Eddaliedern heißen die Götter Asen, die in Asgard, dem Reich der Götter, hausen. Tacitus nennt uns drei Hauptgötter und sagt, Mercurius sei der oberste. Es ist das wohl kein anderer als der ursprünglich nur rheinische Wind- und Wettergott Wodan, dem die Germanen die Gabe der Zauberei und die Erfindung der Runen zuschreiben, den die nordische Überlieferung unter dem Namen Odin dichterisch verklärt. Als ein Totengott erweckt er den Römern die Erinnerung an Merkur, auch weil ihn die Germanen als einen wandernden Gott auffassen. Es ist ein herrliches Götterbild, das die Sage aus dem Allvater und Siegverleiher geformt hat, ein echt deutsches. Der wandernde Gott, der bei den Menschen nachsieht, der die Helden nach ruhmvoll durchkämpfter Lebensbahn durch die Walküren in das Totenhaus Walhall holen läßt, der, den Schlapphut tief im Gesicht, unerkannt den meisten Menschen, seinen Lieblingen den Rat höchster Weisheit zuraunt, der seine Helden zum Siege führt, und ihnen an der Wende ihres Schicksals, damit sie nicht den ruhmlosen Strohtod sterben müssen, auch selber den Siegesspeer entgegenhält, daran das bestgeschmiedete Schwert zerbricht. Jener Wodan, bei dessen Namen wir das Stürmen der Winde im dröhnenden Winterwald deutscher Erde zu vernehmen meinen, der Wodan, der doch das Ende, das die drei übermenschlichen Schicksalsgestalten, die Nornen verhängt haben, nicht zu wenden vermag. Es ist ein Gott, auf den unser Volk stolz sein konnte. Im Lichte dieses Glaubens ist er wirklich Anfang und Ende alles Germanentums und in seiner ehrwürdigen Wanderergestalt auch des Deutschtums insbesondere. Und neben Wodan, an dessen Götterbild Jahrhunderte, wenn auch mit manchen Entlehnungen aus der Berührung mit anderen Völkern, geschaffen haben, neben diesem Gott des Kriegergefolges und der zauberhaften Walstatt, steht Herkules, unter dem gewiß Donar gemeint ist, der sagenumrauschte Asathor der nordischen Skalden. Er ist der Gott des unbarmherzig niederschla-

genden, aber lebenerweckenden Donners und Blitzes, der die Welt von Ungeheuern, den Riesen, reinigt. Er fesselt die Weltenschlange, er findet im Kampf an der Seite des Vaters der Götter und Menschen den Heldentod. Donar-Thor ist gewiß einer der ältesten Götter der Germanen, dessen Verehrung noch in die Bronzezeit hineinreicht und dem bäuerlichen Lebenskreis zugehört. Unter Mars, den Tacitus als den dritten Hauptgott der Germanen anführt, ist sicher Ziu zu verstehen, der Saxnot der Sachsen, seinem Namen nach (urgermanisch Tiwaz, nordisch Tyr, deutsch Ziu) identisch mit dem alten Himmelsgott der Indogermanen, dem Zeus der Griechen, dem Jupiter der Römer. Erst der deutsche Wodan hat ihn von seiner ersten Stelle verdrängt und zum Kriegsminister im Götterrat gemacht. Ungewiß sind Rang, Herkunft und Wesen der an der Nordsee unter geheimnisvollen Gebräuchen verehrten Göttin Nerthus, der ein Gott Njordr als Zweitgestalt zur Seite steht. Friia ist die Gattin des Wodan und die Beschützerin der Ehe. Wer die bei den Istävonen verehrte Tamfana ist, wissen wir nicht. Wir kennen auch Namen und Wesen der Göttin nicht, die Tacitus mit der Isis vergleicht, deren Sinnbild ein Schiffchen war. Zweifellos ist die Gestalt Balders mit seinem unglückseligen Bruder Hödur altgermanisch. Wir sind aber zu stark auf die nordische Überlieferung aus später Zeit angewiesen, die dichterisch übersteigert und vielleicht auch, wie bei der Vorstellung vom Weltenbrand und der Götterdämmerung, von fremden Vorstellungen beeinflußt ist. Sie schafft, möglicherweise nach dem Muster der römischen Götterlehre, eine Reihe von neuen Göttern. Und doch, aus allen Resten und anzunehmenden Umbildungen ist immer noch die große Naturnähe germanischen Götterglaubens zu erkennen, wie denn die Götter auch auf Bergeshöhen, in geweihten Hainen, auf verschwiegenen Inseln verehrt worden sind. Und überall belebte der Volksglaube die Welt mit einer Fülle von ungeschlachten Riesen, mit klugen, gutmütigen oder boshaften Zwergen und Kobolden, mit unheimlichen Geistern.

An eine Trennung von Leib und Seele im Augenblick des Todes glauben die Germanen nicht. Der Abgeschiedene lebt leiblich weiter. Das Grab, in das den Verstorbenen die Waffen und die Gerätschaften ihres täglichen Lebens, wie Messer, Kämme und Schabmesser, auch wohl ein Klappstuhl zur Wegrast, bei Fürstengräbern selbst Rosse und Hunde, ja gelegentlich auch Knechte mitgegeben werden, verwandelt sich später zum Totenreich, der hella oder Hel. Die Helden aber kommen nach Walhall. Die Toten werden in der Steinzeit in größeren, oft gewaltigen Steingräbern oder in kleineren Totenstuben beigesetzt. Dann treten die kleineren Steinkisten auf, über denen die Erde zu einem Hügel aufgewölbt wird. Leichenverbrennung kommt um das Ende der Bronzezeit auf. Diese Sitte beraubt uns der Möglichkeit, die rassische Zusammensetzung der damaligen Germanen zu überprüfen. Weitaus überwiegend dürf-

ten sie nordisch und fälisch gewesen sein. Andere Bestandteile, wie die ostischen, mögen nur von Unterworfenen hergerührt haben.

Den Göttern dienten die Germanen durch Tier- und Menschenopfer, dargebracht auf Opfersteinen in heiligen Hainen. Der Opfernde ist zuerst das Oberhaupt der Familie, der Sippe und des Staates. Cäsar kennt noch keinen germanischen Priesterstand, wohl aber Tacitus Priester einzelner Gottheiten und Priester des Staates. Sie gebieten in der Volksversammlung Ruhe und verkünden den Gottesfrieden. Sie üben im Krieg Strafgewalt, sie befragen das Los.

Zum Schutze vor bösen Geistern, vor Unheil und Krankheit wird der Zauber gesprochen, der dichterischen Charakter trägt, wie uns die Merseburger Zaubersprüche und andere zeigen. Er ist in die Formelhaftigkeit des uralten Stabreimes eingekleidet. Die Zukunft wird aus dem Vogelflug, aber auch aus dem Loswerfen erforscht. Buchenstäbchen mit Runen werden in die Höhe geworfen; wie dann die Runen fallen, bieten sie das Zukünftige. In der Edda gelten die Frauen als runenkundig. Sie weissagen den Niflungen die nahende Gefahr. Gudrun warnt ihre Brüder durch Runen vor dem Überfall Atlis. Diese Stellung der Frau als einer Zukunftsdeuterin wird uns auch von Tacitus bezeugt. Die Germanen meinen, so sagt er, daß den Frauen etwas Voraussehendes, Weissagendes innewohne. Sie hätten schon Streitigkeiten zwischen den einzelnen Völkerschaften beigelegt. Gerade zu seiner Zeit genießt die Veleda, die auf hohem Turm haust, eine besondere Achtung. Gesandtschaften werden zu ihr entsendet.

Der einzelne ist ohne seine Familie und Sippe, also ohne Eingliederung in die Gemeinschaft, nicht denkbar. Haupt der Familie ist der Hausvater; er ist für sie verantwortlich, ob es nun seine Frau, seine Kinder, seine Knechte und Mägde oder der eben bei ihm herbergende Gast sind. Zu seiner Hausgenossenschaft, dem hiwiski, gehören auch ledige oder verwitwete Schwestern, die in den väterlichen Hof zurückgekehrt sind. Der Familienvater ist ihr Rechtsschützer; wird ihnen ein Leid zugefügt, so klagt er für sie. Aber er haftet auch für Schaden, den sie anrichten. Es ist die Muntgewalt des Familienvaters, die allerdings durch den Schutz der Sippe für die Familienangehörigen eingeschränkt ist. Die Ehe kommt ursprünglich — es ist wohl eine Mutprobe — durch den Raub der Frau zustande. Später erfolgt der Kauf der Frau, zuerst wohl die Entschädigung, mit der der Familienvater für den Raub der Tochter abgefunden wurde. Der Ehemann kann in gewissen Fällen seine Gattin dem Tode überliefern, ebenso seine Kinder, er kann beide im Fall „echter Not" verkaufen. Er entscheidet, ob sein neugeborenes Kind aufgezogen oder ausgesetzt werden soll. Dann erst, in der Regel binnen 9 Wochen nach der Geburt erfolgt die Wassertaufe des Neugeborenen. Mit der Vermählung der Tochter endet die väterliche Gewalt über sie, die nun in die Muntgewalt des Gatten

übergeht. Beim Sohn endet die väterliche Gewalt, wenn er durch einen anderen adoptiert wird, in ein fürstliches Gefolge eintritt oder sich einen Hausstand gründet. Mit jeder dieser Möglichkeiten ist nach erbrachter Bewährung die Erteilung des Waffenrechts verbunden. Die Sippe steht über der Familie. Sie ist die Gesamtheit der durch Blutsverwandtschaft miteinander Verbundenen, ob nun von väterlicher oder von mütterlicher Seite. Die durch die Mutter vermittelte gilt als besonders eng, ein merkwürdiger Rest mutterrechtlicher Auffassung. Die Sippe hält eng zusammen, und ihre Mitglieder haben die Pflicht zur Blutrache. Die Gesippen oder Gätlinge zerfallen in die Schwertmagen, das sind die männlichen Verwandten des Mannesstammes, und in die Spindelmagen, das sind die weiblichen und die von ihnen abstammenden männlichen Verwandten. Im germanischen Heere bilden die Sippen, miteinander wetteifernd, geschlossene Abteilungen. In seiner Sippe, vor seinen eigenen Verwandten, muß hier jeder zeigen, was für ein Kerl er ist. Ihr fällt auch das Wergeld zu, mit dem die Ermordung eines Freien gesühnt werden muß. Der Staat anerkennt die Sippe; erklärt er einen Mann für vogelfrei, stößt er ihn erst aus seiner Sippe aus. Aber außer im Heerwesen hat diese so wenig wie die Familie eine staatliche Funktion.

Der Staat der germanischen Zeit ist noch wenig fest gefügt. Da er noch in Bewegung ist, kann er Teilungen oder Verschmelzungen mit anderen Völkerschaften erfahren. Es gibt noch keine einschneidenden sprachlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Völkerschaften, die einer Verbindung im Wege stünden. Ebensowenig gibt es unter ihnen rassische Unterschiede, die ein Über- oder Untergeordnetsein mit sich bringen würden. Es ist eigentlich eine gewaltige Brüdergemeinde mit staatlichen Bewegungen nach dem Bedarf des Tages, bei denen das persönliche Moment noch eine mächtige Rolle zu spielen vermag. Der Wandertrieb steckt diesen Menschen als echten Germanen und Deutschen im Blut. Das Fortziehen eines Stammes macht Raum frei und ruft Machtverschiebungen und Bewegungen hervor. Durch den Kinderreichtum geht besonders in Zeiten des Friedens ein rasches Wachstum der Stämme vor sich. Auf einmal stehen dann Völkerschaften vor uns, die neue Wohnsitze suchen und auch brauchen, weil die alten ihnen bereits zu eng geworden sind und die nur begrenzt möglichen Rodungen im Bereich der großen Wälder nur noch wenig guten Acker- und Weidegrund ergeben. Denn mit den großen Wäldern tritt auch viel Sumpf und Wasser auf. Man steht noch in der wilden Feldgraswirtschaft, wo Mißjahre bereits eine Katastrophe hervorrufen können. Die Äcker werden noch nicht gedüngt, nur von den Ubiern wird eine Düngung mit Mergel berichtet. Dreifelderwirtschaft gibt es wohl erst am Rand des germanischen Gebietes gegen die römische Grenze zu. Der einzelne verwächst noch nicht völlig mit dem Boden, da er ihm ja noch nicht gehört, er holt also nicht das Beste heraus. So sind diese Völkerschaften immer zum Wandern

bereit, häufig dazu gezwungen. Anders ist es, als der Einzelbesitz sich durchgesetzt hat. Da gibt es auch schon Grundherren, die einen Teil ihres Bodens durch an die Scholle gebundene Hörige bewirtschaften lassen.

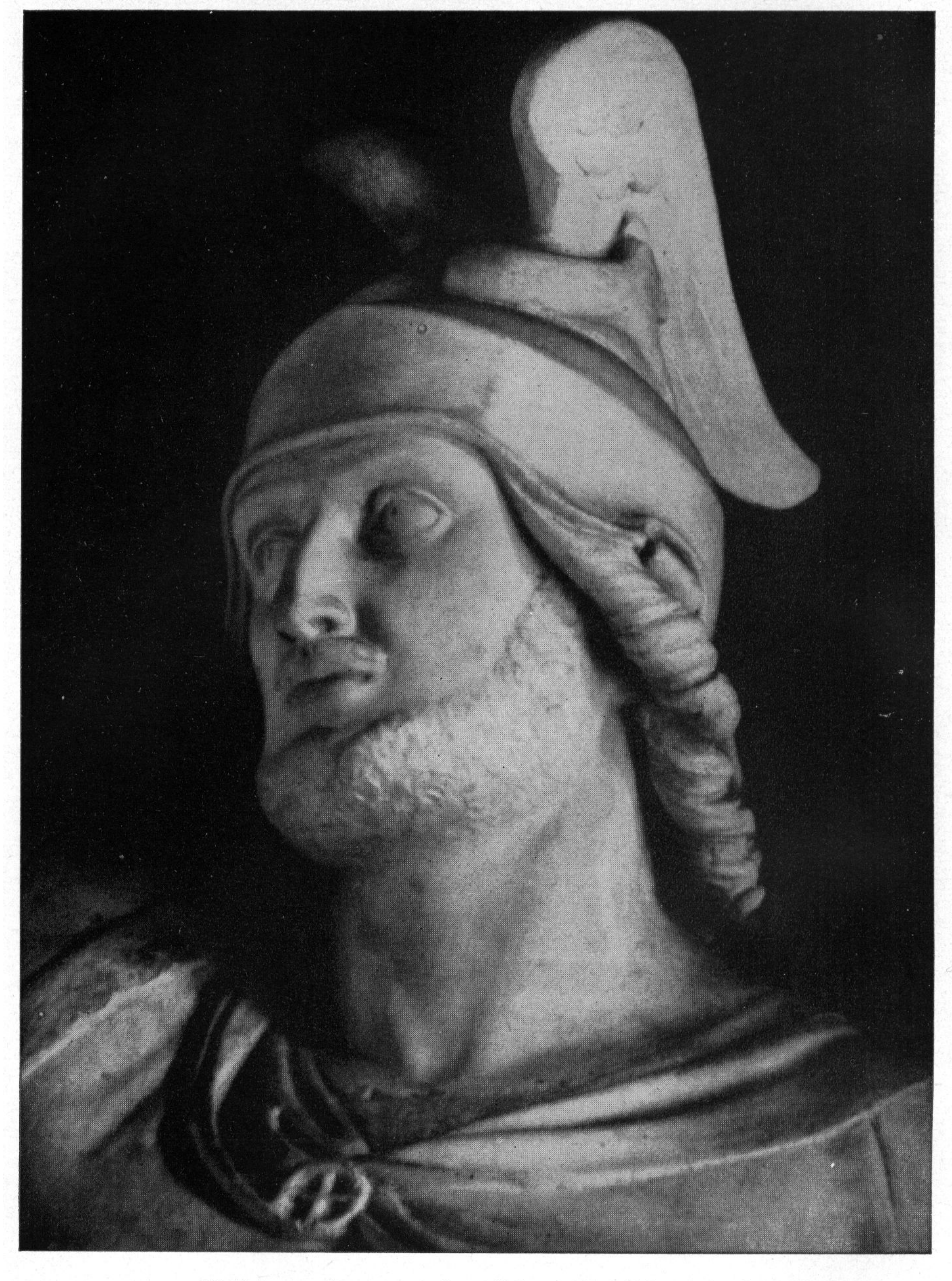
Das Volk gliedert sich in Freie, Adelige, Hörige oder Liten, Knechte und Freigelassene. Die Hauptmasse bilden die Freien. Sie haben alle Rechte in der Staatsgemeinschaft. Die Adeligen oder Edelinge, auch Erle (im Nordischen Jarl genannt), genießen ein besonderes Ansehen und ein höheres Wergeld. Aus ihnen werden die Fürsten gewählt, die Herzöge im Kriegsfalle und der König bei den Ostgermanen. Die Hörigen — nur bei den Westgermanen — sind die Teile der früheren Bevölkerung, die sich den eindringenden Germanen freiwillig ergeben hatten. Bei den Bayern und Langobarden werden sie Aldien genannt. Sie sind zweifellos auch rassisch anders als die nordischen Germanen und müssen dem Staat, dem sie gehören, Abgaben entrichten. Sie haben nur ein halbes Wergeld. Zum Heer und zur Volksversammlung sind sie nicht zugelassen. Die Knechte oder skalks werden gut behandelt, sind aber Vermögenssache. Sie haben kein Wergeld, für ihre Tötung muß ihr Herr entschädigt werden. Bunt ist ihre Zusammensetzung: Kriegsgefangene, Söhne von Knechten, heruntergekommene Freie, die durch Überschuldung oder durch Einsatz im Würfelspiel ihre Freiheit eingebüßt haben. Sie verrichten unter der Leitung der Hausfrau Arbeiten auf dem Hofe, erhalten auch gelegentlich durch reichere Grundherren ein Bauerngut gegen Abgaben zur Bewirtschaftung. Da sie freigelassen werden können, bilden sie ein Ferment der Rassenmischung. In den Staaten mit Königen gelangen sie leicht auch in angesehene Stellungen als Berater des Herrschers.

Das Völkerschaftsgebiet wird in Gaue eingeteilt. Fürsten stehen an der Spitze der Gaue, die meist sehr selbständig sind. Der Drang nach dem Eigenleben ist eine besondere Schwäche der Westgermanen, als sie mit dem Römerreich zusammenstoßen. Zwei Jahrhunderte hat es gedauert, bis sich hier in den großen Stämmen leistungsfähige Gegner gebildet hatten. Die Gaue wieder zerfallen in Hundertschaften, Siedlungsgemeinschaften von 100—120 Wehrfähigen. Die Völkerschaftsversammlung oder das Landesthing verkörpert die Rechte des Staates. Im Frühjahr zur Zeit des Neumonds findet die einzige regelmäßige Tagung, das echte Thing, statt. Die andern müssen durch Ladung berufen werden, sind also gebotene Thinge. Das Thing, an dem alle Freien teilnehmen, tagt in Waffen und ist zugleich Heeresversammlung, bei der die jungen Männer in den Heerbann aufgenommen werden. Es steht unter dem Schutz der Götter, sein Friede wird durch den Priester oder den König geboten. Als oberstes Gericht entscheidet es über Leben und Tod, verleiht das Bürgerrecht an die Unfreien, wählt die Gaufürsten und den Herzog, bei den Ostgermanen auch den König. Nach Vorberatung unterbreiten die Fürsten die wichtigen Angelegenheiten der Versammlung, die



Tafel 2. Germanen der älteren Bronzezeit (um 1600 v. Chr.)

Die Germanen trugen einfache Wollkleider, eine Filzmütze für den Mann, ein Haarnetz für die Frau als Kopfbedeckung, Gürtel und Schuhe, wie es die Grabfunde erweisen. Einfach ist das Leben in der fernabliegenden Bronzezeit, aber sicher und klar. Das neugeprägte Germanentum reift in der Stille bäuerlichen Seins, Diener an der Scholle und Hüter seiner Freiheit, weltgeschichtlicher Sendung entgegen.



Tafel 3. Hermann der Cherusker (Arminius)

In entscheidendster Notzeit wurde Arminius der Befreier seines Volkes und damit Ahnherr unserer Größe. Sein höchster Einsatz und sein letztes Opfer sind für uns alle sieghaft geworden. Als Dank verliehen ihm Geschichte und deutsche Nation ihren höchsten Preis: Unsterblichkeit!

entweder durch Murren ablehnt oder durch Zusammenschlagen mit den Waffen annimmt. Das ordentliche Gericht wird von den Fürsten betreut. Sie halten alle sechs Wochen ein ordentliches Gericht ab, und zwar abwechselnd an den Gerichtsstätten ihrer Hundertschaften. Die jeweilige Gerichtsgemeinde wird durch die Freien der Hundertschaft gebildet. Mit einem Ausschuß von ihnen berät der Fürst, die Gemeinde erteilt nach erfolgtem Vorschlag dem Urteil das Vollwort, worauf es der Fürst verkündet. Im Gerichtsverfahren überwiegt das Formelhafte. Dem Angeklagten treten die Eideshelfer, ursprünglich die Sippenangehörigen, zur Seite. Das Gottesurteil ist zugelassen. Vor Gericht ist der Freie für sich und die Leute seiner Muntgewalt verantwortlich. Strafrecht gibt es im alten germanischen Staat noch nicht. Er greift nur ein, wenn die Allgemeinheit verletzt wird, bei Landesverrat, Überlaufen, Heeresflucht, widernatürlicher Unzucht. Hier fällt die Volksversammlung das Todesurteil. Die ersteren verfallen der Henkung, die Lasterhaften werden im Moor ertränkt. Bei Totschlag, Mord, Schändung und Mädchenraub muß sich der Geschädigte selber sein Recht verschaffen. Er kann dies durch Gewalttat, dann gibt es Fehde und Blutrache, oder aber durch Übereinkommen, indem er eine Buße, die in Vieh geleistet wird, entgegennimmt. Der Staat greift von sich aus erst ein, wenn er angerufen wird; er stellt dann den verletzten Friedenszustand, d. h. den Rechtszustand wieder her. Seine härteste Strafe ist, daß er den Friedensbrecher, der die Buße verweigert, als friedlos erklärt, als vogelfrei. Dann ist der Betroffene ein Wolf oder Waldgänger, den jeder erschlagen darf. Seine Frau, für die er damit tot ist, wird rechtens Witwe, seine Kinder sind Waisen, seine Habe fällt dem Staat zu. Er gehört nicht mehr dem Staate und dessen Frieden an.

Das Heer wird nach Gauen und in diesen wieder nach Hundertschaften und Sippen aufgestellt. Sein Führer ist der für den Krieg gewählte Herzog oder der König. Es besteht in der Hauptmasse aus Fußvolk. Reiter treten besonders bei den Ostgermanen auf. Die Waffen sind nicht mehr wie in der Steinzeit Streitaxt und Pfeil. Die Reiterei hat als einzige Waffe die für Nah- und Fernkampf geeignete Lanze mit schmaler, kurzer Eisenspitze. Das Fußvolk hat ein einschneidiges Kurzschwert. Die Ost- und die Nordgermanen verwenden auch ein langes, zweischneidiges Schwert. Die Schilde sind Holzschilde aus Brettern mit einem Eisenbuckel in der Mitte, auch mit Eisenbeschlägen am Rande. Helm und Panzer treten erst in der römischen Kaiserzeit als Schutz der Vornehmen auf. Bogen und Pfeil werden nur noch auf der Jagd verwendet. Doch treffen wir später die Goten als gute Bogenschützen. Die alte Streitaxt wird nur mehr bei den Franken und Langobarden geführt. Der Angriff erfolgt in Keilform. Wird der Keil aufgefangen, dann gereicht diese Aufstellung dem Heere zum Verderben, weil es umklammert wird. Der Gaufürst führt vor der Schlachtordnung mit auserlesenen Reitern

und Fußvolk ein einleitendes Gefecht. Hinter der Schlachtfront stehen bei den Wandervölkern die zusammengefahrenen Wagen, von denen aus Frauen und Kinder den Gang der Schlacht verfolgen und durch ihre Zurufe oft auch zu bestimmen vermögen. Angesehene Fürsten haben eine Gefolgschaft um sich, auch in Friedenszeiten. Der Gefolgsherr gibt dieser die Waffenrüstung und sorgt für alles, was sie benötigt. Die Gefolgschaft ist durch den Treueid an ihren Herrn gebunden und muß ihm in der Schlacht bis in den Tod zur Seite stehen. Es gilt als schimpflich, aus dem Kampfe zu entrinnen, wenn der Gefolgsherr den Tod gefunden hat. An diese Einrichtung, die ganz dem Heldengeist der Germanen entspricht, hat das spätere Lehnswesen angeknüpft.

2. Die Germanen in Verteidigung und Angriff gegen die Römer

Der Todeszug der Cimbern und Teutonen – Cäsar und Ariovist – Die Römer greifen an – Arminius rettet die Freiheit Deutschlands – Das Kaiserreich weicht in die Verteidigung – Der Limes – Markomannenkrieg – Aufkommen der deutschen Stämme – Überwältigung des Limes und Kampf um den Rhein

An den Schwellen der römischen Weltmacht stehen auf einmal germanische Wanderscharen. Die Cimbern sind von der Nordseeküste Schleswig-Holsteins heruntergezogen, durch Springfluten um ihren Heimatboden gebracht. Der Name Himbärsyssel oder Himmerland für einen Teil Jütlands erinnert heute noch an diese ferne Vergangenheit. Nun suchen sie Land, einen neuen Bund mit der Erde zu schließen. Es ist die Raumnot, die uns an der Schwelle der deutschen Geschichte als ein gestaltendes Schicksal begegnet. Bei Noreja (wahrscheinlich das heutige Neumarkt in der Steiermark) stoßen sie im Jahre 113 v. Chr. auf ein römisches Heer und tragen über die eisernen Legionen den Sieg davon. Sie gehen nun aber nicht über die letzten Alpenkämme nach dem Süden, sondern wenden sich, bald mit den gleichfalls germanischen Teutonen und Ambronen vereint, in der Nähe von Basel über den Rhein, wo sie sich eine Zeit mit den Belgern herumschlagen. Nach einer kurzen Trennung, in welcher die Cimbern plündernd Spanien durchziehen, werfen sie sich vereint über römische Heere und tragen bei Arausio im Rhonetal über ein römisches Doppelheer einen gewaltigen Sieg davon (105 v. Chr.). Die Römer müssen den tüchtigen Marius mit dem Kommando betrauen, um der Gefahr Herr zu werden. Er wird mehrere Jahre nacheinander zum Konsul gewählt, gewöhnt aber erst allmählich seine Truppen an den Anblick der schrecklichen Feinde und bildet eine lockere Kampftaktik durch. Zu ihrem Verhängnis entschließen sich die beiden Völker, sich von neuem zu trennen und so den Weg nach Italien zu nehmen. So können die Römer sich ihrer erwehren. Bei Aquae Sextiae erliegen im Jahre 102 v. Chr. die Teutonen und Am-

dronen, bei Vercellae ein Jahr darauf die Cimbern. Was nicht auf dem Schlachtfelde geblieben, vorweg die Masse der Nichtkämpfer, vergeht in der Sklaverei. Das nordische Blut ist also zunächst vergebens versickert, aber der Untergang der beiden Völker wird umstrahlt von dem Glanz eines zwölfjährigen Siegeszuges fern der Heimat. Die Römer jedoch haben seit diesen Tagen den Schrecken vor den Germanen nicht mehr verloren.

Erst 50 Jahre später stößt die neue Welt nochmals auf die Römer, gerade als diese unter Julius Cäsar daran sind, sich Gallien einzuverleiben, wo schon lange ihr Einfluß wirkt. Doch auch die Germanen haben in Gallien bereits seit langem Fuß gefaßt, und der Rhein kann zu dieser Zeit bereits als deutscher Fluß gelten. Im Norden des Landes rühmen sich die Nervier und Treverer germanischer Abstammung, nach dem Zeugnis Cäsars „nicht ohne Grund". In der Mitte des Landes aber greift eben damals der Einfluß eines germanischen Heerkönigs um sich, der mehrere Völkerschaften im Waffendienst um sich geschart hat und aus dem Inneren Deutschlands immer neue Zuzügler als Verstärkung erhält. Auch diesen Ariovist hat das fruchtbare gallische Land über den Rhein gerufen. Auch er will, wie die Cimbern und Teutonen, nur Land, und er ist bereit, dafür Waffenhilfe zu geben, also Dienste zu leisten. Er hat den gallischen Sequanern gegen ihre Brüder, die Aeduer, in der Siegesschlacht von Magetobriga geholfen. Für diese Hilfe aber mußten sie ihm ein Dritteil ihres Bodens überlassen. Die durch das Umsichgreifen der suevischen Völker des Ariovist bedrohten Gallier rufen Cäsar zu Hilfe, der nach einer ergebnislosen Unterredung, die er mit dem germanischen Heerkönig hat, diesen bei Vesontio im Elsaß besiegt und über den Rhein zurückwirft. Trotz dieser Niederlage bleiben drei von den sieben Völkerschaften des Ariovist auch weiterhin westlich des Rheines seßhaft: die Triboker, die Vangionen und die Nemeter. Alle diese aber haben bald ihre germanische Eigenart in der keltischen Umgebung verloren. Der Sieg der Römer hat eine mächtige Völkerschaftsbewegung bei den Germanen zum Halten gebracht, waren doch nach dem Zeugnis der Treverer 100 Gaue der Sueven bereits im Begriff, den Rhein zu überschreiten, als Cäsar den Heerkönig schlug. Diese haben wohl auf die Unglücksbotschaft den Rückmarsch angetreten. Cäsar muß sich bald darauf gegen die Usipeter und Tenkterer wenden, die über den Niederrhein gekommen sind. Er wird ihrer, allerdings auf die hinterhältigste Art, Herr. Zweimal, 55 und 53 v. Chr., geht der römische Feldherr sogar über den gewaltigen Rheinstrom, den er durch eine kunstvolle Brücke bezwungen hat. Beide Stromübergänge tragen indessen nur den Charakter einer Demonstration. Der Rhein ist nun nach der Unterwerfung Galliens die Grenze zwischen dem Weltreich und den Germanen.

Die Siege des großen Cäsar können die Germanen in ihrem Druck nach dem Westen nur für kurze Zeit aufhalten. Zwanzig Jahre nach der

Niederlage des Ariovist muß bereits M. Vipsanius Agrippa die römerfreundlichen Ubier vor dem Haß ihrer Volksgenossen auf das linke Rheinufer nehmen, wo das heutige Köln ihre Hauptstadt wird. Sie haben dann rasch ihr germanisches Volkstum eingebüßt. Aber auch über den Rhein fluten bald germanische Angriffsscharen, weithin das gallische Land plündernd. Im Jahre 16 v. Chr. erscheinen die ungestümen Sugambrer. Die römische fünfte Legion unter dem Legaten M. Lollius muß vor ihnen kapitulieren und ihren Adler in Feindeshand lassen. Der Kaiser Augustus kommt persönlich an die bedrohte Front. Der Augenschein der aus den Wäldern Germaniens ewig drohenden Gefahren mag ihn zu der Hauptunternehmung bewogen haben, die nun einsetzt und die Sicherung fast der gesamten römischen Nordgrenze zum Ziel hat. Die beiden Stiefsöhne des Kaisers, Tiberius und Drusus, brechen auf, zunächst die Gaue der Ostalpen und ihr Vorland bis zur Donau dem Gefüge des Imperiums einzuverleiben. Zwei neue Provinzen übernehmen alsbald die Wacht am Danubius (Donau), Rätien mit Vindelizien und Noricum.

So ist ein altes Versäumnis aufgeholt. Von Norden her wird auf lange kein Feind das weltbeherrschende Rom bedrohen. Aber die neue Grenze zieht sich, immer dem Laufe der beiden Ströme folgend, langgestreckt von der Mündung des Rheins bis zur Mündung der Donau. Sie abzukürzen, zugleich das unruhige Germanien endgültig zu bändigen, eröffnet Drusus den Großangriff gegen das Germanenland, den er außerordentlich sorgfältig vorbereitet. Fünfzig Kastelle am Rhein und zwei große Ausfallsplätze baut er auf, Castra Vetera (am Fürstenberge bei Xanten) im Norden, Mogontiacum (Mainz) im Süden. Ein Kanal vom Rhein über die Ijssel zur Zuidersee (See Flevo) macht ihm den Flottenweg nach der Nordküste Germaniens leichter. Erprobte Garnisonen zur Rückendeckung zurücklassend, bricht er auf, nachdem er die Küstenvölker, die Bataver und die Friesen, gewonnen. In diesem Jahre 12 v. Chr. geht es zur Mündung der Ems und Weser gegen die Chauken und Brukterer. Im folgenden werden die Sugambrer heimgesucht, das Land der Cherusker bis zur Weser durchmessen, von Süden her neuerdings die Chauken bedrängt. Auf dem Rückwege allerdings müssen die wütend nachdrängenden Sugambrer und Chatten abgewehrt werden. Ihnen zum Trotz errichtet der Feldherr zwei Kastelle, eines bei der Mündung der Elison in die Lippe, das andre am Taunus unfern des Rheines. Von diesem bricht er im Jahre 10 v. Chr. auf, durch die Wetterau ins Land der Chatten stoßend. Durch zahlreiche Kastelle sichert er die wichtige Einfallspforte. Die Mainsueven geben nach diesen Erfolgen des Drusus ihr Vorrücken nach dem Westen auf. Rückwandernd nehmen sie von dem Bollwerk Böhmen Besitz, das durch den Abzug der keltischen Bojer herrenlos geworden ist. Der Heereszug des Jahres 9 v. Chr. ist der vierte

und letzte des Drusus. Über das obere Maingebiet stößt er in schneidigem Marsche bis an die Elbe vor. Aber auf dem Rückwege wirft ihn ein Sturz vom Rosse auf das Siechbett, und nach dreißig Tagen stirbt er.

Sein Bruder Tiberius, dem Verstorbenen ebenbürtig, übernimmt das Kommando. In behutsamen Heereszügen gelangt er zweimal bis zur Elbe, in die Gaue der Langobarden. Er nützt vorhandene Streitigkeiten und erlangt die Anerkennung der römischen Oberherrschaft. Die unruhigen Sugambrer verpflanzt er auf das linke Rheinufer, nördlich der Ubier. Es ist eine Atempause für die Germanen, als Tiberius im Jahre 6 v. Chr. das Kommando abgeben muß, in die Verbannung auf der Insel Rhodos ziehend. Erst im Jahre 4 n. Chr. kommt er wieder. Inzwischen befehligen L. Domitius Ahenobarbus und C. Sentius Saturninus. Domitius erbaut die „Langen Brücken" — ein wichtiger Marschweg der Römer ins Innere Deutschlands — wahrscheinlich durch das südoldenburgische Sumpfgebiet gelegt.

Wieder im Kommando, unterwirft Tiberius die Chattuarier, Brukterer und Cherusker. Nachdem er seine Truppen mitten in Deutschland (bei den Quellen der Lippe?) überwintert hat, erzwingt er im nächsten Frühjahr die Unterwerfung der Chauken. Wieder erreicht das römische Heer die Elbe. Die Flotte aber, die der Küste entlang bis Kap Skagen fuhr, hat die Wohnsitze der Cimbern aufgesucht und sie veranlaßt, nach Rom eine Sühnegesandtschaft für den Friedensbruch ihrer Altvorderen zu entsenden.

Die römischen Adler stehen an der Elbe. Aber das große Werk der Kaisersöhne muß noch gekrönt werden. In Böhmen hat der Markomannenkönig Marbod, dem auch die Quaden in Mähren gehorchen, eine Macht aufgerichtet, der ein Suevenheer von angeblich 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern zu Gebote steht. Um für die Zukunft vorzusorgen, muß sein Reich zerschlagen werden. Tiberius will gegen diesen Feind zwei Heere mit zusammen 14 Legionen einsetzen, vom Main her unter Sentius Saturninus, von Carnuntum her unter seiner eigenen Führung. In einigen Tagen wird dann das Schicksal der Markomannen entschieden sein. Da bricht im Rücken des Tiberius der große Aufstand der Pannonier und Illyrier los. Als nach zwei heißen Kampfjahren die Bewegung niedergeworfen ist und der Angriff auf Marbod erneuert werden könnte, stürzt überraschend die römische Front in Germanien zusammen.

Wie konnte dies geschehen? Hier standen die besten fünf Legionen, über die Rom verfügt.

In Germanien kommandiert Quinctilius Varus, ein Friedenssoldat, erschlafft in kampffernen Garnisonen, ein Mann schwerfälligen Geistes, auch körperlich für den Frontdienst kaum mehr tauglich. Er war in Afrika, Asien und Syrien Statthalter, wo es keinen Feind mehr gab und sich der Dienst erschöpfte in der Abhaltung von Truppenparaden, im Rechtsprechen und in

der persönlichen Bereicherung, was alles er trefflich verstanden hat. Nun steht der verwöhnte Mann unter einem einfachen Volke, das er verachtet, über das er sich unendlich erhaben dünkt. Er spricht Recht, als wäre er Richter in Rom, nicht aber im waffenstarrenden Germanien. So beurteilt den Kasernenhofgeneral der römische Frontoffizier C. Velleius Paterculus.

Die von Varus verachteten Germanen durchschauen seine Schwäche. Sie drängen sich an den Statthalter heran. Einer zerrt den andern mit scheinbarer Erbitterung vor das Gericht. Sie schmeicheln dem Varus. Er habe ihnen zum ersten Male Recht und Gerechtigkeit ins Land gebracht. Der aber merkt weder den Spott der Edelinge, noch den Haß im Volke wegen der römischen Rechtsschikanen. Er hält die Germanen für ebenso feig, feil und minderwertig wie das Geschmeiß der Orientalen, mit dem er es bisher zu tun gehabt, nur noch für dümmer. So bricht das Schicksal über ihn herein. Dieses Schicksal heißt Arminius, der junge Cheruskerfürst (s. Bildtafel 3). Er hat den römischen Heeresdienst, die römische Verwaltung, römische Sitten kennengelernt. Er haßt die Römer nur um so glühender und sinnt auf die Abschüttelung des Joches. Der zehnmal kluge Varus wird ein Wild für seinen germanischen Feind. Arminius speist an seiner Tafel, wiegt ihn in Sicherheit. Varus sieht ihn gerne, der inzwischen das Netz der Verschwörung flicht. Im letzten Augenblicke warnt ein Verräter — Segestes. Varus ist nicht zu überzeugen.

Der Statthalter läßt sich durch Vorspiegelung eines Aufstandes in seinem Rücken von seinem Sommerlager an oder nahe der Weser weglocken, in unwegsames Gebiet. In den Teutoburgischen Waldschluchten wird er mit seinem Heere, drei Legionen, sechs Kohorten Bundesgenossen und drei Alen (Reiterschwadronen), von allen Seiten angefallen. Die Germanen haben die beherrschenden Höhen besetzt, die Legionen und Hilfsvölker stecken in der sumpfigen Niederung. Ununterbrochener Regen behindert die Vorwärtsbewegung. Der Boden ist lehmig und bleibt an den Schuhen haften. Die Römer marschieren verzweifelt weiter. Es geht ins Verderben. Die Bestände schmelzen zusammen. Am dritten Tage brechen die ringsum eingeschlossenen und entmutigten Truppen zusammen. Varus, schon verwundet, stürzt sich in sein Schwert. Die Reiterei gibt das Heer preis und erzwingt den Durchbruch. Über das Fußvolk aber bricht die Vernichtung herein. Der Kommandant des Lagers ruft zur Ergebung. Die Adler fallen in Feindeshand, nur einen rettet die Aufopferung eines Adlerträgers. Dann ist der letzte Widerstand aus, und die Wälder von Teutoburg widerhallen vom Jubel der Sieger.

Die Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) ist eine der Schicksalsschlachten der Weltgeschichte. In ihr triumphiert der Freiheitswille der Germanen über die Machtmittel eines Reiches, das bis dahin nur in der Unwegsamkeit und Unüberwindlichkeit der Natur seine Schranken gefunden hatte. Es ist der erste entscheidende Schlachtensieg der Deutschen. Leider wissen wir

seinen Schauplatz nicht. Den Namen Teutoburger Wald überliefert uns Tacitus. Die Kampfstätte muß nahe dem Raume zwischen Ems und Lippe oder östlich davon gelegen sein. Auch der deutsche Name des Arminius ist unbekannt. Hermann ist nicht die richtige Übersetzung.

Der Schrecken der Niederlage übt furchtbare Wirkung. Die Besatzung des festen Platzes Aliso kann sich gerade noch auf das linke Rheinufer durchschlagen. Unruhe durchzittert die römischen Garnisonen am Rhein und in Gallien. Eine Erhebung der Kelten scheint bevorzustehen. Die Germanen brennen nach weiterem Kampfe. Aber Marbod, dem Arminius das Haupt des Varus übersendet, versagt sich der Teilnahme und stellt sich mit Rom gut. Acht Jahre später wird ihm der Abfall der Semnonen und Langobarden, die damals auch zu seinem Machtbereich gehören, die Antwort auf seinen Verrat erteilen. Er hat die Römer vor einer großen Gefahr errettet.

Trotzdem bleibt die Varusschlacht die Wende. Was in den Wäldern von Teutoburg zusammengehauen lag, die 17., 18. und 19. Legion, mit ihren Hilfsvölkern über 20000 Mann, war nicht das erstbeste Heer des Imperiums. Es war, wie Velleius Paterculus betont, das beste Heer Roms an Tapferkeit, Mannszucht und Kriegserfahrung. Es waren Roms erprobte, narbenbedeckte, kampf- und marschgewohnte Grenzer. Wir verstehen den Schmerzensruf des Augustus: „Varus, Varus, gib die Legionen wieder.“ Eine unheimliche Sorge bemächtigt sich der Hauptstadt. Der Kaiser entläßt seine germanische Leibgarde.

Am Rhein schafft wieder Tiberius Ordnung. Das Unheil greift nicht weiter. Aber von da ab stehen nicht mehr fünf, sondern acht römische Legionen hier. Von ihnen bilden die ersten vier das untere Heer in Vetera, die andern vier das obere in Mogontiacum.

Mit solcher Streitmacht hofft Germanicus, der Sohn des Drusus, die Niederlage zu rächen. Sein erster Feldzug — noch 14 n. Chr., im Todesjahr des Augustus, geführt — trifft auf die völlig überraschten Marser, deren berühmtes Heiligtum der Tamfana zerstört wird. Aber die römischen Legionen kommen, auf dem Rückmarsche von den Brukterern, Usipetern und Tubanten angefallen, nur mühsam wieder zurück. Im Jahre 15 n. Chr. überfällt Germanicus die Chatten, zerstört ihren Hauptort Mattium und rettet den alten Römerfreund Segestes aus der Belagerung durch seine Landsleute. Mit Thusnelda, der Tochter des Segestes und Gemahlin des Arminius, die sich damals in der Gewalt des Vaters befindet, gelangt wertvolle Beute in die Hand der Römer. Sie müssen aber den Heldenmut der Frau rühmen, die, schwangeren Leibes einer unfrohen Zukunft fern der Heimat entgegengehend, mit keinem Laute klagt, keine Träne vergießt. Arminius aber, nun erst recht zum Kampfe auf Leben und Tod gerichtet, entflammt seine Cherusker und die benachbarten Völkerschaften. Sein mächtiger Oheim Inguiomerus leistet

ihm Hilfe. Und schon naht, teils mit der Flotte über die Nordsee gefahren, teils zu Lande durch die Gaue der Brukterer vorgedrungen, das gesamte römische Heer, weithin das Land verwüstend. An der Ems dem Schauplatz der Varusschlacht nahe, entschließt sich Germanicus nach behutsamster Sicherung das unheimliche Schlachtfeld aufzusuchen, um dort die noch unbeerdigt modernden Gebeine des zusammengebrochenen Römerheeres beizusetzen. Dann aber folgt er dem Arminius, der ihn in unwegsames Land lockt, wo die römische Reiterei und einige Kohorten Fußvolk eine völlige Niederlage erleiden. Germanicus rettet die Legionen nur durch entschlossenen Einsatz seiner gesamten Kraft vor der drohenden Vernichtung. Er bricht darauf den Feldzug ab. Ein Teil seines Heeres unter dem bewährten Aulus Caecina, der über die Langen Brücken zurückgeht, hat einen furchtbaren Marsch durch sumpfiges Gelände, umschwärmt von den Scharen des Arminius, mit dem Schicksal des Varus bedroht, bis es sich durch seine eiserne Energie und die Unvorsichtigkeit des Inguiomerus unter Verlust seines gesamten Gepäcks nach drei fürchterlichen Tagen in Sicherheit bringt. Der andere Heeresteil aber erleidet an der Küste durch Springfluten schwere Verluste. Trotzdem rüstet Germanicus für das Jahr 16 n. Chr. zu neuem Feldzuge, für den Gallien, Spanien und Italien Waffen, Pferde und Material stellen müssen. Der Feldherr entschließt sich, mit einer gewaltigen Flotte das germanische Land anzufahren. So kommt er in den Rücken der Feinde. Glücklich wird die Ems erreicht, wo das Heer ausgeschifft wird. An der Weser entbrennt eine Schlacht mit den Cheruskern. Als die Ebene von Idistaviso bezeichnet Tacitus den Kampfplatz. Grimm wollte den Namen als Idisiaviso (Elfenwiese) gelesen wissen. Die Römer schreiben sich den Sieg zu, Arminius wird verwundet. Aber die Cherusker stellen sich bald nachher von neuem, am Walle der Angrivarier. Wieder rühmen sich die Römer, das Schlachtfeld gegen die tapfer kämpfenden Germanen behauptet zu haben, wieder empfängt Arminius eine Wunde. Die Reiterschlacht bleibt unentschieden. Sehr bald nachher aber bricht der römische Feldherr, angeblich wegen der vorgerückten Jahreszeit, den Feldzug ab. Auf seinem Rückzug, der wieder mit Hilfe der Flotte stattfindet, zerstören Springfluten viele Schiffe, das Geschwader wird zerstreut. Durch einige sorgenvolle Tage mit seinem Admiralschiffe allein, kann Germanicus nur mit Mühe vom Selbstmord abgehalten werden. Trotzdem sich die Flotte wieder sammelt, ist dieses Ende des Großangriffs ein verzweifeltes zu nennen. Der Feldherr muß sich noch in demselben Jahre durch wuchtige Vorstöße ins Gebiet der Chatten und der Marser Luft machen.

Der Kaiser in Rom, selbst ein Kenner des Kriegsschauplatzes, der siegreich bis zur Elbe gekommen war und seine Truppen in Germanien überwintern lassen konnte, billigt nicht die Unternehmungen des Neffen, der unter schweren Verlusten nur bis zur Weser gekommen ist, der sich bei jedem seiner Züge

glücklich preisen mußte, auf dem Rückwege den Angriffen der Germanen oder den Stürmen des Ozeans gerade noch entronnen zu sein. Der Kaiser würdigt die Leistungen, aber er sieht nichts von dem Verlorenen zurückgewonnen. Wir verstehen es, wenn er in seinem Neffen nur einen Heerverderber erblickt hätte, begreifen, daß er den jungen Feldherrn trotz dessen inständiger Bitten, ihm noch eine Chance zu gewähren, in ehrenvollster Weise abberuft.

Arminius blieb Sieger. In offenen Feldschlachten hat er sich gegen einen glänzend geführten Feind behauptet. Es ist sein unsterblicher Sieg, wenn Tiberius nunmehr den weltgeschichtlichen Entschluß faßt, von den Angriffen gegen die Germanen fortan abzustehen und diesen Feind, den man im Felde nicht zu bezwingen vermochte, seinen inneren Streitigkeiten zu überlassen. Die nahe Zukunft hat dem Kaiser recht gegeben. Zwischen Arminius und Marbod bricht bald offene Fehde aus. Wirkt hier das Gold der Römer gegen den verhaßten Cherusker? Zu Arminius strömen die Semnonen und Langobarden. Aber sein Onkel wendet sich, eifersüchtig auf die Größe des Neffen, Marbod zu. Dennoch muß der Markomanne dem cheruskischen Siegfried weichen.

Er geht (17 n. Chr.) in seine böhmischen Wälder zurück. Die Macht Marbods bricht zusammen. Der Gote Katwalda erstürmt die Burg des Suevenkönigs, und dieser muß — ein selbstverschuldetes Opfer deutscher Zwietracht — zu demselben Tiberius flüchten, dessen Großangriff er einst, vom Glücke begünstigt, hatte trotzen können. Achtzehn Jahre des Exils überlebt der König seinen zerbrochenen Ruhm.

Wir können den Gedanken nicht abweisen, daß, wie Marbod letzten Endes den Ränken der Römer verfällt, so auch der frühe Tod des Arminius ihnen zuzuschreiben ist. Undankbar gegen den Mann, der seine Heimat dreimal vor dem Schwerte der Eroberer gerettet hat, beschuldigen ihn verblendete Volksgenossen, daß er nach der Königsherrschaft strebe. Schließlich ermorden ihn seine eigenen Verwandten. Der große Held, der seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war, fällt dem Neide und der Eifersucht zum Opfer. Aber es ändert die sinnlose Meintat nichts an dem Erfolge dieses so kurzen, erst siebenunddreißigjährigen Lebens. Tacitus — und in ihm redet der Römer — muß ihn den Befreier Deutschlands nennen, der im Felde unbesiegt geblieben sei.

So tönt über diesen Erdenlauf das triumphierende Dichterwort: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch, wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“ Und brausend bald und bald liebkosend rauscht um das mächtige, weit ins friedliche Land ragende Hermannsdenkmal der Wald seines Sieges auf den Bergen von Teutoburg.

Nach der Ermordung des Arminius triumphiert die Staatsklugheit des Tiberius auf der ganzen Linie. Wenn der Großangriff des Germanicus in Haß, Blut und Kampf so etwas wie eine Einigung der rechtsrheinischen Germanen zu schmieden schien, so sind nun die einzelnen Völkerschaften ihren

Einzelkämpfen und Einzelinteressen verfallen. Wir merken, daß der Elan und der Freiheitsgedanke des Arminius fehlt und fühlen erst jetzt, wie er seiner Zeit voraus war. Zwei Menschenalter hindurch gibt es nun nur episodische Kämpfe am Rhein. So erheben sich 28 n. Chr. die Friesen gegen römischen Übermut und knüpfen römische Soldaten, die Tribute eintreiben wollen, auf. Die Römer wollen die Erhebung bestrafen, aber ihr Heer erleidet eine solche Niederlage, daß der Feldherr eiligst flüchtet, ohne die Toten zu beerdigen, ohne sich um versprengte Kohorten zu kümmern, die noch einen Tag nach der Schlacht weiterkämpfen, ehe sie niedergehauen werden. Die Friesen aber sind nun stolz geworden. Zur Zeit Neros (54—68 n. Chr.) als Gäste in Rom, nehmen sie im Theater des Pompejus ohne weiteres auf den Ehrensitzen der Senatoren Platz. Im Cheruskerlande gibt es nach der Ermordung des Arminius schwere Erschütterungen, die Größe des Volksstammes ist dahin. Dafür erscheinen die kühnen Chauken unter ihrem Führer Gannascus mit leichten Schiffen an der gallischen Nordküste, Vorboten der späteren Wikingerschrecken. Die Römer sind dagegen lange Zeit hilflos.

Fast fünfzig Jahre hindurch gibt es so nach dem Tode des Arminius nichts Bedeutendes: germanische Einfälle und römische Einzelunternehmungen, die den Respekt aufrechterhalten. Der Strom wird von den römischen Posten gehütet, den Germanen die Ansiedlung am jenseitigen Ufer verwehrt. Aber das ganze Uferland des Rheins, zum Teil auch das innere Germanien und das schon hundert Jahre römische Gallien geraten in Bewegung, als nach dem Tode Neros (68 n. Chr.) die Wirren der Thronfolge ausbrechen. Unter dem Vorwand, dem Kaiser Vespasian (69—79)* helfen zu wollen, erhebt sich der Führer der Bataverkohorten Claudius Civilis gegen die an Vitellius festhaltenden Legionen in Vetera. Aus dem Inneren Deutschlands erhält er Zuzug, wo damals die Seherin Veleda die Stämme zum Kampf gegen die Römer aufruft. Zugleich flammt eine national gallische Bewegung auf, dem Civilis helfend. Als sich aber Vespasianus in Rom durchgesetzt hat, bricht der Trug zusammen. Die Gallier unterliegen dem Legaten Qu. Petilius Cerialis, und auch Civilis muß sich schließlich nach der Insel der Bataver zurückziehen. Hier schließt er nach weiteren Kämpfen mit Cerialis einen Vertrag ab, der die Feindseligkeiten beendet, wobei sich bezeichnenderweise der römische Feldherr an die Seherin Veleda um ihre Vermittlung wendet. Mit Mühe ist Rom um einen gefährlichen Moment herumgekommen.

Eine lange Kampfpause folgt. Endgültig zur Verteidigung übergehend, bauen die Römer nun die Grenze gegen die Germanen mit allen Mitteln der damaligen Befestigungskunst aus. Diese Dauerstellung kann das Römer-

* Da es sich bei der Schilderung der geschichtlichen Ereignisse auf den folgenden Seiten ausschließlich nur noch um die nachchristliche Zeit handelt, unterbleibt bei den Jahreszahlen fortan die ergänzende Bezeichnung „n. Chr.".

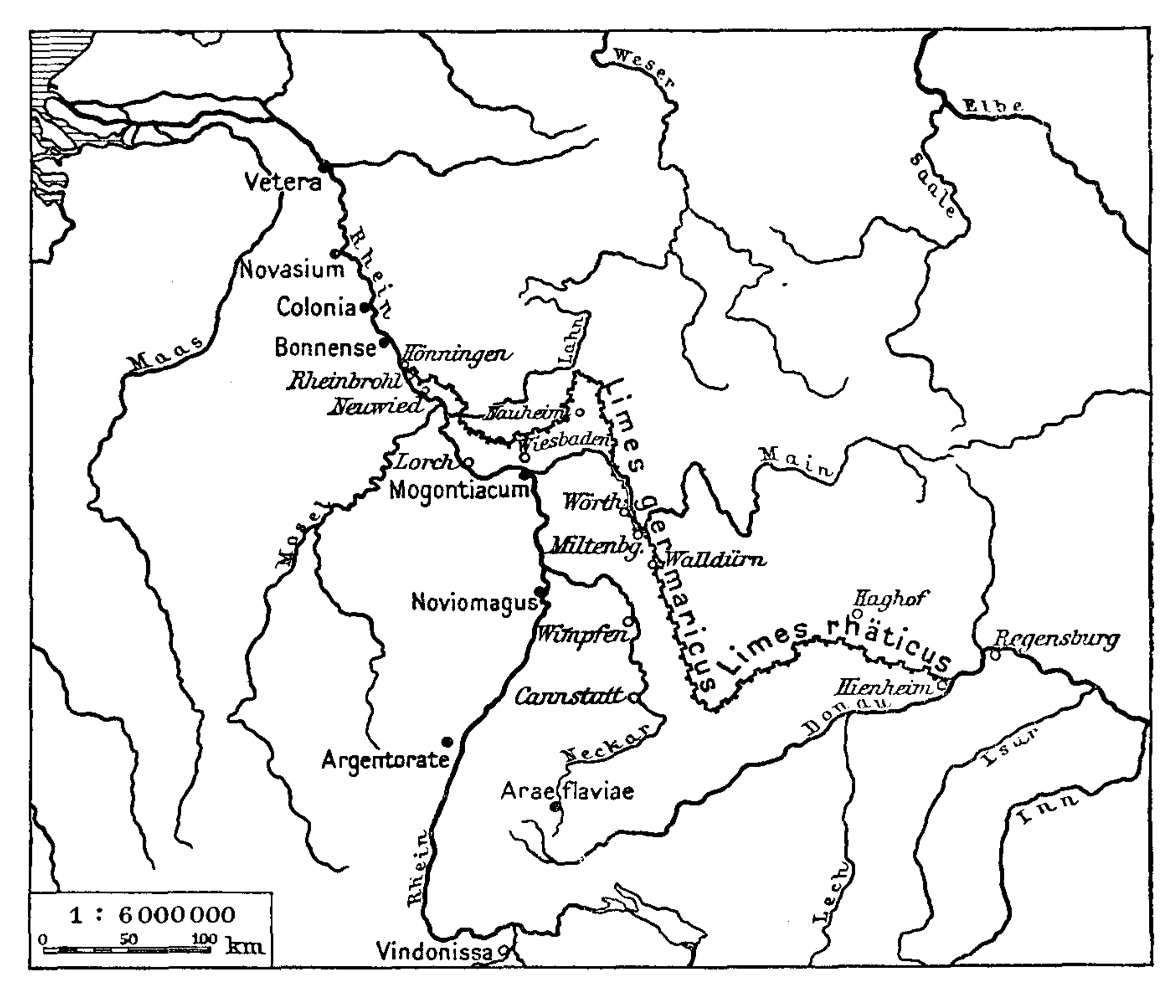
reich im wesentlichen bis zum Beginn der Völkerwanderung behaupten. Die Kaiser Claudius (41—54) und Vespasian haben an diesem Werk den größten Anteil. Noviomagus (Nymwegen) beherrscht das Rheindelta, seit dem Bataveraufstand Lager einer, zeitweise vielleicht sogar zweier Legionen. Gegen die Lippe gerichtet ist Vetera, Standlager zweier Legionen, im Jahre 70 durch Civilis zerstört und nur verkleinert wieder aufgebaut. Novaesium (in der Nähe von Neuß) hütet, eine Zeitlang Legionslager, dann nur schwach besetzt, die Mündung der Erft und beobachtet die Rheinebene zwischen Ruhr und Wupper. Colonia (Köln) ist durch längere Zeit der Sitz zweier Legionen und bleibt der Standort der römischen Rheinflotte. Es ist der Sitz des Statthalters von Niedergermanien. Unter Trajan sind nämlich die Grenzlandschaften am Rheine zu den beiden Provinzen Ober- und Niedergermanien eingerichtet worden. In Castra bonnense (Bonn) steht seit etwa 40 eine Legion. Mogontiacum (Mainz) ist das stärkste römische Bollwerk, die große Ausfallspforte gegen Germanien, Lager zweier Legionen. Einen wichtigen Übergang über den oberen Rhein hütet Argentorate (Straßburg), 300 Jahre lang bis zur Völkerwanderung durch eine Legion geschützt. Das letzte Lager ist Vindonissa (Windisch an der Aare bei Brugg), außerordentlich wichtig vor der Anlage des Limes, dann wieder, als dieser aufgegeben werden muß.

Der Winkel zwischen Donau und Rhein verursacht einen langen Marschweg. Ihn abzukürzen, entschließt sich Kaiser Vespasianus, die Grenze vorzuverlegen und im Raum zwischen den beiden Strömen keltische Bevölkerung anzusiedeln. Durch das ganze Gebiet werden nunmehr Marschstraßen angelegt, von Vindonissa nach Arae flaviae (Rottweil) und von hier nach Argentorate. Später wird der Anschluß nach Mainz hergestellt. Das neugewonnene Land wird gegen die kriegerischen Chatten unter Domitian (81 bis 96) mit einem gesicherten Grenzwege, dem Limes, versehen. Man will durch ihn den Angriff eines Gegners frühzeitig erkennen und durch Gegenstoß der hinter dem Rheine befindlichen Legionen, also angriffsweise, abwehren. Zwischen dem Rhein und dem Limes liegen Hilfstruppen und Reiterei, in Erdschanzen am Limes liegen die Feldwachen, in Türmen an der Grenze versehen die Vorposten den Wachdienst, um nötigenfalls Feuersignale zu geben.

Dieser mächtige Limes beginnt am Rhein zwischen Rheinbrohl und Hönningen, führt, das Neuwieder Becken umspannend, über Ems an der Lahn, folgt dann ungefähr der Kammlinie des Taunus, höckerartig die Wetterau bis Nauheim umkleidend, um dann in südlicher Richtung nach dem Main zu gehen. Bei Wörth verläßt er den Main, läuft südlich durch den Odenwald und erreicht bei Wimpfen den Neckar, dessen Lauf er bis Cannstatt folgt, wo der germanische auf den rätischen Limes trifft, der auch bereits in dieser Zeit

mit der Richtung auf Regensburg begonnen wird. Dieser ältere Limes ist noch keine fortlaufende Verzäunung der Grenzlinie. Seine starre Verteidigung war ja nicht gedacht.

Anders unter Kaiser **Hadrian** (117—138). Das Leben an der Grenze ist friedlich geworden. Die Kohortenkastelle werden nun bis zur Grenzlinie vorverlegt, das durch den Limes geschützte Binnenland wird dem bürgerlichen Leben überlassen. Am germanischen Limes wird dem Grenzwege auch



Limes germanicus und Limes rhäticus

eine fortlaufende Verzäunung durch Palisaden (die im Volksmunde stellenweise „Pfahl" heißen) vorgelegt, diese aber gradliniger als die frühere Grenze gezogen. **Antoninus Pius** (138—161) hat dann nach dem Jahre 140 Scharen von Brittonen, nordenglische Kelten, jenseits des südlichen Teils des germanischen Limes angesiedelt und das neue Land durch Erweiterung des Limes gesichert. Dieser folgt nun dem Main bis Miltenberg, um von hier in süd-südöstlicher Richtung außer einer kleinen Ausbuchtung bei Walldürn gerade bis zum Haghof bei Welsheim zu führen und nördlich Lorch den Anschluß an den rätischen Limes zu finden. Der rätische Limes zieht sich nun in schwacher Krümmung am Nordabfall des Schwäbischen und

Fränkischen Jura nach Hienheim nahe der starken Lagerfestung Castra Regina (Regensburg). Die neu angelegten Verschanzungen werden überall in Stein ausgeführt, die alten Türme und Kastelle in Stein erneuert.

Nach dem Markomannenkrieg wird im germanischen Teil des Limes hinter den Palisaden ein Spitzwall mit Graben angelegt, im rätischen eine hohe und dicke Mauer (die Teufelsmauer des Volksmundes). Sie sind nun als Dauerstellung besetzt, um das Gebiet der agri decumates, so genannt nach dem Zehnten, den die Einwohner entrichten müssen, zu schützen. Denn im dritten Jahrhundert ist es an der Grenze längst wieder kriegerisch geworden. Alemannen und Chatten sind die Feinde, die den Limes bedrohen.

Von der Mitte des Jahrhunderts ab kündigt sich der Durchbruch des gesamten Befestigungssystems an. Zwischen 259 und 260 dürften alle seine Kastelle in germanische Hand gefallen sein. Die Römer sind nun wieder hinter den Rhein geworfen. Nur wenige Plätze am rechten Ufer, wie Wiesbaden und die Orte am unteren Main, bleiben noch in ihrem Besitz.

Damit sind wir aber den Ereignissen weit vorausgeeilt. Das Römerreich hat inzwischen einen gewaltigen Stoß aushalten müssen, der gegen die bisher ruhigere Donaufront gerichtet war. Durch die ausgreifende, weltgeschichtliche Wanderbewegung der Goten und Burgunder in ihrem Rücken sind die Markomannen und Quaden, Bastarner, Jazygen und Sarmaten, also neben germanischen auch nichtgermanische Völker, aufgeregt worden und brechen im Jahre 166 über die Donau in die römischen Provinzen Noricum und Pannonien ein. Mit Mühe drängt sie der Kaiser Marc Aurel (161—180) wieder zurück. Er tritt ihnen schließlich die Hälfte des Grenzgebietes links der Donau gegen Waffendienst ab. Trotzdem flammt der Kampf von neuem auf. Marc Aurel hat sein Ende nicht mehr erlebt. Er stirbt in dem Kastell Vindobona (Wien) mitten im Kriege. Sein Sohn Commodus Florus (180 bis 192) macht Frieden. Rom verzichtet auf die Befestigung im Grenzgebiet, die Germanen erhalten weiteres Land und werden auch im römischen Reiche angesiedelt, wofür sie Getreide liefern und Truppen stellen müssen. Die Abwehr der gegen Italien vorgedrungenen Markomannen und Quaden war den Römern schwer genug gefallen.

Der Ansturm dieser Verbündeten ist ein Sturmzeichen für die Zukunft. Vom Römerreiche durch den starken Grenzschutz abgesperrt, beginnen sich die germanischen Völkerschaften nach bitterem Hader und blutigen Fehden zu größeren Bünden zusammenzuschließen, die sich gefährlicher um die Grenzschranken zusammenballen. Im dritten Jahrhundert gibt es auf einmal zwei Namen, deren jeder einen Bund von Völkerschaften umschließt: die Alemannen und die Franken. Einige Zeit danach kommen noch die Sachsen dazu. Der Name der Chatten aber verschwindet. Später sind sie mit den Franken verknüpft. Die Alemannen bringen mit ihrem gewaltigen Reiter-

sturm 212 und 213 die Grenze zum Wanken. Mühsam genug werden sie noch abgewehrt, sind aber bald wieder in Bewegung. In diesem neuen Völkerbunde steckt eine gewaltige Kraft. Er ist allerdings locker gefügt. Sein Kern sind die Semnonen, die früher zwischen Elbe und Oder saßen. Usipeter, Tencterer, Tubanten, Vangionen, Triboker und Nemeter haben sich angeschlossen. Nun stoßen sie vom südlichen Deutschland gegen das Elsaß vor. Sie werden mit den Schwaben für identisch gehalten. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts erscheinen am Niederrhein zum erstenmal die kriegsgewaltigen Franken. Wenn der Name Alemannen so viel wie Gesamtmänner bedeutet, so der der Franken die Kühnen, die Freien. Sie haben in sich die Chamawen und Chattuarier, die Cugernen und Caninefaten, die Brukterer, die Amsivarier und später die Chatten aufgenommen. Die Verbindung wächst aber erst allmählich zu größerer Kraft zusammen. Um das Jahr 300 werden die Küstenstriche bereits von den Sachsen beunruhigt. Diese, zum erstenmal 150 als Bewohner Holsteins erwähnt, einigen bald darauf, wahrscheinlich durch Eroberung, die Völkerschaften an der Lippe, der Weser und Ems. Sie sind benannt nach dem sahs, ihrer Waffe. In ihnen sind die Chauken, Cherusker und Angriwarier aufgegangen. In der Völkerwanderung stürzen sich ihre seefahrenden Scharen um 449 unter Hengist und Horsa, durch Angeln und Jüten verstärkt, wie Springfluten nach Britannien, weltgeschichtlichem Schicksale entgegen. Sie begründen das Reich der Angelsachsen.

Während den Römern das Dekumatenland aus den Händen gerungen wird, während im Osten weit ausgreifend die Goten gegen die untere Donau vorrücken, dringen zugleich die Germanen auch friedlich in das römische Reich ein, als Ackerbauer in die Grenzlande, als hochgeschätzte Krieger in das Heer, als Feldherren und Staatsmänner in die oberste Militär- und Staatsverwaltung. Das dem Rassenchaos verfallende Römerreich hat im vierten Jahrhundert nicht mehr die Kraft, die angesiedelten Germanen — und oft sind es ganze Völkerschaften — zu romanisieren. Damit aber hebt unbarmherzig der innere Zerfall des Riesenstaates an. Andrerseits beginnt bei den Ostgermanen, die ihrer ursprünglichen Heimat mit ihren Kultstätten und örtlich gebundenen Bräuchen entfremdet sind, vor allem durch die Bemühungen des gotischen Bibelübersetzers Wulfila, langsam das Christentum einzudringen und zwar in der Gestalt des Arianismus, der Christus nicht für göttlich, sondern nur für gottähnlich hält. Der Arianismus war damals die Staatsreligion des Ostens.

Nach der Eroberung des Dekumatenlandes gehen die Germanen gegen die Rheinschranke los. Die Römer müssen bereits Franken als Kolonisten westlich des Stromes aufnehmen. Die Neueinteilung des Riesenreiches durch Diokletian (284—305), die im Westen in Augusta Treverorum (Trier) ein neues Kraftzentrum schafft, gibt der Rheingrenze nochmals Halt. Aber schon

Julian (356—363) muß die Franken vom Niederrhein vertreiben. Er erobert Köln zurück, doch bleiben die Franken auf der Bataverinsel. Inzwischen aber hat der Kaiser im Jahre 357 schwer mit den Alemannen ringen müssen. In der großen Schlacht bei Straßburg hat er sieben ihrer Könige besiegt. Er ist auch über den Rhein gegangen, ohne indes das verlorene Dekumatenland zurückzunehmen. Die Stromschranke allerdings ist noch einmal gesichert.

So liegt es im ganzen Raume von der Mündung des Rheins bis zum Schwarzen Meere gewitterschwer über den römischen Grenzen gegen die Germanen, und nur in der Mitte, wo die Markomannen und Quaden stehen, sieht es ruhiger aus. Die große Entladung kann nicht ausbleiben. Die germanischen Völker sind zu stark und ersetzen alle im Kampfe erlittenen Verluste durch die ungebrochene Kraft ihrer Vermehrung. Das Römerreich aber verliert durch innere Entvölkerung und rassische Entartung immer mehr an Schwerkraft. Die Unwetter müssen hierher ihren Weg nehmen.

3. Die Völkerwanderung

Die Ursache der großen Wanderbewegung – Ermanarich und der Einfall der Hunnen – Kaiser Theodosius teilt – Der Heldenzug des Alarich – Vandalen in Afrika – Das Reich des Attila – Odoaker stürzt den letzten Kaiser von Rom – Aufstieg und Blüte der Ostgoten – Theoderich – Das Ende der Vandalen – Der Untergang des Reiches und Volkes der Ostgoten – Die Langobarden kommen nach Italien – Weiterleben der Heldengestalten

Jahrhundertelang vermochten die Römer die große Wanderbewegung der Germanen aufzuhalten, einmal aber mußte sie sich um so mächtiger Bahn brechen. Nach Westen und Süden war den germanischen Völkerschaften so lange der Weg in das lockende Freiland durch Rhein, Donau und Limesschanze versperrt. Sie hatten sich in entgegengesetzter Richtung durch den Flankenstoß der Ostgermanen weiten Raum gewonnen, um schließlich auch hier, an der unteren Donau, auf römische Bollwerke zu stoßen. An den nördlichen Toren des Imperiums allenthalben in Enge und gegenseitigem Druck gehalten eine Fülle kraftstrotzender Völkerschaften, die stärksten Menschen der damaligen Welt! Eines Tages muß sich hier eine Springflut Bahn brechen, um so wuchtiger, je länger die Raumnot währt, um so geballter, je länger der Druck der Enge die alten kleinen Völkerstämme zum kampfentschlossenen Heervolk zusammenpreßt. Die Germanen werden das Schicksal Roms.

Aus Viehzüchtern zu Ackerbauern geworden, brauchen die Germanen Boden. Die alte Heimat ist zu eng geworden. Das Römerreich aber hat zuviel Land und zuwenig Menschen, es zu verteidigen. Seine Bewohner haben den Sinn für die Aufrechterhaltung des Staates verloren. Die dünne Oberschicht, allein die Nutznießerin des Reichtums des Riesenreiches, vermag es nicht zu

verteidigen, da sie nach Blut und Wesen völlig entartet ist. Dieses Reich muß die Augen der Germanen auf sich ziehen, ob sie nun wie die Westgermanen Land und wieder Land suchen, oder wie die Ostgermanen stärker von den Lockungen des Südens, seinen Schätzen und Schönheiten, von dem winkenden Ruhme bestimmt sind. Im Rücken der Westgermanen wird schon lange gewandert. Auf sie wirkt der Druck der Ostgermanen und später der einwandernden Slawen. Richtig in Bewegung aber kommt alles, als das wilde Volk der mongolischen Hunnen von Osten her auf die Goten drückt und eine vorwärtstreibende Bewegung entsteht, die alsbald nicht mehr vor den Toren Italiens zum Halten gebracht wird. Die Germanen erleben eine großartige Zeit. Weite Länder durchmißt ihr stürmender Gang. Die noch im rauhen Germanien aufgewachsen, sehen sich im blühenden Süden, unter blauem Himmel in einem überreichen, überschönen Lande. Die arm und einfach gewesen, erleben den Besitz fabelhafter Reichtümer, die ihnen ihr Schwert erkämpft, sehen sich als Herren, wo früher die Römer geboten. Das Wohlleben, auf das sie stoßen, gewinnt Macht auch über sie. Fremde Entartung, die sie sehen, geht an ihnen, den Heimatentfremdeten, durch die langen Wanderungen in ihren alten Ordnungen Gelockerten, nicht spurlos vorbei. Gefahren steigen auf, wenn überströmende Kraft auf die lockendste Entartung stößt. Die Vandalen sind so zugrunde gegangen. Aber über all diesem erhebt sich das Heldentum dieser stürmischen Zeit. Gewaltiges rauscht an uns vorüber: Könige mit dem leuchtenden Siegesschwert, die glänzendsten und verwegensten Erscheinungen der Geschichte, Heeresbewegungen, Schlachtfelder, nach unermeßlichem Glücke ein heldenmütiges Sterben, Untergang, wo eben noch die Sonne geleuchtet! Wir stehen vor Taten und Schicksalen, die zu den ergreifendsten unsrer Geschichte gehören.

Das nomadische Reitervolk der **Hunnen**, in den zentralasiatischen Steppen heimisch, bricht vom Kaspisee her nach Europa vor, zuerst die **Alanen**, ein halbgermanisches Volk, unterwerfend und zum Teil auf der Wanderbewegung mit sich reißend (372). Dann stoßen sie auf das erste, allerdings locker gefügte und dünn besiedelte Reich der Germanen, das Reich des **Ermanarich**, das sich vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee erstreckt.

Wie kamen die **Goten** zu diesem mächtigen Reiche? Um die Zeit des Arminius sitzen sie noch am Frischen Haff und im Samland, wohin sie aus dem schwedischen Gautland gekommen waren. Langsam dehnen sie sich nach dem Südosten, erst um das Jahr 150 beginnen sie ihre Wanderung nach dem Schwarzen Meere. Im Jahre 235 erobern sie die griechischen Pflanzstädte **Olbia** und **Thyra**. Östlich von ihnen breiten sich die **Heruler** aus, die auch einst im südlichen Schweden, aber auch auf der Insel Seeland gesessen, westlich die **Gepiden**, den Goten verwandt und immer in ihrem Gefolge erscheinend. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts haben sie die



Tafel 4. Theoderich der Große

In der stürmischen Epoche der Völkerwanderung mit ihrer Entfesselung aller Gewalten irdischer Kraft und Leidenschaft erhebt sich der Gotenkönig Theoderich zur Idee des Friedens und hilfreicher Freundschaft unter den Germanen. Ein erster Rufer zur Einheit in langen Jahrhunderten, ist er in unserer Geschichte der erste „Große".



Tafel 5. Karl der Große

Herrscher voll unbezwinglicher Kraft, Gründer der Einheit deutscher Nation und damit ihr erster König, ist Karl der Große zugleich als erster germanischer Kaiser der Begründer des mittelalterlichen Universalreiches der Deutschen. So wurde er, gefeiert, doch auch umstritten wie kein zweiter, in seinem Werk schicksalsvollster Weggestalter unseres Volkes.

Donau überschritten und plündern die Provinzen Mösien, Thrakien und Makedonien. Der Kaiser Decius (249—251) will die mit schwerer Beute Heimkehrenden strafen, wird aber von ihnen bei Forum Trebonii in der Dobrudscha geschlagen und getötet (251). Die Römer müssen den Siegern vertraglich Jahrgelder bewilligen. Bald erscheinen die kleinen Fahrzeuge der Goten plündernd an den Gestaden des Schwarzen Meeres, der Schrecken der reichen, aber längst unkriegerisch gewordenen Bevölkerung dieser Gegend. Bei einem der gewaltigsten Plünderungszüge auf dem Boden des römischen Reiches wird 269 ein angeblich riesenhaftes Gotenheer von Kaiser Claudius II. bei Naissus (Nisch) in Mösien gestellt und aufgerieben. Im vierten Jahrhundert sind die Ostgoten bereits von den Westgoten geschieden. Diese sind in Dazien seßhaft geworden, die Ostgoten aber dehnen ihr pontisches Reich über Südrußland aus, zahlreiche germanische, aber auch slawische und finnische Völkerschaften beherrschend.

Ermanarich ist nach der Überlieferung bereits hundert Jahre alt, als die Hunnen einfallen. Ammianus Marcellinus, der Geschichtsschreiber der Völkerwanderung, nennt ihn den „kriegerischesten und durch viele und mannigfaltige tapfere Taten gefürchteten König der Ostgoten". Er erzählt, daß sich der Gotenkönig aus Furcht vor der gewaltigen Entscheidung selbst den Tod gegeben habe. Hier setzt später die mächtige Sagenbildung ein, die diesen Ermanarich zu einer der Hauptgestalten der deutschen Heldensage macht, das geschichtlich überlieferte verschwommene Bild unerhört lebendig zeichnend, aber auch völlig umgestaltend.

Das Reich des Ermanarich geht zugrunde (375). Die Ostgoten treten in den hunnischen Machtbereich, nunmehr für hundert Jahre von dem größeren Ruhme und der größeren Macht ihrer westgotischen Brüder überstrahlt, für die mit dem Einbruch der Hunnen die eigentliche Heldenlaufbahn beginnt. Bisher saßen sie friedlich in Dazien, Ackerbauer, aber auch, altgermanischem Erbe getreu, geschickt im Gewerbe. Sie sind besonders Meister einer Goldschmiedekunst mit wundervollen Tierzieraten, wie der herrliche Goldschatz von Pietroassa mit seiner köstlichen Filigranarbeit beweist, den der König Athanarich wohlweislich in den Bergen Rumäniens zurückließ, ehe er sich nach Konstantinopel an den Hof des Kaisers begab.

Sie sind zum Teil schon Christen — das Verdienst des Wulfila und seiner Bibel. Die gotische Bibelübersetzung ist ein Werk, das wenig seinesgleichen kennt. Sie ist uns aber auch ein unschätzbares Denkmal der untergegangenen gotischen Sprache, ein ehrwürdiges Denkmal des Germanischen. Sie war es wert, im Codex Argenteus die würdige Purpurhandschrift mit Silberbuchstaben zu finden, die heute der wertvollste Schatz der Universitätsbibliothek von Upsala ist. Im unseligen Dreißigjährigen Kriege wurde sie aus Deutschland nach Schweden gebracht.

Im Jahre 376 werden die Westgoten von den Hunnen überfallen und spalten sich. Der heidnisch gebliebene Teil unter dem trotzigen Athanarich nimmt den Kampf mit den Wilden auf, erliegt in einer Schlacht am Dnjestr und zieht sich hinter den Bergwall von Siebenbürgen zurück. Der christlich gewordene Volksteil unter den Brüdern Alaviv und Fritigern zieht über die Donau, verlockt durch die Sicherheit hinter diesem Strome und den Glanz der antiken Welt. Sie schließen mit den Römern einen Vertrag, der sie als Kolonen, an den Boden gebundene Bauern mit hohen Lasten, in der Provinz Mösien ansiedelt. Aber die Unredlichkeit und Hinterlist des römischen Statthalters Lupicinius bringt die Goten in eine verzweifelte Lage, in der ihnen nur noch das Schwert bleibt. Sie erheben sich und durchziehen plündernd, von ostgotischen und hunnischen Scharen unterstützt, Thrakien und Makedonien. Der Kaiser muß von einem Perserfeldzug eiligst herbei, um die Hauptstadt zu retten. Vorschnell läßt er sich mit dem Westgotenheere bei Adrianopel in eine Schlacht ein, die mit seiner furchtbaren Niederlage endet. Zwei Drittel des Römerheeres werden erschlagen, der Fall des Kaisers ist sinnfälliges Zeichen für den Niederbruch römischer Macht (378).

Mit Mühe kann der kluge Theodosius (379—395), der nun im gesamten Kaiserreich gebietet, die Westgoten zu einem neuen Vertrag bewegen. Sie werden Föderaten, die nach den Grundsätzen des Einquartierungssystems ein Drittel des Hauses, wo sie wohnen, eingeräumt erhalten, steuerfrei leben, durch Jahrgelder, Vieh- und Getreidelieferungen sorgenfrei gehalten, damit ihre Kraft ganz dem Kriege gewidmet sein kann. Der Kaiser Theodosius genießt das Vertrauen der stolzen Westgoten. Selbst der alte Athanarich findet sich in Byzanz ein (381) und preist die Macht des Kaisers. Seinen Goldschatz aber kann er nicht mehr abholen, denn er stirbt bald.

Solange Theodosius lebt, hausen die Goten ruhig als Föderaten in Uferdazien und Mösien. 395 stirbt der Kaiser, bei seinem Tode endgültig das Reich in eine westliche Hälfte unter Honorius und eine östliche unter Arcadius teilend. Die Einheit des Reiches ist dahin. Ost- und Westrom, am wenigsten das letztere, dessen Hauptstadt verödet, dessen Kernland vernachlässigt ist, werden einzeln sehr schnell nicht mehr in der Lage sein, den Germanen Widerstand zu leisten, die eigentlich nur noch vor der Persönlichkeit des Theodosius haltgemacht hatten.

Nun der Kaiser tot ist, erheben sich die Westgoten unter dem kühnen Heldenkönig Alarich aus dem Hause der Balthen zum Verhängnis des römischen Reiches. Er ist jetzt Führer des gesamten Volkes. Mit seinen reisigen Scharen bricht der König auf, unbefriedigt von dem trägen Grenzerleben, begierig nach Ehren und Heldenkämpfen, nach Beute, nach besserem Lande, nach Freiheit von der römischen Bevormundung. Er bewegt sich plündernd auf der Balkanhalbinsel und bemächtigt sich der Halbinsel Peloponnes. Die

Kräfte Ostroms reichen nicht aus, diesen Feind zu bewältigen. Der beste General des Theodosius, der romanisierte Vandale Stilicho, muß aus Westrom zu Hilfe gerufen werden. Der Heermeister schließt die Westgoten im peloponnesischen Pholoegebirge ein, um ihnen im letzten Moment den Abzug zu ermöglichen. Alarich zieht nach Epirus. Zum General des oströmischen Reiches ernannt, hält er Illyricum und Noricum in seiner Hand, in gleicher Weise Ost- und Westrom beunruhigend. Seine Stellung ist nahezu unabhängig. Dann wendet er sich gegen Italien, als eben Stilicho an der Donau beschäftigt ist.

An der Küste vordringend, siegt Alarich bei Aquileja und dringt auf Mailand vor. Rasch zur Stelle, rettet Stilicho durch seinen Sieg bei Pollentia (402) die Stadt. Der Westgotenkönig muß, im nächsten Jahre bei Verona nochmals geschlagen, in die Ausgangsstellung zurück.

Stilicho aber hat alle Kräfte des Reiches zur Abwehr aufbieten müssen, auch die Legionen am Rhein, wo sogleich der Vormarsch der Germanenvölker einsetzt. Eine geballte Masse von angeblich 200000 Goten unter der Führung des Radagais bricht bis Mittelitalien vor, wird aber hier durch das Genie des Stilicho bei Fiesole eingeschlossen und nahezu völlig vernichtet. Im Heere der Römer stehen gotische und hunnische Soldtruppen. Drei Jahre später (408) wird Stilicho von der Hofpartei des gemeinsamen Spiels mit Alarich beschuldigt. Obwohl er der Schwiegervater des Kaisers Honorius ist und auch sonst durch verwandtschaftliche Bande mit ihm verknüpft, sinkt er durch den Mordstahl der kaiserlichen Schergen. Zugleich fällt man in Rom, wie dies kurz vorher in Ostrom geschehen ist, über die Germanen her und bringt alle um, die man greifen kann, auch Weiber und Kinder.

Nun aber bricht Alarich, durch Scharen der dem Blutbade entronnenen Söldner verstärkt, von neuem los. Da kein Stilicho mehr da ist, ihm zu wehren, ist er unüberwindlich. Er geht rasch über den Po und schnurgerade auf Rom los. Die römischen Gesandten verweisen auf die unzählbare Menschenmasse der Hauptstadt, um die klassische Antwort des Heldenkönigs zu erhalten: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen." Mit einer Zahlung von 5000 Pfund Gold und 30000 Pfund Silber sowie vielen anderen Kostbarkeiten muß sich Rom loskaufen. Trotzdem aber verweigert man am römischen Kaiserhofe im festen Ravenna dem König das von ihm geforderte Amt eines Heermeisters oder die Überlassung von Noricum mit Geldzahlungen und Lieferungen. Nun erhebt Alarich einen Gegenkaiser gegen Honorius, muß ihn aber wegen seiner Unzuverlässigkeit wieder absetzen. Wieder von Honorius abgewiesen, wendet sich der König neuerdings gegen Rom. Dieses Mal kann nichts das Schicksal der Stadt abwenden. In der Nacht vom 23. auf den 24. August 410 brechen die Gotenscharen durch das Salarische Tor in die Stadt der Cäsaren ein. Rom verfällt einer verhältnismäßig milden

Plünderung. So ist den Gebeinen der bei Vercellae zusammengehauenen Cimbern ein Rächer erstanden. Ariovist und Arminius sind durch den Helden Alarich nach langen Jahrhunderten nun doch die Sieger über Rom geworden.

Mit reicher Beute verläßt das Gotenheer die schwergeprüfte Stadt. Alarich führt auch die 21jährige Tochter des Theodosius Galla Placidia mit sich. Er wendet sich nun nach Unteritalien, Afrika heißt das nächste Ziel. Aber seine Flotte wird vom Sturm zerstreut. Die Westgoten sollen nicht mehr in das fruchtbare Land gelangen. Alarich stirbt bald darauf (410). Sein Plan, eine römische Provinz abgetreten zu erhalten und dort als König der Westgoten auch über die römische Bevölkerung zu herrschen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Überlieferung erzählt, daß der jugendliche Heldenkönig mit Schlachtrossen, Schmuck und Waffen im Flusse Burentinus (Busento oder Basento) in der Nähe der Stadt Cosenza in Kalabrien beerdigt worden sei, heimlich und behutsam, damit niemand seine Heldenruhe störe. Bis heute hat niemand das Grab gefunden. Als ein unbezwinglicher Siegfried aber lebt der Gotenkönig in der Geschichte weiter.

Die Westgoten erheben nun Alarichs Schwager Athaulf auf den Schild. Einen Augenblick schwankend, sich selber den Purpur des Kaisers zu nehmen, steht er ab, mit der eigentümlichen Scheu des Germanen, die auch ihren größten König Theoderich nicht nach der Kaiserwürde greifen ließ. Er zieht nach Gallien, wo er siegreich Fuß faßt, Narbo, Burdigala (Bordeaux) und Tolosa (Toulouse) erobert. Dem Kaiser Honorius zum Trotz vermählt er sich mit der von ihm geliebten Placidia (414). Er hofft, durch seine Ehe mit der Kaisertochter für seine Herrschaft in Gallien, auf die sein Sinn gerichtet ist, die Anerkennung durch Rom zu finden, und glückverheißend gibt er dem Sohn seiner jungen Ehe den Namen Theodosius. Da fällt er im Jahre 415 der Blutrache eines Westgoten zum Opfer. Der Plan ist gescheitert, da auch Theodosius in jungem Alter stirbt. Sein zweiter Nachfolger Wallia (415—418) will auf den Spuren des Alarich sein Volk nach Afrika führen. Aber wieder sagt das Schicksal nein. Die Flotte zerschellt in einem mächtigen Sturme. Der König muß nach Gallien zurückkehren. Er gleicht sich nun mit Honorius aus. Gegen Anerkennung seines Besitzstandes liefert er die Placidia an den Kaiserhof aus — sie verheiratet sich mit Constantius und wird die Mutter des späteren Kaisers Valentinian III. — und erhält endlich die drei südwestgallischen Provinzen Aquitanien, Gascogne und den Westteil der Narbonensis, die er im Namen des römischen Kaisers in Besitz nimmt. Die römischen Einrichtungen bleiben voll bestehen, doch herrscht nun der König der Westgoten auch über die Römer, Goten und Römer nach ihren Gesetzen regierend, so daß zweierlei Recht in diesem Reiche gilt und zwei Völker leben, die voneinander durch Sprache, Bildung und Religion getrennt, auch keine Mischehe eingehen. Die Goten zerstreuen sich als eine adelige Herrenschicht über das

Land, und jeder der römischen Grundbesitzer muß ihnen zwei Drittel des Bodens ausliefern.

Inzwischen sind neue Bewegungen der Völkerwanderung erfolgt. Als Stilicho die Legionen vom Rhein abruft, überschreiten die Vandalen, wohl die ausgreifendsten aller germanischen Wanderer, im Jahre 406 den Strom, nachdem schon vor ihnen am Unterrhein die Franken, am Mittelrhein die Burgunder, am Oberrhein die Alemannen hinübergegangen sind. Mit den Vandalen kommen die Sueven und Alanen. Drei Jahre später stoßen sie bereits nach Spanien vor und erobern alles Land bis auf Stadt und Gebiet von Tarraco. Die römische Diplomatie aber bringt es fertig, die Westgoten auf sie zu hetzen, und so werden sie auf das südliche Spanien beschränkt, wo noch heute der Name Andalusien (Vandalusien) an ihre Herrschaft erinnert. Hier entwickeln sie sich, die bisher nur als schneidige Reiter die Welt kennengelernt, zu verwegenen Seefahrern, den kühnsten der Weltgeschichte. Bald erscheinen sie an den Gestaden des Mittelländischen Meeres, überall reichste Beute einbringend.

Ein echtes Schicksal der Völkerwanderung! Über tausend Jahre haben die nordischen Bauern am Lauf der Weichsel gesessen, erst im Delta bis westlich zur unteren Oder, dann von ungefähr 750 bis etwa 150 v. Chr. auch schon weiter aufwärts am Weichsellauf, im ersten Jahrhundert vor Christus an der Warthe und Oder, im heutigen Polen bis östlich des Bug, und noch hundert Jahre nachher in Südposen, Südpolen und Ostpolen, aber auch im heutigen Schlesien. Die Asdinger, der eine der beiden Hauptstämme, saßen auf dem östlichen, die Silinger, der andere, am westlichen Ufer der Oder. Die Erschütterung, die der große Markomannenkrieg hervorruft, führt sie aus ihrer schlesischen Welt. Eine Zeit sind sie in Pannonien. Aber immer noch standen sie im Dämmerschatten der Weltgeschichte.

Nun sind sie einer der gefährlichsten Gegner der römischen Macht geworden. Ein treuloser römischer Statthalter, Bonifacius, lädt sie ein, nach Afrika zu kommen. Dieses Afrika ist aber damals die wertvollste römische Provinz überhaupt. Im Jahre 429 gehen die Vandalen, eine kleine Volksschar mit vielleicht 20000 Kriegern, über die Meerenge und gelangen nach einem Marsch entlang der Küste in die römische Provinz, wo sie in stürmischem Angriffe bald alle Plätze mit Ausnahme von Hippo und Karthago in die Hand bekommen. Die Römer machen mit den Eroberern Frieden. Die Vandalen werden als Föderaten angesiedelt. Aber ihr König Genserich (Geiserich) überfällt 439 überraschend Karthago und eröffnet seine verheerenden Flottenangriffe. Seine Schiffe können bald darauf Sardinien, Korsika, die Balearen, sowie Lilybäum auf Sizilien in Besitz nehmen. Der König ist eine der wuchtigsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Jordanes schildert ihn in seinem Buche über den Ursprung und die Taten der Goten als „mittel-

groß und durch einen Sturz vom Roß hinkend, unergründlich in seinem Geiste, ein Schweiger und Verächter des bequemen Lebens, rasend im Zorne, habgierig, weitblickend, wenn es sich darum handelte, Völker zu beunruhigen, die Samen des Streites zu säen und Haß zu erzeugen". Er plündert 450 die Städte Neapel und Capua, beherrscht trotz einiger Niederlagen, die ihm beigebracht werden, die mittelländischen Gewässer und hält die Römer in Angst. Im Jahre 455 erscheint er vor Rom, bemächtigt sich ohne besondere Schwierigkeiten der Stadt und plündert sie 14 Tage lang. Die Vandalen haben sich aber nicht, wie die gehässige und gedankenlos so oft auch von uns Deutschen nachgesprochene Tradition sagt, durch sinnloses Zerstören ausgezeichnet. Das lag gar nicht in ihrer germanischen Art, schon gar nicht in der des Königs, der mehr für ein solides Plündern gewesen ist und insbesondere Kunstschätze zum Schmuck seiner Hauptstadt Karthago wegführte. Daß sie wertvolle Beute mitnahmen und auch die vergoldeten Bronzeziegel des Jupitertempels abtrugen, entspricht der Übung der Zeit. Zu andern Gelegenheiten ist es in der Geschichte viel übler hergegangen (siehe die Plünderung Magdeburgs durch die Soldateska Tillys!). Die Kaiserin und ihre beiden Töchter führt der Sieger mit sich. Eudoxia, die eine von ihnen, vermählt er seinem Sohne Hunerich. Der alte König bleibt vom Glück begünstigt, auch als Ost- und Westrom vereint ihre ganze Kraft, drei Flotten und drei Heere gegen ihn senden. Am gefährlichsten ist der Vorstoß des Basiliscus, der mit 113 Schiffen und 100000 Mann beim Hermäischen Vorgebirge (Kap Bon) landet. Aber er gewährt nach einigen Erfolgen den Vandalen einen Waffenstillstand, und Geiserich gelingt es, der Lage Herr zu werden. Die römische Flotte wird zur Hälfte vernichtet. Der Vorstoß ist bald danach völlig gescheitert (467). Ein Gegenangriff der Vandalen bringt Sizilien in ihre Hand. Nach Italien streckt Geiserich seine Hand nicht. Die Volkskraft der Vandalen war dafür zu gering. Ihm genügte die Beherrschung der See.

Seine Vandalen siedelt der König nicht zersplittert, sondern in und um Karthago geschlossen an. Hier hat er überall den römischen Besitzer vertrieben, um für sein Volk Raum zu schaffen. Er ist von allen Ostgermanenkönigen der rücksichtsloseste und zielsicherste. Die andern haben ihre Kräfte viel mehr zersplittert. Trotzdem aber bleibt auch das Vandalenreich eine unlösbare Aufgabe. Es ist für sie wie für die andern Germanen verhängnisvoll, daß ihnen der fertige, ja schon überaltert verwickelte Apparat des Staates und der dem Staate nachgebildete Apparat der Kirche entgegentritt und sie mit der römischen, ihnen zivilisatorisch, keineswegs kulturell, weit überlegenen Bevölkerung, die im stillen die Eindringlinge haßt, zusammenleben.

Geiserich bestimmt auf seinem Totenbett (477), daß jeweils der Älteste und Erfahrenste aus dem Königshause die Nachfolge haben solle. Es ist das Senioratserbrecht, das der König wohl von den benachbarten Mauren ken-

nengelernt hat. Segen brachte es durch die fortgesetzten Thronstreitigkeiten, die sich nun erhoben, nicht.

Ist Geiserich die Geißel der südlichen römischen Küsten, so wird gleichzeitig Attila, der König der Hunnen, die Gottesgeißel, vor der Ostrom und Westrom und die Völker, die zu beiden stehen, erbeben. Die Hunnen sind immer noch die fürchterliche Sensation des Jahrhunderts. Ammianus Marcellinus schildert sie uns als wahre Scheusale, fernab jeder Sitte und Menschlichkeit. Ihr Ungestüm und ihre wilde Kampfesweise sind ebenso gefürchtet wie ihre echt mongolische Vernichtungswut und ihre erbarmungslosen Schlächtereien. In den dreißiger Jahren des vierten Jahrhunderts treffen wir sie am Rhein. Hier besiegen sie im Bunde mit dem römischen Statthalter Aëtius den König Gundahari. Der Burgunder ist mit einem Teil seines Volkes auf der Walstatt geblieben. Rugila hat damals eine große Hunnenherrschaft aufgerichtet.

Der Neffe dieses Rugila ist die Gottesgeißel. Attila regiert zuerst mit seinem Bruder Bleda. Nach elf Jahren beseitigt er den Mitregenten und herrscht fortan (444—453) allein. Beide römischen Reiche lernen die Gewalt seiner Waffen kennen. In drei Schlachten hatte er 442 die Oströmer besiegt und war bis an die Tore von Konstantinopel gedrungen. Von da ab müssen ihm 750 Pfund Gold als Jahrestribut entrichtet werden. Nun dringt er von neuem vor, diesmal (447) bis zu den Thermopylen gegen die reichen griechischen Städte. Um den Fürchterlichen zu besänftigen, wird das Jahrgeld verdreifacht und ein Stück Landes südlich der Donau an ihn abgetreten. Es ist für die tiefgedemütigten Römer ein wahrer Trost, daß der Friedensbrecher sich herbeiläßt, die Jahrgelder nicht als Tribut, sondern als Gehalt eines oströmischen Heermeisters, zu dem er ernannt wird, in Empfang zu nehmen.

Mit Tributen umschmeichelt, im Besitze unerschöpflicher Beuteschätze, ein verehrter Ringspender, von allen Mächtigen der Welt behutsam behandelt, hält der gewaltige Mann zwischen Theiß und Donau Hof. Wie es da zugeht, schildert der byzantinische Gesandte Priscus sehr anschaulich. Wahrhaftig, dieser Attila ist kein gewöhnlicher Plünderer und Beutemacher, nicht mehr bloß der Menschenwürger, wie sicherlich noch sein Vater. Er ist ein Heerkönig, der in mächtiger Halle inmitten seiner Getreuen sitzt, hier die fremden Gesandten empfängt und den Seinen Gelage gibt. Einfach ist seine eigene Art und Lebensweise, aber bei seinem Gefolge liebt er Prunkentfaltung. Er bleibt still und majestätisch, wenn sie sich den Freuden des Mahles und des Gesanges hingeben, immer der Gebieter, immer die gefürchtete Geißel des Herrn. Er glaubt sich von Gott gesendet, besonders seit ihm ein Hirte ein seltsames Schwert gebracht, das er auf der Weide gefunden. Attila hält es für das Schwert des Kriegsgottes. Jordanes schildert ihn als einen Mann, „geboren die Völker zu erschüttern, als die Furcht aller Länder, stolz im Gange

mit gebieterischen Blicken, klein von Gestalt, mit breiter Brust und großem Haupte, aber kleinen Augen und schwachem Bartwuchse, die Nase stumpf und die Gesichtsfarbe fahl". Sein Hof aber erscheint nach dem Berichte des Priscus gar nicht viel anders, als etwa das Leben in der Halle des Hrodgar im angelsächsischen Epos „Beowulf" geschildert wird. Hier gehen die Fürsten der Ostgoten, der Gepiden, der Rugier, der Heruler aus und ein. Ein Walamir, ein Ardarich sind beliebte Helfer des Königs. Aber er muß sich selbst auch die Beliebtheit bei den Germanen erworben haben. Sonst hätten sie ihn nicht mit dem Namen Väterchen, denn das bedeutet Attila, geehrt. Wie vornehm gebietend, ja edel tritt er doch auch in der Heldensage auf!

Aëtius, der römische Statthalter von Gallien, der selber einmal als Geisel am hunnischen Hofe gelebt, muß gewußt haben, welche Gefahr für das römische Reich heraufzog, als der König 451 zum entscheidenden Feldzug gegen den Westen aufbrach. Seltsam genug die Veranlassung des Zuges. Die Kaisertochter Honoria hat ihn gerufen, ihm ihre Hand angeboten. Er solle kommen, sie zu befreien. Attila zaudert nicht, sich einer so merkwürdigen Braut anzunehmen. Er fordert sogleich für sie Anteil an der Regierung des weströmischen Reiches. Das wird verweigert. So bricht der Hunnenkönig gegen Aëtius, den Verweser des Westreiches, auf. Mit dem verschlagenen Geiserich ist er verbündet, der Hilferuf eines Frankenfürsten gibt seinem Angriff Stütze und willkommenen Anlaß. So strömt eine wahre Völkerflut, Hunnen und ihre finnischen Untertanen, stolze Germanenscharen, die Ostgoten unter ihren Königen Walamir, Widemir und Theodemir, die Gepiden unter König Ardarich, Heruler, Rugier, Skiren, Alanen und ein Teil der Franken, der blutigsten Schlacht dieser blutigen Zeit entgegen.

Gegen diese unerschöpfliche Sturmwoge, die sich da als sichtbarste und gewaltigste Verkörperung der Völkerwanderung heranwälzt, ruft Aëtius die geschulte, aber ungleich schwächere Kraft seiner Legionen zusammen. Er gewinnt die Westgoten, einen Teil der Franken und die Burgunder, die der alten Wunden und des gefallenen Königs grimmig gedenken. So hat auch er eine gewaltige Heeresmacht gesammelt, vor deren Anmarsch Attila die bereits begonnene Belagerung von Aurelianum (Orleans) aufgibt. Er weicht nach den Katalaunischen Gefilden zurück (in der Nähe von Troyes), wo er ungern im Juli die Schlacht annimmt, deren ungünstigen Ausgang, gemildert allerdings durch den Tod des feindlichen Feldherrn, ihm Wahrsager geweissagt. Am Nachmittag beginnt der Kampf. Auf beiden Seiten wird mit äußerster Erbitterung gefochten. Der Westgotenkönig Theoderich fällt durch einen Pfeilschuß aus ostgotischer Armbrust, aber die Tapferkeit seines Volkes entscheidet den Tag. Die Westgoten werfen vor Einbruch der Dunkelheit die Hunnen. In der Erschöpfung des endlosen Kampftages sollen sich die gotischen Kämpfer von dem Blute gelabt haben, das in einem Strome über das

Schlachtfeld floß. Attila erwartet bei Tagesanbruch, zum Sterben bereit, in einer Wagenburg, den Scheiterhaufen aus hölzernen Sätteln neben sich, den entscheidenden Angriff der Gegner. Diese täuscht er durch anbefohlenes Lärmen und Trompetenstöße über die Stimmung des Heeres und das Heer über seine eigene. Aber Aëtus rät dem neuen Gotenkönig Thorismund, in die Heimat zu ziehen, hier Schatz und Krone zu behüten. So wird der Römer zum Retter des Hunnen, der ungestört den Rückzug antreten kann.

Schon im nächsten Jahre steht er wieder im Felde. Diesmal gilt sein Stoß direkt Italien. Aquileja fällt ihm in die Hand und wird völlig zerstört. Mailand und Ticinum fallen. Aber von der Überschreitung des Apennin läßt sich der König durch eine römische Gesandtschaft, an deren Spitze der Papst Leo I. steht, mit reichen Geschenken abhalten.

Das folgende Jahr sieht das Ende des gewaltigen Herrschers. Ein Aberglaube, die Furcht, bei seinem Vormarsch auf Rom das Schicksal des Alarich, des ersten Eroberers der Stadt, teilen zu müssen, soll ihn bewogen haben, der Bitte des Papstes zu folgen. Nun ereilt ihn doch ein frühes Ende. Eben hat er mit einer germanischen Prinzessin Hochzeit gehalten. Am Morgen finden ihn die Kämmerer in seinem Blute, tot neben der weinenden Frau. Frühzeitig knüpft die Sage an dieses seltsame Ende an. Der Hunnenkönig Attila wird bei allen germanischen Völkern, auch noch hoch im Norden, ja auf dem fernen Grönland, einer der größten Helden der Sage.

Nach Attilas Tode wird die Macht der Hunnen durch eine Erhebung der Germanen gebrochen. In der Schlacht am Flusse Netad fällt der tapfere Ellak, der älteste Sohn des Heerkönigs, sein Volk aber verschwindet aus der Geschichte.

Rom hat sich nur mit Hilfe seiner germanischen Verbündeten behaupten können. Germanen sind aber auch im Innern das Umundauf des sinkenden Reiches. Schon Kaiser Theodosius ist ohne seine treuen germanischen Helfer, die Franken Bauto und Arbogast, nicht denkbar. Wie übermächtig war die Position des Stilicho! Unter diesem Mann, der dem Kaiser Honorius erst die eine, dann nach ihrem Tode eine zweite Tochter vermählte, ist das Kaisertum geradezu eine tüchtig gehütete Privatangelegenheit geworden. Als dann im Jahre 408 dieser bedeutende Mann trotz seiner starken Verwurzelung von dem treulosen Kaiser der Ermordung übergeben wird, ändert sich die Lage. Selbstverständlich ist man in Rom weit entfernt, sich aus eigener Kraft schützen zu können. Man braucht in einer Welt des Truges und des Verfalls die germanischen Heerführer, ihre Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit. Sie und die wenigen Illyrier und Gallier neben ihnen halten überhaupt allein noch die zerberstende römische Macht aufrecht. Aber es fehlt nicht, daß sie auch selbst aus der Art lernen, wie ihnen für ihre Dienste begegnet

wird. Wenn im Ostreiche die gotischen Feldherren Gainas und Aspar, im Westreiche Stilicho und Aëtius auf denselben Altären, die sie mit soviel Geschicklichkeit verteidigt, treulos hingeschlachtet werden, so tritt uns nun in Westrom in dem Sueven Rikimer ein Söldnerführer entgegen, der sich seiner Macht jeden Augenblick bewußt ist und dies auch den von ihm eingesetzten Kaisern restlos klarzumachen versteht. Seit der Ermordung Valentinians III. ist das weströmische Kaisertum nur mehr ein Spielball in der Hand des kommandierenden Generals. Er bekleidet die ihm gefällige Puppe mit dem Purpur, und das noch mächtigere Ostrom erteilt dem jeweils eingesetzten Kaiser dann seine Genehmigung. So waltet dieser Rikimer als ein Schiedsrichter in Westrom, das er gegen die Vandalen beschützt, die er zur See zweimal, 456 und 459, zu besiegen weiß. Um den Gewaltigen zu stürzen, gibt Byzanz den Weströmern selbst einen Kaiser, und dieser wendet sich gegen den Sueven. Aber der trotzige Mann führt seine Truppen, denen sich gern burgundische Scharen anschließen, nach Rom und erobert die Stadt. Der Kaiser wird auf der Flucht erschlagen, ein neuer von Rikimer eingesetzt, und Konstantinopel erteilt seinen Segen. Unbesiegt stirbt dann der verwegene Mann noch im selben Jahre 472 durch einen Blutsturz. Sein Neffe Gundobad wird der Erbe seiner Stellung. Als dieser indes nach kurzer Zeit als König zu seinen Burgundern zurückkehrt, wo er dann 42 Jahre lang herrscht, versucht der Pannonier Orestes, erprobt in Diensten Attilas, seinen eigenen Sohn Romulus zum Kaiser von Westrom zu machen (475).

Da stehen, unzufrieden mit ihrer bisherigen Versorgung, die germanischen Soldtruppen auf: Heruler, Rugier, Skiren und Turkilinger. Sie begnügen sich nicht mit dem Drittel der Häuser, wo sie einquartiert sind. Sie wollen ein Drittel auch vom Grund und Boden. Ihr Führer ist der Rugier Odowakar, den das Schicksal berufen hat, der Kaiserspielerei ein Ende zu bereiten. Er besiegt den Orestes, der die Forderungen ablehnt, und wird von seinen Truppen zum König der Germanen in Italien ausgerufen (476). Den Romulus verbannt er mit einem Jahresgehalt nach einer kampanischen Villa, den gefährlichen Orestes läßt er hinrichten.

Einen neuen Kaiser setzt er nicht mehr ein. Für seine Herrschaft sucht er um eine rechtliche Legitimation durch den byzantinischen Kaiser an und erhält sie durch die Zuerkennung des Titels eines Patricius. Welch eine faszinierende Macht muß die gesunkene, durch Blut, Gewalttat und Kapitulation so oft besudelte Krone des römischen Imperiums noch besessen haben, wenn wir alle die siegreichen Germanenfürsten nach einer Anerkennung ihrer Machtstellung durch sie streben sehen! Ist nach Schiller den Menschen alles heilig, was grau von Alter, so hat die Krone der Cäsaren wohl die allergrößte Heiligkeit gehabt. Odowakar bescheidet sich, später sogar ein Theoderich. Erst nach 300 Jahren wird ein Germanenkönig selber nach der Kaiserkrone

greifen, allerdings durch einen Vermittler, der dadurch eine unselige Macht über sie gewinnt, den Papst.

Nun beherrscht Odowakar das Land, vor dem so lange die Welt gezittert. 450 Jahre nach dem Tode des Arminius ist die Hauptstadt des Imperiums in die Hand eines Deutschen gelangt. Der König siedelt seine Söldner auf einem Drittel des Bodens an. Er schützt die Grenzen Italiens bis zur Donau hinauf. Dem Reich der Rugier im nördlichen Niederösterreich macht er ein Ende. Den König Feletheus und seine entschlossene Gattin Giso — die erste germanische Königin, die uns begegnet — nimmt er als Gefangene mit sich. Bald darauf aber räumt er Ufernoricum und führt die römische Bevölkerung nach Italien. Die Leiche des heiligen Severin († 482), des großen Trösters von Noricum, der vor vielen Jahren dem hochgewachsenen Kriegsmann Odowakar seine Zukunft vorausgesagt, wird nach Italien mitgenommen. Der König aber hat alsbald mit Mühen und Sorgen zu kämpfen. Ostrom weiß ihm einen Stärkeren als Gegner zu erwecken. Der König der Ostgoten Theoderich führt sein Volk gegen Odowakar.

Zur Zeit des Attila sind die Ostgoten in dessen Heergefolge, ihr König Walamir steht in besonderer Gunst bei der Gottesgeißel. Nach ihrem Tode machen sich die Goten frei. Sie treten in das Bundesgenossenverhältnis zu Rom, für Jahrgelder bereit, ihre Waffen zum Schutz des oströmischen Reiches zu erheben. König Theodemir, der Besieger der Hunnen, schickt seinen Sohn Theoderich als Bürgen des Freundschaftsvertrages nach Byzanz. Zehn entscheidende Jahre seines Lebens verbringt der hochbegabte Königssohn in dem flutenden Leben der damals ersten Stadt der Welt, dem Sitz des letzten noch intakten Römertums, das hier allerdings längst griechisch geworden war. Er hat in Byzanz auch politisch unendlich viel gelernt. Welch eine Willenskraft muß in dem jungen Theoderich gesteckt haben, daß er in diesen zehn Jahren — als achtjähriger Knabe war er dorthin gekommen — nicht zum Römer wurde, daß aus dieser Geisel der größte König der Völkerwanderung werden konnte! Nach dem Tode seines Vaters Theodemir herrscht er über sein damals in Obermösien (Serbien und Bosnien) angesiedeltes Volk. Dreizehn Jahre steht er in einem seltsamen Verhältnis zu Ostrom. Einmal hochgeachtet, Konsul, Triumphator, Adoptivsohn des Kaisers, durch eine Reiterstatue in Konstantinopel geehrt, umschmeichelter Bundesgenosse, und bald darauf drohend vor den Mauern der Weltstadt oder in den europäischen Provinzen des Reiches. Besser wird dieses Verhältnis erst, als im Jahre 481 Theoderich Strabo (d. h. der Schieler), ein Landsmann und gefährlicher Intrigant, am kaiserlichen Hofe stirbt. Trotzdem will schließlich der Kaiser die bedenklichen Beziehungen zu den Goten lösen. Denn konnte man wissen, ob nicht eines Tages der kühne Amaler dem Beispiel Odowakars folgte und ihn, der noch immer beansprucht, der Herr der Welt zu sein,

vom Throne stieße? Es trifft sich glänzend für den Kaiser Zeno (474—491), daß sich auch die Ostgoten auf der etwas verödeten Balkanhalbinsel nicht mehr wohl fühlen. Der Kaiser ist somit seinem Adoptivsohn nur gefällig, wenn er ihn beauftragt, den Usurpator in Italien zu stürzen. Er hofft dabei zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen, da er auf die kräftigste Gegenwehr des Angegriffenen rechnet. Byzanz konnte nur der Gewinnende sein, je härter es herging, oder wenn der Kampf gar unentschieden blieb. In der Ferne winkte die Wiederaufrichtung des gesamten Imperiums.

Solche Hoffnungen durchkreuzt Theoderich durch seine Erfolge in Italien. Im Jahre 488 bricht er auf und stößt im nächsten Frühling in die venezianische Tiefebene vor. Odowakar ist mit seinem Heerbann zur Stelle, um sein Reich zu beschützen, erliegt aber am Isonzo und kurz darauf bei Verona. Die Ostgoten bringen diese Stadt, fortan das geliebte Bern des Königs Theoderich, bald auch Mailand, in ihren Besitz. Aus einer gefährlichen Lage, die bald darauf durch eine List von Odowakars Feldherrn Tufa eintritt, retten die Westgoten ihre Brüder. Theoderich kann an der Adda von neuem siegen, der geschlagene König muß in Ravenna seine Zuflucht nehmen. Hier hält er sich noch zweieinhalb Jahre. Erst als der Ostgote auch über eine Flotte verfügt, geht Odowakar im Februar 493 einen Vertrag ein, der die Tore der unbezwinglichen Meerstadt seinem Gegner öffnet, doch behält der Rugier die Mitregierung.

Wie muß das Innere des Geschlagenen von unbändigem Haß gegen den Ostgotenkönig erfüllt gewesen sein, der ihm sein Lebensglück und seine Machtstellung zertrümmerte! Mit dem Vertrag kann es keinem von beiden Ernst gewesen sein. Bald darauf trifft den Heerkönig bei einem Gastmahl der Dolch des Theoderich. Angeblich habe Odowakar dem Gotenkönig selber nach dem Leben getrachtet, und dieser sei nur der raschere und entschlossenere gewesen, als er von dieser Verschwörung Kenntnis erhielt. Auch der Sohn des Odowakar und seine zuverlässigsten Freunde mußten das Schicksal des Königs teilen. Der Kaiser in Byzanz mag aber peinlich berührt gewesen sein, daß der Rugier, den er als Schachfigur gerne aufgespart hätte, so rasch und restlos von der politischen Bühne verschwand.

Odowakar ist in seinem Werk ein ebenso Einsamer wie später sein Besieger Theoderich. Als der unbekannte germanische Soldat tritt er aus dem Dunkel Noricums hervor. Wenn wir von dem Reich des Odowakar sprechen, denken wir nur an den König, an kein Volk, an keine persönliche Macht neben ihm. In seinem geschichtlichen Dasein ist er zu kurz gekommen, weil ihm ein weit Stärkerer in den Weg trat. Die germanische Heldensage, die so reich wuchert, hat ihm nur im Hildebrandslied als Otaker eine kurze Erwähnung gewährt. Die glänzendere, glücklichere und reichere Gestalt des Theoderich hat ihn verdrängt und beschattet. Die Sage hat ihn sogar, um einen Kontrast

zu gewinnen, mit dem dunklen und grausamen König, zu dem Ermanarich in ihr geworden, verschmolzen. — Nun gebietet Theoderich mit seinen Goten über Italien. Er siedelt die Scharen seines Volkes im Norden und Osten des Landes an. Nur verstreut gehen Gotenfamilien auch nach dem Süden und nach den Inseln. Ein Drittel der Grundstücke muß ihnen überlassen werden. Wo keine gotischen Familien siedeln, muß der Grundbesitzer ein Drittel seiner Einnahmen für den Unterhalt der Goten abgeben.

Als König der Goten ist Theoderich von jeder fremden Gewalt unabhängig. Die Oberherrschaft des Kaisers hat er formell anerkannt. Über die römische Bevölkerung übt er die kaiserlichen Rechte, aber nicht das Recht der Gesetzgebung. Er erläßt darum nur Edikte, keine Gesetze. So klafft sein Reich in zwei Teile auseinander, die sich im tiefsten Grunde fremd gegenüberstehen. Hier die Herrenschicht der germanischen Eroberer, die nach ihrem germanischen Recht unter gotischen Grafen leben, dort die römische Bevölkerung, die mit Ausnahme der Belastung durch die Abtretung der Grundstücke so weiterlebt, als gäbe es noch ein römisches Reich. Zusammengefügt sind beide Teile durch das gemeinsam bewohnte Land, wirksam allerdings nur durch die Person des Herrschers. Der Heeresdienst ist den Goten allein vorbehalten. Theoderich hat also das Gebäude des Römertums unverändert aufrechterhalten, nur den längst morsch gewordenen Pfeiler der Wehrkraft durch die germanische Herrenschicht erneuert. Es ist kein Zweifel, daß diese Lösung nicht von unbegrenzter Dauer sein konnte. Sie kann nur um die Persönlichkeit und durch die Persönlichkeit eines genialen Herrschers ihre Kristallisierung finden. Nach seinem Tode wird sich die Verbindung ändern. Die Eroberer müssen sich vollständig durchsetzen und die Besiegten zu Untertanen herabdrücken, oder sie werden selbst zu Boden stürzen. Ein Drittes, die Verschmelzung germanischer und römischer Art, ist durch den Gegensatz der Religionen, da die Goten Arianer, die Römer aber Katholiken sind, ausgeschlossen. Auch hat der König die Vermischung nicht gewollt.

Mußten wir früher die Klugheit und Gewandtheit des Politikers Theoderich, den tapferen Soldaten und kühnen Feldherrn bewundern, so nun den Herrscher von vorausschauender Fürsorglichkeit, Gerechtigkeit und Milde. Das tief zerrüttete Italien erlebt unter ihm eine dreißigjährige Friedenszeit und genießt eine musterhafte Verwaltung. Die Wunden früherer Mißwirtschaft und Kriegsläufte heilen. Italien ist kaum jemals so sauber und ehrlich regiert worden wie unter diesem „Barbaren“. Der Herrscher ist gerecht. Den arianischen Theoderich beseelt kein religiöser Fanatismus. Er steht erhaben über den konfessionellen Streitigkeiten.

Der Ackerbau in Italien kommt durch das Eingreifen des Königs wieder hoch. Die Ernten liefern zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder einen Überschuß an Getreide. Die Verkehrswege werden ausgebessert. An der

Trockenlegung der Pontinischen und Umbrischen Sümpfe wird eifrig gearbeitet. Die tadellose Finanzverwaltung bringt sogar Mittel für die Erhaltung der antiken Baudenkmäler auf. Dabei läßt der baufreudige König selbst bedeutende Werke aufführen. Es erstehen unter anderen sein Palast in Ravenna, die Hofkirche San Apollinare, die Kirche San Vitale und sein einsames Grabmal mit dem wuchtigen Deckstein, der an germanische Hünengräber gemahnt. Dem Ostgotenkönig steht in seinem Herrscherstreben der ihm begeistert ergebene Aurelius Cassiodorus zur Seite, der auch eine Geschichte der Goten geschrieben hat.

Sehen wir so den König, idealstem Streben folgend, einen Staat des Rechtes und der Ordnung verwirklichen, so müssen wir um so schmerzlicher die Tragik feststellen, die über diesem Herrscherwerke liegt. Seine Aufbautätigkeit kommt in erster Linie den Römern zugute. Diese aber werden ihm keinen Dank zollen, sondern, durch seine Fürsorge wieder erstarkt, auf Abschüttelung der gotischen Herrschaft sinnen. Zum Schlusse weiß der König selbst, daß zwischen römischer und germanischer Artung auch das großherzigste Kompromiß nicht Raum hat. Die Besten und Aufrichtigsten der Römer müssen, innerem Zwange folgend, sich gegen ihn verschwören, innerlich zu Verrätern werden. So erwächst am Ende seiner Regierungszeit die Notwendigkeit, gegen das Römertum, das zugleich den Katholizismus bedeutet, vorzugehen. Anicius Boëtius, der mannhafteste unter den Römern, wird in den Kerker geworfen und mit seinem Schwiegervater Symmachus zum Tode verurteilt und hingerichtet. Im Kerker hat er das herrliche Buch über die Tröstungen der Philosophie geschrieben. Auch der Papst Johannes wird verhaftet und stirbt im Gefängnis, sehr unangenehm für den König. Im Hintergrunde steht immer schon Byzanz. Die Gestalt Theoderichs wächst über seine persönlichen Enttäuschungen hinaus in die Höhe weltgeschichtlicher Tragik, da er in seiner Person das Schicksal der Ostgoten und überhaupt der besten germanischen Wandervölker verkörpert. Die Ostgoten wie ihre Brüder, die Westgoten und Vandalen, sind als ein innerlich sehr junges Volk von einfachem Wesen überraschend schnell in den Besitz großer Reichtümer und weiter Reiche, als Herren in den Bereich eines überaus verfeinerten Lebens gekommen. Ihr Herrentum wies sie auf den Krieg als die einzige würdige Beschäftigung. Sie hatten aufgehört Bauern zu sein oder nie recht angefangen. Seit Jahrhunderten waren sie an Veränderungen ihrer Wohnsitze gewöhnt und schon lange aus dem Mutterboden ihrer alten Verhältnisse und Tradition geworfen. Nun standen sie als eine kleine Minorität unter der Bevölkerung Italiens und hatten vor sich eigentlich keine Zukunft. Sie konnten kein lebensfähiges Volk werden, da ihnen das gesunde, unerschöpfliche Bauerntum auf selbst bearbeiteter Scholle fehlte. Vermochten sie sich nicht einzuwurzeln oder mit der römischen Bevölkerung zu ver-

schmelzen, so mußte die kühne Heldenschar irgendeinmal einer Übermacht erliegen. In der Art ihres Daseins liegt das Schicksal des Unterganges beschlossen.

Und über diese Schicksalsgebundenheit erhebt sich der König, mit einer einmaligen, eigenartigen und persönlichen Lösung versuchend, das Unmögliche zu schlichten. Es gelingt ihm für die begrenzte Zeit seines Lebens, aber er steht in einer grenzenlosen Einsamkeit. Sein Werk hebt sich über den Zwang der Gegebenheiten, es will die Gesetze der Welt ausschalten und muß einmal scheitern. Der junge Theoderich hat zu viel aus den Brunnen der Antike getrunken. Die zehn Jahre in Konstantinopel bleiben nicht ohne Folgen. Nach diesem König wird niemand sein Werk weiterführen können. Schon die seltsame Doppelart Theoderichs: Bewunderung für die Antike, zugleich Liebe für sein germanisches Volk, dazu noch höchste Einsicht für das gemeinsame Lebensinteresse der germanischen Völker, kann nicht auf einen Nachfolger vererbt werden. Sie trägt den Stempel des Genial-Einmaligen. Bei den Nachfolgern muß es auseinanderklaffen, entweder rein gotisch oder römerfreundlich, ohne das eigene Volk mehr zu verstehen. In diesem Sinne wirft es noch einen Schatten auf das Bild des großen Gotenkönigs, daß er keinen Erben im eigentlichen Sinne hat, daß sein Haus nach seinem Tode für die Ostgoten nur noch ein Unglück bedeutet. Theoderichs Tochter hat ihre Augen ausschließlich auf die römische Welt gerichtet. So steht der Große vor uns, einsam, wie ihn mit unheimlicher Schärfe das Nibelungenlied erfaßt. Der Nürnberger Erzgießer Peter Vischer hat das Bronzebild des „Theoderich, König der Ostgoten" in der Innsbrucker Hofkirche mit seltener Einfühlungskraft geschaffen (s. Bildtafel 4). Schwermütig steht der König da, das sinnende Haupt auf die Hand gestützt, ein Kämpfer, aber einer, der weiß, daß er mitten in einem sieglosen Kampfe ist.

Es vollendet das Bild der Tragik, wenn wir die Außenpolitik des eigenartigen Mannes, sein Verhältnis zu den anderen Germanenvölkern ins Auge fassen. Hatte er einst als brutaler Eindringling das Lebenswerk des Odowakar zerstört, ihn selbst treulos niedergestoßen, so sehen wir ihn seitdem eine Politik des Friedens führen, die dem entspricht, was der Gautenkönig Beowulf in dem angelsächsischen Heldenliede von sich rühmen darf: „Nie brach ich den Frieden aus Frevelmut, kein tückischer Schwur beschwert mich im Tod." Er wirkt mit den Mitteln der klugen Überredung und durch die Bande glücklicher Verschwägerung in der Richtung eines Bundes der germanischen Völker. Dem Vandalenkönig Thrasamund gibt er seine Schwester zur Gattin, zugleich eine Leibgarde von angeblich 6000 Goten. Dem Burgunderkönig Sigimund, dem Westgotenkönig Alarich II. vermählt er seine Töchter, dem Thüringerfürsten Hermanifred seine Nichte. Er selbst heiratet die Schwester des wichtigsten unter allen diesen, des kriegerischen Frankenkönigs Chlodwig.

überall stiftet er Frieden, und mit diesem Frieden erhebt sich die Autorität des Ostgotenvolkes über alle seine germanischen Brüder.

Diese großartige, in ihrem ganzen Konzept weit ihrer Zeit vorauseilende Politik findet ihren gefährlichsten Gegner in dem rücksichtslos um sich greifenden Chlodwig. Die ganze Schwäche der ritterlichen, auf eine kleine Herrenschicht beschränkten Ostgermanen gegenüber den auf ein starkes Bauerntum gestützten Westgermanen offenbart sich in den Beziehungen der beiden Könige. Immer wieder muß Theoderich eingreifen, um seine germanischen Freunde vor dem Vernichtungswillen des brutalen Franken zu retten. Er, der den Frieden wünscht, weil er weiß, daß die bisher so unerhört vom Glücke begünstigten Germanen ihn brauchen, um in der eroberten Welt einwurzeln zu können, muß wiederholt zum Schwerte greifen. So kann der mörderische Bauer Chlodwig zur Freude der Byzantiner, wahrscheinlich auch im Einvernehmen mit dem Kaiser, das großgermanische Konzept des Theoderich gefährden und zum Verkümmern bringen.

Der Ostgotenkönig nimmt nach der Niederlage der Alemannen (496) Teile des Volkes in seinem Gebiete auf und siedelt sie in der Ostschweiz an. Er schützt das Burgunderreich 502 vor dem Überfalle des Frankenkönigs. Die törichten Burgunder aber lohnen mit Undank. Als Theoderich im Jahre 507 bemüht ist, einen Krieg Chlodwigs gegen die Westgoten zu verhindern, schlagen sie sich in völliger Verblendung auf die Seite, von der ihnen 502 und dann noch später der Untergang droht. Sie fallen mit den Franken über die Westgoten her, während der Ostgotenkönig durch byzantinische Aktionen gebunden ist.

Die Westgoten hatten nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden unter ihrem Könige Eurich (466—484) noch die Auvergne, in Spanien das Ebroland und Lissabon zu ihrem südgallischen Reich dazuerobert. Aber ihr König Alarich II. (484—507) vermag die Größe des Reiches nicht aufrechtzuerhalten. Er versäumt es, rechtzeitig dem gefährlichen Umsichgreifen der Macht des Chlodwig entgegenzutreten. Nun wird er von den Franken und Burgundern bei Voullon geschlagen und fällt in der Schlacht. Nur das Erscheinen des ostgotischen Feldherrn Ibba, der mit einem starken Heere bei Arles siegt, rettet dem jungen Amalarich, Theoderichs Neffen, wenigstens einen Rest des tolosanischen Reiches, das südliche Septimanien. Das Küstenland der Provence nimmt der Ostgotenkönig für sich selbst in Besitz, um bei neuen Kämpfen für sein Mündel rasch zur Stelle zu sein. Und noch einmal muß der fast 70jährige Gotenheld gegen die Franken auftreten, als die Söhne Chlodwigs — dieser selbst ist 511 gestorben — im Jahre 523 die Burgunder völlig vernichten wollen. Auch jetzt muß er die Grenze seines Reiches vorschieben und dadurch neuerdings die Kraft seines Volkes in Anspruch nehmen.



Tafel 6. Sachsenherzog Widukind

Für den Glauben seiner Vorfahren, für die Freiheit und Eigenständigkeit seines Volkes kämpft Widukind einen vergeblichen Kampf. Indes, seine Zähigkeit und bodenverwurzelte Treue erheben ihn über den Mißerfolg. Ein altgermanischer Held!



Tafel 7. Otto der Große

Unter den tatenvollbringenden Helden der Geschichte werden nur wenige die Großen genannt. Otto steht unter ihnen als unbesiegtes Heldenbild, als Wegbahner und Schicksalsbegründer. Fast tausend Jahre unserer Vergangenheit folgten den Spuren seines Siegerlebens, seinem Tun verpflichtet, aus seinen Entschlüssen schöpfend ihr eigenes Los von Glück und Fluch.

So ist der große Gedanke der Verschwägerungspolitik nicht ausgereift. Als im Vandalenreich der Schwager des Theoderich stirbt, wirft sein Nachfolger Hilderich die Schwester Theoderichs, Amalafrida, in den Kerker und sendet sie grausam verstümmelt dem Bruder zurück. Die gotische Leibgarde hat er niedermetzeln lassen. Um die Vandalen zu züchtigen und dem ständig wachsenden Einfluß der Byzantiner in diesem Italien so nahen Reiche entgegenzutreten, rüstet Theoderich eine für die damalige Zeit gewaltige Flotte aus. Aber er stirbt, ehe sie zum Ausfahren kommt.

Ostrom ist die große Sorge für den alternden König. Hier hat er nie ehrliches Spiel zu erhoffen, hier sammeln sich unter der Regierung des Kaisers Anastasius neue Kräfte. Er merkt deutlich, daß diese sich eines Tages gegen die Goten richten werden. Man geht in Byzanz rücksichtslos gegen die Arianer, auch gegen Landsleute des Königs vor. Er sieht, wie wenig den Oströmern an seiner Freundschaft liegt. Der scharfe Wind, der vom Osten herüberweht, beginnt seine Italiener leise aufsässig zu machen. Sie fassen neue Hoffnungen. So erklären sich die Fälle Boetius, Symmachus und Papst Johannes. Den Gotenkönig erfüllt in den letzten Jahren seines Lebens Mißtrauen gegen die von ihm so geförderten Römer. Er mag sich nun der Tragik seines Lebens bewußt geworden sein. Der alte Mann wird von dem Alpdruck der Koalitionen ebenso gequält wie so viele Jahrhunderte später der Recke Bismarck. Und er weiß, daß er keinen richtigen Erben hinterläßt, ahnt vielleicht, daß er für sein Werk überhaupt keinen richtigen Erben hinterlassen kann. Das unbarmherzige Schicksal zerreißt durch den Tod die kluge Kombination der Verheiratung seiner Tochter Amalaswintha mit dem Westgoten Eutharich, die beide Reiche verknüpft, das alte Brüderband der beiden Gotenvölker von neuem geschlungen hätte. Wird der Großvater wenigstens erleben, daß der Enkel Athalarich zum Jüngling heranwächst? Unheimlich stehen Gefahren für das Reich auf. Unheimlich ist die stille Bundesgenossenschaft der Römer mit den Byzantinern. Von hier droht das Bitterste, das auf einen Helden lauern kann: der Verrat. Die Dämonen solchen Verrates quälen den König und verdüstern ihm seine letzten Tage.

So stirbt er zu einer Zeit, da er seinem Volke mehr denn je unentbehrlich geworden ist. Er hinterläßt eine Tochter als Regentin für den minderjährigen Enkel. Es wird überliefert, daß der König auf sorgenvollem Totenbette zum Ausgleich mit Byzanz gemahnt habe.

Als er am 30. August 526 hingeht, ist der größte König der Völkerwanderung gestorben, der erste Germane, dem wir in sein Inneres blicken können, der den Namen der „Große" verdient, nicht nur ob der Geschlossenheit eines klug und heldenmütig durchgefochtenen Lebenslaufes, sondern auch wegen der menschlichen Größe, die, zu tragischem Schicksal geworden, persönliches Los und das seines Volkes, ja des Germanentums überhaupt, verkörpert. Über

alle Bindungen und Zeiten hinweg steht er in der deutschen Geschichte als der siegreiche Heerkönig, der Gerechte, Schirmende, der ausgleichende Friedensfürst, vor allem aber als der einsame große germanische Held. Sein Leben gehört der Sage.

Unheimlich rasch bricht das Reich des Theoderich nach seinem Tode zusammen. Sein Schwiegersohn war vor dem Könige gestorben. Die Frau aber, die nun die Regentschaft führt, gehört geistig nicht mehr zu ihrem Volke. Amalaswintha war innerlich eine Byzantinerin geworden. Nun erst rächt sich, daß die Goten seinerzeit sozusagen als Beauftragte des oströmischen Kaisers in Italien einmarschiert waren. Das Respektverhältnis zu Byzanz, das sich so ergab, war harmlos unter einem genialen Herrscher wie Theoderich, aber gefährlich unter einem verrömerten Nachfolger. Amalaswintha blickt wie gebannt nach Byzanz. Gegen den Willen des gotischen Adels läßt sie ihren Sohn im römischen Bildungsgeiste erziehen. Häupter des Adels, die sich dem widersetzen, läßt sie ermorden. Denn sie hält zugleich voll Zähigkeit an der Krone fest, deren Glanz sie so sehr verdunkelt. Byzanz aber hat sie vor der Mordtat ins Vertrauen gezogen. Als ihr Sohn vor erlangter Mündigkeit stirbt, gibt sie die Regentschaft nicht aus der Hand. Sie nimmt ihren unfähigen Vetter Theodahat, der völlig entartet ist, zum Mitregenten an. Dieser jedoch, auch ein Werkzeug der Byzantiner und ebenso herrschsüchtig wie sie, läßt sie gefangennehmen und auf einer Insel im Bolsener See ermorden. Das aber ist willkommener Anlaß für Kaiser Justinian (527—565), den Goten den Krieg zu erklären.

Ostrom ist zu neuer Macht gekommen, und das Vandalenreich ist ihm bereits erlegen. Wie konnte dies mit dem Erben Geiserichs geschehen? Blutige Thronstreitigkeiten erschüttern das Reich. Die Regierung des Thrasamund, die unter dem Schutz des Theoderich steht, ist nur eine glückliche Episode. Den grausamen Hilderich zu züchtigen, dazu ist der Ostgotenkönig nicht mehr gekommen. Die gotische Flotte ist nicht gegen die Vandalen ausgefahren. Als später der wackere Gelimer den unfähigen Hilderich verjagt, erklärt Kaiser Justinian ihm den Krieg. Die stolzen Vandalen aber sind nicht mehr die alten. Der überwältigende Reichtum, der ihnen so plötzlich zuteil geworden war, die unvermittelt erfolgte Verfeinerung ihres Lebens haben die Kraft des weitgewanderten Volkes gebrochen. Noch im fünften Jahrhundert rühmt der Presbyter von Massilia, der leidenschaftliche Asket Salvian, wie keusch die Vandalen sind, wie sie nirgends die Bordelle der eroberten Städte besuchen. Sie treten der in Afrika herrschenden Sittenlosigkeit mit großer Energie entgegen, um ihr schließlich zum Opfer zu fallen. Der unerhörte Reichtum der reichsten römischen Provinz und daselbst Wein, Weib und Gesang haben sie zugrunde gerichtet. Aus den wanderkühnen Reitern sind reiche Grundherren geworden, die Villen mit Gärten und Wäldern

besitzen, in Seidengewändern und reichem Schmuck einhergehen. Erbarmungslos mag auch die Sonne des Südens unter ihren blonden Kindern gehaust haben. Sie sind zum Untergang verurteilt, als ein oströmisches Heer unter dem tüchtigen Belisar in Afrika Fuß fassen kann. Die Ostgoten haben, mehr rachbegierig für den Schimpf durch Hilderich als klug, den Byzantinern gestattet, sich Siziliens als Stützpunkt zu bedienen. Die Römer landen, als eben die vandalische Flotte auf einer Unternehmung ist. Der Vandalenkönig Gelimer, wie so oft in der Welt schuldloses Opfer für die Sünden der Vorgänger, wirft sich mit seiner gesamten Heeresmacht „am zehnten Meilenstein" auf das byzantinische Heer, das zunächst dem wuchtigen Ansturm der Vandalenrecken zu erliegen scheint. Aber Gelimer ist zu weich, eine Gefechtskrise, die eintritt, als sein Bruder Amata fällt, durchzustehen. Die Schlacht geht verloren, auch eine zweite bei Trikameron. Das Schicksal des Reiches ist besiegelt. Ins unwegsame Papuagebirge an der nördlichen Grenze Numidiens geflüchtet, wird der König von den Byzantinern eingeschlossen. Der im Kampfe seine beiden Brüder Amata und Tzazon verloren, bricht seelisch zusammen. Wir hören von seiner erschütternden Bitte um einen Schwamm für seine Tränen, ein Brot für seinen Hunger, eine Harfe für das Lied seiner Trauer. Schließlich übergibt er sich den Feinden, weil er den Hunger seines jungen Neffen nicht ansehen kann. Nur eines beherrscht nun den Sinn des gestürzten Königs und läßt ihn über die Pöbelmassen von Konstantinopel hinwegblicken, wo er als Gefangener mitgeführt wird. Es ist die Erkenntnis, daß alles Glück und alle Größe im Leben nichtig sind, das abgrundtiefe Wissen um die Eitelkeit aller Dinge der Welt. Dann zieht er nach Galatien, um auf Gütern, die ihm der Sieger überlassen, ein Leben zu führen, das keinen Sinn mehr hat. Die Vandalen aber sind ausgelöscht aus den Völkern der Welt. Als sie die weiten heimatlichen Fluren verließen, hatten sie sich das Recht ausbedungen, heimkehren zu dürfen, wenn die Not es erheische. Sie haben, durch das Glück entnervt, in der Blüte geknickt, die nordischen Weiten, die Wiege ihrer Kraft, nie mehr geschaut.

Nun droht den Ostgoten das gleiche Schicksal. Ihre Lage ist ungünstig. Die Westgoten sind einem neuen Angriff der Franken unterlegen, die Thüringer und die Burgunder, beide Schützlinge des Theoderich, sind unter den Hieben der Franken zusammengebrochen. Franken im Westen, Byzantiner im Osten! Wenn es jetzt zum schwersten Kampfe der Ostgoten kommt, werden ihnen nicht mehr wie einst gegen Odowakar die westgotischen Brüder zu Hilfe kommen. Die müssen froh sein, wenn sie sich selber behaupten können.

Belisar landet auf Sizilien. Die Unterführer des Theodahat versagen wie er selber. Während dieser Verhandlungen anknüpft, rückt Belisar mit seinem kleinen, aber auserlesenen Söldnerheere immer weiter vor. Als auch Neapel in seine Hand gefallen ist, setzen die empörten Goten den Theodahat ab und

erheben den Witichis auf den Schild (536). Der Abgesetzte aber fällt der Privatrache zum Opfer. Der neue Gotenkönig ist ein tapferer Haudegen, aber weder politisch noch militärisch seiner Aufgabe gewachsen. Er läßt unter dem tapferen Leuderis eine Besatzung in Rom und eilt nach Ravenna, um die Heerscharen der Goten zu sammeln. Zugleich zwingt er die Mataswintha, Tochter der Amalaswintha und ebenso römerfreundlich wie diese, zur Ehe, wohl um seine Stellung als König zu stärken. Die Frau aber haßt ihn und tritt verräterisch mit den Römern in Beziehung. Mit angeblich 150000 Mann rückt Witichis gegen das inzwischen durch Verrat der Römer in die Hand des Belisar gefallene Rom. Und nun geschieht das Verhängnisvollste des ganzen Krieges. Die Goten schließen den Oströmer in die Stadt ein, und Witichis faßt den wahnwitzigen Entschluß, Rom zu erstürmen. Der Sturmangriff, der am neunzehnten Tage der Belagerung erfolgt, wird natürlich abgewiesen und bringt dem Heere den bei der geringen Volkszahl der Goten nicht mehr gutzumachenden Verlust von 30000 Toten und der doppelten Anzahl von Verwundeten, wenn wir der Überlieferung glauben dürfen. Witichis steht so in der Geschichte als einer der größten Heerverderber da. Ein Jahr liegt das schwer mitgenommene Heer noch vor der Hauptstadt, dann muß es die Belagerung abbrechen (538).

Belisar aber hat sich inzwischen der Hafenstadt Ariminum bemächtigen können und seinen Unterfeldherrn Johannes mit mörderischen Scharen in das eigentliche Siedlungsland der Goten einfallen lassen. Mit Mühe kommt Witichis noch nach Ravenna, wo er gleich eingeschlossen wird. Vergebens ruft der König in seiner Not die Langobarden und Franken zu Hilfe. Er ruft dann die Perser gegen Justinian ins Feld, und der Kaiser will wirklich den Goten den Frieden gewähren. Aber Belisar hält die Lage der Eingeschlossenen für verzweifelt und kämpft weiter. Eines Nachts gehen die Kornspeicher von Ravenna in Flammen auf. Die Ostgoten haben darauf, am Glück des Witichis verzweifelnd, ihn für abgesetzt erklärt. Sie bieten die Krone, nicht zu überbietende Torheit eines politisch unerfahrenen Volkes, dem Belisar an, dessen Tapferkeit sie bewundern. So kindlich das Vorgehen der Goten, so unritterlich der oströmische Feldherr! Er geht zum Scheine auf den Vorschlag ein, läßt sich Ravenna in die Hände spielen, um die Stadt im Namen des Kaisers in Besitz zu nehmen und Witichis als Gefangenen abzuführen. So muß das gotische Königspaar, Mataswintha wohl im Herzen jubelnd, die Fahrt übers Meer in die Verbannung antreten, mit ihnen viele edle Goten und, nicht zu vergessen, der ganze große Schatz des Theoderich. So kurz nach seinem Tode scheint somit sein Reich bereits untergegangen.

Ein Unterfeldherr des Witichis, Uraias, steht noch mit einem Heere in Norditalien. Er hat im Jahre 539, dem Jahre der Gefangennahme des Wi-

tichis, das abgefallene Mailand im Bunde mit burgundischen Kriegshaufen zurückerobert und ein furchtbares Strafgericht über die Bevölkerung gehalten. Das feste Ticinum ist in seiner Hand, und hier veranlaßt er, edelmütig auf die Krone verzichtend, die Schilderhebung des Ildibald, der bei Treviso ein glückliches Gefecht mit den Römern besteht. Bald aber richtet ein unseliger Zank zwischen den Frauen des Uraias und Ildibald beide zugrunde. Der neue König, ein Rugier, kann nur durch rasche Ermordung vom Verrat ferngehalten werden.

Mitten im Niedergang, als die Macht der Goten schon ganz auf Norditalien beschränkt ist, der byzantinische Schnitter schon zum letzten Sensenhieb ausholt, erhebt sich unter den Bedrohten ein strahlender Held, ein stolzer König, berufen, noch einmal den Glanz des gotischen Namens wiederherzustellen und eine Fackel des Ruhmes zu entzünden, die auch heute, nach fast 1500 Jahren, noch nichts von ihrer Leuchtkraft eingebüßt hat. Badvila (Totila) steht nun an der Spitze der Goten, und es setzt eine Wende des Kriegsglückes ein, die damals gewiß weder Freund noch Feind erwartet haben. Allerdings ist Belisar 540 abberufen worden. Allerdings sind die Römer, kaum „befreit", mit der byzantinischen Herrschaft, die sehr scharf besteuert und auch sonst härter als die der Goten drückt, nicht zufrieden und wünschen die früheren Herren wieder herbei. Aber die Hauptsache ist die Persönlichkeit des neuen Königs. Die Goten entfalten unter ihm, zusammengeschmolzen und erschöpft, wie sie nach dem unglücklichen Unternehmen des Witichis waren, eine unglaubliche Stoßkraft. Noch einmal ziehen die Scharen aus, Italien zu erobern, aber diesmal nicht mehr durch Humanität gebunden, nicht mehr in Verkennung des unversöhnlichen Hasses der Römer gegen die Germanen. Es ist herzerfreuend zu sehen, wie jetzt endlich in letzter Stunde den Goten ein Führer erwachsen ist, der den Römern gibt, wonach sie so sehr verlangt, den Kampf auf Leben und Tod. Der Traum von der Versöhnung gotischer und römischer Art ist aufgegeben. Nun ficht ein Germanenvolk, bedroht mit dem Untergang, des Ernstes seiner Lage bewußt, den aufgezwungenen Vernichtungskampf durch.

Mit 50000 Mann bricht Totila im Jahre 541 zum Angriff auf, wirft die Byzantiner über den Po, besiegt sie bei Faventia und im Mugello bei Florenz und bringt durch rasche Unternehmungen und mutiges Zugreifen Italien wieder in die Hand der Goten. Nur die festen Plätze Rom, Neapel und Ravenna vor allem trotzen noch. Als erste der großen Städte fällt Neapel (543). Dann geht der Held, nachdem er Tibur, Spoleto, Clusium und Assisium genommen, an die Belagerung Roms. Keine sinnlosen Berserkerstürme wie die des Witichis, der hier die beste Kraft der Goten zur Schlachtbank geführt hatte! Der König schneidet dem Feinde die Zufuhr ab, wobei er auch Schiffe einzusetzen vermag. Belisar erscheint, die Stadt zu retten. To-

tila ist stärker als er. Rom fällt 547 in die Hände der Goten. Die Mauern werden geschleift und die Bewohner zum Verlassen der Stadt gezwungen. In Unteritalien besiegt der Gotenheld auch den zweiten byzantinischen Befehlshaber Johannes. In der Abwesenheit des Totila gewinnt Belisar noch einmal das verödete Rom wieder. Aber in Unteritalien läßt das Glück den alten Schlachtenhelden im Stich. Er wird von seinem ungnädigen Kaiser abberufen. Totila jedoch erobert Rom zum zweiten Male. Seine Flotte erscheint siegreich in den Gewässern um Italien, die Goten holen sich sogar Sizilien wieder. Dann belagert Totila das übermächtige Ravenna. Außer dieser Festung sind nur Messina auf Sizilien und Ancona noch römisch. Wie rächt sich nun der Wahnsinn, mit dem die Goten Ravenna an Belisar ausgeliefert hatten! Vor dieser Seestadt wendet sich das Glück des heldenhaften Königs. Die gotische Flotte wird bei Sena Gallica vernichtet, und die Goten geben die Belagerung Ravennas auf. Inzwischen ist in verstohlenem Marsche eine byzantinische Armee unter der Führung des Narses in Ravenna eingetroffen. Germanische Söldner, es sind Langobarden, Heruler, Rugier, stehen zum Kampf gegen ihre Brüder bereit. Der oströmische Feldherr führt seine Truppen nach Süden. Er sucht rasche Entscheidung, denn das Söldnerheer ist kostspielig und kann sich leicht wieder verlaufen. Begierig stößt er darum auf das Heer des Totila, der dem Kampfe nicht ausweicht. Bei Tadinä kommt es zur Entscheidung (552). Durch ein glänzendes Reiterspiel, das Freund und Feind in seinen Bann schlägt, hält der Gotenkönig den Ausbruch des Kampfes bis Mittag hin, wo Verstärkungen für ihn eintreffen. Nun stürzt sich das gotische Kriegsvolk, voran sein König, in leuchtender Rüstung gegen den weit überlegenen Feind. Bis zum Abend dauert der erbitterte Kampf. Dann aber ist das Schicksal des Tages nicht mehr zu wenden. Die Hälfte des Gotenheeres deckt erschlagen das Schlachtfeld, der herrliche Totila hat durch ruhmvollen Heldentod das Ende seiner Laufbahn so strahlend gefunden, wie er sie vor elf Jahren angetreten.

Die Goten sind bis zum Weißbluten erschöpft. Sie können sich nicht mehr halten, aber sie scheiden von der Macht in einer Weise, daß die Welt nicht aufhören wird, sie zu bewundern. In Ticinum erheben sie den Teja, den Neffen des Totila, auf den Schild. Der neue König — es soll der letzte König der Goten sein — führt den Rest seines Volkes nach Kampanien. Nach Norden ist kein Ausweichen für die Goten mehr möglich, denn Venezien ist in der Hand der zweideutigen, keineswegs gotenfreundlichen Franken. Schon 539 waren sie unter Theudeberts Führung auf einen Hilferuf des Witichis erschienen, waren aber nur bedacht, Norditalien für sich zu erobern, bis sie durch Seuchen zum Rückzug gewungen wurden. In Kampanien wird Aligern, der Bruder des Königs, der in Cumä den Königsschatz hütet, von Narses bedrängt. Nachdem Teja unter den italienischen Geiseln

ohne Pardon ein Strafgericht veranstaltet hat, führt er sein kleines Heer in klugen Märschen dem Bruder zu Hilfe. Am Fuße des Vesuv hält er, durch die gotische Flotte gedeckt, zwei Monate den weit überlegenen Feind in Schach. Da gehen durch Verrat die Schiffe verloren, das Gotenheer muß seine Stellung räumen. Am Laktarischen Berg setzt es sich erneut fest, wird aber nun von allen Seiten umstellt. Bei dem Versuch, die feindliche Front zu durchbrechen, fällt der König nach einem beispiellosen Heldenkampf, dem sich nur der des Leonidas an die Seite stellen läßt. Zwölfmal soll Teja den von Geschossen durchbohrten Schild im Kampfe vertauscht haben. Als er dann nochmals wechseln wollte, durchbohrte ein Wurfspeer sein Herz. Die Goten fechten nach dem Tode ihres Heldenführers noch einen ganzen Tag weiter, bis sie Hunger und Durst bezwingen. Dann erst unterhandeln sie. Ihr Heldenkampf sichert ihnen, es sind noch 1000 Mann, freien Abzug nach dem Norden. Auch Aligern muß nun kapitulieren. Die letzten Goten ergeben sich 555.

Zwei alemannische Herzöge, Leuthari und Butilin, die nach dem Untergang der Goten in Italien einfallen wollen, gehen mitsamt ihren Heerscharen im Kampf gegen Narses zugrunde.

Die Ostgoten waren weitaus das begabteste unter den germanischen Völkern. Theoderich hat zum erstenmal über Haß und Eifersucht der Bruderstämme hinweg den Gedanken der Schicksalsverbundenheit verfolgt. Sein Bund der Germanen scheiterte durch die Unzuverlässigkeit der Vandalen und den wilden Eigennutz der Franken. Im Besitz des reichen Italien dem Neid und der Begehrlichkeit der übrigen Germanen ausgeliefert, hat sein Volk von diesen in seinem letzten Kampf keine Hilfe erhalten.

Die Oströmer, durch den zähen Widerstand der Ostgoten erschöpft, sollten nicht lange Italien beherrschen. Aus dem Donauraume stößt noch ein Germanenvolk, rücksichtsloser als alle früheren, nach Italien vor, angeblich von Narses wegen einer durch den Hof empfangenen Kränkung eingeladen.

Die Langobarden (d. i. die Langbärte, der Name geht auf eine Stammessage zurück) sind ursprünglich Nachbarn der Cherusker. Als sie abwandern, bleibt ein Teil im alten Wohnsitz zurück (Bardengau) und verschmilzt mit den Sachsen. Im Markomannenkrieg sind die Langobarden schon an der Donau. Im Heere des Narses treffen wir sie als Hilfstruppen. Schon vorher hat bei ihnen in den Donauländern König Wacho eine Art Reich begründet. Im Bunde mit den Awaren, jedenfalls von Byzanz aufgehetzt, haben die Langobarden unter ihrem wilden König Alboin die ostgermanischen Gepiden in Pannonien überfallen und vernichtet. Nun rücken sie ein Jahr darauf (568) über den Predil mit ihrem ganzen Volke in Italien ein. Zur Sicherung der Einfallspforte läßt Alboin seinen Neffen Gisulf mit auserlesenem Volk zurück. Das Hauptheer aber bemächtigt sich rasch Oberitaliens,

nur Pavia trotzt bis 572. Diese Festung, das alte Ticinum, wird ihre Hauptstadt. Der wilde Alboin aber endet bald nach der Eroberung Oberitaliens. Er habe, so berichtet die Überlieferung, in seiner Jugend mit Gewalt die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund zu seiner Gattin gemacht, ihren Vater aber bei dem großen Überfall auf das Volk der Gepiden erschlagen. Zur Erinnerung an diese Waffentat habe er sich aus dem Schädel des Erschlagenen einen Becher anfertigen lassen. Bei einem der wilden Zechgelage, nach denen den Langobarden der Sinn stand, sei nun Rosamunde, die Gemahlin Alboins und Tochter des Erschlagenen, gezwungen worden, aus diesem Becher, also „mit ihrem Vater" zu trinken. Die empörte Frau aber läßt Alboin durch den Waffenträger Helmichis, ihren Geliebten, ermorden. Beide nehmen allerdings ein rasches Ende. Auch Kleph, der Nachfolger des Alboin, wird bald ermordet. Für den minderjährigen Authari regieren unter Aufhebung des Königtums 35 Herzöge. Es sind darunter die Herzöge von Pavia, Bergamo, Brescia, von Trient und als die wichtigsten die beiden Markherzöge, der von Friaul, der gegen die Avaren und Byzantiner die Grenze hütet, und der von Turin, der gegen die schon sehr mächtigen Franken Wacht hält. Die Langobarden siedeln in der oberitalienischen Tiefebene, nach Geschlechtern gegliedert, von Herzögen geführt, eben ein Volksheer, das aus der Heerwanderung zum Dauersitz übergegangen ist. Mit den Römern haben sie anders verfahren als die sanften Goten. Nicht mehr ein Drittel vom Boden! Wenn der römische Eigentümer nicht getötet wurde, wird er seines Grundes beraubt und fristet höchstens als ein Aldione oder Halbfreier im Staate der Langobarden sein Leben. Freier ist nur der Langobarde selbst. Mit Byzanz gibt es kein Verhältnis, nicht einmal einen Frieden, nur Waffenstillstand, der oft gebrochen wird. Gegen diesen Feind vermögen die Oströmer nichts. Die große Zeit des Justinian ist vorbei. Der oströmische Statthalter oder Exarch ist froh, wenn er sich in Ravenna und in den Seestädten behaupten kann. Auch das nur, weil die Langobarden keine Seefahrer sind. Sie greifen auch nur zögernd über den Apennin nach Süden. Erst unter Authari haben sie hier Fuß gefaßt und daselbst entsprechend ihrer militärischen Art zwei Markherzogtümer, Spoleto und Benevent, errichtet, die gegen Byzanz Wacht halten, aber nur locker mit dem Reich verbunden sind. So bleibt den Byzantinern manche Küstenstadt, und unbesetzt von den Langobarden bleibt — Rom, das der Papst, gestützt auf seine geistliche Autorität, vor der Besetzung durch die bald katholisch gewordenen Langobarden schützt. Mehrmals sind so langobardische Heere vor der Ewigen Stadt umgekehrt. Der Mangel der Flotte ist die letzte Ursache zu der nun begründeten Dreiteilung Italiens zwischen Ostrom, den Langobarden und dem Papst, die Ursache des späteren Kirchenstaates. Als der vorletzte König der Langobarden, Aistulf, keinen Spaß mehr verstand und mit der Eroberung Roms Ernst machen wollte,

hatte der Papst bereits mächtige Helfer an den Franken gefunden, und das Reich der Langobarden ist an dem alten Versäumnis zugrunde gegangen.

Aber dies liegt noch in weiter Ferne und wird in der Geschichte des fränkischen Reiches zu besprechen sein. Einstweilen vollendet König Authari (584—590), der vorzeitig die Königsmacht erhalten hat, die Eroberung Oberitaliens und wehrt viermal die eindringenden Franken ab. Byzantinisch bleiben in Oberitalien nur Genua, der venezianische Lagunensaum und Ravenna. Der junge König vermählt sich mit der bayrischen Herzogstochter Theudelinde, die, selbst eine eifrige Katholikin, den Katholizismus ins Langobardenreich bringt. Nach dem frühen Tode des Authari erkürt sie den Bruder des Königs, Agilolf, Herzog von Tuszien, zum Gemahl. Er läßt sich bereits durch den Papst abhalten, Rom zu erobern, was ihm unschwer gelungen wäre. Der Sohn Agilolfs, Römerfreund und Katholik, wird von den Langobarden ermordet. Sein zweiter Nachfolger Rothari, der König Rother der Sage, läßt das Recht der Langobarden aufzeichnen, den Edictus Rotharis (643), auffallend durch die große Verwandtschaft mit dem sächsischen Recht. Rother ist aber auch ein tüchtiger Kriegsheld. Er schlägt den Exarchen an der Scultenna (heute Panaro) und ist der Eroberer von Genua. Einer der größten Könige der Langobarden wird Grimoald. Er wehrt — allerdings durch eine Kriegslist — die Franken ab, deren Heer fast vernichtet wird. Als der Kaiser Constans I. gegen ihn zu Felde zieht, wird er von dem Langobardenkönig bei Formiä besiegt. Die Einnahme von Tarent und Otranto ist der Siegeslohn. Einen Aufstand des Herzogs Lupus von Friaul kann er allerdings nur mit Hilfe der Avaren abwehren, die ihm dabei die Last des Kampfes abnehmen, aber schwer wieder aus dem Land zu bringen sind. Unter Grimoald sind die Langobarden bereits völlig dem Katholizismus gewonnen. Arianische Bevölkerung und arianische Herzöge gibt es nur noch in Friaul und Trient. Die trennenden Schranken gegenüber der römischen Bevölkerung sind nun gefallen, und von da an macht die Romanisierung der Langobarden auch durch die Wirkung der römischen Kirche reißende Fortschritte. Völlig ist die Katholisierung zur Zeit des Aripert II., des letzten Abkömmlings der Theudelinde, durchgedrungen.

Damit aber haben wir bereits den Bereich der Völkerwanderung längst durchschritten. Es bleibt noch übrig, den Blick auf die Westgoten zurückzulenken, deren Schicksale wir nach ihrer Niederlage bei Voullon verlassen haben.

Der Schwerpunkt ihres Reiches liegt fortan in Spanien, die Hauptstadt ist seit Teudes Toledo. Die Westgoten vermögen sich erfolgreicher als die Ostgoten gegen die Byzantiner zu behaupten, die ihnen Spanien wieder entreißen wollen. Diese haben dabei in einem katholisch gewordenen Teil des Volkes eine traurige Stütze. In diesem Kampfe zeichnen sich die Könige Agila (549—554), Rekkared (586—601), Sisibut (612—620) und Swin-

thila (621—631) aus. Die Westgoten machen sich in seinem Verlaufe zu Herren der Halbinsel. Den Griechen, die schon unter Justinian an der Küste Fuß gefaßt, bleibt nichts.

Innere Streitigkeiten, besonders im Königshaus, trüben das Bild der westgotischen Geschichte. Wenige ihrer Könige sind eines natürlichen Todes gestorben. Dabei aber wächst die Macht des Adels, und das Reich wird schließlich ein Wahlreich, abhängig von der Laune und Berechnung der mächtigen Adelsfamilien. Dazu gesellt sich die große Macht der Kirche, seit die Westgoten unter Rekkared zum Katholizismus übergegangen sind. Auch jüdische Einflüsse machen sich breit. Seiner uralten Art gemäß drängt sich das Judentum überall im Gotenreich vor, richtet das Land durch seinen Wucher zugrunde, um dann leidenschaftliche Anklagen zu erheben, als sich die Westgoten zuerst unter Sisibut dagegen zur Wehr setzen. Immer wieder muß die empörte Bevölkerung die Eindringlinge zurechtweisen. Die Westgoten verlieren, seit sie Katholiken geworden sind, durch Vermischung mit der romanisierten Bevölkerung Spaniens ihr Volkstum. Es ist ein langsamer, aber unaufhaltsamer Untergang. Innerer Verfall, der durch die Macht des Adels herrschende Unfrieden, Verfallserscheinungen auch, die sich aus dem Reichtum, Großgrundbesitz und dem Wohlleben ergeben, machen das einst so mächtige Reich, das sich aller Feinde, auch der Franken, so tapfer erwehrt, sturmreif, wenn ein unerbittlicher Eroberer an seine Pforten pocht.

Dieser Feind sind die Mauren, die eben damals die Weltmacht des Islam aus Nordafrika, das sie den Oströmern entrissen haben, nach Spanien branden lassen. Durch einen Verräter begünstigt, durch die Juden in das Land gelockt, dringen sie unter ihrem Feldherrn Tarik über das spätere Gibraltar in das Land ein, dessen König Roderich eben erst durch eine ungeheure Gewalttat an seinem Vorgänger Witika zur Macht gekommen ist. In der entscheidenden Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) sollen dem Westgotenkönig die Angehörigen des grausam mißhandelten Witika im kritischsten Augenblick die Hilfe versagt haben. Die Mauren siegen, sie erobern Toledo und die andern festen Plätze. Mit dem Reich der Westgoten in Spanien ist es aus. Nur Reste des Volkes halten sich in den unzugänglichen Berglandschaften von Kantabrien, Asturien und dem Baskenlande. Nach langen Jahrhunderten treten sie wieder hervor und siegen über ihre maurischen Feinde. Längst aber sind sie da ein romanisches Volk, die Spanier, geworden. Nordische Rasse hat auch hier, wie im Falle der Entstehung des italienischen Volkes durch langobardisches Blut, den Grund zu neuer geschichtlicher Bildung gegeben, die leider nichts mehr mit deutscher oder germanischer Geschichte zu tun hat, unserem Volkstum vielmehr restlos verlorengegangen ist.

Wir schließen die Geschichte dieser wildbewegten Zeit. Die Reichsgründung der Franken, auf der sich ohne schwere Erschütterungen lange Epochen auf-

bauen, gehört nicht mehr hierher. Die Franken sind eigentlich als Volk kaum gewandert. Die Völkerwanderung ist vorweg Schicksal der Ostgermanen, und zwar ein tragisches. Denn nur die Westgoten sind am Ende dieser Zeit noch als Volk da. So hat gerade der Teil der Germanen, der erst spät mit der antiken Welt in Berührung getreten ist, die Tat des Sturzes des Imperiums auf sich genommen, um dann unter seinen Trümmern begraben zu werden, da es nicht gelang, auch Konstantinopel das Schicksal von Rom zu bereiten. Die Ostgermanen, zahlenmäßig kleine Völkerschaften und durch die zahlreichen Kriege fortgesetzt geschwächt, rückten mit ihren Reichen und ihrer blühenden Heldenkultur in den Brennpunkt der römischen Macht. Als sich dann das Ostreich erneuerte, mußten seinen ersten Stoß die Vandalen tragen, die ihm restlos erlegen sind. Die Ostgoten aber wehrten sich über 20 Jahre und brachen, selbst unterliegend, durch ihren Widerstand seine Hauptwucht. Nach ihrem Untergange war auch das Byzanz Justinians nicht mehr fähig, gegen die übrigen Germanen erfolgreich vorzugehen. Das Schicksal des weströmischen Reiches blieb besiegelt, als die Langobarden den Oströmern das so mühsam eroberte Italien zum größten Teil wieder entrissen. Auf den Trümmern des Universalreiches aber vermochten nun die bodenverankerten Westgermanen ihre Zukunft, die Zukunft des Abendlandes, aufzubauen.

Die Völkerwanderung hallt als gewaltigstes Erlebnis des Stolzes, des heldisch Errungenen und heldisch Verlorenen, der Siegerlust und Herrscherfreude, als Erlebnis von Glück, Leid und Zorn in der Erinnerung der Germanen durch Jahrhunderte fort. Die schwer auf Erden gerungen und ihr Blut im Kampfe vergossen, sind im Walhall der Heldensage und des Heldenliedes zur Unsterblichkeit gelangt. Eine Reihe von einzigartigen Reckenbildern: der düstere Ermenrich, den die Sänger zum Inbegriff des grausamen Regenten gestalten; der unbezwingliche Dietrich von Bern mit seinem Kranz von trotzigen Helden; der Hunnenkönig Etzel mit seinem Hof, an dem der vertriebene Dietrich Aufnahme findet; der König der Burgunder Gunther mit seinen Brüdern, mit dem trotzigen Hagen, dem liederfrohen Volker. Und das Schicksal vieler Recken der großen Zeit in eine Gestalt gegossen ist der starke Siegfried, der deutschen Sage sonnigster und hinreißendster Held.

So leben die großen Helden einer längstvergangenen Zeit in unsrer Sage weiter, für jeden Deutschen einmal in seinem Leben Gefährten, die ihm raunen und raten, daß der Welt Größtes Heldentum heißt. Ein Augenblick ist der Tod, aber der Nachruhm währt ewig.

II. Das Reich der Franken

1. Das Merowingerreich und sein Verfall

Wie die Franken mit den Römern verfahren – Fränkische Stämme – Die blutige Einigung durch Chlodwig – Reichsgründung und Reichsteilung – Fortsetzung der Eroberungspolitik durch die Söhne Chlodwigs – Der Sturz der thüringischen Macht – Ende des Burgunderreiches – Beginnender Verfall – Wilder Kampf im Königshause – Die Reichsversammlung in Paris

Viel härter als bei der Landnahme der Ostgermanen, welche die Römer in ihren alten Rechten duldeten und sie nur eines Teiles ihrer Besitzungen beraubten, härter noch als bei den Langobarden ging es am Rheine zu, wo die Franken eindrangen. Hier wird nicht lange Federlesens gemacht. Die Franken brauchen Land für ihr zahlreich gewordenes Bauernvolk, und dieses Land haben die Römer. So brechen die fränkischen Stämme über den Rhein und holen es sich allmählich. Was von der früheren Bevölkerung nicht flüchtet, wird unbarmherzig ausgemerzt. So grausam dies für den Augenblick, so segensvoll wird es für die Zukunft. Denn hier gibt es nun niemand mehr, der alte Rechte geltend machen, niemand, der auf den Tag der Vergeltung lauern kann. Nach zwei Generationen sitzt das Geschlecht der Eroberer so fest auf der neuen Scholle, als hätte sie ihm immer gehört, und das alte Unrecht ist begraben mit denen, die es erlitten haben. Auf dieser Landnahme beruht auch die brutale Schollenkraft der Franken, die einen Chlodwig, der als Mensch tief unter Theoderich steht, das feine Konzept des Ostgotenkönigs so lebensgefährlich bedrohen läßt. Theoderich wirkt hier wie ein hochorganisierter Einzelner gegenüber der Namenlosigkeit und beinahe mystischen Kraft des hinter Chlodwig stehenden fränkischen Bauernvolkes.

Die Frankenstämme dringen, im Norden die Salier an der Ijssel, in der Mitte etwas zurückgegliedert die Ribuarier um Köln und südlich die alten, schon in der besten Römerzeit gefürchteten Chatten, über den Niederrhein. Die Chatten stoßen zwischen Mosel und Saar vor und zerstören bald nach der Mitte des 5. Jahrhunderts die Kaiserstadt Trier. Vor diesen vordrängenden Scharen weicht die römische Statthalterei Galliens immer mehr nach dem Westen zurück, schließlich nach dem Ende des Aëtius, des letzten Römers, in einer verzweifelten Lage. Durch die Burgunder, die Aëtius nach ihrer Niederlage 437 in Sabaudia, der Gegend des nachmaligen Burgund, in der westlichen Schweiz, am Doubs und an der Saone angesiedelt hat, wie auch durch die Westgoten ist das letzte römische Gallien vom weströmischen Reich abgeschnürt, auf sich selbst gestellt, wie ein Waldbaum in gerodetem Land, der jeden Augenblick den fällenden Hieb empfangen kann. Statthalter ist der Römer Syagrius und, der ihn fällt, der fränkische Teilkönig von

Tournay, der junge **Chlodwig**. Der in offener Feldschlacht (486) geschlagene Statthalter flüchtet zu den Westgoten, jedoch Alarich II. liefert ihn an Chlodwig aus, der ihn unbarmherzig hinrichten läßt. Chlodwig aber, hoch über die Gaukönige seines Volkes emporgestiegen, herrscht nun bereits bis zur Seine. Soissons ist seine Residenz. Er hat die herrenlosen Großgüter eingezogen. In diesen neu eroberten Gebieten hört das fränkische Bauerntum auf, die römische Bauernbevölkerung wird nicht mehr unbarmherzig ausgetilgt. Sie tritt ins Untertanenverhältnis zum König unter ihrem eigenen Recht, die Landschaft Aremorica unterwirft sich sogar durch Vertrag. Das wird für später von verhängnisvoller Bedeutung als Quelle der Romanisierung in Verfassung, Sitte und Sprache.

Die Ribuarier nimmt Chlodwig gegen die Alemannen in Schutz. In einer blutig hin und her wogenden Schlacht bei **Zülpich** (496) werden die Alemannen besiegt und müssen die Oberhoheit des Franken anerkennen. Sie verlieren zugleich ihr linksrheinisches Land bis auf das Elsaß, und rechts des Rheines werden sie durch eine fränkische Einwanderung im Maintal stark eingeschränkt. Einige ihrer Gaue haben sich damals von Theoderich in Graubünden ansiedeln lassen. Die Franken haben sich durch ihren Sieg einen gefährlichen Konkurrenten vom Leibe geschafft und sich zugleich in der Siedlung wieder nach rückwärts gegen das altgermanische Land gewendet. Dadurch werden Kräfte gebunden, die, in Gallien angesiedelt, das Land stärker hätten eindeutschen können. Doch ist dadurch auch eine Verstärkung des fränkischen Bauernlandes, Kraftquelle für die Zeit eines Verfalls, zustande gekommen.

Angeblich auf Grund eines Gelöbnisses in der Bedrängnis der Alemannenschlacht wird Chlodwig Christ, und zwar durch den Einfluß seiner burgundischen Gemahlin **Chlotildis** und wohl auch des Erzbischofs **Remigius** von Reims zugleich Katholik. Er tritt mit 3000 Getreuen in Reims über. Von da ab ist er in seinem Einfluß auf seine Untertanen, besonders die römischen, gestärkt, zugleich aber auch der stille Teilhaber an allen Unternehmungen gegen die arianischen Germanen. Die römischen Untertanen der Westgoten werden zu ihm neigen, was ihm den Kampf gegen dieses Kernvolk sehr erleichtern wird. So wird er Fanghund des Katholizismus und Römertums gegen seine arianischen Volksgenossen. In seiner Taufe wurzelt aber auch die starke Stellung der späteren französischen Herrscher als der allerchristlichsten Könige, obwohl sie selbst ihrem Ahnherrn Chlodwig getreu zumeist alles mehr als von Herzen Christen gewesen sind.

Nun wendet sich der Katholik Chlodwig gegen seine burgundischen Verwandten, und nachdem er bei **Dijon** Sieger geblieben, folgen ihm die Burgunder in den Kampf gegen die Westgoten, der schon als Religionskrieg geführt wird. Trotz des Einschreitens des Theoderich, das ihm einen Teil der in der Schlacht bei Voullon erstrittenen Siegesbeute entreißt, erstreckt sich

das Reich des Chlodwig danach bereits von der Garonne bis zum Lech. Ein Reich, das ihm allein gehört; denn alle Gaukönige, die ihm früher gleichberechtigt waren, alle die Sigbert, Chararich, Chloderich, Ragnachar und Richar hat er beseitigt, mit einer Hinterlist, die eines Cesare Borgia Künste an Brutalität erreicht, an Erfolg übertrifft. Er hat sie ausgerottet und seine eigene Familie entvölkert, um Alleinherrscher zu sein. Kein König der Völkerwanderung ist erfolgreicher als er, weil ihn keiner an Brutalität erreicht. Die alte Gleichheit der Freien im Volke ist durch diesen Herrscher für alle Folgezeit zerstört. Er und die Kirche sind die Erben der einstigen Freiheit, hat doch dem König die Eroberung des romanischen Provinziallandes die Machtfülle des Kaisers über die daselbst wohnende Bevölkerung gebracht, und strahlen von hier auch gegen seine germanischen Untertanen ein stärkeres Herrenrecht und entschlossener Unterordnungsdrang aus, hat doch die Kirche durch den König reichste Landgaben erhalten und ist seine einflußreiche Helferin in der Durchsetzung königlicher Autorität geworden.

Bei seinem Tode im Jahre 511 teilt Chlodwig sein Reich unter die vier Söhne Theoderich, Chlotar I., Childebert und Chlodomar. Das germanische Land fällt dabei an Theoderich, den begabtesten unter den Brüdern. Er herrscht in Metz. Unselige Bluttaten in Thüringen geben ihm Anlaß, dieses mächtige Reich anzufallen. Sein Bruder Chlotar und die Sachsen helfen ihm dabei. Der Thüringerkönig Hermanifred erliegt dem Ansturm bei Ronnenburg südlich Hannover, bei Ohrum an der Oker und bei Burgscheidungen (531). Thüringen wird den Franken botmäßig und muß seinen Nordgau, das Land zwischen Harz und Elbe, an die Sachsen, das Mainland an die Franken abtreten. Neue fränkische Siedlerscharen dringen in dieses Tal vor, das nun vollends fränkisch wird. Die Thüringer verlieren aber auch an die Slawen Land, das Gebiet östlich der Saale. Ja sogar über diesen Fluß hinweg dringt slawisches Siedlungsland vor. Es ist eine schwere, lange nicht mehr gutgemachte Einbuße des deutschen Volkes. Die übrigen Brüder des Theoderich haben schon vor dem Thüringer Feldzug die Burgunder neuerdings besiegt (523) und ihr Gebiet kurz danach völlig dem Frankenreich einverleibt. Nach dem Zusammenbruch der Ostgotenherrschaft kann sich der Franke auch das südgallische Gebiet erobern.

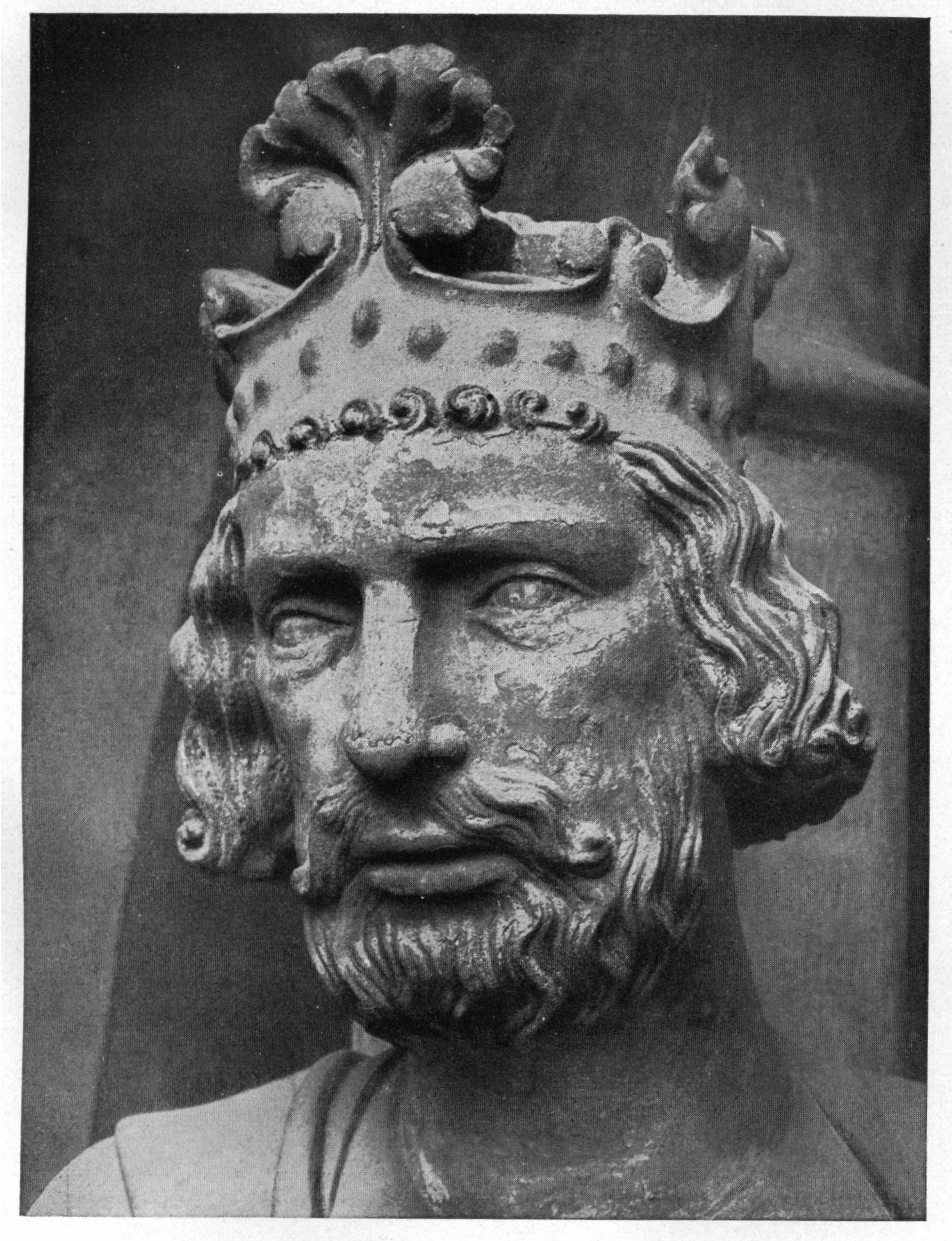
Der Sohn des frühverstorbenen fränkischen Theoderich ist der verwegene Theudebert. Wir kennen ihn von seinem zweideutigen Auftreten in Venezien während des Todeskampfes der Ostgoten. Auch Bayern wird von ihm abhängig, und nur sein früher Tod hindert ihn, seine Waffen auch gegen Ostrom zu wenden. Unter ihm erwirbt Austrasien, so heißt das von ihm beherrschte fränkische Ostreich, auch die Gegend um den Bodensee. Mit seinem Tode (548) aber erlischt die erobernde Kraft des Merowingerhauses, an dem sich unbarmherzig wie selten in der Geschichte der Fluch innerer und äußerer Ent-

artung vollzieht. Chlodwigs Nachfolger bringen das Kunstwerk fertig, die Meintaten des Ahnherrn noch zu übertreffen. Zum Vergleich mit den Freveln des Tantalidenhauses hat den Enkeln und Urenkeln des Frankenkönigs nur der Kannibalismus der Pelopiden gefehlt. Für dieses wilde Geschlecht gelten die Goetheworte der „Iphigenie": „Es schmiedete der Gott um ihre Stirn ein ehern Band. Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld verbarg er ihrem scheuen düstern Blick. Zur Wut ward ihnen jegliche Begier, und grenzenlos drang ihre Wut umher." Wenn aber für die ersten Merowinger noch die weiteren Worte gelten: „Zwar die gewaltige Brust und der Titanen kraftvolles Mark war seiner Söhne und Enkel gewisses Erbteil", so war dieses Erbteil unter den späteren Nachkommen völlig verbraucht, und schließlich hat der Adel des deutschen Reichsteiles die Entarteten unter eine Art Vormundschaft gestellt und sie dann im Kloster verschwinden lassen. Was haben diese Unseligen nicht alles getan: Brudermord, Verwandtenmord, hinterlistigen Treubruch, grausame Hinrichtung, Ausrottung ganzer Zweige des Königshauses! Als Chlodomar an der Seite seiner Brüder gegen die Burgunder fällt, werden seine Söhne von den tückischen Oheimen umgebracht. Mitten im Thüringerkrieg unternimmt Theoderich einen allerdings mißlungenen Mordanschlag auf Chlotar, den mit ihm verbündeten Bruder. Theudebert wieder entgeht nur mit Not den Henkern, die seine Verwandten geschickt haben. Aber alles wird überboten durch die Abscheulichkeiten, die unter den Söhnen Chlotars geschehen und als Streit der Fredegunde und Brunhilde in der Geschichte stehen. Brunhilde, die westgotische Gattin des Sigbert von Austrasien, steht gegen Fredegunde, die Kebse ihres Schwagers Chilperich. Diese hat ihren Geliebten zur Ermordung der rechtmäßigen Königin Gailswintha, der Schwester der Brunhilde, verleitet. Fredegunde wird von Chilperich dann geheiratet. Nun tobt aber in Wechselhaß und wechselseitiger Blutrache ein furchtbarer Familienstreit, der beinahe das ganze Haus der Merowinger vernichtet. Fredegunde, allen Übels Urheberin, ist 597 gestorben. Brunhilde aber, durch das Erlebte zur Unheilstifterin geworden, bereitet ihren alten und neuen Feinden Verderben. Schließlich fällt sie im Kampf um das Erbrecht ihres Urenkels Sigbert in die Hand Chlotars, des Sohnes ihrer Todfeindin Fredegunde. Im Jahre 613 wird sie nach scheußlichen Foltern als eine 80jährige hingerichtet. Von allen Merowingern ist nur noch Chlotar übrig, denn von den Urenkeln der Brunhilde hat er drei töten lassen; der vierte und letzte ist dem Tod entflohen, um nicht mehr aufzutauchen.

Chlotar (613—629) einigt zum zweitenmal das ganze Reich. Aber er darf nicht mehr selbständig walten. Der neue Adel des Frankenreiches hat sein Recht angemeldet und beschneidet die Machtfülle des geschwächten und kompromittierten Königtums. Woher kommt diese Oberschicht, da doch die Franken seit Beginn der Merowingerzeit keinen Adel mehr gehabt, nur Freie,

Liten (Grundhörige) und Knechte? Durch die Erwerbung großen Grundbesitzes, durch Kriegsdienst im Gefolge des Königs, auch durch Ausübung eines Amtes ist ein Adel entstanden, der geistliche und weltliche Würdenträger umfaßt und durch ein dreimal höheres Wergeld von der Masse der übrigen Freien geschieden ist. Auch Römer vermochten sich auf diese Art, wenn auch mit geringerem Wergeld, in den Adel Eingang zu verschaffen. Die Zahl der fränkischen Freien jedoch hat sich gemindert, denn der Freie muß sich im Kriege selber ausrüsten und verpflegen. Die Feldzüge aber sind immer langwieriger geworden. Stellt sich nun ein Freier unter den Schutz eines großen Grundherrn, so ist er seiner Sorgen enthoben, allerdings mit Minderung seines Rechtes. Auch wirtschaftliche Not treibt Freie zu ähnlichem Schritte. Zudem lockt das Land, das die Großgrundbesitzer zu vergeben haben und das gerne übernommen wird, auch gegen eine gewisse zunächst kaum fühlbare Abhängigkeit. So hebt sich über die Masse der Freien der neue Adel mächtig empor. Auch ist die Kirche durch gewaltige Schenkungen und erlangte Erbschaft vieler Bauernhöfe mächtigster Grundherr geworden.

Als Edictum Chlotarii wird auf einer Reichsversammlung ein wichtiges Gesetz beschlossen (614). Besonders die Kirche gewinnt hier an Macht: freie Wahl der Bischöfe, die der König nur mehr bestätigt; die Kirchengüter werden zu Immunitäten, d. h. ihre Besitzer dürfen die königlichen Rechte ausüben und die königlichen Einkünfte für sich erheben; die Kirche erhält ein gewisses Aufsichtsrecht über die weltlichen Beamten, die Bischöfe werden zum Teil von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreit. Im Frankenlande wird fortan jedes Volk nach seinem Recht gerichtet (Personalität des Rechtes). Die Stammesrechte haben zum Teil bereits ihre Aufzeichnung gefunden, das der Salier und Chamaven unter Chlodwig, das der Ribuarier unter Childebert II. Das alemannische wird unter Chlotar II., das bayrische unter Dagobert, noch später das thüringische, aufgezeichnet. Die Romanen werden nach ihrem Recht gerichtet. Als Ausüber der königlichen Gewalt, die noch immer das oberste Richteramt, die Aufbietung des Heerbannes und den Schutz des Volkes umfaßt, ist statt der entarteten Herrscher immer mehr der jeweilige Majordomus oder Hausmeier, das ist der Vorstand der königlichen Hofverwaltung, dem die Hofämter unterstehen, hervorgetreten. Je mehr bei der fortschreitenden Verwurzelung des Reiches der Hof des Königs den Staat verkörpert, um so mehr wachsen Ansehen und Geltung der Hausmeier. Ihnen gehört die Zukunft, denn sie sind berufen, das Reich aus seinem Verfalle wieder aufzureißen.



Tafel 8. Kaiser Heinrich II.

Kaiser Heinrich II., der letzte Ludolfinger, war groß als Staatsmann und Grenzenbeschirmer, aber als „der Heilige" schwächte er die deutsche Kirche seiner Zeit, die im Geiste Ottos des Großen, reichstreu und ihres eigenen Rechtes froh, zur Nationalkirche aufwachsen wollte. Trotz solchen Irrens war er ein tapferer, energischer Kaiser.



Tafel 9. Siegel Ottos des Großen (links) und Heinrichs IV. (rechts)

2. Die Hausmeier und Karl der Große

Pippin von Landen – Sturz und Wiederaufstieg der Pippiniden – Karl Martell wehrt die Araber ab – Neuerstarkung des Reiches und das Auftreten Wynfrids – Pippin schickt den letzten Merowinger ins Kloster – Der Papst kassiert den Dank – Unterliegen der Langobarden – Politik der Bertrada nach dem Tode Pippins – Bruderzwist – Karl der Große bricht mit den Langobarden – Der erste Sachsenkrieg – Ende des Langobardenreiches – Eroberungskrieg gegen die Sachsen – Über die Pyrenäen nach Saragossa – Die Entscheidung in Sachsen – Tassilo ins Kloster verbannt – Vernichtung des Avarenreiches – Ende des Sachsenkrieges – Die Kaiserkrönung eine Überrumpelung durch den Papst? – Auseinandersetzung mit dem oströmischen Kaisertum – Der Kaiser und sein Hof – Sorge um die Nachfolge – Minderwertigkeit Ludwigs – Der Tod des Kaisers – Weiterleben in der Sage

In den immer wieder vorgenommenen Reichsteilungen zerfällt das Merowingerreich in drei Einzelreiche, die durch nationale Besonderheit voneinander getrennt sind. Das germanische Ostland ist Austrasien, dem auch die *abhängig gewordenen Bayern und Thüringer zugehören, weitaus der wert*vollste und militärisch der bedeutendste Reichsteil. Neustrien umfaßt das romanische Gebiet mit geringerer germanischer Siedlung, das Land um Paris und südwärts zu den Pyrenäen. Sein südlicher Teil, das rein romanische Aquitanien, wird immer selbständiger. Das Land an der Rhone mit den immer mehr romanisierten Burgundern heißt Burgund.

Verdienst der austrasischen Adelsfamilien der Pippiniden und Arnulfinger ist es, diese Reichsteile nochmals geeinigt und die damals furchtbarste Gefahr für das Abendland, den Arabersturm, der eben die Westgoten vernichtet, abgewehrt zu haben. Sie sind bereits beim Ende der Brunhilde die mächtigsten Herren, Pippin von Landen, auch Pippin der Ältere genannt, und Arnulf, der Bischof von Metz. Sie bekräftigen ihre Freundschaft durch einen Ehebund der Kinder. Begga, Pippins Tochter, wird mit Ansegisel, dem Sohne Arnulfs, vermählt. Pippin der Mittlere ist der Sohn dieser Verbindung. Die beiden Freunde übernehmen für den jungen Dagobert, den Sohn Chlotars, die Regentschaft. Die Ostgrenze ist damals durch das seltsame Slawenreich des fränkischen Kaufmanns Samo bedroht, der König bei den Tschechen geworden ist, die Avaren besiegt und die Slowenen zu seinem Reich gebracht hat. Die Franken werden von ihm bei Wogastisburg (630) geschlagen, die Thüringer können sich nur mit Hilfe der Sachsen eines Einfalls der Sorben erwehren. Als Samo stirbt, ist aber der ganze Zauber vorbei, und erst 200 Jahre später taucht wieder ein Slawenreich auf.

Die Hausmeierwürde bleibt fortan geradezu erblich. Nach und eine Zeit auch neben Pippin waltet sein Schwiegersohn Ansegisel, dann Pippins Sohn Grimoald. Da der Majordomus, dessen Macht immer mehr wächst, alle Rechte des Königtums wahrt, muß er mit der Fronde des Adels rechnen, worunter besonders die Hausmeier Neustriens zu leiden haben.

Ein Versuch Grimoalds, den rechtmäßigen König stürzend, seinen eigenen Sohn Childebert zum König zu erheben, scheitert durch die Erhebung des Adels. Vater und Sohn werden an Chlodwigs II. (König von Neustrien und Burgund) Witwe ausgeliefert und von dieser hingerichtet (662). Erst nach fast einem Menschenalter kommen die Pippiniden, begünstigt durch die unausgesetzten Wirren in allen Reichsteilen, wieder auf. Gewalttätig herrscht in Neustrien und Burgund der Hausmeier Ebroin, der auch nach Austrasien hinübergreift. Gegen ihn erhebt sich an der Spitze des austrasischen Adels, nun „Herzog der Franken" genannt, Pippin von Heristal, Ansegisels Sohn und Enkel des Pippin und Arnulf. Obwohl er zunächst unterliegt, kann er nach den fürchterlichen Wirren, die in Neustrien nach der dann erfolgenden Ermordung Ebroins ausbrechen, von der Kirche begünstigt und des austrasischen Adels sicher, entscheidend eingreifen. Nachdem er bei Tertry (687) den westfränkischen Adel niedergeworfen, gebietet er allein über das Reich. Seinen Sohn Grimoald macht er zum Majordomus von Neustrien, den zweiten, Drago, zum Majordomus von Burgund. Das Reich atmet auf. Pippin bringt durch Heerzüge gegen die germanischen Nachbarn die alte Abhängigkeit wieder in Erinnerung. Das Ansehen, wenn auch nicht die alte Machtfülle des Reiches, stellt er wieder her. Unter ihm wird die fränkische Kirche durch die angelsächsische Mission erneuert. Willibrord beginnt die Bekehrung der Friesen, am Main erleidet bei den Ostfranken Kilian den Märtyrertod.

Ehe Pippin der Mittlere 80jährig stirbt, läßt er sich durch seine Gattin Plektrudis bestimmen, seinen einzigen noch lebenden, allerdings unehelichen Sohn Karl (das Kind der Alpheid) zu enterben und den Theudoald zum Hausmeier zu ernennen. Dieser aber ist noch ein Kind, ebenso wie die damals regierenden Merowinger. Die herrschsüchtige Plektrudis regiert. Sie läßt den Stiefsohn Karl in Köln gefangenhalten. Aber gegen sie erheben sich die Neustrier, und vor Köln, wohin sich Plektrudis mit dem Schatz geflüchtet, erscheinen plündernd die Sachsen, zu denen die Friesen stoßen. Aus der Haft entkommen, greift Karl ein. Als Plektrudis den Königsschatz den Neustriern übergibt, wird Karl erst recht der Führer der Austrasier. Er überwindet bei Vincy die Neustrier (717) und verfolgt sie bis vor die Tore von Paris. Dann ergibt sich ihm Plektrudis in Köln, und der Fehler des Pippin ist ausgeglichen. Das Land der Sachsen verheert Karl bis zur Weser, die Friesen müssen zur Ruhe zurückkehren. Dann wird er rasch mit dem noch feindseligen König der Neustrier fertig. Bei Soissons besiegt, muß dieser zu Eudo von Aquitanien flüchten. Schließlich versöhnt er sich mit dem Geschlagenen gegen Anerkennung als Hausmeier des gesamten Reiches.

Nun beginnt erst recht seine große Zeit. Er ist der Schöpfer eines neuen fränkischen Heeres, das er aus seinen Vasallen bildet. Diese hat er ge-

wonnen, indem er aus dem Riesenbesitz der Kirche (er umfaßt bereits ein Drittel des gesamten Frankenlandes) weite Ländereien einzieht und als beneficium (Lehen) zu lebenslänglichem Besitz an seine Dienstmannen gibt. Dafür müssen sie ihm nun mitsamt ihren eigenen Vasallen bewaffneten Zuzug zu Pferde leisten. Diese Neugestaltung, beruhend auf dem Treueverhältnis der altgermanischen Gefolgschaft, wird als Lehenssystem Grundlage des Staatsaufbaus im Mittelalter.

Bald zeigt sich der Weitblick der Reform, denn ohne diese Vermehrung der Reiterscharen wäre man dem Arabersturm nicht gewachsen gewesen. Seit 720, wo sich die Muselmänner in den Besitz von Narbonne in Südfrankreich gesetzt, erfolgen fortdauernd Plünderungszüge. Eine Zeit schlafen die Schrecken ein, da Eudo Schwiegervater des Araberführers Othman wird. Als aber dieser durch einen schärferen Wind aus Damaskus seiner Vermittlerstelle verlustig geht, bricht es noch ärger los. Bei Arles erliegt Eudo gegen angeblich 400000 Araber und Mauren, die unter Abderrahman heranrücken. Er muß zu Karl flüchten, den er bisher bekämpft hatte. Dieser rückt mit seinem ganzen Heerbann, auch mit dem Aufgebot der rechtsrheinischen Germanen, zum Schutz des fränkischen Nationalheiligtums St. Martin bei Tours heran. So weit sind schon die Feinde vorgeflutet. Südlich der Vienne, beiderseits der Straße von Tours kommt es zum Kampf. Die schwergerüsteten austrasischen Scharen halten dem Pfeilhagel der Araber stand. Als die Franken am nächsten Tag die Entscheidung erwarten, die der erste noch nicht gebracht, finden sie den Feind geflüchtet, das Lager und unermeßliche Beute ihr eigen. Abderrahman aber liegt auf dem Schlachtfelde. So ist zwischen Tours und Poitiers durch die Kraft des deutschen Volkes, von dem damals alle Stämme mitgefochten haben mögen, der furchtbare Ansturm gebrochen worden (732). Gewiß können der nicht genügend verfolgten Angriffswelle der Araber noch eine zweite, noch mehrere folgen. Aber es ist das erste unerbittliche Halt! für den Islam in Europa, die erste schwere Niederlage auf offenem Felde, das Scheitern des besten Elans und der sichersten Zuversicht. Karl jedoch hat sich wirklich als Martell, das ist der Hammer, erwiesen. Das Reich ist wieder gefestigt. In Bayern schreitet er zweimal ein, erzwingt die Huldigung und setzt den Odilo als Herzog ein. Erfolgreich kämpft er mit den Friesen, einige Sachsengaue werden bereits tributpflichtig. Nur gegen einen seiner Nachbarn zieht der tapfere Held nicht zu Felde. Es sind die Langobarden, gegen die ihn der Papst aufhetzen möchte. Damals hat ihr tüchtiger König Liutprand (712—744) das Exarchat von Ravenna, die Pentapolis, und die Landschaft Emilia erobert. Durch den Papst aber ließ er sich bewegen, von einem Angriff auf Rom Abstand zu nehmen. Ja, er schenkte ihm die Stadt Sutri. Jedoch der Papst lohnt ihm mit Verrat und Aufwiegelung der Südherzoge. Zweimal bringt er Spoleto und

Benevent zum Abfall. Der überfromme Liutprand aber läßt sich wieder und wieder vor Rom zur Umkehr bewegen. Trotzdem sieht der Papst mit Haß auf die Langbärte. Karl Martell aber läßt sich nicht mißbrauchen. Dafür erscheint auch der Heerbann der Langobarden unter ihrem Könige zu Hilfe, als die Araber im Jahre 739 noch einmal mit gewaltigen Massen die Rhone aufwärts ziehen. Ihr Erscheinen bewirkt den Abzug der Feinde.

Unter Karl Martell erfolgt die Bekehrung der deutschen Stämme durch den Angelsachsen Wynfrid, genannt Bonifatius. Schon Ende des sechsten Jahrhunderts sind die ersten Sendboten, es waren Irländer, zu den Alemannen gekommen, Columban und sein Schüler Gallus. Iren hatten auch bei den Bayern und Franken gewirkt. Der Angelsachse beginnt bei den Friesen, zunächst ohne viel Erfolg. Er läßt sich nun vom Papst für Deutschland bevollmächtigen. Seine Kirche ist zum Unterschiede von der schottisch-irischen, die eine Eigenkirche war und die Richtung zur Nationalkirche in sich trug, durchaus römisch. Wynfrid steht in ununterbrochener Verbindung mit Rom, wo er noch zweimal (722 und 738) gewesen ist. In Thüringen und Hessen beseitigt er die irisch-schottische Kirchenorganisation, führt die römische ein oder bekehrt die noch heidnische Bevölkerung. Bei Geismar hat er die berühmte Donareiche gefällt. Er bringt zahlreiche angelsächsische Mönche und Nonnen nach Deutschland. 732 ernennt ihn der Papst zum Erzbischof, jedoch noch ohne festen Bischofssitz. Herzog Odilo lädt ihn nach Bayern. Auch hier reformiert er und gründet die Bistümer Salzburg, Freising, Regensburg und Passau. Noch stärker ist die Unterstützung, die der Angelsachse durch die Nachfolger Karl Martells erfährt. Er kann die Bistümer Würzburg und Eichstätt in Franken, Erfurt in Thüringen, Buraburg mit Kloster Fritzlar in Hessen gründen. Auch die westfränkische Kirche reformiert er und fordert die von Karl Martell eingezogenen Kirchengüter zurück. Die Sprache Wynfrids ist sehr energisch. 744 läßt er durch seinen Schüler Sturmi das Kloster Fulda gründen, bald eines der reichsten Klöster Deutschlands und ein Sitz großer Gelehrsamkeit. Vier Jahre später wird Bonifatius als Erzbischof in Mainz eingesetzt. Den fanatischen Glaubensprediger treibt es trotz seiner mehr als 70 Jahre noch einmal aus der Ruhe seines Bischofssitzes heraus zu den Friesen, wo er sein Missionswerk begonnen hatte. Hier erleidet er im Jahre 754 mit 52 Getreuen den wohl heiß ersehnten Märtyrertod. In Fulda findet er seine Ruhestätte. Das Auftreten des Bonifatius in Deutschland hat die schönen Ansätze einer Nationalkirche zerstört.

Die letzten Jahre der Tätigkeit Wynfrids erfolgen bereits unter den Nachfolgern Karl Martells. Der große Staatsmann ist 741 gestorben. Seine beiden Söhne teilen sich in die Verwaltung des Reiches. Karlmann übernimmt Austrasien, Pippin das übrige Reichsgebiet. Nur da sie einig sind, können sie das großartige väterliche Erbe behaupten. 742 kämpfen sie gegen die Ale-

mannen und gegen die Aquitanier. 743 zwingt Pippin den Herzog Odilo zur Anerkennung der fränkischen Lehenshoheit und zur Abtretung des bayrischen Nordgaues (das Gebiet nördlich der Donau). Und wieder müssen die Alemannen niedergehalten werden.

Im Jahre 743 erheben die beiden Brüder wieder einen Merowingerkönig, obwohl es in der letzten Zeit Karl Martells keinen mehr gegeben hat. Sie treten auch in der Frage der Kirchengüter eine Art Rückzug an. Noch ist die Stellung der Arnulfinger nicht hinreichend stark. Vier Jahre später kommt es zu einem seltsamen Geschehen. Karlmann verzichtet auf seine Herrschaftsrechte und geht nach Monte Cassino in Italien, also ins Kloster, angeblich aus Gewissensbissen, weil er den Heerbann der Alemannen an der Mündung der Rems in den Neckar habe umstellen und niedermetzeln lassen (746). Waren die Franken, besonders der harte Karlmann auf einmal so zartfühlend? Seine Frau und Söhne, von jeder Teilnahme an der Macht ausgeschlossen, sind dann geflüchtet, sehr bezeichnenderweise zu den Langobarden.

Pippin waltet weiter im Reiche. Nach dem Tode Odilos setzt er dessen jungen Sohn Tassilo als Herzog in Bayern ein, wofür dieser den Treueid nicht nur dem Frankenvolke, sondern auch Pippin und seinen Söhnen leistet. Mündig geworden, muß er den Eid wiederholen.

Der Majordomus will König werden. Bezeichnenderweise bittet er den Papst um die Billigung. Dieser hat dazu nicht das Recht, aber er nimmt es in Anspruch, hat sich doch sein Ansehen sehr gehoben, viel auch durch die Tätigkeit Wynfrids. Wenn der heilige Columban oder Ruprecht Heiden bekehrten, geschah dies zur höheren Ehre Gottes, bei Wynfrid aber stets auch zur höheren Ehre des Papstes. Vielleicht war er auch der Vermittler der seltsamen Königsmacherei. Pippin wendet sich an den Papst mit der Frage, wer die Krone tragen solle, der wirklich König sei oder der nur die Würde besitze, ohne etwas zu leisten. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Zacharias, einer der schlauesten Päpste, gibt den gewünschten Bescheid, und Childerich, der letzte Merowinger, muß mit seinen Kindern ins Kloster, um hier zu verschwinden. Die Kirche macht bei den Franken auf Geheiß des Herrschers die Gegner unschädlich. So sind die Klöster in der Merowinger- und Karolingerzeit gewissermaßen Konzentrationslager für gefährliche Untertanen geworden. Kein Zweifel aber, daß die Kirche eines Tages für so viele geleistete Hilfe Vergütung und Gegenleistung verlangen wird, zunächst in ihrem Streit mit den Langobarden, dann aber in Form stärkeren Einflusses, endlich der Anerkennung der kirchlichen Vormacht. In den Vorgängen dieser Zeit wurzeln letztlich die späteren Sorgen der Salier und Hohenstaufen.

Für seine Krone wünscht Pippin den feierlichen Akt der Salbung durch den Erzbischof von Mainz, eben Bonifatius. Es ist die erste Salbung bei den Franken. Das Amt des Majordomus schafft der neue König ab.

In unangenehmer Sache meldet der Papst die Dankforderung an. Er fordert Hilfe gegen die Langbärte und erscheint selbst, um die Abweisung unmöglich zu machen. Feierliche Ehrung leitet den Empfang ein. In Quierzy wird dann Pippin noch einmal gesalbt. Dann soll es zum Krieg gegen die Langobarden gehen, die alten Freunde seines Vaters. Es ist selbst für den skrupellosen Pippin kein leichter Entschluß. Auch die Großen des Reiches sind keineswegs dafür. Bonifatius und der Papst werden schwere Mühe gehabt haben, die Sache zu drehen. Aber sie bringen noch weit mehr nach Hause. Pippin schenkt dem Papste, der ihn zum Schutzherrn durch Verleihung des Titels Patricius Romanorum ernennt, zu dem Dukat von Rom, in welchem er bereits herrscht, das Exarchat von Ravenna und ein Stück Land, das beide Gebiete miteinander verbindet. Dieses Versprechen von Quierzy, nach der Überlieferung noch weitgehender, ist die Rechtsgrundlage für den Kirchenstaat geworden. Um den Besitz aber noch wirkungsvoller zu begründen, verfaßt ein römischer Geistlicher im dritten Viertel des achten Jahrhunderts dann die sogenannte Konstantinische Schenkung, nach der Kaiser Konstantin dem Papste Silvester den Besitz Roms, Italiens und des „Abendlandes" überlassen haben soll. Es ist eine Fälschung von weltgeschichtlichen Folgen und jahrhundertelanger Geltung.

Vor dem Aufbruche nach Italien erscheint in letzter Stunde ein Totgeglaubter, um seine warnende Stimme zu erheben. Karlmann ist aus dem Kloster geflohen und wendet sich gegen den Krieg. Im Handumdrehen aber wird er durch kirchliches Einschreiten vom Sohne Martells und ehemaligen Hausmeier zum desertierten Mönch erklärt, der nach kirchlichem Recht nicht gehört werden darf, sondern rasche Bestrafung durch noch strengere Internierung findet. Damit er in sicherer Hut steht, kommt er in ein fränkisches Kloster, nach Vienne, wo der rüstige Krieger auffällig rasch, schon im Jahre 754 gestorben ist. Was hat ihn so schnell hinweggeräumt?

Für Pippin ist der Weg frei, und er ist ihn energisch gegangen, ohne allzu hart mit den Langobarden zu verfahren. König Aistulf, der eben noch Ravenna erobert hat, der schon drohend vor Rom stand, unterliegt bei seinem Angriff auf das weitüberlegene Frankenheer und muß, in Pavia eingeschlossen, einen Vertrag mit dem Sieger eingehen, in welchem er die eroberten Plätze ausliefert und auf den vom Papst geforderten Zins verzichtet. Kaum aber sind die Franken über die Alpen zurückgekehrt, als Aistulf vor Rom erscheint. Die Stadt vermag den ersten Anstürmen zu trotzen, und unglaublich rasch sind die Franken wieder zur Stelle. Die Langobarden erliegen neuerdings am Fuße des Mont Cenis, und wieder muß Aistulf nach Pavia zurück und im Herbst 756 wieder kapitulieren. Nun muß er die fränkische Oberhoheit anerkennen und einen jährlichen Tribut versprechen. Pippin aber erneuert nach seinem Siege die Schenkung von Quierzy an den

Papst. Zu einem neuen Feldzug gegen die Langbärte kann sich dann der König nicht mehr entschließen, obwohl auch diesmal die Langobarden die Bestimmungen des Friedens nicht ausführen. Aistulf ist übrigens ein Jahr nach seiner Niederlage durch einen Sturz vom Rosse gestorben. Pippin läßt die Dinge im Süden gewähren, obwohl hier der neue König Desiderius um sich greift und wieder zu Kräften kommt.

Entscheidendes ist durch das fränkische Eingreifen in Italien geschehen. Die Einigung des Landes, die durch Aistulf vor der Verwirklichung stand, wurde verhindert. Italien kann fortan keinen Schwerpunkt gewinnen. Der neugegründete Kirchenstaat, der einen Raub an den Rechten des byzantinischen Kaisers darstellt, kostet immer wieder in der Folge die Knochen der deutschen Untertanen, damit der päpstliche Machtanspruch durchgesetzt werden kann. Zuerst die fränkischen Herrscher, dann die deutschen sind so in die italienischen Verhältnisse verwickelt worden, und das Ende war für unsere Geschichte nur beklagenswert.

Die letzten Regierungsjahre Pippins gehören der Sicherung des Reiches im Süden. Aquitanien, dessen Herzog Waifar sich trefflich wehrt, soll wieder einverleibt werden. Acht Feldzüge sind notwendig, und erst als Waifar ermordet wird, kann Pippin obsiegen. Ist es das alte Westgotenblut, das sich da so hartnäckig gewehrt? Der Sieg ist teuer errungen, denn die Langobarden haben sich inzwischen wieder fast unabhängig gemacht, und mitten während des Feldzuges hat der trotzige Bayer Tassilo den Rückmarsch in sein Land angetreten und auch ferner an dem Kampfe nicht mehr teilgenommen. Er hat sich mit der Langobardenprinzessin Liutberga vermählt. Wieder spinnen sich von Bayern über die Tiroler Berge enge Verbindungen zu dem benachbarten Germanenvolke. Stehen die beiden einmal gegen die Franken zusammen, dann wird der Kampf ungleich gefährlicher sein als etwa 754 oder 756.

So mögen Pippin, als es mit ihm 768 zum Sterben kommt, schwere Sorgen gedrückt haben. Die Großen, die er zu sich berufen, geben in St. Denis ihre Zustimmung zur Nachfolge der beiden Söhne des Königs, Karlmanns und Karls, die das Reich so teilen sollen, daß jeder von ihnen am Rheinlauf und damit an den abhängigen Germanenfürsten Anteil habe. Was mag der König empfunden haben, wenn er bedachte, daß die beiden Söhne nicht gut zueinander standen, beide harte Köpfe besaßen, nicht zur Bruderliebe geneigt? Mochte er nicht an ein stilles Kloster, an einen still gemachten Mann gedacht haben, der sein Bruder und treuer Feldzugsgefährte war?

Sein Nachfolger Karl (768—814, siehe Bildtafel 5) — Karlmann ist schon nach drei Jahren gestorben — wird einer der mächtigsten Herrscher der Geschichte. Wenn wir die einzelnen Stationen seiner Erdentaten betrachten, so mögen andere Große der Welt weitere Züge und größere Räume durchmessen haben, rascher aber von der einen Unternehmung zur andern ist keiner

von ihnen geeilt, kaum einer ist glücklicher in allen seinen Aktionen gewesen als er. Vielfältigste Feldzüge, vielfältige Reisen! Ein Eroberer und Fundator in allem, was er angreift! Eroberer von Land, Gütern und Wissen. Fundator der Einheit des deutschen Volkes, Fundator der Pflege der deutschen Sprache wie des Studiums der Antike! Begründer aber auch des Kaisertums der Germanen mit seinen verhängnisvollen Wechselbeziehungen zwischen Kaiser und Papst! Er ist eine der stärksten und fortwirkendsten Persönlichkeiten, die das deutsche Volk hervorgebracht hat.

Nach dem Tode Pippins hält eine Zeit seine Witwe Bertrada die beiden uneinigen Söhne Karl und Karlmann zusammen. Sie erreicht, verbündet mit dem fränkischen Adel, die Vermählung ihrer beiden Söhne mit den langobardischen Königstöchtern Desiderata und Gerberga. Der Papst Stephan ist vergebens mit Beschimpfungen des Langobardenvolkes, wie mit versteckten Drohungen gegen diesen Ehebund Sturm gelaufen.

Bald aber offenbart sich, daß die Mutter die Einigkeit der Söhne nicht zu erhalten weiß. Karl braucht bei einer aquitanischen Erhebung Hilfe, der Bruder gewährt sie nicht. Obwohl der König trotzdem mit den Aquitaniern fertig wird, ist doch die Freundschaft der beiden zerbrochen. Karl bricht mit Desiderata und schickt sie schimpflicherweise ihrem Vater zurück. Im selben Jahre (771) stirbt Karlmann, und seine Witwe flüchtet mit ihren beiden Söhnen nach Pavia, da Karl ihr Erbrecht beiseite geschoben hat. Gerberga und Desiderata treiben den empörten und gedemütigten Desiderius zur Rache. Er fordert vom Papst, daß er die Söhne Karlmanns salbe. Als dieser es verweigert, rücken die Langobarden wieder vor Rom, wiederum vergebens, denn Karl kommt rasch dem Papste zu Hilfe.

Der Hilferuf erreicht den König im Felde. Er hat im Jahre 772 den Krieg gegen die Sachsen durch eine Reichsversammlung beschließen lassen. Noch in demselben Jahre ist er zum Kampf aufgebrochen. Er erobert die Eresburg und läßt die Irminsul, das sächsische Nationalheiligtum, zerstören. Das hochgehaltene, mit Weihgeschenken geehrte hölzerne Denkmal war ein Abbild der Weltesche Yggdrasil. Die Engern, gegen die der erste Feldzug gerichtet war, erlangen aber Frieden, da Karls Vermittlungsversuch in Italien gescheitert ist, er also ins Feld muß.

Mit zwei Heeren rücken die Franken in Italien ein. Das eine unter Karl selbst geht über den Mont Cenis, das andre führt sein Oheim Bernhard über den seither St. Bernhard genannten Jovisberg. Die Langobarden, die am Ausgang der Pässe an den Flußklausen den Angriff abweisen wollen, unterliegen trotz ihrer Tapferkeit. Desiderius wendet sich nach Pavia, sein Sohn Adalgisus mit Gerberga und den Karlmannsöhnen wirft sich nach Verona. Aber Karl bringt beide Festungen zu Fall, doch vermag Adalgisus nach Byzanz zu entkommen. Gerberga indes mit ihren Kindern verschwindet

aus unseren Augen. Bestenfalls haben sie in einem Kloster lebenslängliche Haft gefunden. Noch vor der Kapitulation des Desiderius findet Karl zu einem Besuche in Rom Zeit, wo ihn Papst Hadrian mit großen Ehren als „patricius" begrüßt. Dafür erreicht er die Bestätigung der Pippinschen Schenkung. Desiderius verliert seine Krone. Auch ihm öffnet sich das Kloster. Karl aber nimmt den Namen „König der Franken und Langobarden" an. Er beläßt also die eroberten Gebiete als ein Reich, das nur durch seine Person mit dem Frankenreich verbunden ist. Nach Süden wendet sich der Vorstoß der Franken nicht. Der Herzog von Spoleto unterwirft sich wohl, aber der von Benevent bleibt die ganze folgende Zeit unabhängig. Ohne eine Flotte wäre die Eroberung wohl kaum rasch vonstatten gegangen, hätte auch den Zusammenstoß mit Byzanz gebracht, den der König jetzt nicht brauchen kann.

Das alte Langobardenreich ist tot. Die Langbärte sind dem Schwert der Franken wie dem Haß der Päpste erlegen, der sie verfolgt, seit sie nach 200jährigem Zaudern — spät, zu spät — ihre Hand nach der Ewigen Stadt ausstrecken. Dieselben Langobarden, deren Königin Theudelinde den herrlichen Domschatz von Monza der von ihr selbst erbauten Kirche gestiftet, deren König Grimoald zu Ehren des Erzbischofs Ambrosius ein großes Kloster gegründet, nur einige Gaben aus vielen, wurden vom Papst Stephan in einem Brief an die Frankenkönige „eine treulose und stinkende Nation" genannt, „die nicht einmal zu den Nationen gerechnet wird und von der gewiß die Aussätzigen ihren Ursprung haben". Die Langobarden sind das Beispiel eines durch die Propaganda des Papsttums zerbrochenen Volksschicksals. Wir werden in der deutschen Geschichte erschütternde Gegenstücke dazu erleben.

Im Norden ist der Krieg mit den Sachsen erneut losgebrochen. Über den Volksstamm, der als einziger unter den deutschen noch an seinem alten Glauben und ebenso zäh an seiner alten Art und seinem alten Boden festgehalten hat, seit den Tagen des Tacitus nur wenig sein altes Siedlungsgebiet verändernd, bricht nun der Eroberungskrieg herein. Die Sachsen haben im Frieden noch kein Oberhaupt, nur im Kriege wird, und dies durch das Los, ein Herzog gewählt. Indes, das ist die große Merkwürdigkeit der sächsischen Zustände, besteht eine Art Repräsentativverfassung, gewissermaßen ein Vorläufer der späteren Parlamente, indem alljährlich zu Marklo an der Weser aus jedem Gau je zwölf Vertreter jedes Standes, des Adels, der Frilinge (Freibauern) und der Liten (Hörigen) zur gemeinsamen Beratung zusammenkommen. Zwischen diesen Ständen, auch zwischen dem Adel und den Frilingen, besteht ein Eheverbot bei Todesstrafe, und der Adel genießt ein vielfach höheres Wergeld als die Freien. Die Sachsen zerfallen, rein geographisch, in die vier Stämme der Engern an der Weser, der West- und Ostfalen, westlich und östlich von ihnen, und der Nordalbingier zwischen Elbe und Eider. In rassischer Hinsicht werden sie nordisch und fälisch gewesen sein. Das un-

geheuer erstarkte Frankenreich braucht Sicherheit an den Grenzen, und die Sachsen sind immer unruhig, gern zum Kampfe bereit. Überall ist die Frankenherrschaft über den Rhein gegangen, die Lücke im Norden muß noch ausgefüllt werden. Der Krieg gewinnt über die Reichsnotwendigkeit hinaus zugleich den Charakter eines Religionskrieges mit allen Grausamkeiten, die den Religionskriegen stets in der Welt eignen. Hier wirken die Autorität und der Fanatismus eines Bonifatius nach. Wir halten in der ersten Generation nach seinem Tode. Der Reformator der fränkischen Kirche, der Bekehrer der Thüringer und Hessen, hat eine religiöse Stimmung entfesselt, die noch der Generation Karl Martells fremd war. Mit Leidenschaftlichkeit wird der Angriff geführt. Die Sachsen verteidigen ihren Glauben und ihre alten Götter, indem sie ihre Freiheit verteidigen. Wenn wir auch heute noch bei diesem Kampfe mit dem Herzen auf ihrer Seite stehen, wenn wir als Kinder, gleichgültig welchen Stammes, unser Herz bluten fühlten, als wir vom Fall der Irminsul, vom Sturz der Donareiche lasen, vom Ende der sächsischen Freiheit, so ist es zunächst die tiefe Ergriffenheit, die jeden erfaßt, der den Kampf eines Volkes für seine Freiheit und sein Recht beobachtet, das ewige Lobpreisen dessen, „der für seine Hausaltäre kämpfend ein Beschirmer fiel, ehrt den Sieger größre Ehre, ehret ihn das größre Ziel". Es ist aber auch die aus den Tiefen des Gemüts dringende Empfindung für den Glauben unsrer Altvordern, der uns noch heute ergreift als die Jugend- und Heldenzeit unsres Volkes. Und doch ist kein Zweifel: die sächsische Freiheit mußte sinken, um ein höheres, die deutsche Einheit, gestalten zu helfen. Ohne die Unterwerfung der Sachsen wären die deutschen Stämme, der christliche Teil im fränkischen Weltreich und der heidnisch-altsächsische, immer weiter auseinandergekommen. Das Sachsenland wäre ohne die furchtbare Gleichschaltung Karls des Großen vielleicht gar nicht zu einer Gemeinschaft mit den übrigen Deutschen gelangt. Das deutsche Volk aber wäre eines seiner wertvollsten Teile, vielleicht seines damals gesündesten, beraubt worden. Schmerzlich jedoch bleibt die Verbindung von Eroberung und Glaubensvergewaltigung, schmerzlich, daß der alte, artgemäße Glaube nicht der Predigt und dem Märtyrertum erlag, sondern, innerlich noch lebend, mit dem Schwerte des Siegers ausgerottet wurde.

Die Sachsen haben sich, um über die Einzelphasen des Kampfes hinweg gleich auf das Ergebnis zu blicken, über 30 Jahre bis zum Jahre 804 heldenmütig zur Wehr gesetzt, bis sie schließlich dem erbarmungslosen, stellenweise sogar unmenschlichen Druck ihrer überlegenen Gegner erliegen mußten. Es ist sehr die Frage, ob Karl ohne den Bekehrungszwang nicht rascher zum Ziel gekommen wäre. Wertvollstes Blut wäre erspart geblieben. Jedenfalls aber: durch die Unterwerfung der Sachsen wie auch der Bayern entstand aus dem fränkischen das deutsche Volk.

Als Karl von Italien zurückkehrt, da die Sachsen den Rachekrieg begonnen haben, entschließt er sich zur Unterwerfung und Christianisierung dieses Volkes. Der ganze fränkische Heerbann wird auf ihr Land geworfen, das durch seine Bodenbeschaffenheit, durch seine Sümpfe und Wälder, durch seine schlechten Wegverhältnisse kein leichter Gegner ist, ganz abgesehen von der überlieferungsmäßigen Tapferkeit seiner Bewohner. Dem Feldherrn Karl sind sie aber nicht gewachsen. Die Lippe aufwärts, dem alten Eroberungswege der Römer folgend, dringt er vor, nimmt die Eresburg und auch die Sigiburg (Hohensyburg an der Ruhr). Im Bukigau (Bückeburg) lassen sich viele vornehme Sachsen taufen. Es ist der Beginn des Abfalls der Adeligen von der Volkssache. Aber schon 776 ist ein neuer Feldzug nötig. Die Eresburg muß wieder zurückerobert werden. Ein Jahr darauf wird der erste Reichstag im Sachsenlande in Paderborn abgehalten. Hier mögen bereits jene brutalen Gesetze erlassen worden sein, die ein Dokument des Ausrottungskrieges genannt werden müssen. Jedes Vergehen gegen die junge christliche Kirche in Sachsen wird mit dem Tode bedroht, jede Verschwörung gegen sie oder gegen den König, jede Unterlassung der Taufe, jeder Bruch der Fastenordnung. Selbstverständlich, daß die wildeste Empörung losbrechen mußte, besonders bei dem schwerflüssigen fälischen Volksteile, der, das bäuerliche Element bildend, am treuesten an der alten Überlieferung festhält und ohne viel die Opfer, die er bringen muß, zu wägen, den Kampf, auch einen bei vernünftiger Überlegung aussichtslosen, aufnimmt. Wie 1809 die Tiroler unter Andreas Hofer, stehen allenthalben die sächsischen Bauern unter ihrem Führer, dem zähen Westfalen Widukind (s. Bildtafel 6), gegen die fränkischen Verfolger auf, gerade als der König in der Ferne auf neuem Kriegszuge weilt.

Mit der Unterwerfung der Engern und Westfalen hatte Karl den Krieg als beendet angesehen. Er weilt in Spanien. Auf dem Reichstage von Paderborn war eine Gesandtschaft der Mauren erschienen, den großen Frankenkönig gegen die eigenen Glaubensgenossen anzurufen. Seit den Tagen Pippins ist dort manches anders geworden. Der Islam ist durch die Mordtat des Abdul Abbas gegen die Omeijaden gespalten. In Spanien werden die abbasidischen Mauren von Abderrahman bedrängt. Ihnen zu helfen, geht Karl über die Pyrenäen (778). Zwei fränkische Heere greifen an. Pampeluna, Saragossa und Huesca fallen. In diesem Augenblick kommt die Hiobspost aus der Heimat. Die Sachsen sind von der Lippe, der Ruhr, der Lahn her am Rheine erschienen, nachdem sie überall Klöster und Kirchen zerstört. Am Rheine abgewiesen, sind sie eben daran, über die Hessen und Thüringer herzufallen. Fulda ist bedroht. Karl muß zurück. Seine Nachhut wird in dem unheimlichen Gelände der Pyrenäen von den räuberischen Basken unter ihrem König Lupus überfallen. Sie wird, nach der Sage in der Bergschlucht von Roncesvalles, niedergehauen. Neben angesehenen Führern

ist unter den Gefallenen auch der Graf Hruodland von der Bretonischen Mark, der Held der französischen Rolandslieder und des deutschen Rolandsliedes aus dem 12. Jahrhundert.

Rasch ist Karl wieder auf dem sächsischen Kriegsschauplatz. Er wirft die Sachsen bei Bocholt an der Aa und dringt, von neuem die Huldigung der Westfalen, Engern und Ostfalen erzwingend, bis an die Weser und Oker. Wieder lassen sich viele Adelige, die wohl zuerst die Unüberwindlichkeit der fränkischen Macht erkennen und deren Machtstellung bei der Eingliederung nicht leidet, taufen. Die fränkische Heeres- und Gerichtsverfassung wird eingeführt, neue strenge Strafen werden verkündigt, und auch die geistliche Einteilung des Landes wird vollzogen (Reichstag von Lippspringe, 780 und 782). Und wieder hält der König den Krieg für beendet.

Er wendet sich nach Italien, wo er seinen zweiten Sohn Pippin zum König der Langobarden, den dritten Ludwig zum König von Aquitanien salben läßt. Die Macht der Franken wächst auf der Halbinsel immer mehr. Ein langobardischer Widerstand in Friaul ist zusammengebrochen. Karl wird jetzt auch in römischen Angelegenheiten bemüht. Der Papst ist ihm durchaus ergeben. Auf die Nachricht von einem Einfall der Sorben läßt Karl Pippin als König in Italien zurück und wendet sich gegen die neue Erhebung. Die Sachsen weist er an, neben einem ostfränkischen Heere gegen den Feind vorzugehen. Da steht Widukind nochmals auf. Ehe sich noch ein zweites Frankenheer, das nun in Sachsen einrückt, mit dem ersten bedrohten vereinigen kann, wird dieses bei einem unbesonnenen Angriff von den Sachsen am Berge Süntel (782) vernichtet. Vier fränkische Grafen fallen. Was aber nun geschieht, gehört zu dem Entsetzlichsten unserer Geschichte. Karl erscheint mit einem mächtigen Heere an der Weser und vollzieht ein grauenhaftes Blutgericht an den ihm vom sächsischen Adel ausgelieferten Teilnehmern an der Erhebung. Er läßt in einer beispiellosen Tat des Zornes 4500 Sachsen nach den Buchstaben des Blutediktes zu Verden an der Aller enthaupten. Das Ende aber ist wieder ein anderes, als Karl erwartet. Eine allgemeine Erhebung erfolgt, und die Franken geraten in schwere Bedrängnis. Jedoch ihre bessere Bewaffnung und das Feldherrntalent des Königs siegen. Bei Thiotmallus und an der Hase unterliegen im Jahre 783 die Sachsen. Aber selbst im nächsten Jahre wird noch gekämpft. Bis zur Weser dringt Karl vor, auch im Winter läßt er das Sachsenland verheeren; er selbst überwintert auf der Eresburg. Im Jahre 785 stößt der Franke bis zur Elbe vor. Der sächsische Widerstand bricht nun zusammen. In der fränkischen Pfalz Attigny erscheint selbst Widukind, die Taufe zu empfangen und sich zu unterwerfen. Der Adel des Sachsenlandes gibt den Kampf auf. Die Bauern aber haben noch 20 Jahre weitergestritten. Und was für Opfer haben sie gebracht!

Wir gehen hier gleich über die Unterbrechungen des Ringens hinweg seinem für die Verteidiger so bitteren Ende entgegen. In den Jahren 794, 795, 796 und 797 erheben sich die Sachsen von neuem. Sie wollen den fremden Priestern den anbefohlenen Zehent nicht zahlen, sie wollen nicht auf den Heerzügen des Schlächters von Verden verbluten. Der König beginnt 795 mit der *rücksichtslosen Verpflanzung von Tausenden Sachsenfamilien in das Innere* des Reiches. 50000 Menschen sollen so ihren Wohnsitz gewechselt haben, so alle Bewohner des Wichmuoddiggaues zwischen den Mündungen der Elbe und Weser. Es entstehen die Ortsnamen mit dem Stamme Sachsen. Überall rücken in die verlassenen Siedlungen Franken oder rechtzeitig zum Sieger übergetretene Sachsenfamilien ein, in Holstein auch Slawen. Noch bis 804 haben sich die Nordalbingier gewehrt. Gegen sie hat Karl nicht nur mehrere Frankenheere, sondern auch Avaren und Abodriten zu Hilfe gerufen und den Wenden dafür verödetes Sachsenland als Kaufpreis gegeben. So siedeln von da ab Slawen auch westlich der Elbe. Neben Ostholstein erhalten sie Wagrien und das hannoversche Wendland. Nun ist es im Sachsenland still, allerdings die berühmte Stille des Kirchhofs. Karl gewährt den Überwundenen die rechtliche Gleichstellung mit den Franken. Auf dem Boden des Sachsenlandes entstehen die Bistümer Münster, Minden, Paderborn, Osnabrück, Hildesheim, Bremen, Verden und Halberstadt. Köln und Mainz sind die Erzbistümer für sie. Die Sachsen aber mußten das Schwerste lernen, das es in der Welt gibt: sich abfinden mit dem Untergang dessen, wofür man so lange tapfer gekämpft. Nicht viel später als ein Menschenalter entsteht im Sachsenlande der „Heliand“, der das Leben des Heilands schildert, aber echt deutsch erfaßt, ganz in deutsche Welt und deutsches Empfinden hineingestellt. Es gehört dann zu dem Schönsten der deutschen Geschichte, daß kaum 100 Jahre nach der Niederlage aus dem zertretenen Lande der Begründer des deutschen Reiches hervorging und der Aderlaß von Verden völlig überwunden war. Im zehnten Jahrhundert sind die Sachsen die Führer.

Zu gleicher Zeit, als Widukinds Widerstand zusammenbrach, erfüllte sich das Schicksal des Bayernherzogs. Tassilo lebte seit den letzten Jahren Pippins in seinem Lande unabhängig, bestrebt, auch seiner Kirche die Unabhängigkeit zu sichern und sie in der Verbreitung zu fördern. So entsteht Innichen in den Südtiroler Bergen (769). Acht Jahre später erbaut er unfern der Grenzmark seines Gebietes Kremsmünster. Mit dem Herzog wetteifert sein Adel, und es entstehen die Klöster Scharnitz, Tegernsee und Schliersee. Zugleich mit dieser tief ins heidnische Slawenland eindringenden Christianisierung geht die Verdeutschung des Südostens. Durch Kreuz und Schwert werden die Südslawen zurückgedrängt, die in der Zeit der Völkerwanderung tief in die Alpen vorgedrungen waren. Von Karl trennen den trefflichen Regenten seine langobardische Gattin Liutwerda und sein Freiheitsdrang.

Aber der Herzog ist in seinem Haß bei halben Maßnahmen stehengeblieben. Er trotzt untätig aus der Ferne. Er duldet den Fall seines Schwiegervaters Desiderius. Die günstige Zeit zum Handeln, als der Frankenkönig bis zu den Ohren in Schwierigkeiten und Kämpfen steckt, läßt er verstreichen. Nun ist es zu spät. Nun kann das Weitertrotzen ihn nur den Thron kosten. Wohl hat er zu Worms (781) den Treueid geleistet, war aber grollend und zweideutig geblieben. Karl aber braucht sichere Verhältnisse im Bayernlande. Tassilo erscheint vor einer Wormser Reichsversammlung, wohin er geboten worden, nicht. Nun läßt der König gegen ihn marschieren. Drei Heere sollen die Tore ins Bayernland aufbrechen, Pippin über Bozen und den Brenner, Karl längs der Donau auf Augsburg los, Sachsen und Thüringer vom Norden her. Vor dieser Gefahr bricht der Bayer zusammen. Es bleibt ihm nichts übrig als die Unterwerfung. Aber er versucht, von seiner Gattin angestachelt, auch nachher noch gegen Karl zu arbeiten. Es spinnen sich Fäden nach Byzanz, wo der Langobarde Adalgis die Gunst des Kaisers gefunden hat, nach Benevent, zu den benachbarten Avaren. Als der König durch Verrat von diesen Plänen hört, befiehlt er den Herzog eilends vor eine Reichsversammlung in Ingelheim und läßt den Ahnungslosen verhaften. Das Königsgericht verurteilt ihn zum Tode, Karl wandelt das Urteil in Klosterhaft um (788). Tassilo verschwindet mit seinem gesamten Hause im Dunkel der Zelle. Im Jahre 794 läßt der König, als durch die neue Phase des Sachsenkrieges, durch religiöse Streitigkeiten, welche die Gemüter erregen, und auch sonst Unruhe das Reich durchzittert, den gestürzten und zum Mönch geschorenen Bayernherzog vor der Frankfurter Reichsversammlung erscheinen. Tassilo bittet fußfällig für den Hochverrat, dessen er sich selber bezichtigt, um Verzeihung und verzichtet für sich und seine Erben auf Bayern. Politisch ein meisterhafter Schachzug, menschlich aber ein Vorgang von nicht zu überbietender Grausamkeit, zeigt diese Schändung des für die Welt gestorbenen Mannes, mit welchen Mitteln der große Karl arbeitete. Mit Tassilo sind die Agilolfinger endgültig aus der Geschichte verschwunden.

Nun kommt die Abrechnung mit den Avaren. Die erfolgreiche Abwehr ihrer im Zusammenhang mit einer Erhebung des Adalgis erfolgten Einfälle genügt Karl nicht. Der Großangriff setzt ein, wieder nach dem siegreichen Brauche des Königs, getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen. Vom Süden her kommt Pippin mit dem Heerbann der Langobarden, links der Donau marschieren die Ribuarier und die rechtsrheinischen Untertanen, die übrigen Franken aber führt Karl rechts der Donau selber zum Kampfe. Als er von Pippins ersten Erfolgen vernommen, geht er über die wilde Enns, den Grenzfluß zwischen Bayern- und Avarenland und erstürmt den befestigten Ring der Feinde am Kamp. Die Avaren haben ihre Befestigungen in Form seltsamer Ringwälle angelegt. Ein zweiter Ring am Wienerwald

fällt. Dann dringt der König bis an die Raab, das feindliche Land verheerend. Aber nun muß er nach Sachsen zurück. Jedoch das Avarenreich ist schon sturmreif gehämmert. Der avarische Tudun bietet im Lager zu Lüneburg die Unterwerfung an. Im Spätherbst 795 bricht Herzog Erich von Friaul in Ungarn ein und überschreitet die zugefrorene Donau. Der Hauptring zwischen Donau und Theiß wird mit stürmender Hand genommen. 796 kann Pippin, der mit dem bayrischen und langobardischen Heerbann einrückt, die Huldigung empfangen. Unermeßliche Beute aus jahrhundertelangen Raubzügen ist eingebracht. Die Reste des Volkes siedelt Karl in der Gegend des alten Carnuntum (bei Petronell in Niederösterreich) an. Hier verliert sich ihre Spur. Deutsche Kolonisten aber rücken in das befreite Gebiet östlich der Enns. Der bayrischen Besiedlung ist nun ein weites Feld eröffnet, die ungarische Tiefebene winkt als köstliches Freiland dem deutschen Volke. Es ist eine Schicksalsstunde des Südostens.

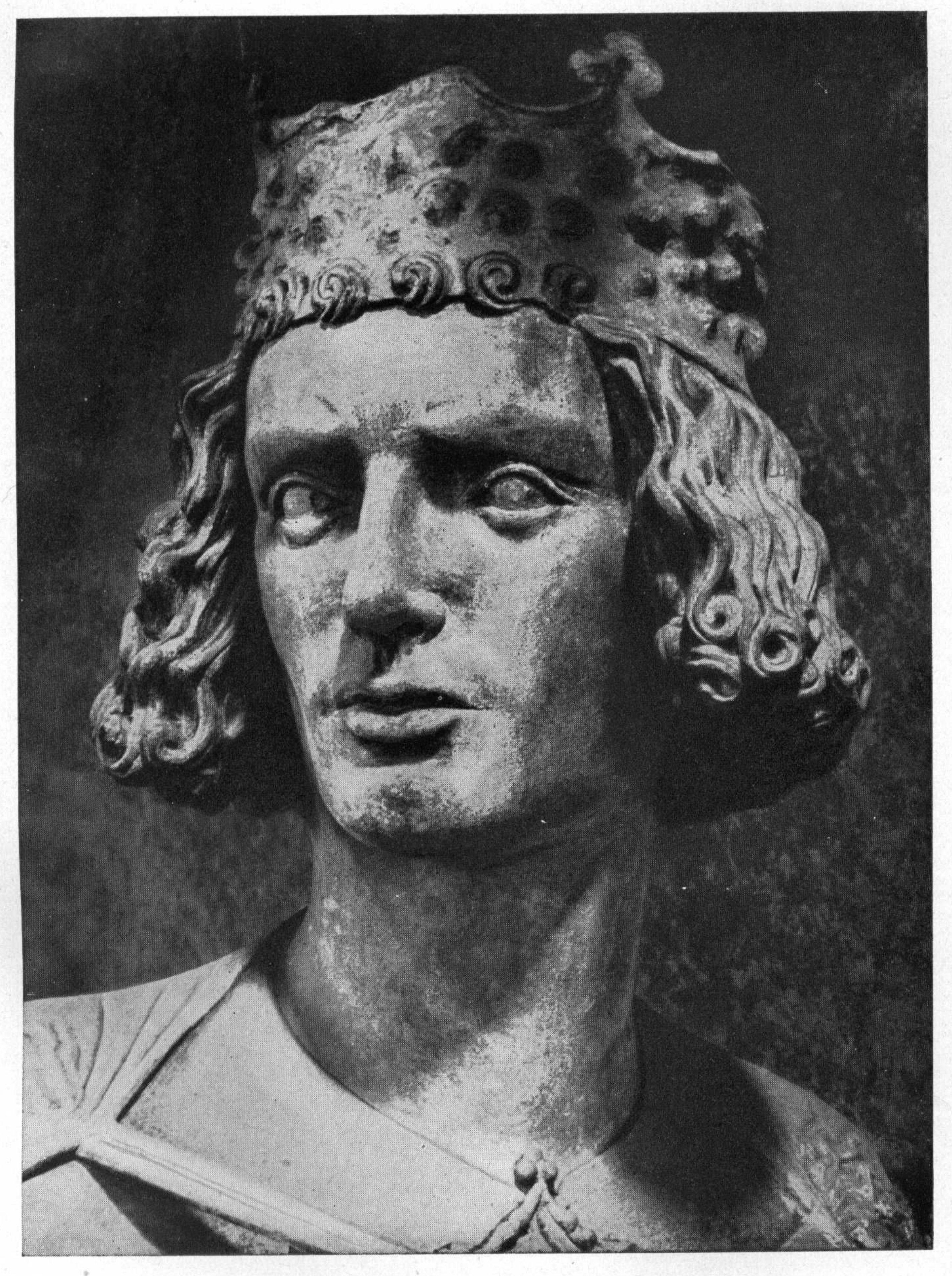
Karl hat die Ernte der Schlachten eingebracht. Auf dem Reichstag von Paderborn (799) darf er sich als Schiedsrichter des Abendlandes fühlen. Er hat die Streitigkeiten englischer Teilfürsten geschlichtet, die Huldigung des Königs von Asturien empfangen. Der Papst, der in Rom überfallen, mißhandelt und gefangengehalten worden war, ist hilfeflehend auf dem Reichstag erschienen. Der Herzog von Spoleto hat ihm auf der Flucht Aufnahme gewährt, aber nur Karl kann ihn wieder nach Rom zurückführen. Auch erscheint aus weitester Ferne die Gesandtschaft des mächtigen Harun al Raschid aus Bagdad, um dem Frankenkönig die freundschaftlichen Grüße des Kalifen zu entbieten, ja ihm die Schutzgewalt über die heiligen Stätten zuzugestehen.

Dem Papste zu helfen, eilt der König nach Rom. Im November des Jahres 800 in der Ewigen Stadt angekommen, führt er Leo III., nachdem sich dieser durch einen Reinigungseid gerechtfertigt, wieder in sein Amt. Kurz darauf, beim Weihnachtsgottesdienste, setzt dem betenden Karl der Papst Leo, wie überliefert wird, überraschend eine Krone auf, worauf ihn die Geistlichen und die Römer als Kaiser und Augustus mit einer Huldigungslitanei begrüßen. Der Papst aber huldigt ihm auf den Knien. Wie Karls Biograph Einhard versichert, wird der Kaiser überrascht, er habe erklärt, „er würde an jenem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben, wenn ihm die Absicht des Papstes vorher bekannt gewesen wäre". Andrerseits ist eine völlige Überraschung kaum denkbar. Die Umgebung Karls, in der sich Männer wie der Angelsachse Alkvin befanden, wohl auch er selbst, mögen den Gedanken der Kaiserkrönung erwogen haben, der ja auch auf der bonifazischen Linie lag und auch der Idee des Gottesstaates des Augustinus von Hippo, den Karl durch Alkvin kannte, aus dem er sich gerne vorlesen ließ, entsprach. Ein Haupt über der geeinigten Christenheit, ein Reich des Glaubens und der

Gerechtigkeit! An eine Legitimierung seiner Machtstellung Byzanz gegenüber hat der Franke wohl kaum gedacht. Für einen Herrscher, der die Besieger Ostroms, die Langobarden überwunden, dem der Papst als dem Schutzherrn von Rom fast Untertanengehorsam entgegenbrachte, kam dies nicht in Frage. Gut begreiflich aber ist es, daß dem Kaiser die plötzliche Krönung durch den Papst peinlich gewesen. Das Kaisertum konnte so als eine Gabe des Papstes erscheinen. Die Krönung war dann geradezu eine Umkehr der Lage, war doch der Papst vor dem Weihnachtsfeste noch ein schwerer Vergehen Beschuldigter, und der Kaiser hatte ihm in einer unangenehmen Lage Hilfe geleistet. Nun aber hat derselbe Papst Karl vor aller Welt die gewaltigste Würde des Abendlandes, die so lang geschlummert, durch die Krönung verliehen. Leo mag irgendwie Kenntnis erhalten haben, daß Karl sich in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt setzen wollte. Er kommt zuvor und vermag das Ganze in einen Triumph Roms und in einen fortzeugenden römischen Anspruch zu verwandeln. Zunächst allerdings ist davon nichts zu verspüren. Aber das ist stets das Geheimnis solcher Wirkungen. Karl wird fortan ganz besonders auf seiner Hut gewesen sein. Er behauptet seine starke Stellung, denn er hat wirklich, wie Alkvin von ihm sagt, das geistliche und das weltliche Schwert in seiner Hand. Wenn aber einmal ein schwacher Frankenherrscher die Kaiserkrone tragen wird? Werden nicht die Ansprüche des Papsttums ins Ungemessene wachsen, um die weltliche Gewalt zu überschatten? Hier ist Saat dem Erdreich anvertraut worden, aus der Unheilsernte schoß, für das fränkische wie für das deutsche Kaisertum.

Nach der Kaiserkrönung erstrebt Karl die Anerkennung durch Byzanz. Hat er sie als gleichberechtigter Kollege des oströmischen Kaisers empfangen, dann kann er über den päpstlichen Akt der Krönung hinwegsehen. Er soll erwogen haben, sich mit der griechischen Kaiserin Irene zu vermählen, mit ihr seine fünfte Ehe einzugehen. Es ist nichts daraus geworden, und schließlich erreicht Karl auch anders die Anerkennung durch das griechische Kaisertum. Aber bis dahin (812) sind doch etwas ruhige Zeiten gewesen, denn der Kaiser — wer kann ihm das verdenken? — ist nach den endlosen Feldzügen ruhebedürftig geworden.

Nach der Besiegung der Sachsen und der Kaiserkrönung, diesen beiden bedeutungsvollsten und fortzeugendsten Momenten in der Geschichte Karls des Großen, ist das Gefüge des Reiches nach außen hin gerundet. Die Folgezeit gilt nur noch dem Schutz der Grenzen und dem Ausbau der inneren Verwaltung. Karl errichtet überall dort, wo die Grenzen am strittigsten sind, wo am meisten fremde Völkerschaften gegen empfindliche Stellen des Reiches anprallen können, eigene Verwaltungsgebiete, die nicht der gewöhnlichen Grafengewalt unterstehen, sondern als Marken von Markgrafen geleitet werden, die mit weit größerer Verantwortung auch eine größere Macht-



Tafel 10. Der Bamberger Reiter

Das Reiterstandbild im Bamberger Dom, geschaffen im 13. Jahrhundert, ist die edelste Verkörperung nordischen Heldengeistes des Mittelalters, in seinem gebietenden Adel, der ruhigen Kraft des Ausdrucks ein stolzes Denkmal einstiger deutscher Kaisergröße.



Tafel 11. Heinrich der Löwe

Viel umstritten und viel gepriesen, war der harte, unbequeme Herzog einer unserer größten Territorialherren und ausgreifendsten Kolonisatoren. Im Leben zum Scheitern bestimmt, ist er unerfüllt und glücklos gestorben. Indessen, sein Werk der deutschen Besiedlung lebt weiter als unzerstörbare Kraftquelle der Nation.

vollkommenheit besitzen als die Binnengrafen im Reiche. Sie dürfen selbständig den Heerbann aufbieten und erhalten auch eine größere Anzahl von fränkischen Vasallen zur Verteidigung des Landes zugeteilt. So entstehen die Marken: die spanische mit Barcelona, die dänische zwischen Eider und Schlei, die sächsische zwischen Elbe und Kiel gegen die Abotriten, die thüringische oder sorbische gegen die Sorben an der Saale, die fränkische im Nordgau gegen die Tschechen. Das Land zwischen Wienerwald und der Enns wird als Ostmark ebenfalls einem Markgrafen unterstellt. Pannonische Grafschaften breiten sich noch vor ihr aus.

Neben die Sicherung der Landesgrenzen, die den greisen Karl etwa noch 810 zu einem kriegerischen Zusammenstoß mit dem dänischen König Gottfried führt, tritt die Sorge um die Küsten. Auf ihren leichten, raschen Fahrzeugen greifen seit 799 Wikingerscharen immer kecker die fränkischen Gestade an, im Atlantischen Ozean, wie am Gestade des Mittelländischen Meeres. Einmal bei Marseille geradezu vor den Augen des großen Kaisers! Bei diesem Umsichgreifen der Piraten muß er mit der größten Sorge an die Zukunft denken. So läßt der Kaiser an seinem Lebensabend eine starke Flotte erbauen, sicherlich ein schwerer Entschluß, denn die Franken sind bis dahin immer ein Binnenvolk gewesen. Verfügt Karl aber erst über eine Flotte, dann kann er sich im Süden anders als jetzt durchsetzen, dann kann er auch dem Dänenkönig seine ewigen Feindseligkeiten anders als bis jetzt heimzahlen. Dann kann er ihm in seine Inselwelt nachfolgen, und dann wird der Zauber rasch beendet sein. Dann — ja, welch neuer Umkreis von Aufgaben taucht mit diesem „Dann“ auf! Aufgaben ganz andrer Art, als sie bisher der Kaiser zu lösen gehabt. Eine neue Welt muß vor dem alternden Manne aufgestiegen sein, ähnlich wie einst vor dem altgewordenen Bismarck, als er den Hamburger Hafen besuchte. Karl läßt die Flotte mit all seiner Energie fördern. Ausgefahren ist sie niemals, und Dänemark ist von ihm nicht mehr erobert worden. Karl ist vorher gestorben, und sein Nachfolger hat nicht entferntest die Tatkraft besessen, diese Waffe schlagfertig zu gestalten. Eines Tages werden die fränkischen Küsten eine sichere Beute der Normannen sein.

Noch eine andere Sorge wird den Kaiser je länger, je mehr gequält haben. Die Wehrkraft des Frankenreiches sinkt. Zuviel Freie haben sich schon in den Rechtszustand des Hintersassen begeben, um den drückenden Pflichten des Freien, der Teilnahme an den Thingen und der langdauernden Wehrpflicht, zu entgehen. Es ist begreiflich. Dieser Kaiser, der fast jedes Jahr irgendwo mit Heereskraft unterwegs war, hat die militärische Leistungsfähigkeit der Franken ganz anders in Anspruch nehmen müssen als irgendein König vor ihm. Karl erkennt die Gefahr. Er sucht den Freien die Lasten der Teilnahme an der Gerichtsbarkeit möglichst zu mildern. Er zieht die Heerbannbuße in mil-

derer Weise ein, sucht die Kriegslasten für die Minderbemittelten zu vermindern. Aber dennoch muß er immer mehr auf das Wehrsystem des aufkommenden Lehenssystems greifen, um seine Heere zu füllen, um die Reiterscharen zusammenzubekommen, die jetzt immer mehr das Bild der Feldzüge beherrschen. Der Bauer scheidet, der Reiter kommt auf. So sehen wir Karl stets neue Lehensgüter vergeben, neuen Grundbesitz verteilen, um die erforderliche Zahl streitbarer Dienstmannen zu erlangen. Ein neuer Wehrstand bildet sich, durch ständige militärische Bereitschaft im Waffenhandwerk trefflich geschult. Aber die alte Musterungsstätte des Maifeldes, einst Volksversammlung und mobilisierte Heeresmacht zugleich, beginnt zu verkümmern. Die fränkischen Heere werden bald nicht mehr die alte unverwüstliche Kraft besitzen, zumal wenn Karls Nachfolger versagt. Auch hier steigen Wolken auf, die dem scharfen Blick des Kaisers gewiß nicht entgangen sind.

Überhaupt, auch dieses Werk trägt den Charakter des Einmaligen, Persönlichen! Ein Reich, das vom Ebro bis zur Schlei, vom Garigliano in Italien bis zum meridionalen Lauf der Donau reicht, dem die Südslawen zinspflichtig geworden sind wie die Wilzen, Sorben, Abotriten und Tschechen im Nordosten, das aber doch so Widerstrebendes vereint, dessen Erhaltung einen genialen Herrscher voraussetzt, der seine Augen auf alles gerichtet hält, ein Reich, eben erst unter schweren Kämpfen zusammengefügt, wird die Tendenz zeigen, in seine verschiedenen Bestandteile auseinanderzufallen, da ja nicht immer ein Karl regieren kann. Das Schicksal dieses neuen Imperiums steht also stark in Frage, wenn ein rauherer Wind zu wehen beginnen wird. Sein Gepräge als Gottesreich, das ihm einen so feierlichen Charakter verleiht, kann auch nur für eine gewisse Zeit dauern. Tatsächlich ist es ja bereits unter Karls Sohn Ludwig zur Frömmelei entartet und der Staat ein Spielball dabei geworden.

Wie fest steht noch alles unter Karl gefügt! Ein Staat, in welchem nichts Wichtiges dem Herrscher entgehen kann, der durch seine Königsboten die zahlreichen kleinen Grafschaften unter ständiger Kontrolle hält und Mißbräuchen abhilft. Der nicht von der Kirche beherrscht wird, sondern in seinem Reiche die Kirche restlos beherrscht, der selbst in Fragen des Glaubens entscheidend eingreift. Er hält Synoden der Bischöfe ab, als wären es die Reichsversammlungen seiner Großen. Eine ausgedehnte Gesetzgebung, die sogenannten Kapitularien, sorgt für alle Fragen der damaligen Zeit. Für die bessere Schulung der Geistlichkeit wird Sorge getragen. Die fränkische Kirche hebt sich sichtbar durch die Bemühungen des Kaisers und der Geistlichen in seiner Umgebung. Karl ist mehr als der Papst das Haupt der abendländischen Kirche. Selbst zuerst ein ungelehrter Mann, hat er für die Wissenschaften das regste Interesse. Mühsam hat er später schreiben gelernt. Seit seinem Aufent-

halt in Italien im Jahre 781 zieht er fremde Gelehrte heran, um den Wissenschaften im Frankenlande aufzuhelfen. Der Angelsachse Alkvin wird Leiter der Hofschule für eine neue Generation von Bischöfen und Äbten. Der Langobarde Paulus Diakonus verfaßt die Geschichte der Langobarden, der Westgote Theodulf kommt aus Spanien. Das Frankenland hat diesem Kreis von Gelehrten, der um den Kaiser zu einer Art von Akademie zusammengefaßt ist, in Angilbert und Einhard zwei hochbegabte Männer beigesteuert. Man nennt dieses Wiedererwachen gelehrter Studien, die überall auf der Antike aufbauen, die Karolingische Renaissance. Von hier sind, besonders durch die Schule von Tours, die mannigfaltigsten Anregungen ausgegangen. Hier haben Männer wie der Fuldaer Abt Hrabanus Maurus ihre Ausbildung genossen, die das Empfangene in den deutschen Gauen selbstschaffend weitergeben. Obwohl die lateinische Sprache die eifrigste Pflege findet, sorgt Karl doch auch für Erhaltung und Entwicklung der deutschen Sprache, volkstümlicher Werte. Er gibt den Winden und Monaten deutsche Namen. Er beginnt eine deutsche Grammatik, er läßt uralte deutsche Heldenlieder sammeln, gibt zu Übersetzungen Anregung, indem von den Geistlichen verlangt wird, daß sie das Vaterunser und das Credo der Gemeinde deutsch erläutern. Eine Übersetzungsliteratur, erst bescheiden und dürftig, dann umfangreicher, rankt sich empor, und das neunte Jahrhundert sieht die ersten deutschen Bibeldichtungen in dem sächsischen Heliand und dem fränkischen Evangelienbuch Otfrids von Weißenburg. Die Taten des Kaisers regen den Geschichtsschreiber an, leider natürlich in lateinischer Sprache. So entstehen die großzügigen Reichsannalen, so Einhards „Leben Karls", die erste weltliche Lebensbeschreibung des Mittelalters.

Auch die Baukunst findet Pflege, ist aber durchaus von den Lombarden abhängig. Die Zeit ist noch nicht imstande, Eigenes zu geben. Zur Ausschmükkung werden die antiken Kunstschätze herangezogen. Es geht so weit, daß selbst die Säulen von alten Bauwerken genommen werden. In Aachen läßt der Kaiser in der Nähe der warmen Quellen die Marienkirche erbauen. Die Pfalzen zu Ingelheim und Nymwegen werden errichtet. Man beginnt, vom Holzbau zum Steinbau überzugehen. Der Kaiser hat keine feste Residenz. Oft aber ist er in den Pfalzen des Rheinlandes, die eben erwähnt wurden, besonders in Aachen. Das Wort Pfalz stammt, nur durch Lautverschiebung verändert, von dem lateinischen Worte palatium (Palast).

Bei mannigfaltigster Fürsorge und ewiger Inanspruchnahme findet der Kaiser auch Zeit, für wirtschaftliche Dinge zu sorgen. Seinen Pfalzen schließen sich musterhaft geleitete Meierhöfe an. Er läßt sich bis in das kleinste vom Stande der Dinge unterrichten. Reichsgesetze greifen belebend ein.

Früh drängt sich die Sorge um die Nachfolge auf. Schon 781 hatte Karl eine vorläufige Einteilung geschaffen, als er Pippin Italien, Ludwig Aqui-

tanien zusprach. Nun wird in der Teilung von 806 beiden Söhnen der Herrschaftsbereich erweitert, während der Rest dem ältesten Sohne Karl zufallen soll. Nichts mehr vom Kaisertum! Aber der Tod wirft die Berechnungen über den Haufen. 810 stirbt Pippin, 811 Karl, und das sind die tüchtigen Söhne gewesen. Nun ist nur der wenig taugliche Ludwig übrig. Mit Zustimmung einer Reichsversammlung macht ihn der Kaiser 813 in Aachen zum Mitkaiser und Erben. Der Sohn nimmt sich auf Anordnung des Vaters selber die Kaiserkrone vom Altare und krönt sich. Bernhard, einem Sohne Pippins, wird als Unterkönig Italien zugewiesen; er untersteht der Oberherrlichkeit Ludwigs. Mit dem alten Kaiser aber kommt es zum Sterben. Am 28. Januar 814, erst 72 Jahre alt, ist Karl in der Aachener Pfalz gestorben. In der Marienkirche, dem heutigen Münster, wird er beigesetzt. Von späteren deutschen Kaisern hat hier Otto III. seine Ruhestätte gefunden.

So geht ein Leben zu Ende, das eingegriffen hat in das Schicksal der deutschen Nation, ein Großer, ein lebenerweckender, ein gütiger Herr den Seinen, der seine Freunde und seine Kinder liebt, ein strenger, aber nach Gerechtigkeit strebender Herrscher, ein Mann, der an sich selbst baut und arbeitet bis in das Alter hinein. Zugleich ein Herrschsüchtiger, erfüllt von der Wildheit des Bezwingenwollens, auch blutdürstig und grausam, wenn er Widerstand erfährt oder Treubruch erlebt. Eine gewaltige Erscheinung, gewiß kein Heiliger! Schon sein Sinnenleben und das Leben am Hofe sind nichts Heiliges gewesen. Trotzdem hat Friedrich I. im Jahre 1165 durch seinen Gegenpapst Paschalis Karls Heiligsprechung erreicht, die dauernd aufrecht geblieben ist.

Nach seinem Tode eignet sein Leben der Sage, der deutschen, der französischen, ja sogar, wenn auch schattenhafter, der slawischen. In der deutschen ist er der gerecht waltende Herrscher, der nicht gestorben ist, sondern, in den Untersberg bei Salzburg versetzt, auf die Stunde der höchsten Not des Reiches wartet, um entscheidend in einer letzten Schlacht auf dem Walserfelde für sein Volk einzugreifen. Ein Kranz von Dichtungen rankt sich in der Folge in allen von seinen Großtaten betroffenen Ländern um die Person des Mannes, der einer der kriegerischsten Herrscher der Weltgeschichte und einer ihrer glücklichsten gewesen ist.

3. Das Ende des karolingischen Großreiches

Das ostfränkische Reich

Der unfähige Erbe – Reichsteilung und Beginn des Familienzwistes – Neuerliche Krönung durch den Papst – Die ehrgeizige Judith – Das Kolmarer Lügenfeld und die Vergewaltigung des Kaisers – Wiederherstellung und neuer Streit – Tod Ludwigs und Kampf um die Reichseinheit – Niederlage Lothars und Zerstückelung des Reiches zu Verdun – Das ostfränkische Reich – Lotharingien zerfällt – Normannen- und Slawenkriege – Karl der Dicke nochmals Kaiser des gesamten Reiches – Arnulf von Kärnten kämpft mit Normannen und Slawen – Die Magyaren kommen – Ludwig das Kind – Der Untergang des bayrischen Heerbanns bei Preßburg – Konrad von Franken und sein Kampf gegen die Herzöge – Weltgeschichtlicher Entschluß des sterbenden Königs

Jeder Große muß in der Welt dem Schicksal seinen Zoll entrichten. Karl, der so viel gesiegt, hinterläßt, nachdem die Ernte seines Lebens schon geborgen scheint, nur einen unfähigen Sohn. Die besseren starben vor ihm.

Der Beiname des neuen Kaisers tarnt eine völlige Unfähigkeit durch ein zweifelhaftes Lob. Ludwig der Fromme! Nur ein Ludwig der Starke, der Weise, der Gerechte hätte dem uneinheitlichen Reiche, dem Gefahren drohten, notgetan. Der Kaiser aber ist weder stark, noch weise, noch gerecht. Dafür schwach, unklug, unselbständig, ungerecht, unzuverlässig. Als der typische Reichsverderber steht er in der Geschichte. Hier ist der Beiname „der Fromme" nur ein Hohn. Ein lächerliches Bild der Schwäche, wie er das Erbe Karls sozusagen in einem Sacke tragend, über die Bühne des Erdgeschehens von seinen Söhnen und seiner zweiten Gattin gehetzt wird, von einer Teilung zur anderen, immer wieder verurteilt, anderer Willen zu vollstrecken, oft betrogen und wacker selbst betrügend, das große Schicksal eines Reiches zum kleinbürgerlichen Familienstreit erniedrigend, von Erbschleichern umstellt und schließlich im Streite um sein Erbe gestorben! In diesem ganzen Leben finden wir nichts Heroisches, Kaiserliches. Das Ganze ist eher ein tragikomisches Schauspiel. Die Zeichen der Zeit versteht er nicht. Die deuten auf die Bildung eines eigenen deutschen Reiches, frei von der künstlich gewordenen Bindung an die andern Reichsteile, hin. Bayern wird die Kernzelle dieser naturnotwendigen Entwicklung. Der Kaiser arbeitet weder dagegen, noch dafür. Er folgt immer dem nächsten Impuls, bis er dann durch seine Ehe mit der schönen Alemannin Judith aus dem Hause der Welfen gänzlich unter den Einfluß dieser Frau gerät.

Wir wollen dieser kläglichen Politik nicht auf allen Stationen ihrer Erbärmlichkeit nachfolgen, nicht jede der so oft umgestoßenen Teilungen verzeichnen. Das Bild ist erschütternd genug, das sich schon bei der Betrachtung im großen ergibt.

Kaum Erbe des Vaters geworden, läßt sich der fromme Ludwig noch ein-

mal vom Papste in Reims die Krone aufs Haupt setzen. Der Akt der Eigenkrönung, zu dem ihm die politische Weisheit des großen Karl geraten, ist damit entkräftet (816). Ein Jahr später beginnt er dann schon mit den Teilungen, obwohl er noch nicht 40 Jahre alt ist. Er bestimmt seinen ältesten Sohn Lothar zum Mitregenten und Mitkaiser, den beiden anderen Söhnen aber gibt er Reichsteile zur selbständigen Verwaltung, Pippin Aquitanien, Ludwig Bayern mit seinen Marken. Die Teilungen beginnt er mit Rechtsbruch, denn Bernhard, sein Neffe, wird enterbt. Der Betrogene setzt sich zur Wehr, unterliegt, wird nach Chalons gelockt und hier so grausam geblendet, daß er drei Tage danach stirbt. O über den frommen Kaiser!

Unter dem Einfluß der zweiten Gattin Judith wird die Reichsteilung von 817 umgeworfen. Sie will ihr 823 geborenes Söhnchen Karl auch berücksichtigt wissen und beginnt bei dem schwachen Herrscher ein außerordentlich erfolgreiches Intrigenspiel. Die Brüder wenden sich dagegen, mit Bündnissen, die häufig wechseln, je nachdem der eine oder andere von ihnen sich benachteiligt fühlt oder Vorteile für sich erhofft. Der alte Kaiser — früh erscheint Ludwig als der alte hilflose Mann — wird zwischen diesen widerstreitenden Interessen unwürdig hin und her gedrängt, das Reichsschwert immer wieder mißbrauchend, um den Gelüsten seiner Begünstigten Folge zu geben. In diesem Streit haben nur zwei der Akteure ein höheres Recht auf ihrer Seite, Lothar und Ludwig der Deutsche. Dieser klammert sich mit bemerkenswerter Zähigkeit an den zukunftsvollsten Teil des Reiches, an Bayern und die germanischen Gebiete überhaupt. Hier erstrebt er sein Erbe. Lothar wieder kämpft mit der eigenen Sache zugleich für die Idee der Reichseinheit, zusammenzuhalten, was der große Karl in seinen endlosen Feldzügen erobert. Hinter ihm steht, konsequent im Gedanken der Kaiserkrönung, die Kirche, die einen Universalherrscher braucht, um ihre universale Macht unter seinem Schutz aufzubauen. Je wertvoller sie Lothar in seinem Kampfe dient, desto mächtiger steigt sie empor. Aus dem Familienstreit der Karolinger erhebt sich das Papsttum über den Kaiser, der jetzt der Krönung bedarf, nicht mehr daran denken kann, sich selber die Krone aufs Haupt zu setzen: Lothar fand schon 823 für gut, sich in Rom krönen zu lassen. Als 11 Jahre später Ludwig und Pippin ihren durch Lothar tief gedemütigten und durch eine Kirchenbuße zum Herrscheramt untauglich gemachten Vater wieder erheben wollen, findet eine neue feierliche Krönung — diesmal in Metz — statt. Dabei schwindet natürlich die Geltung dieses Kaisertums. Der Kaiser steht nicht mehr über den Synoden. Eine Pariser Synode erklärt ganz deutlich, daß die Kirche über dem Kaiser steht.

Im Jahre 833 sind alle Söhne der ersten Ehe gegen den Kaiser verbündet. Auch der Papst steht in ihrem Lager, Lothar hat sich ihn eigens aus Italien mitgebracht. Auf dem Rotfelde bei Kolmar, seither im Volks-

mund das Lügenfeld genannt, treffen sich die Streitenden „zwischen zwei Heeren“, und der alte Kaiser wird von seinen Gegnern umgarnt. Sein Heer verläßt ihn, er gerät in die Gewalt des brutalen Lothar. Von diesem wird er so furchtbar gedemütigt, daß eben die neuerliche Krönung nötig geworden ist. Bald darauf aber vergibt der schwache Mann dem unkindlichen Ältesten und enterbt die treuen Söhne Ludwig und Pippin zu dessen Gunsten. Als Pippin plötzlich stirbt, will nun der Kaiser zugunsten Lothars und des jungen Karl die Söhne des Verstorbenen und Ludwig enterben. Aber der Adel Aquitaniens erhebt sich für sie, und in Bayern schlägt Ludwig los. In diesem neuen Kampfe ist dann Ludwig der Vater auf einer Rheininsel bei Ingelheim gestorben, nachdem er dem Sohne Vergebung erteilt, die er in Wirklichkeit von diesem wegen seines wiederholten unväterlichen Verhaltens hätte erbitten müssen.

Mit dem Tode des marklosen Frömmlings endet der widerliche Abschnitt aus der Geschichte des Zerfalls von Karls großem Reiche. Nun kommt der selbstverständliche Aufeinanderprall der einzelnen Machtwünsche und Herrschaftsbegierden. Hier winkt Machtentscheidung; der elende Intrigenkampf um einen schwachen Kaiser, Gatten und Mann ist vorbei. Wenn wir von diesem frommen Ludwig gerne Abschied nehmen, ohne uns viel nach seinem Grab in Metz umzusehen, das eine muß ihm doch noch aufgelastet werden, daß er jene Sammlung uralter Heldenlieder, die Karl hatte aufzeichnen lassen, in pfäffischer Verständnislosigkeit den Flammen übergab. Diese wahrhaft unersetzlichen Denkmäler sind uns auf ewig verlorengegangen.

Zwischen den Brüdern muß nun die Entscheidung fallen. Mit Lothar streitet die Einheit des Frankenreiches, mit den verbündeten Brüdern Karl und Ludwig die Zukunft der nationalen Entwicklung der Reichsvölker. Denn längst klafft es im Inneren schwer durch Karls des Großen Reich. Osten und Westen und Süden stehen sich immer fremder gegenüber, fremd in nationaler Hinsicht, je mehr im Westen und Süden die germanische Zunge der Herrenschicht verklingt, fremd in wirtschaftlicher Beziehung, fremd in der Art der Bestellung des Bodens. Im Osten steht das unerschütterte germanische Volkstum, die Ostfranken, Bayern, Thüringer, Friesen, Alemannen und Sachsen — die Deutschen. Im Westen aber gibt es schon Romanen, auch schon in Italien, wo die langobardische Sprache verklungen ist. Die Germanen haben noch die alte Naturalwirtschaft. Die Romanen in Gallien und Italien aber sind, umgeben von den Mauern der alten Römerstädte, voll daran, in die Geldwirtschaft zurückzukehren, die mit der Völkerwanderung verlassen wurde. Im Osten herrscht noch großenteils das germanische Ständewesen mit seinen Bauernheeren, während der Westen schon ganz dem Lehenswesen gehört. Kein Netz von Verbindungen bringt die Auseinanderstrebenden zusammen. Die Ansätze unter Karl sind längst verfallen. Seine

Nachfolger hatten nur noch für den Erbzank Zeit. So muß das karolingische Weltreich zerfallen. Lothar hat es nicht erhalten können.

Die Flamme des Bürgerkriegs zuckt im Frankenreich hoch. Schon bedrängt Lothar, sein Kaiserrecht geltend machend und von der Kirche unterstützt, seinen Bruder Ludwig, als Karl im Rücken des Kaisers erscheint. Die Brüder verbünden sich und rücken bei Fontanetum (Fontenay) wie zu einem Gottesgericht gegen Lothars Reiterscharen. In beiden Heerlagern mißt man der Entscheidung die Kraft göttlichen Urteils bei. Der Kaiser und die Reichseinheit sind die Besiegten des Kampftages (841). Aber Lothar gelingt es, die Sachsen zu einer Erhebung gegen Ludwig aufzurufen. Die Bauern kämpfen noch einmal für ihr altes Heidentum, diesmal als Bundesgenossen des Kaisers und durch ihn als Bundesgenossen der bonifazischen Reichskirche. So verschiebt die Geschichte mitten in Blut und Ernst Kulissen und Personen, um auf einmal sich selbst ein Satyrspiel vorzumachen, ehe die Tragödie, die unendliche Tragödie des handelnden Menschen, weiter abrollt. Wie die Sachsen gegen Ludwig, so werden im Süden die enterbten Pippinsöhne gegen Karl aufgerufen. Die bedrohten Brüder aber schließen sich um so enger zusammen. Bei Straßburg vereinigen sie ihre Heere und bekräftigen das erneute Bündnis durch einen feierlichen Eid, den beide Heere nachsprechen müssen. Es sind die Straßburger Eide von 842, aus deren Sprache deutlich erklingt, daß Osten und Westen des Frankenreiches endgültig auseinanderklaffen. Was die einen schwören, ist ein altertümliches Französisch, was die andern, Althochdeutsch. Die Straßburger Eide sind der erste deutsche Soldatenschwur.

Lothar kann sich gegen die vereinigten Gegner nicht halten. Er muß sich immer mehr nach Süden, seiner italienischen Machtstellung zu, zurückziehen. Endlich willigt er in Verhandlungen. In Koblenz in der Kastorkirche und dann in Verdun wird getagt. Hier kommt im Jahre 843 der berühmte Teilungsvertrag zustande. Mit der Reichseinheit ist es vorbei. Man teilt das Reich, wie drei reiche Erben eine seltsame, mannigfaltig zusammengesetzte Gütermasse unter sich aufteilen. Wie persönlich es da zugeht, ersehen wir aus der famosen Begründung „um des Weines willen", mit der Ludwig der Deutsche ein Stück des köstlichen Rheinlandes erhält. Worms, Mainz und Speyer sind so sein Eigen geworden. Was ist sonst das fränkische Reich, das von da ab das ostfränkische heißt? Zweimal ist der Rhein seine Grenze: von abwärts Bingen bis etwa Remagen und nördlich von Selz bis zur Mündung der Aare. Diese ist von oberhalb Bern an der Grenzfluß. Sonst aber zieht die Gebietsscheide entlang der Westgrenze des Sachsenlandes, im Süden aber längs der hohen Schweizer Wasserscheiden, im Tirolischen jedoch das Gebiet um Bozen, Brixen und Innichen noch für Ludwig umspannend, um weiter nach dem Osten dem Kamm der Karnischen und Juli-

schen Alpen zu folgen, dann südöstlich durch den Karst zur Adria zu streben, von hier an der alten karolingischen Ostgrenze zur Ostsee, Eider und Nordsee entlang. Ludwig der Deutsche besitzt also Bayern mit seinen Gauen, Alemannien ohne das Elsaß, aber mit dem Aargau, dem Thurgau und Churrätien, er besitzt Sachsen und Thüringen, Ostfranken, aber ohne Köln und Bonn. Es ist ein weitgespanntes nord-südlich sich erstreckendes Gebiet, das die Wacht gegen die Slawen hält und die ungarische Tiefebene behütet.

Karl der Kahle hat zu seinem Aquitanien das alte Neustrien und einen Teil von Burgund mit Chalons hinzugewonnen. Im Norden reicht sein Herrschaftsbereich bis zur Schelde, so daß Flandern westfränkisch wird.

Was aber zwischen den beiden Reichen liegt, der schmale nord-südliche Streif zwischen Rhein und Schelde, Aare und Saone, dann Burgund und Italien, wird Lothars Teil, der die Kaiserkrone behält. Im Norden sind Aachen, Köln, Metz, Trier und Verdun seine Kraftzentren. Das Ganze aber, ein völkisch uneinheitliches Land, heißt, wieder recht persönlich, Lotharingien. Es ist ein Reich, dessen Nordpfeiler beiden Nachbarn, dem west- wie dem ostfränkischen Reich, im Wege steht, bestimmt, ihnen eines Tages zur Beute zu werden, da er von Italien auf die Dauer nicht verteidigt werden kann. So erscheint am Horizonte von Verdun eine neue Teilung.

Ludwig der Deutsche (843—876) hat sich mit Verdun gegen Lothar durchgepaukt. Rasch wächst die Geltung seines Reiches, da Karl im Westfrankenreich nicht Ordnung zu halten versteht, Lothar aber nach seiner Niederlage zu keiner großen Aktion mehr fähig ist. Als er 855 stirbt, ist sein Zwischenreich in drei Teile zerspalten, da der Kaiser jedem seiner Söhne, Lothar II., Karl und Kaiser Ludwig II. sein eigenes Land hinterlassen hat. So richten sich bei allen Schwierigkeiten im Gesamtbereiche die Augen auf Ludwig den Deutschen. Ja, der westfränkische Adel, unzufrieden mit Karl, bittet den Deutschen, die Krone des westfränkischen Reiches zu übernehmen, da dieses sonst ein Raub der Araber werden müsse. Ludwig erscheint und treibt Karl aus. Dieser aber findet eine Stütze an der Geistlichkeit, während der westfränkische Adel Ludwig zu wenig hilft. Nur mit deutschen Truppen, also als erobertes Land, hätte er das westfränkische Reich behaupten können. So scheitert der Versuch. Die Tatsache von Verdun ist trotz des immer neuen Aufbäumens des Universalreich-Gedankens nicht mehr zu erschüttern.

Wie soll sich Lotharingien, weder rein germanisch, noch rein romanisch, zerspalten in drei Teile, auf die Dauer zwischen den beiden fränkischen Reichen behaupten? Außerordentlich rasch erscheint der Augenblick, wo die Nachbarn um sein Schicksal würfeln. Im Jahre 869 stirbt bereits der zweite von Lothars Söhnen, der nach dem Tode seines Bruders Karl auch Burgund in seine Hand gebracht hatte. Der letzte Lotharsohn aber ist durch italienische Händel voll beschäftigt. Der Augenblick gehört Karl dem Kahlen, da der Deutsche

zunächst durch eigene Sorgen gebunden ist. Karl wird in Metz zum König des Zwischenreiches gekrönt. Aber schon ein Jahr darauf ist auch Ludwig auf dem Plan, und da Karl seit jeher eine Scheu vor der Entscheidung durch die Waffen besitzt, willigt er in einen neuen Teilungsvertrag, der in Mersen bei Maastricht 870 zustande kommt. Die Maas ist fortan von der Mündung bis nach Lüttich die Grenze zwischen dem ost- und dem westfränkischen Reiche. Dann läuft die Grenzlinie durch den Ardennenwald auf die Mosel, die sie bei Remich erreicht, von da entlang der oberen Mosel, die sie an zwei Stellen verläßt: das eine Mal, um die Grafschaft Metz für das ostfränkische Reich zu umschließen, das zweite Mal, um bis an die obere Marne und die Saonequellen vorzuspringen. Vom Reiche Ludwigs ist nur noch das deutsche Flandern getrennt, aber Friesland hat er gewonnen, dazu das wichtige Metz. Der Rhein ist nun deutsch. Im Süden gehört fast ganz Oberburgund bis zum Neuenburger und Genfer See zum westfränkischen Reich.

Der Vertrag von Mersen ist ein gewaltiger Schritt auf dem Wege zum Deutschen Reiche. Ludwigs Gebiet ist nun weit einheitlicher und geschlossener geworden als früher.

Als fünf Jahre nach Mersen der letzte Lotharianer stirbt, sehen wir Ludwig und Karl wetteifernd die Hand nach der Kaiserkrone und Italien ausstrecken. Der Westfranke kommt zuvor und wird 875 durch Papst Johannes VIII. gekrönt. Ludwig bekriegt im folgenden Jahre das westfränkische Reich, stirbt aber noch 876.

Der Deutsche hat viele Jahre seines Lebens den Händeln gewidmet, die sich aus dem Auseinanderbersten des karolingischen Weltreiches ergaben. Einen Großteil seiner Herrschertätigkeit widmet er aber dem Osten, wo es übel genug aussieht. Bei den Mährern hat um 840 Moimir ein Reich gegründet und sich bis 846 gegen Ludwig unabhängig gehalten. Dann kann dieser Rastislaw an Moimirs Stelle bringen, der den Treueid leistet. Bald aber machen sich die Mährer wieder unabhängig und bleiben es bis 870. Mit dieser staatlichen Selbständigkeit verbindet sich in gefährlichster Weise eine kirchliche Neuregelung, indem die beiden byzantinischen Mönche Kyrillos und Methodios am Hofe Rastislaws Schöpfer einer slawischen Bibel und Organisatoren einer Kirche werden, der vom Papst der Gottesdienst in slawischer Sprache bewilligt wird. Für diese gewinnt Methodios auch den slawischen Fürsten Kozel, der um den Plattensee herum mit der Hauptstadt Mosaburg (Sal lapiugin, das heutige Szalavar) ein kleines Reich besitzt. Methodios wird zum Erzbischof von Sirmium ernannt, ein schwerer Schlag für die fränkische Kirche, der hierdurch der Osten versperrt ist, aber auch für den deutschen Einfluß, der damals Hand in Hand mit dem der Kirche wächst.

Die ungünstige Lage im Osten verschärft sich noch, als der verschlagene Swatopluk im Jahre 870 seinen Oheim Rastislaw stürzt, anscheinend zu-

nächst im Bunde mit dem König Ludwig, dem er den Entthronten ausliefert, bald aber in tückischer Erhebung gegen die Franken, die einem ostfränkischen Heere das Leben kostet. Swatopluk behauptet sich gegen eine gewaltige, von drei Richtungen her angesetzte Strafexpedition des ostfränkischen Reiches. Ludwig muß im Vertrage von Forchheim gegen einige Zugeständnisse moralischer Art die tatsächliche Unabhängigkeit des Großmährischen Reiches anerkennen.

Trotzdem ist die drohende Auflösung des Ostreiches abgewehrt. Ludwig gab der Lage Halt. Die Einflußgebiete nach Osten bleiben wenigstens formell für eine bessere Zeit gewahrt. Schweres hat das Reich von den Normannen erleiden müssen. Ludwig hat hier tapfer seinen Mann gestanden, viel Übles verhütet und die Zukunft gerettet. Der Ehrenname „der Deutsche" gebührt ihm. Der König hatte seinen Lieblingssitz in Regensburg, wo seine Gemahlin das Stift Niedermünster gründet. Auch Frankfurt ist eine begünstigte Pfalz, schon wegen der überaus wichtigen Lage der Stadt, die das nord-südlich gestaltete Reich zusammenzubinden geeignet war. Seine Ruhestatt fand Ludwig in Lorsch.

Es ist gut, daß seine Söhne zusammenhalten und durch eine Teilung, die er selber noch vorgenommen, bereits einen festen Tätigkeitsbereich besitzen. Denn gleich nach des Bruders Tode erscheint Karl, immer noch herrschsüchtig wie in seinen früheren Jahren, nun hoffend, das Ostreich als leichte Beute davonzutragen. Aber er stößt bei Ludwig dem Jüngeren, dem die Hut Sachsens und Thüringens anvertraut ist, der rasch mit Heeresmacht am Rheine bereit steht, auf den Unrichtigen. Bei Andernach besiegt (876), muß er seine Hände vom Ostreich lassen. Wieder hat der nationale über den Einheitsgedanken gesiegt. Karl aber stirbt ein Jahr darauf. Nun bricht Karlmann auf, sich die Kaiserkrone und die Krone Italiens zu holen. Schon zu Pavia gekrönt, schon mit dem Papst wegen der Krönung unterhandelnd, sieht er plötzlich sein Heer durch eine jener Seuchen schwinden, die so oft im Mittelalter die Blüte der deutschen Kraft in Italien dahingerafft haben. Karlmann selbst kehrt, durch einen Schlaganfall gelähmt, nach Hause zurück.

Auch Karls des Kahlen Sohn, Ludwig der Stammler, ist rasch zum Sterben gekommen. Und wieder reckt sich die Einheitsidee empor. Ludwig der Jüngere erscheint mit reisigen Scharen im Westreich, sich die Krone zu holen. Aber im Osten ergeben sich durch die Krankheit Karlmanns Schwierigkeiten, und so läßt sich der deutsche Karolinger bestimmen, gegen Abtretung des westfränkischen Lothringen auf den Thron zu verzichten (879). Karlmann kann seine Herrschaft in Bayern und Italien nicht mehr ausüben. Ein Jahr darauf weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Ludwig der Jüngere verständigt sich mit seinem Bruder Karl, der in der Geschichte den Beinamen „der Dicke" führt, über die Verteilung des Erbes. In altkarolingischer Art

schalten sie die Nachkommenschaft des verstorbenen Bruders aus. Aber Arnulf, der uneheliche Sohn Karlmanns, weiß sich in Kärnten zu behaupten.

Zu dieser Zeit entladen sich im Westen des Reiches schwere Gewitter, die teilweise noch schwerer das westfränkische Reich treffen. Die Normannen oder Wikinger, seefahrende Nordgermanen, deren schnelle Schiffe keine Weite scheuen, sind eine furchtbare Geißel geworden. Das große Frankenreich hat diese von Karl bereits richtig erkannte Gefahr allzusehr anschwellen lassen. Nie war es möglich, die gesamten Kräfte des Reiches gegen diesen unheimlichen Gegner zusammenzufassen. Nun ist das karolingische Erbe geteilt, aber immer noch zucken die Flammen des Bürgerkrieges durch das weitgedehnte Gebiet, haben sich die neuen Schwerpunkte noch nicht sicher genug gegründet. Den heidnischen Berserkern ist dies willkommen, die nun Jahr für Jahr wiederkehren, von Jahr zu Jahr zahlreicher, stattlicher, wohlgerüsteter. Früher einzeln, verwegene Raubbanden, nun ganze Heere unter Heerkönigen, in schimmernder Wehr zu monate-, ja jahrelangen hartnäckigen Kämpfen um die Beute bereit. Sie haben 845 das von dem frommen Ludwig gegründete Erzbistum Hamburg zerstört; der Deutsche vermochte ihrer nicht Herr zu werden. In den achtziger Jahren aber erreicht ihre furchtbare Macht und Zähigkeit den Höhepunkt. Wohl siegt Ludwig der Jüngere 880 an der Sambre über sie, jedoch schon ein Jahr später erscheinen die Berserker an der Mündung der Elbe und besiegen den sächsischen Heerbann, an dessen Spitze Bruno von Sachsen, der Schwager Ludwigs des Jüngeren, fällt. Ein zweites Normannengeschwader sucht noch in demselben Jahre die Rheinmündung heim und verbrennt die Kaiserpfalz Nymwegen. Ludwig der Jüngere vertreibt sie von hier, aber sie kehren nicht in die Heimat zurück. Sie wenden sich gegen die westfränkische Küste, wo sie bis zur berühmten Abtei Corbie vordringen und fürchterlich hausen. Der westfränkische König Ludwig II. schlägt sie bei Saucourt in der Picardie, ein Sieg über die „heidine man", der im althochdeutschen Ludwigslied Lobpreisung findet, aber nicht entscheidend ist. Trotz des bitteren Weines, den Ludwig nach dem Liede seinen Feinden einschenkt, gehen die Normannen aus dem Westreiche nicht mehr weg. Sie setzen sich bei Elsloo an der mittleren Maas fest und suchen den Kern des karolingischen Reiches, Aachen, Köln, Xanten und Lüttich, mit ihren Plünderungen heim. Im Jahre 882 fällt auch das geschütztere Trier in ihre Hand. Mit Heeresmacht naht nun der Herrscher des gesamten Ostreiches, Karl der Dicke. Ludwig der Jüngere ist 882 gestorben. Der letzte der Söhne Ludwigs des Deutschen hat eben die Kaiserkrone in Rom erlangt und kommt aus Italien. Aber statt nun den Feind in seinem festen Elsloo bis zur völligen Vernichtung, mit der allein dem ostfränkischen Reiche gedient wäre, zu bekämpfen, läßt er sich durch seinen Kanzler Liutward von Vercelli — einen Geistlichen — dazu bewegen, mit den Räubern einen Vertrag ab-

zuschließen, wonach sie künftig das Ostreich mit ihren Angriffen verschonen. Dafür aber erhält der eine der Normannenhäuptlinge eine Tributzahlung bewilligt, der andere gegen Übertritt zum Christentum einen Teil Frieslands zum Lehen. Die Normannen tauchen nun um so fürchterlicher im Westreich auf. 885 erscheinen sie über 30000 Mann stark vor Paris, das sich unter der Führung des tapferen Grafen Odo, eines Deutschen seiner Herkunft nach, mutig gegen die drohende Vernichtung verteidigt. Die Normannen haben in den eroberten Städten nie viel Federlesens gemacht. Im fünfzehnten Monat der Belagerung naht der Entsatz. Die westfränkischen Großen haben, da ihr König Ludwig III. bald nach Saucourt gestorben ist, Karl den Dicken zum König gewählt, der nun, ein unfähiger Erbe, nochmals das Reich des großen Karl unter seiner Herrschaft vereinigt. Statt mit seinem gewaltigen Heere die entscheidende Schlacht zu schlagen, schließt der Kaiser neuerdings, wie im Jahre 882, einen Vertrag mit den Feinden, in dem er den Frieden mit 7000 Pfund Silber erkauft. Als Pfand liefert er ihnen Burgund als Winterquartier aus, wo die Normannen alsbald auf ihre Art hausen. Aber nach diesem Schmachfrieden erfüllt sich bald das Schicksal des dicken Karl. Die Krankheit seiner Brüder ereilt auch ihn und lähmt jede Tätigkeit. Sein Kanzler Liutward fällt auf dem Reichstag zu Waiblingen dem Zorne der Großen zum Opfer unter Beschuldigungen, die an die Mannesehre des Kaisers rühren (887). Arnulfs des Kärntners Stunde ist gekommen, die deutschen Stämme sagen sich von Karl los. Auf einem Reichstag in Tribur wird er abgesetzt. Da auch der westfränkische Adel nichts mehr von ihm wissen will, zieht sich der Gestürzte nach Neudingen auf der Baar zurück, wo er sehr bald, Jänner 888, stirbt. Arnulf wird in Frankfurt zum König erhoben. Aber nur im Ostreiche. Mit der Krone Karls stürzt auch die Einheit des Frankenreiches, um nicht wieder aufzuleben. Die beiden Reiche gehen fortan ihre eigenen Wege.

Die Aufgabe des neuen Königs heißt Grenzschutz. Was er außerhalb davon in seiner Regierungszeit, die von 887—899 dauert, getan, ist in höherem Sinne verloren gewesen. Er muß auch, unehelicher Sohn, ungesalbt und ungekrönt, hart um seine Anerkennung ringen. Ein unehelicher Sohn Karls macht eine Zeit in Schwaben Schwierigkeiten. Die Geistlichkeit ist Arnulf aufsässig, die Sachsen machen böse Mienen. Doch gelingt es ihm, sich zu behaupten, ja sogar zum Teil den Machtbereich seines Vorgängers zu bewahren, indem Odo von Paris, der nunmehrige König von Westfranken, ihn anerkennt, ebenso wie die Könige von Hoch- und Niederburgund, wie Italien.

Dem Hausen der Normannen sieht der König nicht zu wie Karl. Er paktiert mit Räubern nicht. Als sie wieder im Ostreich einfallen, rückt er ihnen mit einem schwäbisch-fränkischen Heer entgegen und stellt sie bei Löwen an der Dyle (891). Die Normannen gehen hinter ihre starke Schanze zurück. Ar-

nulf läßt seine Reiter absitzen und stürmt an ihrer Spitze das Bollwerk der Feinde, mit denen die deutschen Scharen nun auch ihrerseits kein Federlesens machen. Was nicht dem Schwert fällt, stürzt in den Fluß. Das unüberwindliche Normannenheer ist vernichtet. Noch einmal läßt sich ein Jahr darauf ein Feindgeschwader rheinaufwärts bis nach Bonn blicken, aber die große Gefahr ist vorbei. Die Wikinger wissen jetzt, daß bei den Deutschen harte Todesstreiche zu holen sind, und bleiben diesem Gestade fern. Der Kärntner Arnulf ist so der Retter der deutschen Küstenlande geworden.

Auch gegen die Mährer führt er sein tapferes Schwert. Zwei Feldzüge bleiben ohne Erfolg (892 und 893). Jedoch ein Jahr darauf stirbt der alte Swatopluk, und seine Söhne können die Macht des Vaters nicht aufrechterhalten. Die Böhmen und Sorben fallen vom Reich ab, und die Mährer müssen die deutsche Oberherrschaft anerkennen. So scheint Arnulf gegen Ende seiner Regierung die Grenzverhältnisse im Osten endgültig in Ordnung bringen zu können, als auf einmal riesengroß eine neue Gefahr auftaucht. Die finnisch-ugrischen Magyaren verlassen ihre Wohnsitze zwischen Pruth und Sereth und fallen in acht Horden unter der Führung des Arpad im Jahre 895 oder 896 in der weiten Tiefebene des Theiß- und Donaulandes ein, diesem uralten Dorado berittener Banden. Ähnlich den Hunnen, wie diese furchtbar in dem Ungestüm ihres Reitersturmes, gefürchtet durch ihren Pfeilregen, sind sie gewohnt, durch die Schnelligkeit ihres Anpralls zu siegen. Unerschöpflich sind ihre Reitermassen, da sie ja, reine Nomaden, niemanden zur Bestellung von Äckern zurücklassen müssen. 200000 Mann soll ihr Plünderungsheer stark gewesen sein. Eine Zeit im Solde des ostfränkischen Reiches, sind sie bald dessen gefährlichste Gegner. Das Großmährische Reich haben sie vernichtet. Mit tiefer Sorge mag Arnulf vom festen Regensburg aus nach der neuen Gefahr geschaut haben, die von dem weiten Tiefland, das Bayern nach Osten hin aufriegelt, seinem Reiche drohte.

Zweimal geht bei all diesen Sorgen Arnulf nach Italien. Hier sieht es arg aus. Gegen die Sarazenengefahr hat sich der Herzog Wido von Spoleto dem Papste nützlich gemacht, da Karl der Dicke auch hier versagte. Der Beschützer wird aber bald lästig, und der Papst ruft den Markgrafen Berengar von Friaul zu Hilfe. Wido jedoch bleibt siegreich, macht sich zum König von Italien und zwingt den Papst, ihn 892 zum Kaiser zu krönen, kurz darauf auch seinen Sohn Lambert. Der Papst will den spoletanischen Zwingherren weghaben. Hinter Berengar, der rachedürstend Arnulf nach Italien ruft, ist gewiß wohlwollend die Kurie gestanden. Der ostfränkische König sendet erst seinen unehelichen Sohn Zwentibold nach Italien, 894 kommt er selbst. Er erobert Mailand und Pavia, aber sein Heer weigert sich, weiter nach dem Süden vorzustoßen. So muß er umkehren. Jedoch bald erscheint er wieder, nachdem er sich eben auf dem Reichstage

von Tribur (895) für die Nachfolge seines jungen Sohnes Ludwig die Hilfe der fränkischen Kirche verschafft hat. Nun will er sich die Kaiserkrone holen, um seinem Söhnchen leichter die fränkische zu verschaffen. Aber er muß den Papst erst aus der Hand seines spoletanischen Drängers heraushauen, ehe jener ihn (896) krönen kann. Auf dem Zuge nach Spoleto ereilt den Kaiser die Erbkrankheit seines Hauses, die auch den Vater einst auf italienischem Siegeszuge wehrlos gemacht. Mit soldatischer Schärfe die Lage erfassend, kehrt der vom Tode gezeichnete Mann nach Deutschland zurück. Als Stellvertreter läßt er Zwentibold in Italien, der sich aber gegen Lambert nicht behaupten kann, so daß das unglückselige Land fortan dem Kampf zwischen dem Spoletaner und dem von Friaul gehört. Arnulf aber wird, hilflos in Regensburg sitzend, vom Tod ereilt (899).

Unter seinem erst sechsjährigen Sohn Ludwig dem Kinde (900—911) beginnt das Reich sich aufzulösen. Der herrschsüchtige Erzbischof Hatto von Mainz führt für den Unmündigen die Regierung. Aber die Macht reicht nicht weit, obwohl es gelingt, Zwentibold abzuwehren, der die Krone an sich reißen möchte. Überall in den deutschen Ländern kommen jetzt heimische Geschlechter auf, die sich bald die herzogliche Gewalt errungen haben. Die deutschen Stammesherzogtümer entstehen. In dem mächtig erstarkten Sachsen sind es die Ludolfinger unter Otto dem Erlauchten, in Bayern ist es der mächtige Markgraf Liutpold, in Schwaben Graf Burchard, nach ihm Bertold und Erchanger, in Franken streiten die Familien der Konradiner und der Babenberger um die Macht. Inmitten dieses drängenden neuen Lebens, das sich brutal Bahn bricht, steht das schwache, fast schon versinkende Königtum des letzten Karolingers, der nie ein Mann werden soll. In Franken entspinnt sich ein harter Kampf zwischen den beiden feindlichen Häusern. Die unter Ludwig so mächtige Kirche greift im Bund mit der Regentschaft zugunsten der Konradiner ein, und das ganze Haus der besiegten Babenberger ist ausgetilgt worden (906).

Nun aber pocht auch die Magyarengefahr an das schlechtverschlossene Tor des Reiches. Die wieder schnell einherflutenden Reiter dringen im Jahre 900, gleichsam erkundend, bis zur Traun vor. Kurz darauf zerbrechen sie das Großmährische Reich, und im Jahre 906 reiten sie bis nach Sachsen. Ein Jahr darauf besiegen sie den bayrischen Heerbann, der sich zum Schutz der Ostmark bei Preßburg zum Kampfe gestellt hat. Markgraf Liutpold und die Blüte des bayrischen Adels fallen. Es ist eine der verhängnisvollsten Niederlagen unsrer Geschichte. Das bajuvarische Siedlungsland in Ungarn wird seitdem, soweit es nicht der Vernichtung verfällt, in das bittere Los des Auslandsdeutschtums gestoßen. Nun bleiben die Magyaren die Geißel des deutschen Landes. 908 erobern sie Passau und verwüsten Schwaben, ein Jahr vorher haben sie neuerdings Sachsen heimgesucht. Der junge König Ludwig,

der ihnen am Lech entgegentritt, erleidet eine Niederlage (910). Er muß den Abzug der Mordbrenner durch einen Tribut erkaufen. Schon ein Jahr später stirbt der König, erst 18 Jahre alt, in Forchheim, und das so lang schon sieche Haus der Karolinger ist mit ihm erloschen.

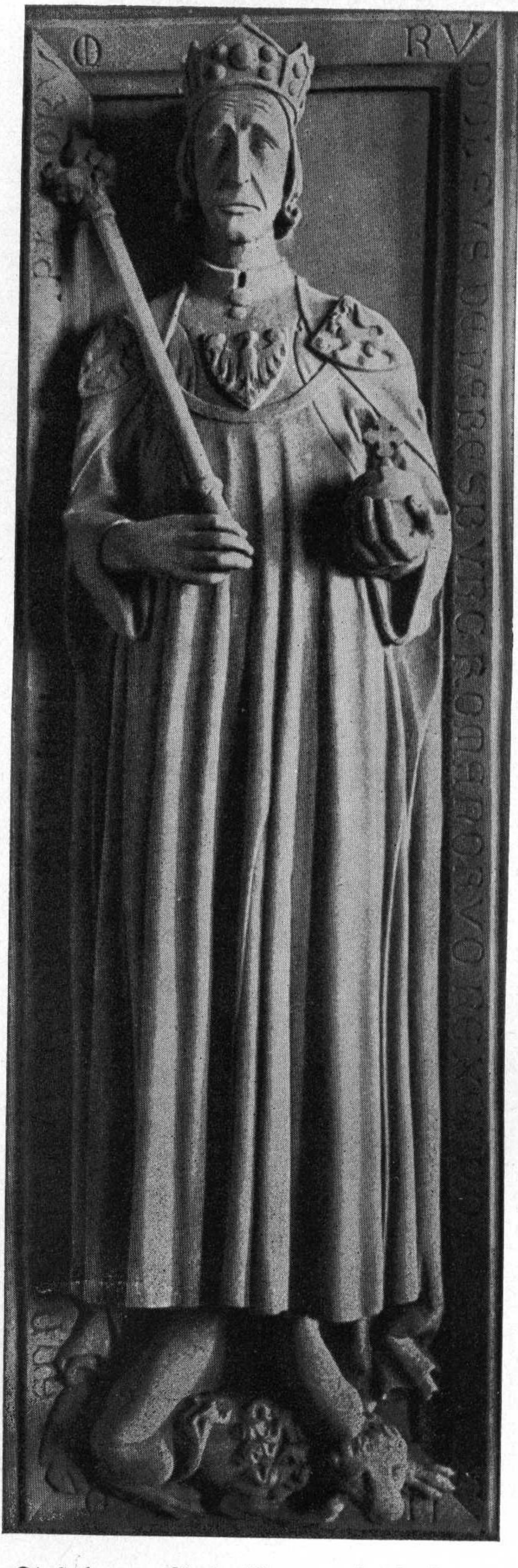
Die Großen des Reiches treten zu einer Königswahl zusammen. Schon die Ungarngefahr zwingt sie, ein neues Oberhaupt zu wählen. Der greise Otto der Erlauchte von Sachsen lehnt ab. Nun fällt die Wahl, die in Forchheim erfolgt, auf den Franken Konrad (911—918). Gestützt durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den Stammesherzögen hat er Aussicht, sich durchsetzen zu können. Bald aber versucht er unter dem Einfluß der Kirche, zur Stärkung der Zentralgewalt die groß gewordenen Herzogtümer zu zerschlagen, was ihn in endlose Kämpfe verwickelt. Er weigert sich, Heinrich von Sachsen, der 912 auf seinen Vater Otto den Erlauchten folgt, in seinen thüringischen Lehen anzuerkennen. Aber die Sachsen bleiben siegreich, als es zum Schlagen kommt. In Bayern behauptet sich Arnulf der Böse, der Sohn des gefallenen Liutpold. In Schwaben wieder bedrängen Bertold und Erchanger den Bischof Salomon von Konstanz, und Erchanger nimmt den Titel eines Herzogs an. Eine Reichssynode lädt die beiden vor, und der König läßt die törichterweise Erschienenen zum Tode verurteilen und hinrichten. Trotzdem aber kann er Schwaben nicht behaupten, da sich hier als neuer Herzog Burchard durchzusetzen vermag. So ist Sachsen gegen ihn, Bayern und Schwaben aufsässig, Lothringen aber an Frankreich verlorengegangen. Und die Ungarn plündern Jahr für Jahr das deutsche Land.

Das Beste, das dieser König getan hat, tut er im Sterben. Im Jahre 918 schwer erkrankt, sendet er die Zeichen der Herrschaft, Lanze, Königsmantel, Schwert und Krone, durch seinen Bruder Eberhard an Herzog Heinrich von Sachsen, der im Leben sein erbittertster Gegner gewesen ist. Durch diesen Entschluß vollzieht sich die entscheidende Wendung von dem hinsiechenden, erschöpften ostfränkischen Reich zum deutschen Reiche der Ludolfinger. Das karolingische Universalreich versinkt.



Tafel 12. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa)

Friedrich Barbarossa, der siegreiche Gegenspieler Heinrichs des Löwen, kämpfte für die Neuerhebung des Kaisertums und für eine durchgreifende Herrschaft des Reiches in Ober- und Mittelitalien. In beiden Zielen zum Kompromiß gezwungen, erreichte er doch eine unerschütterliche Sicherheit der Herrschaft und ein weltgebietendes Ansehen seiner Person.



Tafel 13. Rudolf von Habsburg

Der Hausmachtspolitik des Mittelalters eigentlicher Begründer und einer ihrer größten Meister. Rudolf von Habsburg, Stammvater, doch auch tüchtiger Herrscher, eröffnet die Geschicke einer zielstrebigen, fehdelustigen Geschlechterfolge ohne die Größe der Ziele und Kämpfe der vorausgegangenen Jahrhunderte.

III. Das Kaiserreich der Deutschen, seine Größe und sein Verfall

1. Die Reichsgründung unter den Sachsenherrschern

Die Ludolfinger und das neuerstandene Sachsen – Die Herzogspolitik des neuen Königs – Entstehen der sächsischen Burgen und des neuen Heerbanns – Slawenkämpfe – Austreibung der Magyaren – Otto der Große – Die großen Aufstände der Herzöge – Das ottonische System – Die Schlacht auf dem Lechfelde – Besiegung der Nordslawen – Kaiserkrönung und Italienpolitik – Neuer Römerzug – Theophano – Der letzte Reichstag des Löwen – Otto II. und Heinrich der Zänker – Züchtigung der Franzosen – Nach Unteritalien – Der Zusammenbruch von Cotrone – Großer Reichstag in Verona – Ottos Erkrankung und schneller Tod – Krönung des Söhnleins in Aachen – Die Regentschaft der Kaiserinnen – Der schwärmerische Kaiser – Wieder ein früher Tod – Heinrich II. – Die Polenkriege – Eingreifen in Italien – Der Kaiser im Banne der Cluniazenser und sein Gegensatz zur deutschen Kirche – Vorbereitung der Erwerbung von Burgund

Nach seiner Unterwerfung durch Karl den Großen hat das vergewaltigte Sachsenland eine Zeit wie betäubt am Boden gelegen. Dann beginnt es sich wieder kraftvoll zu regen, mit dem Reich und der neuen Lehre versöhnt. Im zehnten Jahrhundert aber tritt es aus seiner langen Ruhe auf einmal als Vorkämpfer heraus und übernimmt mit seiner unverbrauchten bodenständigen Kraft die Führung des durch inneren Zwist aufgelockerten, durch die Einfälle der Magyaren fast vernichteten Reiches. Der fränkische Stamm war erschöpft. Die Übersendung der Insignien an den Sachsen wirkt wie ein Symbol der neuen Zeit.

In Fritzlar wählen die fränkischen und sächsischen Großen den Sachsenherzog **Heinrich** (919—936) zum König*. Die andern Stämme bleiben fern, ein Gradmesser für den Verfall des Reiches. Das neue Herrschergeschlecht der **Ludolfinger** gehört dem Stamm der Engern an, ursprünglich um Dortmund und an der Lippe, später vor allem um den Harz herum bis zur Goldenen Aue reich begütert, bei weitem das mächtigste unter den Geschlechtern des Geburtsadels, über den Sachsen damals als einziges deutsches Land noch verfügt. Eine Tochter des Stammvaters Ludolf, Liutgardis, ist die ehrgeizige Gattin Ludwigs des Jüngeren, ihr Bruder Otto der Erlauchte erhält von Arnulf reichen Besitz und die Herzogswürde in Thüringen. Er hat 911 die Krone nur wegen seines hohen Alters abgelehnt.

Heinrich versucht nicht mehr, wie es Konrad I. tat, die Stammesherzogtümer zu zerschlagen und sie durch Reichsbeamte regieren zu lassen. Selber der mächtigste aller Stammesherzöge, kennt er Denkart, Ansprüche und Macht der Herzöge. Er will keinen neuen Kampf, bei dem er nur die Kirche als Bundesgenossen hätte, der aber das Reich mit der Vernichtung bedrohen

* Dieser erste Heinrich wird gelegentlich auch „Der Vogler" genannt, weil ihn der Überlieferung nach der Überbringer der Insignien am Vogelherd angetroffen hat.

kann. Er bescheidet sich. Er will nur die Anerkennung als König. Er begnügt sich mit dem Recht, die Bischöfe einzusetzen. Dem Bayern läßt er sogar die Macht über die Kirche. Überall aber stellt er das Königsgut wieder her. Auch dieses Wenige kann er nur erlangen, indem er in Schwaben, Bayern und Lothringen erst mit Heeresmacht auftritt. Kennzeichnend für seine staatsmännische Klugheit und Verhandlungsgabe aber ist, daß er es schließlich ohne Blutvergießen erreicht. Die Herzöge unterwerfen sich: 919 der Schwabe, 921 der Bayer, erst 925 der Lothringer. Ein erneuertes Reich, wenn auch locker gefügt, so doch der Anarchie der letzten 20 Jahre entrissen, allerdings noch im wesentlichen Sache der Sachsen, steht vor uns. Aber König und Volksstamm bieten die Gewähr neuen Aufstiegs. Schnell genug kommt eine Gelegenheit.

Die hurtigen magyarischen Räuber erscheinen in dem entlegenen Sachsen genau so wie in dem gleichfalls entlegenen Südfrankreich und Süditalien. Im Jahre 924 sind sie wieder im Norden, während andere Horden Italien plündern. Heinrich besteht den Sturm in seiner Burg Werla. Gegen die Freilassung eines gefangenen ungarischen Führers und das Versprechen des Tributes erlangt er einen neunjährigen Waffenstillstand. Er macht nun Erfüllungspolitik, aber eine andere, als Herr Joseph Wirth und seine Nachfolger im Deutschland der Weimarer Republik. Er zahlt, solang er die Ruhe braucht, das Losschlagen vorzubereiten. Unterdessen aber arbeitet er fieberhaft, um sein Volk für die Abschüttelung des Joches aufzurüsten.

Es gilt, das Land gegen künftige Einfälle zu schirmen. Heinrich gründet Burgen, um den Harz herum und gegen die Elbe und Saale hin: Verteidigungsplätze gegen die Magyaren, Ausfallsplätze für den Slawenkrieg, die alte Kriegsschule des sächsischen Adels. Der König befiehlt jeden neunten seiner ländlichen Dienstmannen in diese Burgen, die andern haben mit dem dritten Teil ihres geernteten Getreides die Burgen zu versorgen, damit sie beim Einfall der Ungarn eine Zufluchtsstätte der Bevölkerung von weit und breit sein können. So entstehen die Burgen und Umwallungen von Quedlinburg, Duderstadt, Nordhausen, von Pöhlde, Grona, Goslar, von Merseburg, überall an militärisch bedeutsamen Plätzen. Sie sind die Wiege von Städten, denn bald siedeln sich innerhalb oder in der Nähe der Ummauerung Marktung und Kirche, Gericht und Kloster, Handwerker und Kaufleute an.

Aber nicht Verteidigung allein! Wenn die Magyaren wiederkommen, sollen sie eine andere sächsische Reiterei zu verspüren bekommen als früher. Der König schult den Heerbann ein, ihnen das Wiederkehren gründlich zu verleiden. Durch Landgabe wird die Zahl der Reiter vermehrt. Diese werden nun in beweglicheren, aber geschlossenen Gliedern fechten, um den feindlichen Massen in wuchtigen Stößen begegnen zu können und nicht mehr ihren Manövern zu unterliegen.

Die Magyaren halten den Waffenstillstand getreulich ein. Aber die Wut der blitzschnell erscheinenden Räuber tobt sich dafür um so grimmiger an den Bayern und Schwaben aus. So tauchen sie (926) vor dem uralten Stift St. Gallen auf und plündern das Kloster. Kurz darauf schreibt der junge Klosterschüler Ekkehard, durch diesen Überfall an die Zeit der Hunnen erinnert, mit inbrünstiger Freude an Heldentaten das schöne lateinische Epos von dem starken Walther von Aquitanien, der, mit seiner Braut Hildegund aus dem Hunnenlande flüchtig, im Wasgenwalde mit Hagen und Gunther die blutigen Kämpfe zu bestehen hat, die Walther die Rechte, Hagen ein Auge und sechs Backenzähne, Gunther ein Bein kosten. Während der Mönch so von großen Taten schreibt, verrichtet sie der deutsche König bereits mit seinem neuen Heerbann, der eben im Slawenkrieg die Generalprobe besteht.

Die Nordslawen hausen östlich Elbe und Saale, zum Teil auch westlich dieser Flüsse. Sie siedeln in Runddörfern, Haus an Haus geschmiegt, oder in Straßendörfern. Der sächsische Adel kreuzt seit langem mit ihnen die Klingen, er holt sich aus ihrer Mitte seine Sklaven, das Wort heißt Slawe. Nun bricht der Sturm über sie los, zuerst über die Heweller an der Havel. Ihre Wasserfeste und Hauptstadt Brennabor wird von den über die vereiste Havel und die zugefrorenen Seen vordringenden Sachsen 928 erstürmt. Elbaufwärts geht es dann gegen die Daleminzier. Ein Krieg ohne Erbarmen! In Gana, der Hauptstadt der Daleminzier, springt alles, was nicht zum Sklaven tauglich, über die Klinge. Hoch über die Elbe erhebt sich nun die neue Burg Meißen. Von hier geht es 929 nach Böhmen weiter. Herzog Wenzeslav muß die deutsche Oberhoheit anerkennen. Der Bischof von Regensburg hat in diesem Land schon vorher seinen früheren Einfluß zurückgewonnen, denn bereits der alte Swatopluk hatte die slawischen Mönche wieder ausgetrieben.

So sieht der Sachsenkönig in Prag nach dem Rechten. Inzwischen haben die sächsischen Grafen die Redarier und Abotriten in Mecklenburg unterworfen. Das Jahr 929 bringt die Entscheidung. Die Slawen erheben sich und metzeln in der Burg Walsleben in der Altmark alle Bewohner nieder. Die Grafen Bernhard und Thietmar aber, deren Heerbann angefallen wird, vernichten in der Schlacht bei Lenzen das Slawenheer. Widukind von Korvey spricht von 200000 gefallenen Slawen.

932 führt der König sein Heer gegen die Lusitzer in der Lausitz. Er nimmt ihre große Stadt Lebusa, die zerstört wird. Als ein Jahr darauf der Waffenstillstand mit den Ungarn abläuft, sind die Sachsen bereit. Von Heinrich aufgerufen, stimmt das Volk für den Kampf. Unter seinem Jubel lehnt der König weitere Tribute ab. Die Magyaren kommen, Rache zu nehmen und das Verweigerte selbst zu holen. Aber den einen Teil ihres Heeres werfen die Thüringer, der andre nimmt Reißaus, als er den sächsischen Heerbann bei Riade (Rietheburg, an der Mündung der Helme in die Unstrut?), er-

blickt. Der Ungarnschrecken ist für den Norden gebrochen (933). Fünf Jahre später erscheinen sie noch einmal, aber es wird eine neue zweifache Niederlage. Dann haben sich in Norddeutschland nie wieder Magyarenschwärme gezeigt. Heinrich aber steht auf der Höhe seines Lebens. Ein Feldzug des Jahres 934 zwingt die Dänen unter König Knuba, den Lehenseid zu leisten. Zwischen Eider und Schlei sichert der Ludolfinger die Nordgrenze durch Wiederherstellung der karolingischen Markgrafschaft.

Die Ernte des Heldenlebens ist eingebracht. Der Chronist berichtet, der König habe nun erwogen, über die Alpen zu gehen, wo die Herrschaft über Italien und die Kaiserkrone winken. Es ist aber zu dem Zuge nicht gekommen. Ein Stärkerer, der Tod, meldet sich an. Auf der Pfalz Bodfeld am Harz ereilt den König ein Schlaganfall, den er noch übersteht. Aber er besorgt sein Haus. In Erfurt versammelt er die Fürsten, die Nachfolge zu regeln. Sein Sohn Otto aus seiner zweiten Ehe mit Mathilde, aus dem Geschlechte Widukinds, wird ihm folgen. Dann stirbt der König auf seiner Pfalz Memleben an der Unstrut (936).

Heinrich ist einer der Männer, die ungleich mehr sind, als sie scheinen, eine echte Gründergestalt. Durch die Besiegung der Slawen hat er das stolze Werk der deutschen Nordostkolonisation des Mittelalters begonnen, durch die Abwehr der Magyaren die völlige Überwindung dieser Plünderer in die Wege geleitet. Auf den Grundlagen, die er, bodenständig und behutsam nur das Mögliche erstrebend, dies aber mit Kraft, auch Brutalität und Härte durchsetzend, gefügt hat, konnte sein Sohn einen gewaltigen Machtbau aufrichten. Heinrich I. ist so in Wahrheit der Begründer des deutschen Reiches.

Mit dem 24jährigen Otto I. (936—973, s. Bildtafel 7) kommt ein neuer Geist in das deutsche Königtum. Die Generation Heinrichs war einfach, ja spartanisch. Sie mußte sich alles erst schwer erringen. Das neue Königtum beginnt mit prunkvoller Krönung. Die Erzbischöfe streiten sich darum, Otto krönen zu dürfen. In der Karolingerpfalz Aachen findet die Krönung statt, und die Herzöge brauchen nicht mit Heeresmacht zur Anerkennung gesucht zu werden, sie sind zur Stelle, „die Pflichten des Amtes zu üben". Der Bayer ist Marschall, der Lothringer Kämmerer, der Franke Truchseß, der Schwabe Mundschenk. Man merkt bei dieser prunkvollen Krönung erst recht, was der alte Heinrich in den 17 Jahren seiner Regierung geleistet hat. Das neue Königtum scheint von Anbeginn an sicher zu ruhen. Und doch muß Otto mehr als mancher andere deutsche König um seine Krone kämpfen. Es ist schließlich seine eigenste Tüchtigkeit, daß er sich ein festes Reich zimmert, das bei seinem Tode noch stärker als das des Vaters verwurzelt ist.

Otto verlangt mehr von den Herzögen als Heinrich. Die Zeit des Bescheidens ist vorbei. Dieses Königtum wird sich nicht in die engen Grenzen

zwingen lassen, deren freiwillige Umschreibung das staatsmännische Meisterwerk des alten Königs gewesen! Aber es werden sich gerade deshalb in den mächtigen Stammesherzogtümern Widerstände erheben, wie sie der Vater nicht kannte. Jedoch den jungen Herrscher erfüllt ein starkes, aus religiösen Empfindungen genährtes Bewußtsein für seine Stellung. Er will die Rechte der Krone vermehren. Dadurch geht das gute Verhältnis zu den Franken in Brüche. Herzog Eberhard zerstört einem sächsischen Edelmann, mit dem er eine Fehde hat, die Burg. Der König aber ahndet die Tat als Friedensbruch, verurteilt den Herzog zu einer empfindlichen Buße, seine Helfer zu demütigenden Strafen. Die Franken sind über dieses harte und schonungslose Anziehen der Zügel wenig erbaut, der Herzog sinnt im stillen auf Vergeltung. Ein geschickteres Vorgehen Ottos hätte manche Schwierigkeiten vermeiden können, aber dem König kommt es darauf nicht an, wenn er die Aufgabe vor sich sieht, ein gerechter und starker Herr zu sein.

Auch die Ausnahmestellung Bayerns kann er nicht dulden. Als dort Arnulf stirbt, lädt er die Söhne zu sich, um ihnen die Belehnung, aber mit verminderten Rechten, zu erteilen. Doch schon gibt es Widerstand. Eberhard von Bayern weigert die Huldigung. Otto treibt ihn mit starker Heeresmacht aus seinem Lande und erteilt dem jüngeren Bruder des verstorbenen Herzogs die Belehnung, jedoch ohne das Recht, Bischöfe und Äbte in seinem Lande zu investieren. Zur Wahrnahme des Königsgutes und der königlichen Einnahmen wird ein Pfalzgraf eingesetzt: Berthold, der jüngere Bruder des Ausgetriebenen. Mit der Sonderstellung Bayerns ist es vorbei.

Diese rasche Justiz und das Hinausgehen über das zu Heinrichs Zeit gültige Recht muß die Herzöge stark aufhorchen gemacht haben. Die Gärung schlägt bald in offene Rebellion um. Otto hat seinen Halbbruder Thankmar, Sohn der ersten, kirchlich nicht eingesegneten Ehe Heinrichs mit Hatheburg, einer Gräfin von Merseburg, um sein mütterliches Erbgut gebracht. Thankmar trägt ohnedies schwer an dem Los der Mutter, die von Heinrich verstoßen worden war. Nun ist er auch bei der Besetzung der Marken gegen die Slawen übergangen worden, denn der König hat im Norden Hermann Billung, im Süden Gero eingesetzt. Der tief Gekränkte erhebt sich 938, und Herzog Eberhard von Franken schließt sich ihm an. Nach kurzer Plünderung Westfalens zurückgeworfen und auf die Eresburg verfolgt, wird er in der Kirche vor dem Altar getötet. Aber Thankmar hatte Ottos jüngeren Bruder Heinrich in die Hand bekommen und an Eberhard ausgeliefert. Dieser erweckt in dem jungen Prinzen den schlummernden Ehrgeiz nach der Krone und kann hoffen, den unangenehmen Otto loszuwerden, indem er zum zweitenmal wie vor 20 Jahren als Königsmacher auftritt. Heinrichs Mutter Mathilde möchte ihn, der im Wesen dem Vater gleicht, lieber auf dem Thron sehen. Der Jüngere ist für sie der Purpur-

geborene, Otto nur der Herzogssohn, denn der Vater war noch Herzog, als er zur Welt kam. Eberhard unterwirft sich zunächst zum Scheine, Heinrich aber schlägt schon im nächsten Jahre los. Giselbrecht von Lothringen, der Gemahl von Ottos Schwester Gerberga, schließt sich ihm an. Ein Sieg Ottos bei Birten, gegenüber der Lippemündung, schafft dem König gegen den Lothringer nur augenblickliche Entlastung. Bald steht dieser wieder im Felde, während Heinrich im Sachsenland Verwicklungen hervorruft. Der König von Frankreich schließt sich den Feinden des Königs an. Eberhard von Franken fällt nun offen ab. Eine gewaltige Gefahr ist so über dem Haupt des Königs zusammengeballt. Nahezu die ganze Familie gegen ihn, seine Kräfte teils zur Hut der Ostgrenze gebunden, teils zersplittert, zur Hilfe nur der Herzog von Schwaben verfügbar. Aber unverzagt steht Otto den Kampf durch. Sein Königtum ist nicht leere Anmaßung, es hält den schwersten Stoß aus. Ein Glücksfall kommt ihm zu Hilfe. Während er in keineswegs günstiger Lage Breisach belagert, überrascht der Schwabenherzog die Franken und die Lothringer bei Andernach. Herzog Eberhard wird erschlagen, Giselbert ertrinkt im Rhein (939). Das Volk erblickt in diesem Ausgang ein Gottesgericht. Heinrich unterwirft sich dem Bruder. Dieser verzeiht ihm und setzt ihn in dem eben noch aufständischen Lothringen ein, Beweis mehr der Versöhnlichkeit als der Menschenkenntnis des Königs. Denn in Lothringen wird Heinrich auch unter den Einfluß seiner Schwester Gerberga kommen, die als Witwe Giselberts dem Könige grollt. Der Bruder muß bald abberufen werden. Gerberga aber vermählt sich mit dem König Ludwig IV. von Frankreich, der seine Hand auf Lothringen legen will. Otto gelingt es, Hedwig, seine zweite Schwester, Hugo dem Großen, dem alten Widerpart des französischen Königs in seinem eigenen Lande und für den deutschen König ein wertvolles Gegengewicht, zu vermählen, worauf durch Vermittlung der ludolfingischen Frauen 942 zu Vouziers an der Aisne der Frieden zustande kommt, in welchem Frankreich auf Lothringen verzichtet.

Inzwischen ist eine neue Erhebung des Bruders, verbunden mit einer Mordverschwörung, gescheitert. Zu Ingelheim in Haft, muß Heinrich das Schlimmste befürchten, wenn es ihm nicht gelingt, Vergebung zu erhalten. Er entweicht aus dem Gefängnis und wirft sich beim Weihnachtsfest des Jahres 941 seinem Bruder zu Füßen. Der König bewährt seinen großartigen Charakter. Er verzeiht nochmals und stellt so den Frieden mit seinen Verwandten wieder her. Heinrich bleibt fortan treu, auch in den schwierigsten Lagen, und gewinnt starken Einfluß.

Otto kann nun über die Herzogtümer der Verschwörer verfügen. Franken behält er selbst, womit die beiden Herzogtümer Sachsen und Franken, auf deren Bund das Königtum Heinrichs beruhte, wieder geeinigt sind. Lothringen gibt der König an den Wormser Grafen Konrad, dem er seine Tochter

Liutgard vermählt (947). Heinrich aber erhält im gleichen Jahre das durch den Tod Bertholds erledigte Bayern. Durch seine Ehe mit Judith, der Tochter des alten Herzogs Arnulf, faßt er im Lande festen Fuß. Seinem Sohn Liudolf aber verleiht Otto 950 das durch den Tod Hermanns freigewordene Schwaben. Er wird als Thronfolger des Reiches anerkannt. So sind überall Verwandte des Königs die Inhaber der Herzogsgewalt. An der Seite haben sie königliche Pfalzgrafen. Otto kann sein Königtum als befestigt ansehen, die Stammesherzogtümer scheinen gebändigt.

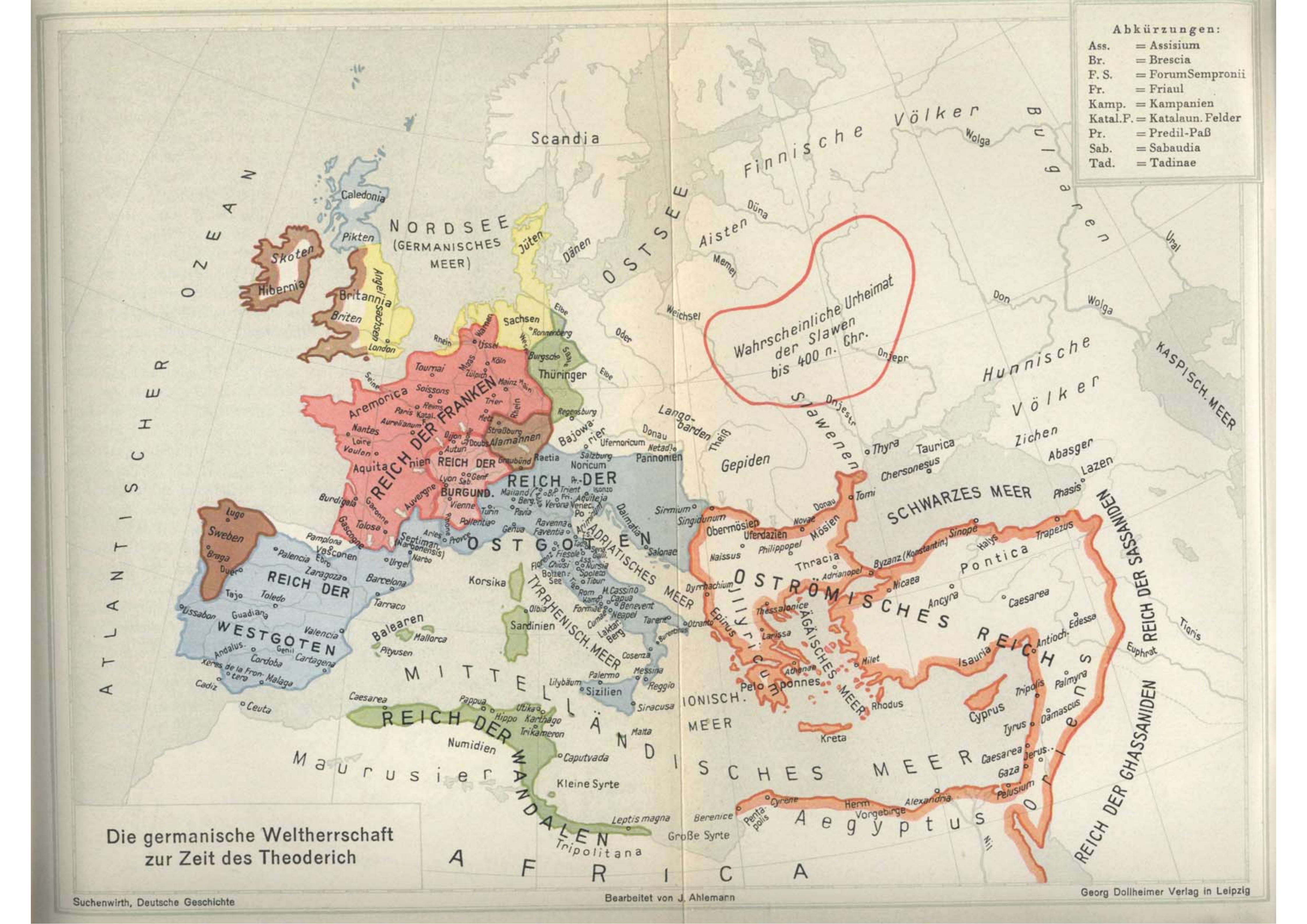
Inzwischen ist an der Ostgrenze hart gekämpft worden. Zu Beginn seiner Herrschaft mußte Otto den Aufstand der Redarier niederwerfen. Nun steht das ganze Slawenland in Aufruhr, da Markgraf Gero bei einem Gelage 30 Wendenführer niedermetzeln ließ, vermeinend, so der Empörung zuvorkommen zu können. Es war erst recht das Zeichen zur Erhebung. Erst durch Verrat eines Slawen gelingt es, das mit dem Mut der Verzweiflung verteidigte Brandenburg zu nehmen. Nun wird in dem unterworfenen Land christianisiert. Es entstehen — wohl alle im Jahre 948 — die Bistümer Havelberg, Brandenburg und Oldenburg, im dänischen Bereiche nach Abwehr der Einfälle des Königs Harald Blatand die drei Bistümer Schleswig, Aarhus und Ripen. Der Böhmenherzog Boleslav muß 950 die deutsche Oberhoheit wieder anerkennen, die er vor 15 Jahren nach der Ermordung seines Bruders Wenzel abgeschüttelt hatte.

Aber alles Errungene wird durch eine neue Erhebung im Innern des Reiches in Frage gestellt. Sie wird durch die italienische Politik Ottos ausgelöst. Das deutsche Königtum ist über seinen alten sächsisch-fränkischen Bereich hinaus unvermerkt in die Rolle eines europäischen Schiedsrichters hineingewachsen. In Frankreich schreitet Otto auf die Bitten der Gerberga für seinen Schwager Ludwig gegen den übermütigen Hugo und die Normannen ein. Mit 30000 Mann dringt der König bis Paris und Rouen vor. Als der Winter einbricht, kehrt er um. Hugo aber bringt er durch zwei Synoden (Ingelheim und Trier), deren letzte auch den Kirchenbann verhängt, und durch zwei Vorstöße des tüchtigen Konrad von Lothringen zur Ruhe. So ist der französische König durch deutsche Hilfe gerettet (950). Otto aber blickt nun nach Italien, das er bereits von allen Seiten umklammert, seit er 943 die Huldigung Konrads, des Erben von Hochburgund, empfangen hat.

Aus den ewigen Fehden Italiens hat sich Berengar von Ivrea zum Schwabenherzog geflüchtet und von diesem, wie vom König, Schutz erhalten. Mit deutscher Hilfe kann er zurück, besiegt den König Hugo von Italien und der Provence und setzt sich nach der Thronentsagung Hugos als Mitregent neben dessen Sohn Lothar durch. Als dieser 950, verdächtig rasch, stirbt, ist Berengar der einzige Herr des Landes. Er bemächtigt sich der schönen jungen Witwe Lothars, Adelheids, der Schwester

Konrads von Hochburgund, und hält sie auf Garda in Haft, um sie zu zwingen, seinem Sohn Adalbert die Hand zu reichen. Als die Kunde davon nach Deutschland gedrungen ist, bedarf es keiner Aufforderung der inzwischen aus ihrer Haft nach der Burg Canossa entkommenen Königswitwe; denn Otto ist entschlossen, nach dem Süden zu ziehen, sich die Gattin zu holen. Er hat 946 seine erste Gemahlin, die Engländerin Edith, verloren. Er weiß auch, daß er in Italien eingreifen muß. Seine Südherzöge sind schon drauf und dran, ihre Macht in dem so verhängnisvoll lockenden Lande festzusetzen. Der Bayer und sein Neffe, der Schwabe, die nicht gut zueinander stehen, kämen in Krieg, wenn Italien Herzogssache bliebe. Schon hat Heinrich in Aquileja festen Fuß gefaßt, Liudolf ist kurz vor dem Vater über die Alpen gegangen. Da greift der König ein. Italien wird Reichssache. Der Kampf ist ein militärischer Spaziergang ohne Feldschlacht. Rasch in Pavia, setzt sich Otto, seinem Vorbild Karl getreu, als „König der Franken und Langobarden" die Krone aufs Haupt. Bald kann der König auch fröhliche Hochzeit mit Adelheid halten. Berengar aber ist auf eine feste Burg geflüchtet. Da fallen die ersten Schatten. Erzbischof Siegfried von Mainz bringt aus Rom keinen günstigen Bescheid wegen der von Otto erbetenen Kaiserkrönung mit. Der König empfängt den Prälaten, dem er nicht recht zutraut, sein Bestes auf der Botschaftsreise getan zu haben, nicht gnädig. Auf einmal reist dieser nach Deutschland ab, mit ihm Liudolf, des Königs Sohn. Der Schwabenherzog fürchtet nämlich, als Thronfolger zugunsten eines Nachkommen aus der neuen Ehe Ottos geopfert zu werden, und sieht sich außerdem gegen den Herzog von Bayern, den er für einen Intriganten hält, im Einflusse bei dem Vater unterlegen.

Da der Thronerbe und Herzog sichtlich grollend den Heereszug verlassen hat, kann auch Otto nicht bleiben. Er überläßt den weiteren Kampf gegen Berengar seinem Schwiegersohn Konrad. Da erscheint bedenklich bald, wie den König dünkt, Konrad mit Berengar vor dem Königspaar in Magdeburg und bittet um Bestätigung eines abgeschlossenen Vertrages, wonach Berengar Italien zurückerhält, allerdings unter deutscher Oberherrschaft. Erst nach drei Tagen läßt der empörte Herrscher den Italiener zu sich. Er nimmt dann in Augsburg Berengars und seines Sohnes Huldigungseid entgegen, trennt aber von Italien die Marken Friaul, Verona und Istrien und gibt sie an Heinrich von Bayern. Hauptgewinner bei Ottos Italienzug ist also Heinrich, während Liudolf tief entrüstet ist und Konrad, der sein Bestes getan zu haben überzeugt ist, durch die für ihn demütigende Aufnahme Berengars gekränkt wird. Als nun vollends dem König durch Adelheid ein Sohn geboren wird, wächst das Mißtrauen Liudolfs gegen die Absichten seines von der Frau und Heinrich von Bayern beeinflußten Vaters hoch empor. Gegen Heinrich, damit aber auch gegen den König, bildet sich


Abkürzungen:
Ass. = Assisium
Br. = Brescia
F. S. = ForumSempronii
Fr. = Friaul
Kamp. = Kampanien
Katal.F. = Katalaun. Felder
Pr. = Predil-Paß
Sab. = Sabaudia
Tad. = Tadinae
ATLANTISCHER OZEAN
NORDSEE (GERMANISCHES MEER)
OSTSEE
SCHWARZES MEER
KASPISCH. MEER
ADRIATISCHES MEER
TYRRHENISCH. MEER
IONISCH. MEER
ÄGÄISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
REICH DER FRANKEN
REICH DER BURGUND.
REICH DER OSTGOTEN
REICH DER WESTGOTEN
REICH DER WANDALEN
OSTRÖMISCHES REICH
REICH DER SASSANIDEN
REICH DER GHASSANIDEN
Wahrscheinliche Urheimat der Slawen bis 400 n. Chr.
Finnische Völker
Bulgaren
Hunnische Völker
Slawen
Scandia
Aisten
Gepiden
Lango-barden
Thüringer
Sachsen
Jüten
Dänen
Alamannen
Angelsachsen
Britannia
Briten
Pikten
Caledonia
Skoten
Hibernia
Sweben
AFRICA
Maurusier
Numidien
Aegyptus
Oriens
Pontica
Thracia
Jllyricum
Die germanische Weltherrschaft zur Zeit des Theoderich
Suchenwirth, Deutsche Geschichte
Bearbeitet von J. Ahlemann
Georg Dollheimer Verlag in Leipzig



Suchenwirth, Deutsche Geschichte
Bearbeitet von J. Ahlemann
Georg Dollheimer Verlag in Leipzig

eine Verschwörung, die Liudolfs Erbfolge sichern soll. Ein Anschlag auf den als Intriganten verhaßten Oheim mißlingt. Aber der König wird 953 bei einem Aufenthalt in Mainz von Konrad und Liudolf umstellt, zu denen als „Vermittler" der Erzbischof von Mainz tritt. Er muß die Erbfolge des Sohnes bestätigen und ihm auf Kosten Heinrichs eine größere Machtfülle einräumen. Kaum nach Sachsen zurückgekehrt, widerruft indes der Vater die Zugeständnisse und verlangt von den Herzögen die Unterwerfung. Auf ihre Weigerung werden sie abgesetzt, der Mainzer seines Kanzleramtes enthoben. Der Bürgerkrieg ist da. Ein Teil des sächsischen Adels und der bayrische Adel erheben sich gegen den König. In dem bayrischen Pfalzgrafen Arnulf rebelliert das abgesetzte Herrscherhaus gegen den Ludolfinger Heinrich. Es erobert Regensburg. Diese Stadt und Mainz werden die Bollwerke der Erhebung. Mitten in diesem inneren Kampfe erscheinen 954 die Magyaren. Jede Partei beschuldigt nun die andere, sie gerufen zu haben. Aber Konrad bewirtet die Ungarn in Worms und gibt ihnen Führer für die Wege bis Utrecht. Der König hingegen führt seine Truppen gegen die Feinde. Er zeigt, daß ihm das Interesse des Reiches über die innere Fehde geht. Mit den Aufrührern, bei denen sich Reue einstellt, geht es fortan bergab. Konrad der Rote und der Erzbischof unterwerfen sich. Sie finden bei dem stets zur Verzeihung bereiten Otto wahrhaft königliche Gnade. Nach schweren Kämpfen um Regensburg unterwirft sich auch Liudolf. Der Pfalzgraf fällt, aber Regensburg ergibt sich erst 955. Auf dem Reichstage von Augsburg werden Konrad und Liudolf wieder in Gnaden aufgenommen und bekommen ihre Eigengüter, aber nicht mehr ihre Herzogtümer zurück. In Lothringen waltet von da ab Bruno, der Bruder des Königs, den er schon 953 zum Erzbischof von Köln erhoben. Schwaben aber verleiht er an Burchard, der die schöne Hadwig, Heinrichs von Bayern Tochter, heiratet.

Kaum ist die letzte Fackel des Bürgerkrieges ausgetreten, als sich die Magyaren melden, um die Ernte der deutschen Zwietracht für sich zu holen. Vor vier Jahren ist Herzog Heinrich bis über die Theiß in ihr Land gedrungen, jetzt haben sie in raschem Stoß Bayern überflutet und prallen, angeblich 100000 Mann stark, ins Schwabenland vor, dann Augsburg belagernd, das der tapfere Bischof Ulrich, ein Graf von Dillingen, verteidigt. Im letzten Augenblick naht Otto mit acht Heerhaufen zu je 1000 Mann, darunter 1000 Böhmen Boleslavs. Alle andern Kräfte stehen im Slawenkrieg, der seit dem Vorjahr wieder entbrannt ist. Die schweren deutschen Reiter siegen auf dem Lechfeld über die leichten Geschwader der Ungarn. In den Lech getrieben, geht das feindliche Heer nahezu völlig zugrunde (10. August 955). Nur klägliche Reste erreichen die Heimat. Die Deutschen aber beseelt das Bewußtsein entscheidenden Sieges. Jedoch einer der Besten liegt auf der Walstatt. Konrad, dessen Heldenmut in einem gefährlichen

Augenblick die Lage wiederhergestellt hat, ist durch einen magyarischen Pfeilschuß niedergestreckt worden.

Die Ungarngefahr ist endgültig gebannt. Die Deutschen gehen gegen die gefährlichen Dränger zum Angriff über. Es beginnen die tapferen Vorstöße der Bayern, die, zunächst bis zur Traisen, die alte karolingische Ostmark zurückerobern. Das neugewonnene Land wird vom Bistum Passau unter Pilgrim, dann von einem Markgrafen Burchard betreut. Es bleibt aber ein nie mehr aufgeholtes Versäumnis, daß nicht sogleich im Anschluß an den Sieg auf dem Lechfelde die alte Ausdehnung der karolingischen Ostmark in die ungarische Tiefebene hinein erreicht wird.

Im Nordosten wurde unterdessen um einen gewaltigen Siegespreis gestritten. Ukrer, Liutizen und Abotriten, aber auch unzufriedene sächsische Adelige, unter ihnen Wichman, der Bruder Hermann Billungs, stehen gegen den König. Dieser jedoch bricht sogleich von der Ungarnschlacht nach dem Norden auf und erzwingt im Oktober des gleichen Jahres trotz der Ungunst des Geländes an der Raxa (Recknitz) die siegreiche Entscheidungsschlacht. Stoinef, der Führer der Wenden, fällt. Vor seinem auf einer Stange befestigten Haupte werden in unbarmherzigem Gericht 700 Gefangene enthauptet. Der Trotz der Gegner ist gebrochen. Markgraf Gero kann jetzt alles Land bis zur Oder in Besitz nehmen, weite Gebiete deutscher Besiedlung öffnend. Aber die Erfolge reifen noch weiter aus. Der Polenherzog leistet für sein Land bis zur Warthe Tribut. Wir fühlen, wie Unendliches wir in unserer Geschichte versäumt haben, wenn wir bedenken, welches Siedlungsland bei planmäßiger Fortsetzung des Kampfes hätte erschlossen werden können, nachdem bereits in dieser Frühzeit soviel erstritten wurde. Eigentlich ist später nur noch Ostpreußen dazugewonnen worden. Die Züge nach Rom, bei denen unsere besten Kaiser die besten Jahre ihres Lebens vertan, erscheinen uns so als ein tragisches Schicksal, durch das unsere Zukunft fast verscherzt wurde.

Gewiß zieht Otto nicht leichtfertig nach Italien, um sich die Kaiserkrone zu holen. Er hat nach der Fürstenverschwörung eine Neuordnung geschaffen, die als Abschluß und Sicherung nach der Erwerbung der Kaiserkrone drängt. Die Verwandtenpolitik hatte sich nicht bewährt. Auch erwiesen sich die Herzogtümer als heikle Bestandteile des Reiches. Der König beginnt ein neues Herrschaftssystem, als er neue Männer einsetzen muß. Der Tod hat unter den Reichsfürsten in den Jahren zwischen 955 und 960 reiche Ernte gehalten. Konrad ist gefallen, seine Gemahlin Liutgard schon vorher gestorben, Liudolf nach Erfüllung eines ehrenvollen Auftrags in Italien 957 plötzlich hinweggerafft. Der Erzbischof von Mainz ist tot, auch Trier und Köln sind freigeworden. Der König beläßt die Herzogtümer, ja er vermehrt ihre Zahl, indem er Sachsen an Hermann Billung gibt. Aber er stärkt die Immunität der geistlichen Fürsten, verleiht ihnen Zoll-, Münz-

und Marktrechte und stattet sie reichlich mit Land aus. Er hat an ihnen leistungsfähige Diener. Sie bleiben zuverlässig, da er sie ja einsetzt. Als Geistliche haben sie keine Möglichkeit, eine Dynastie zu bilden, können ihm also nicht entgleiten wie der höhere Adel auf Grund des Feudalwesens. Sie müssen immer zu dem Könige, ihrem Schützer gegen die Übergriffe der mächtigen Laien, halten. Otto setzt auf die Bischofsstühle erprobte Leute, womöglich Verwandte, denn trotz aller üblen Erfahrungen vertraut der König. Da ist der treffliche Bruno von Köln, sein Bruder, den er zum Herzog von Lothringen gemacht hat, dem er später die Oberaufsicht über die beiden Herzogtümer überträgt, die er aus Lothringen 959 bildet. In Mainz setzt er seinen natürlichen Sohn Wilhelm ein, einen tüchtigen Kirchenfürsten, aber hartnäckig auf das Gedeihen seines Stiftes bedacht und darum den väterlichen Plänen auf ein Erzbistum Magdeburg lange entgegen.

So auf die Reichskirche gestützt, die ihm bereitwillig Steuern zahlt, die für die Verbreitung von Gesittung und Bildung, für eine bessere Bestellung des Bodens, im Nordosten auch für die Kolonisation segensvoll am Werke ist, geht der König 961 über die Alpen, sich die Kaiserkrone zu holen. Er bedarf ihrer, denn durch die Krönung hat er Rom und den Papst in seiner Hand. Dann ist der Machtkreis geschlossen, dann braucht er keine Herzogsfronde mehr zu fürchten. Allerdings sollte sich eines Tages aus der Kirche eine Expansivkraft entwickeln, die das so felsenfest erscheinende Ottonische System zersprengte. Schon ist der Mann am Werke, jene Reform der Kirche in die Wege zu leiten, von der aus die großen Ansprüche sich eines Tages erhoben. Otto hat ihn, den Abt Majolus von Cluny, durch die Vermittlung Adelheids selber kennengelernt. Aber das liegt noch in weiter Ferne.

Diesmal ruft der Papst selbst den König herbei. Der junge Johann XII. wird von Berengar bedrängt. Der Ludolfinger beruft einen Reichstag nach Worms (961). Er läßt seinen noch jugendlichen Sohn Otto aus der Ehe mit Adelheid zum König wählen und auch gleich in Aachen krönen, er bestellt also gleichsam sein Haus. Dann geht es über den Brenner. Berengar wird von seinen Anhängern verlassen. Der König feiert Weihnachten in Pavia, im Jänner zieht er nach Rom. Hier wird am 2. Februar 962 die schicksalsvolle Krönung vollzogen. Der Kaiser hat bei diesem feierlichen Akte große Vorsicht vor römischer Hinterlist an den Tag gelegt. Er beauftragt seinen Schwertträger Answard, mit gezücktem Schwert hinter ihm zu stehen, nicht ins Gebet zu versinken, sondern seines Herren zu warten. Elf Tage später muß der Gekrönte dem Papst seinen Dank zollen, indem er, einer vor der Krönung erfolgten Versprechung folgend, in dem Privilegium Ottonianum die päpstlichen Besitzrechte, das „Erbe des heiligen Petrus", unter wohlwollender Erweiterung der früheren Schenkungen festlegt. Zugleich aber setzt der Kaiser auch seine Herrscherrechte fest: Obergerichtsbarkeit in Rom, Eid jedes neu-

gewählten Papstes auf das Rechtsverhältnis zwischen Kaiser und Papst. Eine Synode erteilt dann dem Kaiser das Recht, das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Merseburg zu errichten.

Nach kurzem Aufenthalte in Rom zieht Otto aus, Berengar endgültig zu zwingen. Aber der Papst, enttäuscht über sein kräftiges Auftreten, ruft verräterisch Tod und Teufel gegen den Kaiser zu Hilfe: die Araber in der Provence, die Byzantiner, Berengars Sohn Adalbert, vielleicht sogar die Ungarn. Als er Adalbert in die Ewige Stadt eingelassen, bricht der Kaiser die begonnene Belagerung Berengars in Montefeltre ab und steht rasch zum zweitenmal in der Stadt des Papstes. Der treubrüchige Johann flüchtet. Aber der Kaiser läßt ihn durch eine unter seinem Vorsitz tagende Synode als unwürdig absetzen. Ein Getreuer Ottos wird als Leo VIII. Papst. Vor seinem Abzuge läßt der Sachse die Römer schwören, ohne seine und seines Sohnes Zustimmung keinen Papst zu wählen und zu weihen. Dann erobert er die Felsennester, in denen Berengar und seine Gemahlin Willa noch trotzen, Garda und Montefeltre. Die beiden werden nach Bamberg verbannt, wo dann Berengar schon 966 stirbt. Der Kaiser aber muß noch einmal nach Rom. Johann hat sich wieder in den Besitz der Stadt gesetzt, ist aber noch vor Ottos Erscheinen (964), wohl an den Folgen seiner Ausschweifungen gestorben. Durch Hunger bezwingt der Sachse das trotzende Rom. Sein Papst muß wieder anerkannt werden, den Trutzpapst Benedikt schickt er nach Hamburg. Auf dem Rückweg erleidet das deutsche Heer durch eine Seuche schwere Verluste. Der Kaiser mag herzlich froh gewesen sein, als er zu Beginn des Jahres 965 über den St. Bernhard wieder in das freundliche Deutschland zurückkehren konnte.

Indes, schon im nächsten Jahre muß er wieder hinunter. Er bekommt richtig eine Vorstellung davon, was römische Eide wert sind. Mit den aufständischen Söhnen Berengars hat allerdings bereits der Herzog von Schwaben gründlich abgerechnet. Aber in Rom ist Leo gestorben, und sein auf den Vorschlag des Kaisers gewählter Nachfolger ist vom römischen Adel gefangengenommen worden. Otto bricht im September 966 zum drittenmal nach Rom auf. Auf diese Nachricht hin wird der Papst wieder freigelassen. Über die Rebellen bricht ein Strafgericht herein. Der Kaiser richtet dem Papst den Kirchenstaat ein, dieser genehmigt die kirchlichen Einrichtungen im eroberten Wendenland. Der bald 60jährige Ludolfinger verwendet seine letzte Lebenszeit, um sein Kaisertum auszubauen und zu sichern. Erst geht alles reibungslos. Landulf von Benevent und Pandulf von Capua, die Langobardenfürsten, huldigen ihm. Ein Freundschaftsabkommen mit Byzanz scheint bevorzustehen. Otto aber will für seinen Thronerben Otto die Hand einer griechischen Prinzessin, damit seinem Kaisertum die volle Gleichberechtigung gesichert ist. Er läßt ihm zu Weihnachten 967 die Kaiser-

krone aufs Haupt setzen. Als sich der Grieche sträubt, zieht der unermüdliche Kaiser nach Unteritalien. Der Sohn der sächsischen Heimat erscheint in Apulien und Kalabrien auf den Spuren eines Hannibal. Aber er vermag die festen Plätze des Landes nicht zu nehmen, es gibt Rückschläge, und erst nach längerer Zeit kann der Kaiser den Kampf ehrenvoll beendigen und die erstrebte Sicherung für sein Werk in Gestalt der byzantinischen Prinzessin Theophano, der Nichte des Kaisers Johannes Zimiskes, nach Hause bringen. Die beiden Herrscher bestätigen sich ihren Besitzstand, Otto verzichtet auf Apulien und Kalabrien. Die schöne und feingebildete Theophano aber wird die Gemahlin Ottos II. So hat der Sieger vom Lechfelde durch seine Entschlossenheit endlich im Jahre 972 die italienischen Dinge zu einem guten Ende gebracht. Die Hochzeit des Sohnes in Rom wird dem großen Kaiser als der Höhepunkt seines Lebens erschienen sein.

Aber in Deutschland gehört ihm nur noch ein Jahr. Manchen Freund findet er hier nicht mehr vor. Der eiserne Gero ist 965 gestorben. In dem von ihm selbst gestifteten Kloster Gernrode hat er seine Ruhestatt gefunden. Auch Wilhelm von Mainz, der Sohn des Kaisers, weilt seit 968 nicht mehr unter den Lebenden. Dieser Tod hat allerdings die Gründung des Erzbistums Magdeburg erleichtert. Auch Merseburg ersteht nun.

Im März 973 hält der Kaiser zu Quedlinburg seinen glänzendsten Reichstag ab. Es ist, als ob die Welt vor dem großen Manne zu Füßen läge. Als getreuer Vasall ist der Böhmenherzog erschienen, der Pole hat seinen Sohn geschickt. Rom, Benevent und Byzanz haben ihre Vertreter entsendet. Später trifft noch eine Gesandtschaft aus Afrika ein. Alle kommen sie mit vollen Händen, und es ist, als ob eine Ernte des Lebens eingebracht würde. Wie sicher ruht dieses Kaisertum in den Angeln der sächsischen Macht und in der Persönlichkeit des gewaltigen Kaisers, den auch seine Familienmitglieder den „Löwen" nennen. Wäre diesem Manne doch das Alter seines Großvaters Otto des Erlauchten beschieden gewesen! Hier, wie 200 Jahre später bei dem tapferen Barbarossa, schneidet der Tod grausam noch unausgeschöpfte Kraft. Bald nach dem Reichstag erhält der Kaiser die Kunde, daß Billung, der zweite Paladin des Slawenkrieges, gestorben ist. Ganz kurz danach wird er selber, am 7. Mai 973, in der Pfalz Memleben, wie sein Vater erst knapp 60 Jahre alt, vom Tod ereilt.

Schon zu seinen Lebzeiten wird er der Große genannt. Was er tat, wird in Segen oder Fluch Jahrhundertwerk. Er begründet jene Staatsmaxime, die sich auf die Bischöfe und Reichsäbte als Träger staatlicher Funktionen stützt. Die geistlichen Fürsten, die dem Reich bis zu seinem Untergang ihr Gepräge geben, sind ottonischen Ursprungs. Die Reformation räumt nur zum Teil mit ihnen auf. Das System lieferte dem Reiche treue Helfer, nennen wir nur Bruno, Willigis und Rainald von Dassel. Durch den Aufstieg

des Papsttums wurde es aber schließlich eine Quelle des Unglücks. Doch diese Wende trat erst 100 Jahre nach Ottos Tode ein, und nichts in der Welt ist für die Ewigkeit bestimmt. Ebenso steht es mit dem Kaisertum, von dem nach unerhörtem Glanz für das deutsche Volk im ganzen genommen ebenso unerhörtes Unheil ausgegangen ist. Die späteren Herrscher folgten Otto auf der Bahn der Kaiserkrönung, jahrhundertelang. Von seinem Werk lebt sogar noch etwas in der seltsam einmaligen Person des Kaisers Franz Joseph, also 900 Jahre nach ihm, weiter, als längst das Reich schon gestorben. Ja, es lebt in der Tatsache, daß Bismarck seinen Herrn im Spiegelsaale von Versailles nicht zum deutschen König, sondern zum deutschen Kaiser proklamierte. Das Heilige Römische Reich, wie dieses seltsame Reichsgebilde immer genannt wird, hat für lange Jahrhunderte deutsches Geschick mit italienischen Angelegenheiten verknüpft, den deutschen König durch die Kaiserkrönung in ein Verhältnis zum Papste gebracht, das Macht, Sicherheit und Ansehen der Kirche und ihres Hauptes auf die Dauer ebenso unerhört steigerte, als das Reich in seinem Gefüge aufgelockert wurde und die Geltung der deutschen Königskrone sank. Die besten Lebensjahre unsrer besten Kaiser, verströmtes Blut, zerstörtes Leben vieler Söhne Deutschlands, alles geopfert für ein fremdes Volk und eine übernationale Macht, und als Gegenleistung eine gewiß berauschende Würde, aber ohne dauernden Gewinn. Es ist die gigantische Danaidenarbeit der deutschen Könige des Mittelalters, in das tausendfach durchlöcherte italienische Faß immer wieder deutsche Redlichkeit und Kraft geleitet zu haben, wovon schließlich nichts der deutschen Nation zugute kam. Allerdings, wie hätte man Italien fernbleiben können? Im Herzen Europas und unmittelbar nördlich der Apenninenhalbinsel gelegen, mit seinem Volksraum den langgestreckten Hochkamm der Alpen vom Monte Rosa bis zum Brenner und Predil beherrschend, ja sogar an einzelnen Stellen, insbesondere in Südtirol noch weit darüber hinaus vorgreifend, mußte Deutschland zwangsläufig nach dem Süden blicken. Das Vakuum an politischer Kraft in dem Italien der gestürzten Langobardenmacht mußte die Schwerkräfte Deutschlands in Bewegung setzen, auch ohne den päpstlichen Hilferuf, einfach weil hier überschüssige Kraft war, die der gesegnete Süden lockte, während kein andres Volk in Europa, auch das französische nicht, zur gleichen Zeit einzugreifen vermochte. Da aber dieses Italien keine deutsche Bevölkerung mehr besaß, war zugleich jede Machtbegründung im Süden auf Sand gebaut und mußte alle Menschenalter unter dem Einsatz deutscher Kraft wieder erneuert werden. Günstigstenfalls alle Menschenalter! Allerdings sind die deutschen Stämme auf diesen Zügen nach dem Süden erst recht zu einer Einheit zusammengewachsen. Aber das wäre auch gegen die Slawen und Magyaren möglich gewesen und hätte hier dauernden Gewinn gebracht. Wenn so das

Schicksal uns den winkenden Siegespreis im Osten verkümmern ließ, so hat die deutsche Südpolitik doch wenigstens unsern Siedlungsraum gegen Italien durch fast tausend Jahre gesichert und uns die bedeutungsvollen Handelswege nach der Adria offen gehalten. Otto der Große hat zudem wie nach Süden so nach beiden Ostrichtungen hin seinen Mann gestanden, und wenn auch die Zukunft nur einen Teil der Verheißungen von 955 erfüllte, so stehen doch die Ostmark Österreich und im Grunde auch die spätere Mark Brandenburg, die beiden weltgeschichtlichen Schöpfungen deutschen Kolonisatorengeistes, auf den Schultern des von diesem Kaiser Errungenen. So weist sein Werk überall weit über seine Zeit hinaus.

Durch den Erfolg seiner Bischofsverfassung ist Otto über sein Vorbild Karl den Großen hinausgewachsen, der ihn durch die größere Weite seiner Unternehmungen und seiner Interessen übertrifft. Der Sachse hat kein Aachen gefunden. Sein Königtum muß in dem naturalwirtschaftlichen Deutschland immer noch von Pfalz zu Pfalz ziehen, mit allen Vorteilen dieser „Allgegenwart", mit allen Nachteilen, deren schwerster war, daß sich so kein dauernder Mittelpunkt in dem weitgedehnten Reiche bilden konnte. Otto hat nicht jenes Maß der Bildung besessen wie Karl. Die sogenannte Ottonische Renaissance, mit ihrem eifrigen Studium der Antike und ihren Dichtungen in lateinischer Sprache, ist nicht Sache des Hofes, sondern der in den Klöstern herangereiften Gelehrsamkeit. Doch wird uns berichtet, daß der Kaiser St. Gallen besucht und dessen berühmteste Gelehrte Notker und Tutilo mit Auszeichnung behandelt habe. Während aber sein Sohn sich gleich auf die Bücher des Stiftes stürzte und die wertvollsten mit sich nahm, wird den alten Kaiser wohl mehr die Musterwirtschaft, Zucht und Ordnung des Klosters angezogen haben.

Otto der Große ist einer der realsten Politiker unserer Geschichte. Dieser Niedersachse steht wie ein Fels des Selbstvertrauens und der Zuversicht da, wie ein Heros schon zu Lebzeiten hoch über seinen Zeitgenossen. Die Päpste bleiben tief unter ihm. Die Kraft seines Lebenswerkes ist am besten dadurch gemessen, daß es im wesentlichen aushielt, als über das Haus des Kaisers das schwerste Unheil hereinbrach, der hochbegabte Sohn erst 28 Jahre alt starb und der überaus reizempfängliche Enkel durch den Mangel einer väterlichen Hand, allzufeine Erziehung und die ewigen Nachteile der Vormundschaft in falsche Richtung gedrängt, keine Zeit fand, zum Manne auszureifen.

Otto II. (973—983), der Erbe des Löwen, ist erst 18 Jahre alt. Jedoch ihn beseelt der Wille, es dem Vater gleichzutun. Er ist fein gebildet, aber ein tapferer Krieger und ein energischer König. Seine Tatkraft zeigt er sogleich. Als der Herzog Burchard von Schwaben stirbt, möchte die Witwe Hadwig im Bunde mit ihrer Mutter Judith das Herzogtum ihrem Bruder Heinrich von Bayern zuwenden. Der Kaiser aber verleiht es Otto,

dem Sohne seines toten Stiefbruders, obwohl er und Liudolf sich einmal im Weg gestanden. Es bleibt eine Tat, die ihn adelt, auch wenn er damit ein Vermächtnis des Vaters erfüllt hätte. Aber in Bayern erhebt sich ein Sturm. Die zarten Frauenfinger der Hadwig haben im Nu die Verschwörung zusammengeknüpft, die sich auch der Hilfe des Böhmen- und des Polenherzogs versichert. Wenn der Kaiser nicht rasch zugreift, wird im Süden ein gefährliches Feuer auflodern. Aber der Sohn des Löwen zaudert nicht lange. Rasch ist er zur Stelle, und es wird Gericht gehalten. Jutta muß ins Kloster, und Frau Hadwig findet Zeit, auf dem einsamen Hohentwiel den Vergil zu lesen. Der intrigante Bischof Abraham von Freising, die Seele der Verschwörung, muß ins Kloster Corvey. Der junge Bayernherzog kommt nach Ingelheim. Und sowie der Kaiser ein bißchen freie Hand hat, eilt er gegen den Dänenkönig, der inzwischen eingefallen ist, dringt bis zum Danewirk vor und zwingt ihn zum Frieden. Dann züchtigt er den Böhmen für seine Treulosigkeit. Indessen aber entweicht Heinrich aus Ingelheim. Der bayrische Adel erhebt sich zum Teil für den Zurückgekehrten. Aber Berthold und Liutpold von Babenberg, wie auch der neue Herzog von Schwaben sind treu. Der Aufstand bricht bald zusammen, der Unruhestifter flüchtet zu Boleslav. Aber schon sind Kaiser und Herzog Otto (977) im Lande des treulosen Vasallen und erzwingen seine Huldigung. Als sich Heinrich nochmals erhebt, wird er weit weg, nach Utrecht, entfernt, Bayern aber wird zerschlagen. Von diesem mächtigsten aller deutschen Herzogtümer werden die Mark Verona und das Herzogtum Kärnten abgetrennt und an Otto, den Sohn Konrads des Roten, gegeben. Berthold von Babenberg erhält den bayrischen Nordgau, sein Bruder Liutpold wird mit der Ostmark belehnt (976).

In Niederlothringen hat sich zugunsten der Franzosen eine Verschwörung gebildet. Otto belehnt nun den Bruder des Königs von Frankreich, dessen erbittertsten Gegner, mit dem Lande. Mitten im Frieden überfällt daraufhin der Franzose den eben in Aachen weilenden Kaiser (978). Mit Mühe entronnen, bietet Otto eilig den Heerbann auf und rückt geradewegs auf Paris los. Wohl muß das deutsche Heer, ohne die Stadt nehmen zu können, zurück. Aber der Franzose leistet auf Lothringen nunmehr Verzicht.

Dann geht der Kaiser nach Italien. Das Schicksal gönnt ihm keine Zeit. Es geht wieder wüst im Süden zu; der römische Adel terrorisiert den Papst, und dieser muß aus Rom flüchten. In Ravenna steht er vor dem Kaiser. Ohne Mühe macht Otto Ordnung. Aber nicht damit zufrieden, treibt es ihn weiter, Unteritalien zu erobern. Theophano ist bei ihm und mag ihn gedrängt haben, sich ihr Erbteil zu holen. Das heißt aber Krieg, und zwar Krieg mit den Griechen und mit den Sarazenen, die von Sizilien aus in Unteritalien mächtig geworden sind. Noch vor dem Kampfe stirbt leider der alte Veteran und Vorkämpfer aus der Zeit seines Vaters, Pandulf der Eisenkopf.



Tafel 14. Kaiser Maximilian I.

Volkstümlich wie kaum ein andrer, durch Dürers Bilder auch heute noch lebendige Erscheinung, hat der letzte Ritter bei hoher Tapferkeit, behendem Geiste und tatkräftigem Wesen doch seine Zeit enttäuscht. Echtester Sohn des territorial zerrissenen Deutschland, vermochte er dem Reiche keine entscheidende Hilfe zu leisten. Er begründete aber, ein zweiter Stammvater, die weltgeschichtliche Macht seines Hauses. Als Kaiser umstritten, ist er einer der tüchtigsten Landesherren unserer Geschichte.



Tafel 15. Kaiser Karl V.

Karl V., der habsburgische Weltherrscher, kämpfte für die Glaubenseinheit der christlichen Lehre. Trotz der Lauterkeit seines Wesens und der erworbenen Meisterschaft im politischen Spiele unterlag er, da er den fanatischen Kampfeswillen beider Konfessionen antraf und das Wollen des deutschen Volkes nicht verstand.

Aber sein Sohn, der jüngere Pandulf, steht gleichfalls zum Kaiser. Otto greift energisch zu. Er wird rascher fertig als der Löwe. 981 huldigen Neapel, Amalfi und Salerno, 982 fallen Bari und Tarent. Bei Capo Colonne siegt er über seine arabischen Gegner, der sizilianische Emir Abul Kasem fällt. Da unterliegt mitten in der Verfolgung das deutsche Heer einem Stoß aus dem Hinterhalt und wird in der Sonnenglut eines heißen Julitages nahezu aufgerieben. Der Kaiser sprengt sein Roß ins Meer, sich vor den Verfolgern zu retten. Er flüchtet auf ein in der Nähe liegendes griechisches Schiff. Als ihn die Besatzung nach Konstantinopel bringen will, gelingt es ihm, sie zu überreden, erst sein Hauptquartier Rossano aufzusuchen, da er seine Gemahlin und seine Schätze mitnehmen wolle. Hier kann er mit dem Bischof Dietrich von Metz in Verbindung treten, der wirklich beladene Saumtiere zum Ufer sendet, den von Otto begonnenen Trug geschickt weiterspinnend. Die Schiffsbesatzung blickt auf die nahende Beute, der Kaiser aber springt in das Meer und gelangt so, ein kühner Schwimmer, an den rettenden Strand. Und zu dem prächtigen Schneid fügt er klügste Überlegung, die Niederlage auszugleichen. An Verzicht denkt er nicht. Für die deutschen und italienischen Angelegenheiten wird ein großer Reichstag nach Verona berufen. Auch die beiden Kaiserinnen Adelheid und Theophano und die Schwester Ottos, die Äbtissin von Gandersheim, nehmen teil, ein Beweis, wie ernst man für Reich und Herrscherhaus die Lage ansah. Die Frage der Nachfolge muß bei so vielen Warnungen des Schicksals geregelt werden, ehe der Kaiser noch einmal die Würfel um Süditalien rollen läßt. Erzbischof Willigis von Mainz führt den kleinen Otto, des Kaisers erst dreijähriges Söhnlein, nach Deutschland zurück, damit es in Aachen gekrönt werde. Der Feldzug gegen die vereinigten Feinde aber soll bis zur Einnahme Siziliens durchgefochten werden. Otto macht sich gleich nach Verona daran, Venedig zu unterwerfen, um sich der Flotte der Inselstadt für den Krieg zu versichern. So steht er wieder gefestigt da.

Aber neues Unheil bricht über den Hochbegabten herein. Zunächst stirbt sein treuer Neffe Otto, dem die Hut von Schwaben und Bayern anvertraut ist. Nun kommt der unverläßliche Zänker wieder nach Bayern zurück, und in Schwaben erscheint der Franke Konrad. Der Kaiser hat wohl schwer um seine Entschlüsse ringen müssen.

Da ereilt ihn eine wahre Unglücksnachricht. Die Nordostfront seines Reiches ist zusammengestürzt. Dänen und Slawen sind auf die Nachricht aus Unteritalien aufgestanden, und Deutschtum und Christianisierung haben eine fürchterliche Niederlage erlitten. Hamburg zerstört, Havelberg zerstört, Brandenburg zerstört. Die Tschechen plündern Zeitz. Magdeburg wird nur durch einen Sieg des Erzbischofs Gisilher bei Belkesheim gehalten.

Die Tragödie im Heldenlaufe Ottos beginnt. Er hält an seiner Unternehmung im Süden fest. Der Feldzug ist beschlossen, er soll abrollen. Ge-

wiß ein ganzer Entschluß, der zeigt, aus welch hartem Holze der Erbe des Löwen geschnitzt ist. Aber der Entschluß ist verfehlt. Der Kaiser mußte bei Inkaufnahme des Verlustes an Ansehen in Italien nach dem Norden, um die Rebellen zu züchtigen. Je länger er dort bleibt, desto besser für sein Haus, für sein Reich. Der Feldzug im Süden konnte immer noch erneuert werden, wenn man ihn dann noch wollte. Vielleicht war auch das Bündnis zwischen Griechen und Arabern dann entzwei. Alles hätte Otto nach dem Norden weisen müssen! Aber der Kaiser will erst den Süden bewältigen. Italien ist für ihn kein Nebenland mehr, sondern gleichwertiger Reichsteil.

Die Unglücksbotschaft trifft in Rom, wo er, den Feldzug vorzubereiten, weilt, einen bereits Kranken. Um rasch die Gesundheit, an der jetzt alles gelegen ist, wieder zu erlangen, soll er zuviel und schnell von dem verordneten Heiltrank genommen haben. Er stirbt am 7. Dezember 983.

Wie schwer mag dieser Kaiser gestorben sein! Die Nachfolge ist gesichert, aber welch eine Nachfolge! Ein Kind auf dem Throne in diesem Augenblick! Wie erst, wenn der Kaiser an den unruhigen Heinrich den Zänker in Utrecht dachte, der sicher mit der größten Spannung den Ereignissen folgte.

Und doch hat — Ehre für den alten Kaiser, aber auch Ehre für den 28jährig verstorbenen Otto II. — das Reich der Vormundschaft standgehalten und die Regierung eines Herrschers überdauert, dessen Weltfremdheit das denkbar größte Maß erreichte.

Otto III. (983—1002) ist kaum in Aachen gekrönt, als die Schreckensnachricht eintrifft. Heinrich der Zänker, von dem Utrechter Bischof in Freiheit gesetzt, fordert für sich die Vormundschaft über den jungen König und bemächtigt sich seiner im Bunde mit dem Erzbischof von Köln. Alsbald trachtet er, sich den Weg zum Throne unter Beiseiteschiebung des Kindes zu bahnen. Den König von Frankreich fertigt er, um Ruhe zu bekommen, mit Lothringen ab. Polen und Böhmen sind wieder auf seiner Seite, auch sächsische Große, so der Magdeburger Erzbischof. Aber Willigis von Mainz, Bayern und Schwaben halten zur Kaiserwitwe. Heinrich ist gezwungen, den jungen König zurückzugeben, dem bisherigen Bayernherzog verbleiben Kärnten und die Mark Verona.

Die junge Theophano ist eine wahrhaft kaiserliche Regentin. Unter dieser tapferen Frau wird die Rückeroberung des verlorenen Landes im Norden wenigstens versucht. Der Angriff scheitert (985), aber Meißen wird durch den tapferen Eckard zurückgewonnen. Boleslav muß die deutsche Oberhoheit wieder anerkennen. Im Norden ist so wenigstens ein Notdach errichtet. Auch nach Italien geht die Kaiserin (988), um nach dem Rechten zu sehen. Leider stirbt die treffliche, durch die schwere Herrscheraufgabe überlastete Frau, die als Griechin deutsche Politik gemacht, schon 991, noch

jung an Jahren in Nymwegen. In St. Pantaleon zu Köln hat sie ihre Ruhestätte gefunden.

Adelheid, die Großmutter, wird ihre Nachfolgerin. Aber neben ihr steht eine Regentschaft: der Mainzer, der Bischof von Worms, der Sachse, der Meißner Markgraf, der Bayer, der Schwabe und der Markgraf von Tuszien in Italien. Der einflußreichste aber ist der Reichskanzler Willigis von Mainz. Große Erfolge werden nicht errungen. 995 wird Otto, erst 15 Jahre alt, mündig erklärt.

Der neue Herrscher wird schon als Kind ein Wunder der Begabung genannt, eindrucksfähig, jenseitig gerichtet, begeistert, ein ekstatischer Jüngling, ergreifend in der Reinheit des Wollens, in seinem weltfremden Fanatismus als Kaiser ein Unglück. Seine Mutter hat ihn im Sachsenland erziehen lassen, aber er ist im Land seiner Väter nie heimisch geworden. Es klingt durch sein Leben das Hölderlinsche: „Mich verlangt ins bessere Land hinüber", ebenso weltfremd, nur ins Mystische gewandelt, mit einem seltsamen Hang nach berauschender Pracht eines Thronens in Herrlichkeit verbunden. Kind einer feinsinnigen Witwe, die bitteres Leid erlitten, als junger König umschmeichelt, schon mit drei Jahren in Aachen gekrönt — es mußte etwas Seltsames, Ungewöhnliches, aber nichts artfest Glückliches aus diesem Sohn eines sächsischen Vaters und einer griechischen Mutter werden. Dazu kommt für den Hochbegabten und Frühreifen die Wirkung einer gediegenen, doch zu weit gespannten, zu stark griechischen, zu stark cluniazensischen, also auf das Jenseitige gewandten Bildung. Philogatos aus Rossano und Bernward, später Bischof von Hildesheim, waren seine Lehrer. Die deutschen Klöster weisen damals eine erstaunliche Gelehrsamkeit auf. Es ist die Zeit, da die Nonne Hrotsvit von Gandersheim ihre Heiligendramen und Legenden dichtet, ein Notker in St. Gallen mit tiefgründiger Gelehrsamkeit, aber auch deutschem Nationalstolze antike und spätantike Werke übersetzt.

Schon 996 zieht der König über die Alpen. In Ravenna bitten ihn Abgesandte der Römer um die Einsetzung eines neuen Oberhirten, da der Papst gestorben ist. Otto erhebt seinen Verwandten, den 24jährigen Bruno von Kärnten, den Enkel Konrads des Roten und der Liutgard. Der neue Papst, der sich Gregor V. nennt, ist ein leidenschaftlicher Cluniazenser, zu Zugeständnissen an die Welt nicht geneigt, ganz erfüllt von der Bedeutung des Papsttums. Von ihm wird der Jüngling zum Kaiser gekrönt. Kaum wieder in Deutschland, muß Otto nochmals nach Italien, obwohl er eben einen Slawenfeldzug ins Havelland begonnen hat. Die Römer haben Gregor aus der Ewigen Stadt vertrieben, der ehrgeizige Crescentius hat sie aufgewiegelt und den alten Lehrer des Kaisers, Philogatos, zum Gegenpapst eingesetzt. Der kriegerischen Tüchtigkeit von Ottos Feldherrn Eckard von Meißen gelingt die Einnahme der Engelsburg, in die sich Crescentius zurückgezogen. Das

Strafgericht ist streng. Crescentius wird mit seinen Anhängern hingerichtet, Ottos einstiger Lehrer von dem rechtmäßigen Papst der Blendung und Verstümmelung überantwortet. Aber der unerbittliche Gregor, der mit Feuer an die Reform der verweltlichten römischen Kirche geht, stirbt bereits 999. Otto setzt als seinen zweiten Papst den Südfranzosen Gerbert von Aurillac, Erzbischof von Reims, dann von Ravenna, ein. Der hochgelehrte Mann, der mit durchdringendem Verstand eine machthungrige Askese vereint, hat den Kaiser schon auf seinem ersten Römerzug für sich eingenommen. Er ist Otto geistig verwandt. Aber was dieser Gerbert, der sich nun Silvester II. nennt, fordert, muß dem Papsttum ebensosehr zur Machtentfaltung verhelfen, wie für das Kaisertum der Ottonen den Bankerott, wenn auch einen romantisch und phantastisch getarnten, bedeuten. Papst und Kaiser sollen nun nebeneinander stehen als die beiden geheiligten Herrscher der Welt. Ein Gottesstaat mit der Hauptstadt Rom! Der kaiserliche Jüngling erbaut sich, von starkem Herrscherbewußtsein erfüllt, auf dem Aventin einen Palast, was außer ihm kein deutscher Kaiser getan. Hier hält er Hof, ein Mittelding zwischen einem byzantinischen Kaiser und einem Vertreter Gottes. Strengstes Hofzeremoniell, aber der Kaiser nennt sich „Knecht Jesu Christi und der Apostel". Glanz wechselt mit Kasteiungen, die er in religiöser Begeisterung, ein Freund leibhaftiger Heiliger, auf sich nimmt. 997 ist sein Freund, der heilige Adalbert von Prag, in den Märtyrertod gegangen. Nach Gnesen, seiner Ruhestätte, pilgert der Kaiser, so wie er barfuß und büßend in Italien den heiligen Nilus, einen uralten Einsiedler, besucht hat. Aber in Gnesen bewilligt er in seiner weltfremden Art dem Polenherzog die Errichtung eines Erzbistums Gnesen, ein schwerer Schaden für das deutsche Königtum. Der Pole hat fortan seine eigene Erzkirche, ist unabhängig von Magdeburg, dessen Christianisierung und Germanisierung nach dem Osten abgeriegelt wird. Als „Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes" wird Polen aus der deutschen Oberhoheit entlassen. Kirchlich durch die Gründung der Bistümer Krakau und Breslau bald noch mehr gestärkt, wird es von da ab eigene Wege gehen. Als der letzte Ottone in Gnesen so verhängnisvolle Vollmacht erteilt, schreibt man das Jahr 1000, in welchem viele Menschen das Ende des tausendjährigen Reiches, damit das Ende der Welt erwarten. Auch der schwärmerische Kaiser.

In Aachen läßt sich Otto die Gruft Karls des Großen öffnen, um an der Leiche seine Gebete zu verrichten und ein Kreuz vom Halse des alten Kaisers mit sich zu nehmen. Er fühlt sich dem Erzkaiser verwandt, vergißt aber, daß er nur die äußere Würde gleich voll gestaltet hat, aber sein Kaisertum gerade in seiner gottesstaatlichen Aufmachung nichts ist als die Vernichtung kaiserlicher Macht zugunsten der Kirchenreformer. Das zeigt sich wieder, als der Kaiser 1001 an Stephan von Ungarn den Königstitel verleiht

und die Errichtung des Erzbistums Gran duldet. Dadurch aber ist dem Bistum Passau, das unter Pilgrim (971—991) vor der Erhebung zum Erzbistum gestanden, die beste Zukunft geraubt, wie dem Erzbistum Magdeburg. Bayern und Sachsen, die beiden Hauptkolonisatoren des Mittelalters, sind so gelähmt.

Die unglückselige Entscheidung hat der Schwärmer bereits wieder von Rom aus gefällt, wohin er noch im Jahre 1000 zum drittenmal gezogen ist. Aber schon ist die Welt eine andere, da der vorausgesagte Untergang nicht eingetreten ist. Die deutsche Hochkirche, durch das ottonische Prinzip auf eine gesunde Weltlichkeit eingestellt, lehnt sich gegen den Zentralismus Silvesters auf. Die Hilfe aus Deutschland beginnt für den Kaiser schwächer zu fließen, in Rom aber erhebt sich im Februar 1001 das Volk. Otto wird des Aufstandes Herr und soll durch eine Ansprache an die undankbaren Römer, wie er sie nennt, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Aber seine Zeit ist aus. Er muß mit dem Papst aus Rom weichen. In der Burg Paterno nahe der Ewigen Stadt, wo er, Hilfe aus Deutschland erhoffend, weilt, ereilt ihn der Tod am 24. Jänner 1002, gerade als seine byzantinische Braut in Apulien landet.

Mit dem dritten Otto erlischt der Mannesstamm des Löwen. Wieder ist germanische Kraft in antiker Bildung und fremdem Blute zugrunde gegangen. Der Jüngling, der in Paterno starb, ist dem Zuge seines Herzens nach kein Deutscher mehr gewesen. Menschlich können wir ihm die Teilnahme gewiß nicht versagen. Er steht hoch über den Nachkommen des Theoderich. Aber die fremde Welt, der er angehört, muß uns ewig nur schmerzlich berühren. Wie anders endet das Hohenstaufenhaus in Konradin, dem mutigen Kämpfer für seine und seiner Familie irdisches Recht! Bei Otto III. aber hätte jedes weitere Lebensjahr mehr von dem zerstört, was seine Väter aufgebaut.

Nun der Mannesstamm Ottos erloschen, machen die Großen ihr Wahlrecht geltend. Ihre Stimme muß, da mehrere Bewerber, Heinrich von Bayern, Hermann von Schwaben, Eckard von Meißen und Otto, Konrads des Roten Sohn, auftreten, mit Zugeständnissen erkauft werden. Die Königsmacht ist also rückläufig geworden. Dies wieder gutgemacht zu haben, ist das Verdienst Heinrichs II. (1002—1024, s. Bildtafel 8) in einer zweiundzwanzigjährigen Regierung.

Große Aussichten hatte als Mitbewerber der streitbare Eckard. Auf dem Wege zum Kampf gegen Heinrich ist er in dunkler Nacht im Kloster Pöhlde am Harz als Opfer einer Privatrache gefallen. Nun traten die Bayern, Franken und Lothringer, auch Willigis von Mainz, für Heinrich ein, als einen Ludolfinger und als den tapferen Mann, der mit dem Schwert in der Faust die kaiserliche Leiche aus Italien nach Deutschland zurückgebracht hatte. Aber Sachsen und Thüringen müssen Zugeständnisse erhalten, die Sachsen

das Recht der freien Herzogswahl. Schon im Jahre 1003 ist Heinrich gezwungen, den Knoten einer Verschwörung zu durchhauen, den Hezilo von Schweinfurth, Graf der bayrischen Nordmark, Graf Ernst von Österreich und der übermächtige Boleslav Chrobry von Polen, der die Sudetenländer, auch Schlesien, Meißen und die Lausitz in seine Hand gebracht, geflochten haben. Heinrich zwingt Hezilo zur Flucht nach Polen und nimmt Ernst gefangen. Nur auf die Bitte des Willigis begnadigt er ihn.

Ehe er aber gegen den Polen ziehen kann, der weit gefährlicher ist als die beiden anderen, meldet sich Italien. Erzbischof Arnulf von Mailand und Bischof Leo von Vercelli rufen ihn. Der Lombarde Arduin von Ivrea hat sich zum König krönen lassen. Ein deutsches Heer ist schon 1003 unter Herzog Otto von Kärnten und Verona, dem Enkel Ottos des Großen, gegen Arduin gezogen, aber im Val Sugana (Brentatal) durch die Tücke des Italieners unterlegen. Heinrich erzwingt sich im Frühjahr 1004 den Weg nach Pavia, wo er sich von den Großen zum König von Italien wählen läßt. Während sich die Vorgänger Heinrichs die Krone einfach aufs Haupt gesetzt, beweist diese Wahl, wie die königliche Autorität auf der Halbinsel seit Ottos II. Tod abgenommen. Dem gewählten König brandet in Oberitalien ein wahrer Haß entgegen. Es kommt in Pavia zu schweren Kämpfen, die Königsstadt geht in Flammen auf. Heinrich kehrt bald wieder nach Deutschland zurück und setzt noch im Hochsommer desselben Jahres zum Kampf gegen Boleslav an. Schon früher hat er sich, unbekümmert um die Bedenken seiner Bischöfe, daß der König mit Heiden paktiere, in den Liutizen Bundesgenossen gesichert. Dadurch kann er die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg in ihre Sitze zurückführen und durch das Land der Liutizen gegen die Polen marschieren. Er dringt über das Erzgebirge nach Prag, treibt den Polenherzog aus dem Land, dem er wieder in Jaromir einen eigenen Herzog gibt. Dieser erneuert den alten Treuschwur der Böhmen. Auf dem Rückmarsch erobert Heinrich Budissin (Bautzen), die Hauptstadt der Milzener. Im nächsten Jahr will er den Gegner ins Herz treffen und stößt von Magdeburg bis Krossen an der Neiße vor und über die Oder bis Posen. Hier aber erleidet das Heer einen Mißerfolg. Der König schließt Frieden (1005), wobei der Polenherzog auf Böhmen und die beiden Grenzmarken Verzicht leistet.

Vom polnischen Kriegsschauplatz muß Heinrich nach dem äußersten Westen. Der Graf des französischen Kronflandern hat sich des deutschen Valenciennes bemächtigt. Unter dem Drucke des Königs muß er seine Beute hergeben, empfängt aber die Belehnung mit Valenciennes und den Inseln Walcheren und Beveland von Reiches wegen. Es entsteht damit eine ungesunde Zwischenstellung, die dem Reich eines Tages schädlich wurde. Den König hat der flandrische Krieg drei Jahre gekostet. Er ist auch durch einen unangenehmen Streit mit den Bischöfen von Metz und Trier, den Verwandten seiner Frau,

festgehalten. Dafür aber kann er durch geschickte Unterhandlungen die Erwerbung von Burgund vorbereiten, wo Rudolf, der Neffe der Kaiserin Adelheid, der Gemahlin Ottos, große Schwierigkeiten hat. Als Faustpfand erhält er schon 1006 das wichtige Basel. 1016 hat ihn dann Rudolf geradezu als Mitregenten in Burgund anerkannt und ihm gehuldigt, wertvoller Rechtsanspruch für die Zukunft.

Im Jahre 1007 geht Heinrich an sein Lieblingswerk. Er gründet das Bistum Bamberg und baut den dortigen Dom, in dem später das vielbewunderte edle Standbild des Bamberger Reiters ersteht (s. Tafel 10). Aus den Eigengütern des vertriebenen Hezilo (Heinrich) wird das neue Bistum reichlich ausgestattet. Der Bischof von Würzburg wird durch reiche Schenkungen in der Gegend von Meiningen entschädigt und läßt seinen Widerspruch gegen die Gründung fallen.

Mit den Polen ist der Kampf 1007 neu entbrannt. Sie können vordringen, da der Kaiser noch im Westen und Südosten des Reiches beschäftigt ist. Der sächsische Grenzadel versagt, wie so oft seit den Tagen Ottos des Großen. Seit die Slawen nicht mehr Heiden sind und man nicht mehr schrankenlos Beute machen kann, ist er nicht mehr mit dem Herzen dabei. Ja, Teile des Adels üben Verrat. Der König stößt bis Glogau vor, weiter geht es wiederum nicht. Heinrich gründet auf der Lausitzer Platte die Grenzfeste Lebusa, wo einst die Wendenstadt stand. Aber 1012 — Heinrich ist wieder im Westen beschäftigt — gibt es einen schweren Mißerfolg. Die Polen erobern Lebusa und hauen die Besatzung nieder; ihr Herzog kann im Frieden des Jahres 1013 die eroberten Marken Lausitz und Meißen behalten. Im selben Jahr erscheint er auf dem Merseburger Pfingstfest als deutscher Vasall.

Mitten während der Zurüstungen für einen neuen Polenkrieg geht Heinrich wieder nach Italien. Ein Streit in Rom ermöglicht die rasche Erwerbung der Kaiserkrone. Arduin von Ivrea, der seine alte Stellung in Italien wieder errungen, muß vor dem nahenden Heinrich flüchten und stirbt bald darauf (1015). Der König wird in Rom glänzend empfangen. Der Papst überreicht ihm eine goldene Weltkugel mit dem Kreuz. Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde empfangen die Kaiserkrönung (1014). Der Kaiser aber setzt in Italien dem ottonischen System gemäß Bischöfe und Erzbischöfe ein.

Dann kommt der Polenkrieg. Boleslav hat die Heeresfolge gegen Italien verweigert und wollte auch die Böhmen davon abhalten. Zur Vergeltung läßt der Kaiser drei Heere gegen die Polen vorgehen: ein sächsisches, ein kaiserliches, ein bayrisch-böhmisches. Er selbst kommt über die Oder, aber die Flügelheere, besonders das sächsische, versagen. Es wird ein schwerer Rückzug durch das Sumpf- und Waldland, und mit Mühe erwehrt sich Meißen der vorgeprallten Reiterscharen des polnischen Herzogsohnes Miesco. Der Kaiser erneuert mit großen Vorbereitungen 1017 den Krieg. Er ist mit Stefan von Ungarn,

ja mit dem Großfürsten von Kijew verbündet. Aber wieder scheitert man hinter Glogau. Das Heer muß durch Böhmen zurück, die Polen aber plündern über die Elbe hinweg die sächsischen Grenzlande. Heinrichs größte militärische Unternehmung ist, wohl auch an der Unwegsamkeit des Landes, gescheitert. Man muß mit den Polen Frieden machen (Frühjahr 1018). Boleslav behält die beiden Marken, wahrscheinlich wohl als deutsche Lehen. Die enttäuschten Liutizen aber verjagen die Bischöfe wieder, doch bleibt das Bündnis mit ihnen bestehen.

In seinem Alter kommt der Kaiser nun in den Bann der Reformen von Cluny, die durch Abt Odilo (994—1048) noch schärfer gegen Priesterehe und Simonie (käufliche Erwerbung geistlicher Würden) und für die unbedingte Autorität des Papstes gestimmt sind. Hier sehen wir nun den Ludolfinger, der sich bisher als einen der klügsten Politiker erwiesen, versagen. Er sieht nicht die Gefahren, die von diesem Stifte her dem deutschen Königtum drohen können. Geblendet von der Idee der Reinheit der Kirche und des päpstlichen Oberhirtenamtes, kommt er in einen Gegensatz zum deutschen Episkopat, der seit Otto so stark im Weltlichen verwurzelt ist und von Heinrich selbst durch zahlreiche Grafschaftsverleihungen für die Reichsverwaltung herangezogen wurde.

Die Verbindung mit Italien wird inniger, denn der Papst muß wieder bei den frommen Deutschen Hilfe suchen. Benedikt VIII. hat erfolglos die Byzantiner bekriegt, im Bunde mit dem Langobarden Melus aus Bari und normannischen Rittern, die damals zum erstenmal in italienisches Schicksal eingreifen. Der Kaiser soll helfen. Das Fest der Einweihung der Bamberger Stephanskirche (1020) ist der Auftakt für den neuen Römerzug. Melus soll als Lehensträger des Kaisers Herzog von Apulien werden. Aber der tüchtige Haudegen stirbt noch im selben Jahre in Bamberg. Im Spätherbst 1021 geht Heinrich mit starken Kräften über die Alpen. Er selbst zieht entlang der adriatischen Küste, durch Kampanien kommen Pilgrim von Köln und der Patriarch Poppo von Aquileja. Um die Festung Troja ballt sich der Krieg gegen die Byzantiner zusammen. Erst nach einem Vierteljahr ergibt sich das Bollwerk, das den Weg nach Apulien sperrt. Heinrich stellt in Mittel- und Unteritalien den alten Machtzustand her. Die imperialistische Politik Ottos II. erneuert er nicht. So kann er zufrieden heimkehren.

Nun aber kommt sein Irrtum. Er will die Weltfluchtsidee von Cluny in Deutschland gegen die deutsche Kirche durchsetzen. Die hält am Wesen der ottonischen Verfassung fester als der Kaiser, der ihr Hüter sein müßte. Heinrich stellt in den Klöstern die strenge Zucht her. Viele Mönche entlaufen; in Corvey müssen 17, die sich weigern, verhaftet werden. Auch für das Ansehen des Papstes als Oberhaupt der deutschen Kirche tritt er gegen den Willen seiner Kirchenfürsten ein, nicht bedenkend, daß der Klerus, der jetzt noch treu

hinter ihm steht, in dem Augenblick ein päpstlicher Beamtenkörper werden muß, wo ihm durch den Kaiser die restlose Unterwerfung unter die römische Kurie aufgezwungen wird. Der letzte Ludolfinger versteht den Ruf nicht, der von seinen treuen Kirchenfürsten an ihn ergeht. Eines Tages wird darum der deutsche Klerus ein internationaler, romhöriger sein, und die ottonische Verfassung ist von da ab nur noch ein Fluch für das Reich. Denn die Kurie macht dann unter der Maske rein kirchlicher Auftragserteilung den Staat ihren Interessen dienstbar. Heinrich trägt in seiner cluniazensischen Begeisterung an dem späteren Unheil schwere Mitschuld.

Eine deutsche Synode löst die Ehe des Grafen Hammerstein als unkanonisch auf. Die verzweifelte Frau sucht die Hilfe des Papstes, der ihr recht gibt, begierig, seine Autorität bei der deutschen Kirche durchzusetzen. Der energische Aribo von Mainz, ein Gegner der Cluniazenser, beruft 1023 eine deutsche Synode nach Seligenstadt, die beschließt, daß niemand das Recht habe, sich an den Papst zu wenden, bevor er die daheim verhängte Kirchenstrafe abgebüßt habe. Obwohl der Kaiser zunächst den Spruch der ersten Synode gebilligt und selbst die Burg des Hammersteiners gebrochen hatte, bietet er nun seine ganze Fingerfertigkeit auf, zugunsten des Papstes ein allgemeines Konzil durchzusetzen.

Aber der aufrechte Aribo will sich nicht der päpstlichen Zurechtweisung fügen. Am 14. Mai 1024 bestätigt ein Nationalkonzil von Höchst, dem nur der Erzbischof von Köln fernbleibt, die Beschlüsse von Seligenstadt. Indes, noch bevor der Kaiser dazukommt, gegen sein wahres Interesse die tapfere Reichskirche zum Gehorsam gegen den Papst zu zwingen, löst sich der Zwist durch das Eingreifen dessen, der allen Streit dieser Erde trennt. Der Papst und bald nach ihm auch der Kaiser (13. Juli 1024) sterben. In Rom folgt ein weltlicher Papst, und in Deutschland wird man bei der Neuwahl dafür sorgen, daß nicht wieder ein heiliger König den Thron besteigt.

So trüben die letzten Jahre das Bild eines Herrschers, der für den Frieden im Innern, für die Macht nach außen so beharrlich gekämpft und auch das kaiserliche Ansehen wiederhergestellt hat. Das ottonische System stützte er durch Einsetzung der Bischöfe und Reichsäbte, die er zumeist seiner Kanzlei entnahm. Er zog die Reichskirche stark zu Leistungen heran. Die Erwerbung Burgunds hat er vorbereitet, an der Ostgrenze ist er energisch aufgetreten. Die Grenze seines Wesens liegt im Versagen gegenüber Rom. Ohne den Beinamen „der Heilige" hätte er mehr für Deutschland bedeutet!

Mit Heinrich II. endet das stolze Haus der Ludolfinger. Seine fromme Ehe mit Kunigunde blieb kinderlos.

2. Der Kampf der Salier um die Vollgewalt des Kaisertums

Die Königswahl von Kamba – Konrad und Herzog Ernst von Schwaben – Die Erwerbung Burgunds – Polenkrieg – Die Ministerialgesetze – Aribert von Mailand – Siegreiche Grenzkämpfe – Heinrichs III. Gottesfriedenspolitik – Der Kaiser als Haupt der Christenheit – Deutsche Päpste in Rom – Die große Fürstenverschwörung – Der Papst bei dem sterbenden Kaiser – Agnes, die schlechte Mutter und schlechte Regentin – Anno von Köln und Adalbert von Bremen – Heinrich mündig erklärt – Niederwerfung des großen Sachsenaufstandes – Der Kampf um die Investitur – Heinrich geht nach Canossa – Der Kampf um die Krone – Rachezug gegen Rom – Gregors Flucht und Ende – Friedenspolitik Heinrichs – Der Abfall der Söhne – Heinrichs letzte Prüfung und Tod – Der letzte Salier – Heerzug nach Italien – Wie der Kaiser mit dem Papste verfährt – Erhebung in Deutschland – Die Güter der Mathilde – Das Wormser Konkordat – Feldzug gegen die Franzosen und Tod des letzten Saliers

Zu Kamba am Rhein, einem Dorfe zwischen dem Gebiet von Worms und Mainz, treten die deutschen Stämme zur Königswahl zusammen. Die Sachsen fehlen. Kaiser Heinrich hat noch auf seinem Sterbebett Konrad, den Urenkel Ottos des Großen, Sohn seiner Tochter Liutgard und des Frankenherzogs Konrad, zum Nachfolger empfohlen. Aribo tritt für ihn ein, er weiß, daß dieser Konrad weltlich eingestellt ist. Die Cluniazenser wünschen die Wahl eines jüngeren Konrad, auch eines Urenkels Ottos. Aber der Ältere bringt es zuwege, den Jüngeren zum Verzicht zu bewegen. Er wird nun gewählt, und die Kaiserwitwe Kunigunde überreicht ihm die von ihr gehüteten Insignien.

Auf seinem Umritt um das Reich holt sich Konrad II. (1024—1039) die schuldigen Huldigungen, und der König sitzt nun fest im Sattel. Das ist gut, denn bald meldet sich die erste Fronde. Konrad der Jüngere und des Kaisers Stiefsohn Herzog Ernst von Schwaben, die Herzöge von Lothringen und Odo von Champagne verbünden sich gegen ihn. Sie alle sind erbost, weil der König die seinem Vorgänger zugestandenen Rechte auf Burgund als Reichsrechte auch für sich in Anspruch nimmt, während Konrad der Jüngere und Herzog Ernst als Verwandte des Königs Rudolf von Burgund nähere Ansprüche zu haben glauben. Ernsts Mutter Gisela ist eine Nichte des kinderlosen Burgunders. Der König wird rasch mit den Verschwörern fertig. Zuerst geht er auf die Lothringer los, da sich auch Frankreich dem Bunde angeschlossen. Der Herzog von Niederlothringen fällt von der Verschwörung ab, die, wenig in sich gefestigt, nun rasch zerfällt. Der König gibt an Herzog Ernst die Abtei Kempten, um ihn für den Verlust Burgunds zu entschädigen, aber das Verhältnis zwischen den beiden wird nicht vertrauensvoll. Der Herzog muß den Stiefvater auf dem nun gleich unternommenen Romzug begleiten. Denn schon in Konstanz bei der Regelung der burgundischen Angelegenheit ist der Abgesandte Italiens erschienen: der mächtige Erzbischof Aribert von Mailand. Er braucht Konrads Hilfe, weil ihm der lombardische Adel

über den Kopf wächst. Der König empfindet selbst die Notwendigkeit, im Süden wieder Ordnung zu machen, haben doch die Einwohner von Pavia die Königspfalz in Trümmer gelegt. Nicht ein Deutchen seines Rechtes will der harte Konrad aus der Hand geben. Vor dem Aufbruch nach Italien bestimmt er seinen erst achtjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger. Von einer Wahl ist keine Rede. Das Königtum sitzt wieder fest im Sattel, die Ära Ottos III. ist überwunden. Von Augsburg bricht Konrad im Frühjahr 1026 auf. Er hat es aber nicht eilig. Unterwegs regelt er die Verhältnisse zu beiden Seiten des Brennerpasses, der in einer Höhe von nur 1370 Meter den Norden mit dem Süden verknüpft. Konrad verleiht dem Bischof von Brixen die wichtige Grafschaft im Eisackgau, die sich auch nördlich des Passes bis ins Unterinntal und Zillertal ausdehnt. Dem Bischof von Trient aber überträgt er die Grafschaft Bozen und den Vintschgau. In Mailand läßt sich Konrad durch Aribo zum König der Langobarden krönen. Pavia muß die Ungnade fühlen. Der König verzeiht nicht gerne und nicht bald. Das wird auch der zu neuem Abfall bereite Herzog Ernst in seinem Gefolge zu verspüren bekommen.

Über Ravenna zieht Konrad gleich nach Unteritalien. Er kommt in die Ewige Stadt erst, als er die süditalienischen Verhältnisse bereits kennt. Am Aterno kehrt er nach Oberitalien um, da die Jahreszeit zu weit vorgeschritten ist. Hier bändigt er den übermütigen Adel und erobert die Stadt des trotzigen Markgrafen von Ivrea. Im Frühjahre aber geht es nach Rom, wobei er unterwegs mit dem Markgrafen von Tuszien wirksam abrechnet und auch dem trotzigen mittelitalienischen Adel zeigt, wer der Herr ist. So kommt er als Gebieter Italiens nach Rom und ist darum auch der Herr des Papstes. Mit diesem, der als Angehöriger des Tuskulanerhauses recht weltlich gestimmt ist, ist gut zu arbeiten. Am 26. März wird Konrad mit seiner Gemahlin von Johann XIX. in Gegenwart des Königs von Burgund und König Kanuts des Großen von Dänemark gekrönt. Der Burgunder ist durch die Einnahme des nahe seinem Reich gelegenen Ivrea gefügig geworden. Nach der Krönung erscheint der Salier in Kampanien und in Benevent. Seine Oberhoheit wird anerkannt.

Der Kaiser muß aber rasch wieder nach Deutschland zurück, denn neuerdings steht der unverträgliche Herzog Ernst im Mittelpunkt einer Verschwörung. Wieder die Lothringer! Auch Konrad, dazu Graf Welf II. von Ravensburg. Aber dem Herzog Ernst verweigern seine Mannen die Heeresfolge gegen den Kaiser. Er und der Welfe müssen sich beugen, auch Konrads und der Lothringer Erhebung wird gedämpft. Herzog Ernst wird auf der Burg Giebichenstein in Haft gehalten. Wenn er umkehren will, ist es höchste Zeit. Wehe ihm, wenn er nochmals den Weg des rachsüchtigen Stiefvaters kreuzt! Die Mutter, früher die Vermittlerin, wird ihn dann nicht mehr retten können. Das Ansehen des salischen Kaisers wächst von Monat zu Monat. Der

Burgunder macht der Reichsoberherrlichkeit keine Schwierigkeiten mehr. 1027 empfängt er zu Basel sein eigenes Land als Lehen des Deutschen Reiches auf Lebenszeit. Als er fünf Jahre später stirbt, kann sich Konrad auf einem Reichstag von Peterlingen zum König von Burgund krönen. Italien ist nun vom Reich umklammert. Alle Bergpässe von der Adria bis zum Tyrrhenischen Meere sind nun in deutscher Hand, und der Kaiser bedarf für den Alpenübergang nicht mehr der Herzöge von Bayern und Schwaben. Deutschland ist nun wirklich das Mittelreich. Solange es den burgundischen Riegel beherrscht, bleibt Frankreich auf die atlantische Seite beschränkt und ist, gemessen an der Macht des Kaisers, der „arme König", wie ihn Walter gelegentlich nennt. Was bedeutet aber nun neben Konrad noch der trotzige Ernst? Die Stunde kommt, wo der Kaiser selbst die Frage auf Biegen und Brechen aufrollt. Durch die Fürsprache seiner Mutter vom Giebichenstein frei gekommen (1028), wird er in Ingelheim vor das unerbittliche Entweder-Oder gestellt. Vollstreckt er persönlich die Acht an dem streitbaren Grafen des Thurgau, Werner von Kiburg, der sich nicht unterworfen hat und trotz Acht und Aberacht weiterkämpft, dann soll er Schwaben zurückerhalten. Ernst aber ist des Verfolgten Freund geblieben und versagt sich dem Kaiser. Nun geht er selbst als Geächteter vom Hofe, von der Kirche gebannt. Mit seinem Freunde und einem kleinen Gefolge fristet er im unwegsamsten Teile des Schwarzwalds ein Leben der Fehde. Der Falkenstein ist sein Schlupfwinkel. Aber eines Tages verfallen die Freunde dem kaiserlichen Aufgebot; sie sterben durch die Hand des Grafen Mangold von Nellenburg, der auch selbst auf dem Platz bleibt. In der Marienkirche zu Konstanz findet der unglückliche Jüngling Ernst seine letzte Statt. Der Kaiser ist Sieger geblieben und hat sich mit einer rücksichtslosen Entschlossenheit des Unzuverlässigen entledigt. Seine unversöhnliche Härte kennzeichnen die Worte bei der Nachricht vom Tod des Herzogs: „Bissige Hunde leben nicht lange." Dieser Ernst aber, der so früh ins Gras gebissen, ist der Liebling der deutschen Dichtung des Mittelalters geworden. Ein Spielmann hat den Herzog wegen der Treue zu seinem Wetzel (Werner) gepriesen. Er läßt ihn von einer wunderbaren Reise ins Morgenland ruhmvoll wiederkehren und die Verzeihung des Kaisers erlangen. Diese Dichtung, die sich die Herzen der Ritter und Rittersfrauen, aber später auch der bürgerlichen Leser und Leserinnen erobert, gab dem Jüngling ein Nachleben, das sein frühes Ende verklärt. Ernst erlag, weil er alles in der Welt persönlich wertete. Dafür aber ist er als der wahrhaft treue Freund seines Schicksalsgefährten Werner der Held des Liedes geworden.

Noch im vierten Akte der Tragödie des Herzogs gibt es im Osten Sturm. Der trotzige Miesco von Polen verweigert die Huldigung. Vor seinem Einfall im Jahre 1028 muß das Bistum Zeitz nach Naumburg zurückver-

legt werden. Konrad eröffnet ein Jahr darauf den Krieg. Wieder mit den Liutizen verbündet, wieder am Rand der Lausitzer Platte vorstoßend, kommt er wieder, wie vor ihm Heinrich, nicht bis Krakau. Es fehlt an Wegen. Aber Miesco dringt ein Jahr darauf, da der König in Ungarn festgehalten ist, über die Elbe vor und verbrennt hundert sächsische Dörfer. Konrad rüstet zur Rache. 1031 wieder im Feld, die Russen im Rücken der Polen als Bundesgenossen, erzwingt er von Miesco die Anerkennung der deutschen Oberhoheit und die Rückgabe der Marken. Der Salier vereinigt die Niederlausitz mit der Sachsenmark, die Oberlausitz mit der thüringischen. 1036 werden auch die Liutizen tributpflichtig.

Im Ungarnkriege 1030 jedoch ist der Kaiser nicht über die Raab hinausgelangt, obwohl auch ein böhmisches Heer unter Bretislav vorging. Die Magyaren vermochten nach dem Weggang des Kaisers sogar Wien zu erobern, das damals bereits zur Ostmark gehört. In dem Frieden, der nun folgt, wird die Fischa die Ostgrenze. Ein Rückschlag!

Einige Friedensjahre sind nun dem Salier vergönnt. Ohne jede Romantik arbeitet er an der Stärkung der königlichen Macht. An der Kirche als Stütze des Staates hält er fest. Aber er ist sparsam mit Landvergebungen an sie. Nur für den Dombau in Speyer, das Lieblingswerk seines Hauses, hat er eine offene Hand, auch für das Kloster Limburg in der Hardt, wo später seine Schwiegertochter Gunhild von Dänemark zum Ruhen kommt. Sonst aber braucht er das Land selber. Ja, er sieht gerne, wenn die Bischöfe, die er einsetzt, auch eine Zahlung leisten; es läßt ihn sehr gleichgültig, daß die Reformer dies Simonie, ein Kirchenverbrechen, nennen. Er kann darin, wodurch der Staat wieder etwas von dem reichen Vermögen der Kirche erhält, nichts Schlechtes erblicken. Häufig setzt er seine deutschen Geistlichen, einem Brauche Heinrichs folgend, in italienischen Bistümern ein, zum Mißfallen Ariberts. Der Kaiser hat von der Kirche die glänzende Verwaltungskunst abgesehen. Er vergibt verfügbaren Boden nicht mehr an große Vasallen, sondern an königliche Dienstmannen (Ministerialen), die für ihn im Falle des Bedarfes unmittelbar verfügungsbereit sind und ihm unmittelbar Abgaben leisten. Dadurch wächst die persönliche Macht des Königs. Kommt noch dazu, daß Konrad den Pfalzen die größte Sorgfalt zuteil werden läßt, so müssen Ansehen und tatsächliches Gewicht des Königtums reißend bergauf gehen, wenn die Nachfolger das Werk planmäßig fortsetzen. Der kluge Rechner erkennt auch die Bedeutung der Städte. Er erteilt persönlich den Marktbann, und es entwickeln sich die Pfalzen Goslar, Dortmund und Ulm zu königlichen Städten.

Der Kaiser arbeitet auf die Erblichkeit der mittleren und kleinen Lehen hin, wodurch sie von der Willkür der großen Lehensgeber unabhängig werden. Die kleinen Lehensträger erblicken nun in ihm ihren Schützer, er kann jetzt

aber auch mehr auf ihre Hilfe rechnen als früher. Sie müssen nicht mehr jedem Übermut ihrer Lehensgeber folgen und können reichstreu bleiben, wenn ihr Herr auch Miene macht, abzufallen oder die Heeresfolge zu verweigern. So ist das Gleichgewicht nahezu gesichert, die Erblichkeit der großen Lehen gemildert durch die Erblichkeit der kleinen Lehen der Dienstmannen oder Ministerialen. Nur eines fehlt noch, die Erblichkeit des Königtums. Dazu aber hat es das Erste Reich nie gebracht. Darum sank es seit dem 13. Jahrhundert, während das französische Königtum aufstieg.

Diese großartigen Bemühungen zur Stärkung der königlichen Macht werden gekrönt durch Konrads Streben, das Reich in seiner Person zu vereinigen. Er gibt erledigte Herzogtümer nicht weiter, er überträgt sie dem Thronerben Heinrich. So fällt 1027 Bayern, 1038 Schwaben, 1039 Kärnten und Franken heim. Außerdem ist Heinrich seit 1038 auch mit Burgund belehnt. 1028 schon wurde er von Pilgrim von Köln zum König gekrönt. Schade nur, daß es der dritte, nicht der vierte Heinrich war, dem solche Macht vererbt wurde.

Wiederum sendet Italien böse Nachrichten aus dem Norden wie aus dem Süden. Der Kaiser muß noch einmal nachsehen. Die kleinen Lehensleute, die Valvassoren, haben sich gegen Aribert von Mailand erhoben, der sie bedrückt. Sie haben ihn, die Bischöfe und den Hochadel, bei Lodi besiegt. Der Kaiser erscheint auf Ariberts Hilferufe. Er siedelt nach Pavia über, da es in Mailand zu stürmisch zugeht. Bald aber sieht er sich gezwungen, gegen Aribert selbst vorzugehen, ja ihn in Haft zu nehmen. Jedoch der Erzbischof entkommt nach Mailand, das sich trotz Bannung Ariberts durch den Papst und Absetzung durch den Kaiser behauptet. Konrad aber erläßt für Italien das Lehensgesetz, wonach auch die kleinen Lehen vererbt werden und der Lehensträger gegen willkürlichen Lehensentzug geschützt ist. Nun geht der Kaiser nach dem Süden, obwohl sich Mailand noch hält. Die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza werden nach Deutschland verschickt, Parma wird zerstört. Im Kampf gegen den nun durchaus verläßlichen und über beide Lothringen herrschenden Gozelo ist Odo von der Champagne gefallen. In Unteritalien entkleidet Konrad den hartnäckig trotzenden Pandulf IV. des Fürstentums Capua und gibt es an Waimar von Salerno, dem er gestattet, die Grafschaft Aversa als sein Lehen an den Normannen Rainulf zu verleihen. Damit sind die Normannen in Italien, das sie erst kürzlich betreten, bereits Lehensträger geworden.

Der Kaiser aber kehrt entlang der Adria zurück. Nach Rom kommt er nicht. Es ist hohe Zeit für die Heimkehr. Eine Seuche beginnt im Heer zu wüten. Ihr fällt seine Schwiegertochter, die Dänin Gunhild, zum Opfer, aber auch sein Stiefsohn Hermann von Schwaben. Der Salier selbst kommt leidend über den Brenner zurück. Von Solothurn, wo er seinen Sohn zum König von Burgund krönen ließ, zieht er nach Goslar im Sachsenland,

von da nach Köln und weiter nach Nymwegen. Hier befällt ihn wieder die Krankheit. Noch wird das Pfingstfest glanzvoll in Utrecht gefeiert, aber tags darauf, es ist am 4. Juni 1039, stirbt der Kaiser, noch nicht 50 Jahre alt.

Er war der zielbewußteste unter unseren Kaisern im Mittelalter. Alle Grenzen des Reiches hat er umspannt, er war im Norden, Westen, Süden und Osten, um seines Amtes zu walten, im äußersten Nordwesten ist er gestorben. Jedoch ein Stück des Reichsgebietes hat der König geopfert. Er trat Schleswig, die Mark zwischen Eider und Schlei, an Dänemark ab und erwarb damit die Freundschaft des mächtigen Kanut, dessen Tochter die Gattin des Kaisersohnes wurde, da die Werbung um eine byzantinische Prinzessin mißlang. Mit der deutschen Besiedlung Jütlands aber war es künftig vorbei.

Wer sich blenden läßt von den Zeichen des Glanzes, von der sittlichen Reinheit einer Persönlichkeit, wer bloß ein Auge hat für die äußere Machtausdehnung, mag Heinrich III., Konrads Nachfolger und Sohn (1039 bis 1056), für einen der besten deutschen Kaiser, ja den besten halten. Folgen wir aber seinen Taten im einzelnen, müssen wir in ihm eine der verhängnisvollsten Gestalten unserer Geschichte erblicken. Als Persönlichkeit ist er lauter, wie keiner neben ihm. Durch Bischof Brun von Augsburg fein gebildet, versteht er die geistigen Bewegungen der Zeit, ist er gelegentlich ihr Führer und ihre anerkannte Autorität. Aber seine Vergeistigung und seine begeisterte Hingabe an die Kirchenreform nehmen ihm das Auge für die staatsmännischen Notwendigkeiten eines deutschen Königs. Er ist ein verstärktes Gegenstück zu dem heiligen Heinrich.

Als beim Reichsumritt zu Ingelheim Aribert von Mailand vor ihm erscheint, nimmt er ihn in Frieden auf.

Heinrich muß gegen die Böhmen. Der tüchtige Bretislav hat sich gegen Polen gewendet, das seit dem Tod Miescos (1034) durch Thronkämpfe zerrüttet ist. Er hat Posen, Gnesen und Krakau erobert und die Reste des heiligen Adalbert nach Prag gebracht (1039). Er will die kirchliche Unabhängigkeit von Deutschland. Aber Heinrich greift durch. Nach einem Mißerfolg im Bayrischen Wald stoßen ein Jahr darauf (1041) drei Heere gegen den Tschechen vor. Dieser muß die deutsche Lehenshoheit anerkennen, das den Polen geraubte Land mit Ausnahme von Schlesien zurückgeben, an Österreich einen Landstrich südlich der Thaya abtreten. Auf dem Regensburger Tag, da Bretislav huldigt, erscheint der Ungarnkönig Peter landesflüchtig und hilfeflehend. Er bittet den deutschen König fußfällig um Wiedereinsetzung in sein Land, da ihn eine heidnische Reaktion unter Aba gestürzt hat. Heinrich gewährt die erbetene Hilfe und dringt, von Bretislav unterstützt, bis zur Gran vor. Im folgenden Jahre müssen sich die Magyaren nach neuerlichem Kampfe zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit, Tributzahlung und Abtretung eines Grenzstriches bis zur Leitha und March

an die Ostmark verpflichten. Als dann aber die Durchführung verweigert wird, zieht Heinrich 1044 neuerdings nach dem Südosten und erringt mit seinen bloß 6000 schwergerüsteten Reitern — es sind seine Königsmannen, das bayrisch-österreichische Aufgebot und böhmische Hilfstruppen — bei Menfö einen so glänzenden Sieg, daß er Peter Orseoli als deutschen Vasall nach Stuhlweißenburg führen kann. Aba wird hingerichtet. In Ungarn wird das deutsche (bayrische) Recht eingeführt, der König erhält eine deutsche Leibgarde. Nach seiner feierlichen Belehnung (1045) schenkt der Ungar seinem Lehensherrn eine vergoldete Lanze, das Königskleinod. Heinrich aber übersendet das teuer genug erkaufte Siegeszeichen dem Papste. In Rom ist es später sehr geschickt verwertet worden. Schon ein Jahr nach seiner Huldigung in Gran wird Peter gestürzt und geblendet, sieben ungarische Bischöfe werden ermordet. Den neuen König, der die deutsche Oberhoheit anerkennen will, lehnt Heinrich ab, kann aber nicht einschreiten, da er anders beschäftigt ist. Ohne Erfolg erneuert Gebhard von Regensburg 1050 den Krieg. Man muß froh sein, daß die alte „Hunnenburg" Hainburg an der Donau behauptet werden kann. Der Kaiser selbst erleidet 1051 mit einem sehr starken Heer, über den Semmering und Steiermark vorgehend, durch die Ungunst des Geländes und langdauernde Regengüsse, vor allem aber durch die schlechte Verpflegung des Heeres einen Mißerfolg. Die Ungarn können zahlreiche Gefangene machen. 1052 ist der Kaiser eben daran, Preßburg zu belagern, als er sich durch Papst Leo bewegen läßt, den winkenden Erfolg aus der Hand zu geben. Als der Ungarnkönig in Tribur um Frieden bittet, auch zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit bereit ist, hintertreibt der eben abgesetzte Herzog Konrad von Bayern, der zu den Magyaren geflüchtet ist, den Abschluß der Vereinbarung, und der Krieg, an den der Kaiser so viele Mühe gewendet, kommt zu seinen Lebzeiten zu keinem gedeihlichen Ende.

Damit aber sind wir weit vorausgeeilt. Gibt es denn wieder einen Herzog von Bayern, wo doch Heinrich die Herzogtümer in seiner Hand vereinigt? Leider hat Heinrich mit der klugen Herzogspolitik seines Vaters gebrochen. Er gab 1042 Bayern an Heinrich von Lützelburg, nach dessen Tod aber an Konrad, den Enkel der Mathilde, der Schwester Ottos III. Auch Schwaben ist 1045 aus der Hand des Königs geglitten. Er hat es an den lothringischen Pfalzgrafen Otto von Schweinfurt gegeben, 1047 auch Kärnten an Welf III. weiterverliehen. Mit alledem aber hat er sich doch keine Freunde gewonnen. Ihm fehlt die glückliche, ruhige Art seines Vaters, der trotz seiner Härte und Strenge die Großen viel mehr zu gewinnen verstand. Heinrich steht sittlich über allen, mit denen er zu schaffen hat, aber seine Größe ist einsam, weltabgewandt. Er vergreift sich in der Wahl der Personen, da er die Menschen nicht kennt. Seine cluniazensische Art stößt die Großen ab. Er weicht, obwohl er selber die Investitur übt, bei religiös begründetem



Tafel 16. Martin Luther

Wie nur Adolf Hitler nach ihm wurde der thüringische Bergmannssohn Luther zum deutschen Schicksal. Ein harter Streiter und ein Schmied gewaltiger Rede, rief er die heroischen Kräfte unseres Volkes auf: Treue, Bekennermut, kämpferischer Geist und ein freies Aufschauen zu Gott.



Tafel 17. Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland

Verräter am Kaiser und Opfer von Hofintrigen, ehrgeiziger Emporkömmling oder weitschauender Staatsmann, Herrennatur ohne Milde oder ein leidender, innerlich hilfsbedürftiger Mensch? Der Friedländer ist auch heute noch das Rätsel unserer Geschichte.

Widerspruch zurück. Er erläßt dem Erzbischof Halinard von Lyon den Treueid, als dieser ihn als den Geboten Christi widersprechend weigert (1046). Er vermeidet Simonie und verzichtet auf die Zahlungen, die der Kasse des Königs so sehr zugute gekommen. Er verleiht auch nicht mehr Gruppen von Reichslehen an die einzelnen Kirchenfürsten und sucht diese, die unter Aribo eine so prächtige Stütze gewesen, der Reform zu gewinnen. Seine Ehe mit der Prinzessin Agnes von Poitou, der Tochter Wilhelm VII. von Aquitanien, bestärkt ihn bei alldem. Die schwärmerische Südfranzösin ist ganz unter dem Einfluß der Reform aufgewachsen, die es erreicht hatte, daß in dem durch Fehden wild zerrütteten Frankreich wenigstens die Tage vom Mittwoch bis zum Montag jeder Woche im Namen Gottes vom Bürgerkrieg freigehalten werden. Es ist der Gottesfrieden, den Heinrich in Burgund kennenlernt. Kurz nach seiner Eheschließung mit der sanften und frommen Agnes spricht der Kaiser am Gründonnerstag 1043 in der Konstanzer Kirche von der Kanzel herab Worte des Friedens. Er verkündigt denen, die an ihm gefrevelt, Verzeihung und Erlassung des Königsbannes und fordert die Schwaben auf, ein Gleiches zu tun. Ähnlich zu Weihnachten in Trier vor den Lothringern, ähnlich auf dem Siegesfelde von Menfö in Ungarn! Gewiß muß dieses Vorgehen des Herrschers zunächst hinreißend gewirkt haben. Dann wird es Kopfschütteln gegeben haben, und der von Konrad so geförderte streitbare niedere Adel muß sich geduckt und gedrückt vorgekommen sein, denn die gelegentlichen Fehden waren ja sein Lebenselement.

Aber noch steigt mit der Idee von Cluny der Stern des noch nicht 30jährigen Königs. Er geht nach Rom, wo er der verlotterten Kirche den reinen Geist einpflanzen will. Aber wie unstaatsmännisch ist es, so sehr den König das Bewußtsein einer Mission erfüllt haben mag, wenn er jetzt daran geht, das römische Schisma* zu beseitigen und auf den päpstlichen Stuhl einen ausgesprochenen Reformmann zu setzen. Gewiß, die römischen Verhältnisse sind leidig genug. Da ist Benedikt IX., den seine Gegner zugunsten eines Papstes Silvester III. gestürzt haben, gewiß kein würdiger Kirchenmann, aber Konrad kam gut mit ihm aus. Dieser Benedikt hat nun, als er noch einmal obenauf kam, seine Würde praktischerweise an den Erzpriester Johannes für 1000 Pfund verkauft. Schließlich aber gab es dann drei Päpste, da sich Benedikt doch nicht zum Entschluß aufraffen konnte, endgültig abzutreten. Zu Aachen wird die Romfahrt beschlossen. In Italien tagen unter Heinrichs Vorsitz drei Synoden: zu Pavia, Sutri und Rom. Der König soll den Römern einen Papst geben. Als sich Adalbert von Bremen dem Rufe versagt, bestimmt Heinrich Swidger von Bamberg, der sogleich gewählt wird. Als Clemens II. erteilt er Weihnachten 1046 dem Salier die Kaiserkrönung. Die Römer aber gestehen dem Kaiser, der sich als Schirmherr der Kirche er-

* Schisma oder Spaltung besteht, wenn zwei oder mehrere Päpste gewählt sind.

wiesen hat, die erste Stimme bei der Papstwahl zu. Heinrich wendet sich nun nach Unteritalien, wo er Pandulf IV. in Capua wieder einsetzt und den Normannen Drogo als Grafen von Apulien, Rainulf als Grafen von Aversa bestätigt, beide aber als Lehensträger des Reiches, nicht mehr des Grafen Waimar von Salerno, dessen stark angewachsene Macht dadurch eine Schmälerung erfährt.

Nach Deutschland nimmt Heinrich den abgesetzten Papst Gregor, auch dessen Kaplan, einen Langobarden aus der Landschaft Aldebrandesca, mit. Dieser Hildebrand war berufen, einst als Papst Gregor VII. das Schicksal des deutschen Königtums zu werden. Schon zu Weihnachten 1047 muß der Kaiser zu Pöhlde den Römern einen neuen Papst geben. Clemens II. ist bereits den merkwürdig frühen Tod der deutschen Päpste gestorben. Sein Nachfolger ist Poppo von Brixen, der aber noch im Sommer 1048, nach kaum 22 Tagen der Herrschaft, vermutlich durch Gift stirbt. Nur mit Mühe läßt sich Bischof Bruno von Toul aus dem Hause Egisheim, ein Verwandter des Kaisers, zur Übernahme bereit finden, ein fanatischer Reformer, dabei ein echter Alemanne von prächtigem germanischen Typ. Er nimmt den Mönch Hildebrand, den er in Cluny kennengelernt, nach Rom mit. Als Papst Leo IX. (1049—1054) entfaltet er, vom Subdiakon Hildebrand unterstützt, die eifrigste Reformtätigkeit: Austreibung der simonistischen Geistlichen, Säuberung des Kardinalkollegiums, Vorgehen gegen die Priesterehe. Die beiden begeisterten Männer setzen sich durch. Von Rom tragen sie die Reform nach Frankreich, dessen Kirche sich auf dem Konzil von Reims fügt. Die deutsche indessen bleibt, trotz dreier Synoden — Mainz, Bamberg, Augsburg —, trotz der Förderung durch den Kaiser, schwierig. Aber unheimlich zielsicher arbeiten die Cluniazenser. Das von Leo erneuerte Kloster Hirsau an der Nagold wird eine Pflanzstätte fanatischen Reformwillens, überaus wirksam durch seine Sendlinge und Laienbrüder. Von diesem Schwarzwälder Stift sind nach und nach 130 Reformäbte in die deutschen Klöster entsendet worden. Leo steht ganz unter dem Einfluß des bohrenden Fanatismus Hildebrands. Weltabgekehrt ist schon sein Einzug in Rom. Er läßt sich noch einmal kanonisch wählen, damit doch bekundend, daß ihm die Einsetzung durch den Kaiser nicht genügt, und damit bereits dessen Ansehen untergrabend. Dies ist nicht mehr der lothringische Bischof, dies ist schon ein Kämpfer für ein Reich, das nur auf Kosten des Kaisertums wachsen kann. Offenkundig ist der Machthunger der Neucluniazenser, die nur deshalb die Kirche entweltlichen, um in ihr das Instrument für die Errichtung des Gottesstaates zu besitzen. Unbegreiflich, daß der Kaiser dies nicht gefühlt hat, wo doch seine Bischöfe, voran der tüchtige Gebhard von Eichstätt, sich offen gegen diese Art ihres ehemaligen Amtsbruders aussprachen!

Leo greift auch nach realer Macht, obwohl diese nur aus dem Körper des

Reiches geschnitten werden kann. Die langobardischen Herzogtümer des Südens sind durch Erbstreit und Bruderzwist völlig zerrüttet. Als auch Waimar von Salerno, der letzte Fels, stirbt, ist sein Sohn Gisulf der letzte seines Hauses. Die Normannen, die zuerst als Freibeuter gekommen waren, haben in Italien festen Fuß gefaßt. Hier greifen nun die Weltentsagenden in Rom in höchst weltlicher Art ein. Der Kaiser aber zieht keine Konsequenzen, als er vernimmt, daß die Beneventaner dem Papst huldigten, nachdem sie ihre Herzöge Pandulf III. und Landulf VI. vertrieben hatten. Ja er verleiht selbst auf einem Wormser Reichstag Benevent dem Papste, wofür ihm dieser für Bamberg und Fulda die Exemtion erteilt. Als aber der Papst noch ein Reichsheer zum Schutz von Benevent gegen die Normannen fordert, und der Kaiser auch dem zustimmen will, erheben die Bischöfe, wieder der treffliche Gebhard voran, Einspruch. Der Ungarnkrieg ist noch nicht durchgekämpft. Schließlich gestattet der Salier einigen hundert schwäbischen Rittern, hinunterzuziehen und dem Papst zu helfen. Sie sind bis zum letzten Mann fechtend auf der Walstatt geblieben, als das päpstliche Heer 1053 durch die Erbärmlichkeit der Italiener völlig geschlagen wird. Der Papst gerät in die Gefangenschaft der von ihm früher gebannten normannischen Sieger. Diese aber, unter ihnen bereits der verschlagene Robert Guiscard, der spätere Bundesgenosse Gregor VIII., begegnen ihm mit der größten Ehrerbietung, um vom Banne befreit zu werden. Indes der Papst bleibt hartnäckig bei seiner Besitzforderung und ist unversöhnt 1054 in Rom gestorben.

Vor dem Kaiser erscheint nun Hildebrand mit der Bitte um einen neuen Papst. Der schlaue Italiener veranlaßt den gewissenhaften Salier, Gebhard von Eichstätt ins Auge zu fassen. Erst nach halbjähriger Erwägung und gegen manche Zusicherungen sagt der wertvollste Diener des Kaisers zu. Der sittenstrenge Eichstätter wird der Papst Victor II. Sein Kaiser aber folgt ihm im Frühjahr mit einem Heere, seine Stellung zu stärken. Er muß auch selbst wieder nach Italien, denn Markgraf Bonifaz VIII. von Tuszien ist 1052 ermordet worden. Sein Lehensbesitz ist von höchster Bedeutung, beherrscht er doch auf der Westseite Italiens die Übergänge über den Apennin, besonders seit der Markgraf auf der festen Burg Canossa und mit Streubesitz auch in der oberitalienischen Ebene Fuß gefaßt hat. Hier gehören ihm Mantua und einige Städte in der Emilia. Nun ist der treue Parteigänger plötzlich gestorben, und seine Witwe, Beatrix, eine Lothringerin, vermählt sich überraschend mit Gottfried dem Bärtigen, dem unversöhnlichen Gegner des Kaisers. Schon 1045 hatte sich der Lothringer erhoben und war dann besiegt nach dem Giebichenstein gewandert. Aber Heinrich hatte ihm als frommer Christ verziehen und ihn entlassen, ja, ihm sein Oberlothringen zurückgegeben. Zum Dank hatte sich Gottfried alsbald mit dem Grafen Balduin von Flandern und dem Grafen Dietrich von Holland von neuem gegen

den Kaiser erhoben. Warum griff dieser nicht zu wie sein Vater bei Herzog Ernst, der auch auf dem Giebichenstein saß, dann aber in der kühlen Gruft der Konstanzer Marienkirche auf dauernd unschädlich gemacht war? Heinrich muß daran denken, wie er 1047 vergebens gegen diese Feinde gezogen, wie seine schweren Reiter den leicht beweglichen Friesen erlagen, derweil aber Gottfried als ein Mordbrenner die Kaiserpfalz von Nymwegen plünderte. Welche Rückschläge diese Niederlage überall, in Sachsen, Polen, Ungarn brachte, wie selbst der treue Bonifaz von Tuszien eine Zeit für die Befehle des Kaisers taub war! Nur mit dänisch-englischer Flottenhilfe konnte er 1048 die Trotzigen bezwingen. Da war denn allerdings der Dirk (Dietrich) von Holland gefallen, der trotzige Gottfried hatte Kirchenbuße tun müssen, und Oberlothringen war in die Hand des Grafen Gerhard gekommen, der das Land nun fest in den Händen hält. Nun aber plötzlich diese Ehe mit Beatrix von Tuszien, die ihrem Gemahl nicht nur die Eigengüter des kinderlosen ersten Gatten, sondern widerrechtlich auch die Reichslehen zubringt, die als Lothringerin die Rechte Gottfrieds auf dieses Land zu stärken vermag! Dem Kaiser, der eben noch 1054 neuerdings gegen Balduin von Flandern gezogen war, ist klar, daß er dies nicht dulden kann. Er beschließt den Zug nach Italien, seinen Gegnern zu beweisen, daß er noch lebt und nicht die Augen schließt, wenn ein Gottfried neuen Streit und neue Bosheit vorbereitet. Außerdem wird er unten seinen treuen und gewiß auch gegen Tuszien zuverlässigen Freund Victor II. zu stützen haben.

Allein bevor der Kaiser nach Italien aufbricht, läßt er sein erst vierjähriges Söhnchen in Tribur von den Fürsten zum König wählen. Nicht leichten Herzens zieht er im Frühjahr 1055 über die Alpen. Hier geht allerdings alles gut. Rasch treibt er Gottfried aus dem Land, der natürlich zu dem Grafen von Flandern flüchtet. Beatrix und ihre Tochter aus der Ehe mit Bonifaz nimmt er dann mit sich nach Deutschland. Mathilde aber hat in dem bald folgenden Trauerspiel des Kaisertums eine wichtige Rolle als Helferin des Papstes gespielt. Heinrich durchzieht siegreich Tuszien. Florenz und Pisa macht er zu Reichsstädten. In Florenz, wo der Kaiser mit Jubel empfangen wird, erscheint der Papst. Der Kaiser belehnt ihn mit Spoleto und der Mark Camerino. Dann rufen ihn unheimliche Nachrichten nach Deutschland zurück.

Der Salier hat von einer gewaltigen Verschwörung Kenntnis erhalten. Herzog Welf von Kärnten, der todkrank auf seiner Burg Bodman am Bodensee liegt, enthüllt dem Bedrohten aus der Not seines Gewissens heraus den Anschlag. Heinrich soll ermordet, Konrad von Bayern aber Kaiser werden. So hat doch einer der Reichsfürsten dem Kaiser für seine christlichen Tugenden gedankt! Es muß Heinrich gewesen sein, als wenn auf einmal aus einem Wald, in den man lange vergebens gerufen, ein Widerhall erschallt. Er sieht jedoch zugleich den Abgrund, an den sein Kaisertum bei

all seiner Frömmigkeit und Seelengröße geraten ist. Der Kaiser bricht auf. Vorher verlobt er noch seinen Sohn Heinrich mit Berta, der Tochter des Markgrafen Otto von Savoyen und Turin, einer merkwürdig bescheidenen Braut, wenn wir an die byzantinischen Prinzessinnen der Ludolfinger denken.

Zurückgekehrt greift Heinrich mit verbissener Energie an. Den eigentlichen Anstifter der Verschwörung, den Erzbischof Gebhard von Regensburg, kann er gefangennehmen. Die Verschwörung bricht zusammen. Noch in demselben Jahr stirbt Welf, ebenso Konrad als Flüchtling bei den Ungarn. Gottfried, der wieder Verzeihung erhält, darf zu seiner Gattin zurück.

Der Kaiser blickt mit Sorge in die Zukunft. Überall sieht er Schwierigkeiten. Die Sachsen sind ihm gram. Der Salier fördert den Erzbischof Adalbert von Bremen, der mit seinem Kirchenbesitz wie ein Keil im Fleisch des Herzogtums Sachsen steckt. Die Kirche des mächtigen Mannes wächst immer mehr in das Land der Wagrier und Abotriten in Holstein und Mecklenburg. Aber jeder Zehnt, den er von da holt, entgeht irgendwie dem sächsischen Herzog als Tribut, und der sächsische Grenzadel ist über diese Christianisierung, die auf Einverleibung zielt, wenig erbaut; denn immer wieder hatte er aus dem Slawenland Beute und Sklaven geholt und an den hin- und herflutenden Kämpfen seine kurzsichtige Freude gehabt. Nun geht das alles zu Ende, denn dieser Adalbert von Goseck, dieser Thüringer, der gerne Patriarch des Nordens sein möchte, macht die Heiden zu Christen. Adalbert ist fieberhaft um sein Erzstift bemüht. Sein Grafenerbe von 2000 Bauernhöfen hat er der Bremer Kirche geschenkt, er möchte sie mit der von Rom gleichsetzen. Aus eigenen Mitteln baut er den steinernen Dom von Bremen. Weinberge sollen an der Elbe entstehen, prächtige Obstgärten. Es ist, als ob der gewaltige Kirchenfürst, der bis nach Island und den Orkney-Inseln, ja selbst bis Grönland als Kirchenherr gebietet, dem das ferne Ostschweden Zins zahlt, auch der Natur gebieten wolle, daß sie in seinem Lande so blühe wie in dem sonnigen Italien. Schade, daß die nüchternen Sachsen so wenig Verständnis dafür haben. Sie sind auch in Harnisch darüber, daß der Kaiser sich immer mehr in Goslar festsetzt, sich eine Pfalz hier erbaut und sie durch Burgen schützt und ringsum seinen Besitz vermehrt. Mit dieser Stadt, in der Heinrich fünfmal Weihnachten gehalten hat, besitzt er auch den wertvollen Rammelsberg, der voll von Silber steckt, dessen Bergwerke einen steigenden Ertrag aufweisen. Auch jetzt geht der Kaiser nach der rasch niedergeworfenen Verschwörung in sein liebes Goslar, wohin er den Papst, seinen treuen Freund, bittet, ihm beizustehen in seiner Seele Einsamkeit und Enttäuschung.

Aber es kommt wie beim letzten Otto II.: Unglücksnachrichten vom slawischen Kriegsschauplatz! Der sächsische Heerbann ist bei Prizlawa an der Mün-

dung der Havel von den Wenden aufgerieben worden. Heinrich ist gebrochen. Also auch die Grenzen bedroht! Ein schweres Fieber erfaßt ihn. Es geht zu Ende. Seiner sanften Gemahlin vertraut er das Reich an, gewiß nicht ohne die schwersten Sorgen. Dem Papst aber legt er den erst sechsjährigen Sohn Heinrich ans Herz. Seinen Feinden verzeiht er. So stirbt er am 5. Oktober 1056 als Cluniazenser, der er seinem Herzen nach immer gewesen, auf dem sächsischen Jagdschloß Bodfeld im Beisein des Papstes, noch nicht 39 Jahre alt. Er mag in ähnlicher Verzweiflung gestorben sein, wie es von einem anderen Idealisten auf dem Kaiserthrone, Josef II., der in der Richtung seines Strebens sein Antipode gewesen ist, berichtet wird.

So geht ein Leben zu Ende, dem es beschieden war, aus seiner Veranlagung heraus das gewaltige Fundament, das sein Vater begründet, selbst zu erschüttern. Heinrich mußte seiner ganzen Art nach in der Welt Schiffbruch leiden. Denn die Grundsätze, nach denen ein Reich regiert werden muß, sind nicht dieselben, mit denen man das Heil der Seele erringt, sind anders als die Wege eines Heiligen zu Gott. Die Tragik dieses Lebens aber liegt in der Zerrissenheit seiner Arbeitskraft zwischen ehrlichster und schwertgewaltiger Sorge um das anvertraute Reich und seiner Sehnsucht nach Läuterung der Kirche und einem heiligmäßigen Leben. Sein Kind aber hat, zum Manne gereift, die Ernte der väterlichen Saat einbringen müssen.

Das Elend der vormundschaftlichen Regierung, im Falle Ottos III. gemildert durch die Klugheit einer entschlossenen Frau und durch die Selbstlosigkeit eines Kirchenfürsten, wirkt sich bei dem vaterlosen Heinrich weit verhängnisvoller aus, denn die Regentin Agnes ist eine zarte, leicht verschüchterte Natur, eine für die Weltentsagung glühende Südfranzösin. Sie bleibt weit hinter der Theophano, wie auch die doch nur selbstsüchtigen Kirchenfürsten Anno und Adalbert hinter einem Willigis zurückbleiben. Nach den neun Jahren dieser Vormundschaft muß der mündig gewordene König einen 40jährigen Kampf führen, nicht bloß um seine eigene Herrschaft, sondern um Geltung und Lebensrecht des deutschen Königtums und der Kaiseridee, einen Kampf auf Leben und Tod. Selten hat eine Vormundschaft so gewissenlos gehandelt, wie an dem jungen Heinrich.

Papst Victor II., der das Kaisersöhnchen sicher zur Krönung nach Aachen geleitet hat, stirbt schon ein Jahr nach seinem kaiserlichen Freunde. Die Maßnahmen der auf sich selbst gestellten Agnes sind nicht glücklich. Um die Großen zu gewinnen, gibt sie durch Verleihung der in ihrer Hand befindlichen Herzogtümer ihre besten Trümpfe aus der Hand. Sie übersieht, daß sie damit die Macht der Krone schwächt, während sie damit doch dem Sohne keine Freunde gewinnt. Alle die jetzt bedachten Männer treffen wir später unter den Feinden Heinrichs, an der Spitze jenen Rudolf von Rheinfelden, den die Kaiserin zu ihrem Schwiegersohn und zum Herzog von Schwaben

macht. Auch mit Otto von Nordheim, dem sie 1061 Bayern verliehen, wird die Regentin ihr Wunder erleben, und nicht dankbarer wird Gottfried von Niederlothringen sein, den sie mit Tuszien belehnt.

Mit den Ungarn macht die Kaiserin Frieden (1058). Von der deutschen Oberherrschaft ist keine Rede mehr. Dafür wird an Salomo von Ungarn eine Tochter der Agnes gegeben. Der Schwiegersohn erscheint allerdings bald als Flüchtling in Deutschland.

Großes Unheil ballt sich durch die Passivität der Kaiserin und ihrer Berater im Süden zusammen. Das Papsttum, das trotz seiner Ansprüche zur Zeit des dritten Heinrich dem Kaisertum in keiner Weise gewachsen war, steigt, begünstigt durch die Schwäche der höchsten weltlichen Macht, jäh seiner größten geschichtlichen Chance entgegen. In Rom erblickt man bereits, wie der Kardinal Humbert in einer Schrift ausführt, Simonie in der Erteilung kirchlicher Ämter an Laien und durch Laien. Die Ottonen hätten zuerst diesen Mißbrauch eingeführt. Nur die geistliche Behörde dürfe die Bischöfe einsetzen. Diese Forderungen Humberts, entscheidende Wendung von der Kaisergewalt über die Kirche zur Weltherrschaft der Kurie, bedeuten auch den Bankerott des ottonischen Systems. Da danach die weltliche Macht in keiner Weise mehr über die Kirche gebieten darf, diese aber das alleinige Verfügungsrecht über ihren großen weltlichen Besitz erhält und sie zudem in Deutschland gewichtigen Anteil an der weltlichen Verwaltung besitzt, muß die weltliche Gewalt schließlich der Lehensempfänger, die Magd der Kirche werden. Bei den Normannen ist dies schon geschehen. Hier hat sich Richard von Aversa mit Capua, der berechnende Robert Guiscard als Graf von Apulien vom Papst belehnen lassen. Die Kaiserin hat diesen Eingriff in die Reichsrechte, der sich natürlich auf die „Konstantinische Schenkung" stützt, ruhig hingenommen. Sie hat auch geduldet, daß der Papst Nikolaus II. auf der Lateransynode von 1059 mit einer Mitra erscheint, auf der zwei Kronen sind, daß er erklären kann, der Papst sei Kaiser und König von Gottes und des heiligen Petrus Gnaden; daß auf derselben Lateransynode die Papstwahl neu geregelt wird, wobei die Rechte Heinrichs IV. nur mehr sehr verschwommen erwähnt werden, daß auf diesem Konzil bereits die Laieninvestitur verboten wird.

Die Kaiserin, selber eine eifrige Reformerin, hat für all diese Vorgänge, hinter denen als treibender Wille der fanatische Hildebrand steht, kein Ohr. Man ist für das Kommen und Gehen der Päpste in Deutschland damals ganz gleichgültig. Die neue Wahlordnung macht nun den Papst vom römischen Adel unabhängig, ebenso vom römischen Volk, da die Wahl durch das Kardinalskollegium erfolgt, Volk und Adel nur mehr das Recht der Zustimmung haben.

Bald zeigt sich die Wirkung, indem der von Heinrich III. eingesetzte Wido

von Mailand sich noch einmal vom Papst investieren läßt, damit die Investierung durch den verstorbenen Kaiser als simonistisch bekundend. Das ist der Dank der Kurie, daß der heiligmäßige Heinrich, der Retter des Papsttums, nun schon als Simonist, wenn nicht gar Ketzer erscheint, er, der sein Leben lang gegen die Simonie Sturm gelaufen.

Wie die Regentschaft sind auch die deutschen Bischöfe in ihrem Protest gegen die römischen Vorgänge lau. Als bald darauf wieder unter Mißachtung der deutschen Rechte ein Papst gewählt wird, schreitet der deutsche und lombardische Episkopat wohl zur Aufstellung eines Gegenpapstes, doch weiß sich die Reformpartei durch das zweideutige Auftreten Gottfrieds von Tuszien und später durch das völlige Versagen des Erzbischofs Anno von Köln, der inzwischen bereits der mächtigste Mann des Reiches geworden ist, zu behaupten. Er erkennt praktisch das Papstwahldekret des Nikolaus an, und damit hat die vormundschaftliche Regierung kapituliert.

Warum zieht der bereits 14jährige Heinrich IV. nicht über die Alpen, nach dem Rechten zu sehen? Die Dinge in Deutschland stehen seltsam genug. Eine Verschwörung von Ehrgeizigen und Unzufriedenen hat sich gegen das Regiment der Kaiserin erhoben. Im Einverständnis mit dem Bayernherzog Otto von Nordheim ist auf dem Pfingstfest des Jahres 1062 der junge Heinrich durch den Erzbischof Anno von Köln bei Kaiserswerth auf ein Schiff gelockt und entführt worden. Bemerkenswert war der mutige Trotz des erst 12jährigen Königs, der sich in die Fluten des Rheins stürzte und erst mit Gewalt wiedergeholt werden mußte. Die Kaiserin aber, die nie für die Rechte des Sohnes gekämpft, fügt sich und geht in ein Kloster, danach ihr Herz verlangt. Zumeist ist sie fortan in Rom. Aber der harte Anno bleibt nicht Herr der Lage. Der ehrgeizige Bremer Adalbert greift auch nach der Erziehung des jungen Königs und kann bald auf die Reichsgeschäfte Einfluß gewinnen. Es gelingt ihm, die Gunst Heinrichs zu erlangen, dem der prächtige, lebensfreudige Mann mehr gefällt als der weltflüchtige heilige Anno. Leben und Macht weiß ihm der Bremer zu bieten, und der Jüngling, der unter der ewigen Frömmigkeit der anderen gelitten hat, schließt sich ihm gerne an. Der König zieht 1063 nach Ungarn, um seinen Schwager Salomo und die Schwester auf den Thron zurückzuführen. Gefördert durch die Gunst des Königs, vergrößert Adalbert seinen Bistumsbesitz durch die Erwerbung von Stade und des Emsgaues. Zu einem Römerzug rät er Heinrich nicht, und doch wäre dieser damals unbedingt nötig gewesen, wollte man in letzter Stunde den Übergriffen der Reformer entgegentreten und die bedrohten Rechte des Reiches wahren. Ein Erscheinen des Saliers in Italien hätte damals, wo die Cluniazenser noch keineswegs fest im Sattel saßen, Wunder gewirkt, und wie groß wäre die Stärkung seines Ansehens auch in Deutschland nach einem solchen Zuge gewesen! Aber Adalbert, der einmal

selber die Papstwürde abgelehnt, hat nichts für einen Römerzug übrig, will wohl nicht mit den Reformern in Krieg geraten, fürchtet wohl auch, daß durch den Römerzug der Einfluß seines Widerparts Anno, der als Kölner Erzbischof Reichserzkanzler für Italien ist, wachsen könnte.

Die Kurie besitzt in Italien drei Helfer: den ergebenen Gottfried von Tuszien, dessen einzige Erbin Mathilde bereits für die Reformer gewonnen ist, die Volksbewegung der Pataria, die in den Städten Oberitaliens die Macht der Bischöfe und auch des Adels untergräbt, endlich die wilden Normannen. Die Pataria, in Mailand, Cremona und Piazenza heimisch, umfaßt die ärmste Bevölkerung der Städte und wendet sich gegen Wohlstand und Wohlergehen des hohen Klerus, wie auch religiös begeistert gegen simonistische und beweibte Priester, besonders seit der Archidiakon Hildebrand mit vollen Backen in das Feuer bläst, das er seinen Gegnern, den trotzigen lombardischen Bischöfen, da erwachsen sieht. Eng sind die Fäden der Kurie mit den Normannen geknüpft. Sie hat den Stoß dieser Eroberer nach dem Süden abgelenkt, wo Graf Roger 1072 das mächtige Palermo erobert, wo Robert Guiscard prunkvollen Einzug hält. Dieser Normanne, ein gewaltiger Staatsmann und hervorragender Soldat, weiß die Unterworfenen — und das ist in Sizilien das ritterliche arabische Element — in sein normannisches Adelssystem einzugliedern. Er läßt den Arabern ihre Moscheen, sie können sich einbürgern, ihre Kultur kann weiter blühen. Es bildet sich ein starkes Reich, an dessen Spitze Robert im Jahre 1076 der letzten Langobardenherrschaft in Unteritalien ein Ende bereitet, indem er Salerno erobert. So sind die normannischen Freibeuter aus Söldnern zu Herren über ihre früheren Herren geworden, haben den Islam und das Byzantinische Kaisertum aus Unteritalien und fast ganz Sizilien verdrängt. Der junge Heinrich versucht im Jahre 1075 sich mit Robert Guiscard zu verständigen. Der Ausbruch des Streites mit dem Papst hat den bedeutungsvollen Plan nicht mehr ausreifen lassen.

Während so die Reformkirche durch die Pataria Oberitalien, durch Tuszien Mittelitalien, durch die Normannen den Süden der Halbinsel umspannt und von Jahr zu Jahr an Entschlossenheit gewinnt, muß das deutsche Königtum noch schmerzliche Jahre überwinden, ehe Heinrich soweit herangereift ist, selbst zu regieren und seine Fähigkeiten zu entfalten. Der junge König, auf den das Kaiserswerther Ereignis einen tiefen Eindruck gemacht hat, muß eine neue Entrechtung erleben, indem ihn die Laienfürsten zwingen, sich 1066 in Tribur — der Ort soll ihm auch später noch fatal werden — von Adalbert zu trennen und zu dulden, daß diesem zwei Drittel seines gesamten Landes weggenommen werden. Die Fürsten haben Heinrich auch gezwungen, seine Braut Berta von Savoyen nun wirklich zu heiraten. Schon im Jahre 1069 will der König die Ehe zerreißen und weicht nur vor der

Banndrohung des Papstes zurück. Er ist nun rasch mündig geworden und setzt sich gegen die Fürsten durch. Adalbert ruft er zurück und beginnt selber zu regieren. Er benutzt einen willkommenen Anlaß, um Otto von Nordheim, den Urheber des Tages von Kaiserswerth, durch ein Fürstengericht in Goslar seines Herzogtums Bayern zu berauben. Dieses gibt der König an Welf IV., mit dem die jüngere Linie der Welfen, die sich von dem Italiener Albert Azzo von Este herleitet und nur durch dessen Gattin Kunigunde mit dem uralten Welfengeschlechte blutmäßig zusammenhängt, in die deutsche Geschichte eintritt. Dieser Welf ist auch bereits der Besitzer der welfischen Güter in Schwaben und Bayern geworden.

Heinrich schreitet an die Verwirklichung eines großen Gedankens. Er knüpft an die Bemühungen seines Vaters, um Goslar herum königlichen Besitz zu sammeln, entschlossen an. Er erwirbt reichen Besitz im Bereich des Harzes und im Becken zwischen diesem und dem Thüringer Wald und sichert ihn durch ein System von Burgen, die südlich und nördlich den Harz umschließen. Bischof Benno von Osnabrück, ein Schwabe, wird der Festungsbaumeister des Königs. So entstehen im Süden des Gebirges die Burgen Sassenstein, Spatenberg, Hasenburg und Volkenrode, im Norden die Heinburg und die Harzburg. Diese wird eine besonders mächtige Anlage mit Pfalz, Münster und Kollegiatstift. Auch Lüneburg bringt Heinrich in seinen Besitz und verstärkt die alte Salierfeste Giebichenstein an der Saale. So reift hier ein eigenartiges Machtgebilde heran. Gelingt es dem jungen Herrscher, das Werk auszubauen, dann ist im Herzen Deutschlands ein Bollwerk geschaffen, eherne Klammer zwischen Nord und Süd, zugleich eine deutsche Akropolis, die immer wieder der Sammelpunkt der nationalen Kräfte hätte werden können. Aber die sächsischen Bauern arbeiten widerwillig genug an diesem Schicksalswerk. Engherzig sieht der Sachse nur, daß diese süddeutschen Salier immer keder im Norden auftreten, daß nun auch die Sachsen das Königsgericht ertragen müssen, daß nach dem Tode des alten Herzogs Ohrdulf sein Sohn Magnus durch den König an der Nachfolge verhindert, damit also zum erstenmal ein Sachsenherzog abgesetzt ist. Mit Mißmut sehen sie die schwäbischen und fränkischen Ministerialen als Besatzung in die Burgen einrücken, als Zwingvögte in ihrem freien Lande. Bauernadel und Herzogsfamilie sammeln sich gegen den König, zu dessen Schaden der treue Adalbert 1072 in Goslar stirbt.

Der König indes arbeitet planmäßig an seinem Werk weiter, dessen Bereich sich nun von Goslar bis Eisenach spannt. Benno von Osnabrück erbaut dem jungen Salier den stolzen romanischen Dom in Goslar. Der König will die Macht der Krone wiederherstellen, wie sie bestand, bevor die Reformbegeisterung seinen Vater auf die kirchlichen Geldzahlungen verzichten ließ, bevor unter der schwachen Mutter so vieles verkam. Nun holt er sich mit Härte das

entfremdete Königsgut zurück, und die Usurpatoren, die widerwillig Platz machen mußten, werden im stillen, ebenso wie die Kirche, deren Bischöfe und Äbte nun wieder zahlen müssen, böse Mienen gemacht haben. So wächst der Mißmut im Reiche hoch.

Als Heinrich gegen die Polen zu Felde rücken will, weigern die sächsischen Adeligen die Heeresfolge. Die Liutizengefahr gebiete ihnen, ihr Land zu hüten. Der König fühlt sich in Goslar, wo er mit ihnen verhandelt, unter Druck, dem er sich durch heimliches Verlassen der Stadt entzieht. Aber nun beschließt ein sächsischer Tag zu Eisleben, aufgewiegelt durch Otto von Nordheim, die Empörung, und auf einmal steht ein starkes Sachsenheer, das besser gegen die Polen marschiert wäre, vor dem König und fordert von ihm die Schleifung der neuen Burgen, die Freilassung des gefangengehaltenen Herzogs Magnus, Verzicht auf die Leistungsansprüche des Königtums und Erlaß der Heerfahrt. Nach hinhaltenden Unterhandlungen verläßt Heinrich in dunkler Nacht die Harzburg und rettet sich in raschem Ritt durch den dichten Wald nach Eschwege, wo der Heerbann der Franken zum Polenkrieg beisammen steht. Aber auch die Thüringer haben sich erhoben. Die Großen des Reiches verhalten sich zweideutig, auch der ehrgeizige Rudolf von Schwaben, selbst die Franken erweisen sich als unverläßlich. Heinrich wendet sich in seiner Not an den Rhein, wo ihm die Zinsleute und Hörigen der Stadt Worms gegen den Willen des Bischofs die Tore öffnen, wofür der König ihren Kaufleuten Freibriefe ausstellt, die sie von den Stromzöllen befreien. Da es auch in Trier und Cambrai Unruhen gegen die Bischöfe gibt, muß die hohe Geistlichkeit zur Pflicht gegen den Salier zurückkehren. Dieser kann sich mit einem süddeutschen Aufgebot gegen die Sachsen wenden, muß aber, da ein plötzlicher Schneefall den Feldzug beendet, im Vertrage von Gerstungen in die Schleifung seiner Burgen willigen, doch sollen Kirchen und Pfalz der Harzburg geschont bleiben. Otto von Nordheim soll Bayern zurückerhalten; den Herzog Magnus hat der König schon früher freigegeben. Aber die Sachsen zerstören, den Bogen überspannend, Pfalz und Kirchen der Harzburg, verschonen sogar die Gräber der Salier an geweihter Stätte nicht. Der König kann zur Rache schreiten. Er hat im Sommer 1074 seinen Schwager Salomo in Ungarn gegen einen Aufrührer gestützt. Ungarn ist dem Reiche wieder lehnspflichtig geworden und mußte die Komitate Wieselburg und Ödenburg abtreten. Heinrich aber steht bald mit einem gewaltigen Heere drohend im Lande der Thüringer. Auf diesem in Straßburg beschlossenen Reichskrieg fehlt Rudolf von Schwaben nicht, auch der Böhme Wratislav ist getreulich erschienen. Bei Hohenburg an der Unstrut werden die von Otto von Nordheim geführten Scharen der Sachsen völlig geschlagen. In dem harten und blutigen Kampfe ist auf der Seite des Königs der tapfere Markgraf Ernst der Eiserne von Österreich gefallen. Aber die

Sieger haben die Bauernscharen der Sachsen fast völlig vernichtet. Der sächsische Adel hat wenig im Kampfe gelitten. Die Sachsen, gegen die der Erzbischof von Mainz den Bannfluch geschleudert hat, müssen sich zu Spira bei Sondershausen unterwerfen (1075). Die weltlichen, aber auch geistliche Große des Landes werden verhaftet, ihre Lehen an süddeutsche Ministerialen gegeben. Die geschleiften Burgen müssen wieder aufgebaut werden. Jedoch der König begeht auf der Höhe seines Sieges einen verhängnisvollen Fehler, indem er den unversöhnlichen und ehrgeizigen Otto von Nordheim zu seinem Vertrauten und seinem Verwalter erhebt. Immerhin steht Heinrich, der den Machtkampf so unerschütterlich durchgefochten hat, nun großartig da und verspricht, hart und zielbewußt wie sein Großvater Konrad, einer der besten deutschen Herrscher zu werden.

Aber es beginnt jetzt die Tragödie dieses Lebens, daß es, kaum erst über eine gefährliche Klippe hinweggekommen, sogleich zu neuem Kampfe gestellt wird, der sein Schicksal wird und ihm kaum mehr eine Atempause gewährt. Gerade jetzt, da der König im Hochgefühl des Sieges seiner Herrscherwürde nichts zu vergeben bereit ist, bricht der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum aus.

In Rom haben sich die Reformer auf der ganzen Linie durchgesetzt. Sie sprechen von der Freiheit der Kirche und meinen die Weltmacht des Papsttums. Der fanatische Hildebrand ist im Jahre 1073 vom Klerus und vom römischen Volke zum Papst ausgerufen worden, ganz gegen das Wahldekret des Nikolaus. Er nennt sich Gregor VII.

Wir treten nun in einen der gewaltigsten Kämpfe der Weltgeschichte ein, einen Kampf, der für alle Völker ausgefochten wird, gewaltig durch den Gegenstand des Ringens, wie auch durch die Gegner, die sich gegenübertreten, durch die Mächte, die hineinverwickelt sind, durch die Dauer dieses Ringens, das fast 20 Jahre länger währt als der Dreißigjährige Krieg, eines Ringens, dessen Ausgang von den Rufern im Streit und seinen ersten Führern keiner erlebt hat, dessen Erbitterung durch Deutschland und Italien langdauernden Bürgerkrieg trägt, das für unser Volk und seinen König den bitteren Sturz von der Machthöhe bedeutet, die unter den Ottonen und ersten Saliern so rasch erklommen worden war. Es tritt in diesen Kampf das Papsttum mit seinem religiös begründeten Anspruch auf die Übermacht über alles Weltliche, mit seinem fanatischen Wollen, auf Erden den Gottesstaat zu errichten, in dem die Päpste als Beauftragte des heiligen Petrus die höchste Gewalt besitzen, die Könige ihnen aber dienen sollen. Mit diesem Papsttum verbündet sich in Deutschland die aufsässige Partikulargewalt der eben erst gedemütigten Sachsen, sowie die durch die cluniazensischen Prediger aufgewühlten Volksmassen und alles, was in Deutschland und Italien aus altem Groll und ehrgeizigen Hintergedanken den Sturz des deutschen Königs her-

beiwünscht. Auf der andern Seite stellt sich ein Herrscher zum Kampfe, um den sich alles zusammenschließt, was den fanatischen Kirchenreformern widerstrebt, dem das junge Element der deutschen Städte vertrauensvoll zugeht, der auch einen großen Teil der Fürsten und Ritter in Treue zu erhalten weiß. In diesem welthistorischen Ringen kommt auf der Seite des Königs ein Herrengeschlecht auf, dessen Taten und Schicksale bald auf das gewaltigste das Abendland bewegen sollten, die junge Dynastie der Hohenstaufen. Und wie spannend ist auch das persönliche Duell! Hier der unbeugsame, in fast dreißigjähriger Arbeit geschulte Kirchenfürst, der stärkste Mann, den das germanische Blut in Italien hervorgebracht, durchbebt von den vulkanischen Elementen der Halbinsel, zugleich gespornt von der unerbittlichen Konsequenz germanischer Art. Gregor VII., schon jahrelang der Lenker der Kurie, beherrscht die gewaltigen Kräfte der Kirchenreform. Mit diesem Führer sind die cluniazensisch begeisterten Armeen der Klöster, die Gehorsam, Keuschheit und Armut geschworen haben, die in dem Papst einen Vertrauten des Himmels erblicken, eine furchtbare Waffe. Zudem lebt Gregor selbst dem Gedanken, daß er mit den Heiligen des Himmels, vor allem mit den Apostelfürsten, direkt in Verbindung steht. Und gegen den kleinen, häßlichen, aber von unheimlichen Energien erfüllten Mann steht der fast um ein Menschenalter jüngere deutsche König, ohne die Fülle der Erfahrung, ungünstig beeinflußt durch die bittere Zeit der Vormundschaft, ein Mann der Welt, der sich viele und unversöhnliche Feinde geschaffen, der nicht mehr die sicheren Fundamente der Herrschaft vorfand wie sein Vater. Ein König, der noch nicht die Festigkeit besitzt, seinem gefährlichsten Feinde gegenüber Zeitpunkt und Taktik der Kampferöffnung sicher zu wählen, der noch durch Irrtümer und Enttäuschungen hindurchgehen muß, also mitten im schwersten Ringen erst zu lernen hat, nicht Meisterschaft üben kann. Noch hat kein deutscher Kaiser solchen Feind gegen sich gesehen. Daß der junge Heinrich diesen Kampf aufgenommen und unbesiegt durchgefochten hat, in einem Menschenalter voll Streit, Erschütterungen und oft auch Pein, daß er sich einem Gregor gegenüber zu behaupten vermochte, ist der sicherste Beweis für die Größe seiner Begabung.

Auf einer Fastensynode des Jahres 1075 verkündet der Streitpapst neuen Kampf gegen die Simonie und wiegelt die Massen der Gläubigen gegen die simonistischen Priester auf. Er verbietet die Investitur der Bischöfe durch weltliche Macht. Er lädt deutsche Kirchenfürsten nach Rom und enthebt drei deutsche Bischöfe und den Erzbischof von Bremen ihres Amtes. Sie werden in den Bann getan, genau so wie fünf Räte des Königs Heinrich. Das ist die Kriegserklärung gegen das deutsche Königtum. Der deutsche König kann nicht auf die Investitur verzichten, weil er damit seine wichtigsten Stützen, die Bischöfe, aus der Hand geben und einer fremden Verfügungsgewalt überantworten würde. Dem Papst genügt aber schon gar nicht mehr die kano-

nische Wahl der Bischöfe, er will über sie verfügen wie über Beamte, die er je nach Bewährung und Treue einsetzen und absetzen kann.

Aber noch kommt der Streit nicht zum Ausbruch. Heinrich setzt ruhig weiter seine Bischöfe ein, in Italien wie in Deutschland. Er erwägt offenkundig einen Römerzug. Er will auch mit der Pataria aufräumen, die ihm seine oberitalienischen Großen und Bischöfe an die Wand zu drücken droht. Aber der König erwägt erst, und Gregor handelt.

Der Papst richtet an den König ein Schreiben, darin er ihn auffordert, sich von den gebannten Räten zu trennen, ihn wegen angeblich unsittlichen Lebens tadelt und schließlich mit Bann und Absetzung bedroht. Heinrich aber nimmt den Handschuh auf, den ihm der Papst hingeworfen, und läßt in diesem vielleicht wichtigsten Augenblick seiner Regierung das heiße fränkische Blut sprechen, das danach begehrt, den frechen Gegner zu züchtigen. Eine Reichssynode von Worms, an der 24 deutsche Bischöfe teilnehmen, erklärt Gregor für abgesetzt. Die lombardischen Bischöfe stimmen begeistert zu. Heinrich aber läßt ein scharfes Schreiben an den Papst mit den Worten enden: „Ich befehle Dir, von dem Stuhle der Stadt, deren Patriziat mir durch Zuteilung von Gott und durch die beschworene Zustimmung der Römer geschuldet wird, herabzusteigen."

Wenn doch der Salier diesem Schreiben sogleich seinen Heereszug nach Rom hätte folgen lassen! Daß es nicht geschieht, wird sein Verhängnis. Gregor gibt die Antwort auf der Fastensynode des Jahres 1076. Er enthebt die lombardischen und die in Worms anwesend gewesenen deutschen Bischöfe ihres Amtes. Dann erklärt er den König feierlich in den Bann unter Anrufung des heiligen Petrus, von dem er Hilfe erwartet, nein fordert, weil er sie fordern zu können glaubt. Er untersagt dem König „die Lenkung des gesamten teutonischen Reiches und Italiens" und verbietet, daß man ihm als König diene. Am Ende der Bulle führt er wiederum nicht seine, sondern die Autorität des Apostelfürsten in den Kampf, der ihm auch nach der Meinung der Gläubigen helfen muß, wenn er wirklich das Haupt der Apostel und der Fels der Kirche sein will. Man kann sich die gewaltige Wirkung dieses Bannes auf eine Christenheit, die seit Jahren, ja Jahrzehnten durch die hinreißende Lehre des Klosters Cluny ganz auf das Jenseits gerichtet ist, gar nicht mächtig genug vorstellen. Für die Allmacht des Papsttums wird in Deutschland eifrig gearbeitet, besonders im Südosten durch den Erzbischof G e b h a r d v o n S a l z b u r g und den Bischof A l t m a n n v o n P a s s a u. Aus dem Schwarzwaldkloster Hirsau, wo von 1069—1091 Wilhelm Abt ist, gehen immer neue Prediger, vor allem Laienbrüder, aus und gewinnen die Massen des Volkes. In dieser Zeit, in deren gesamter Literatur immer wieder von Buße, von der Herrlichkeit der himmlischen Freuden und der Zweifelhaftigkeit alles Diesseitigen die Rede ist, muß der Ge-

danke etwas Bezwingendes besitzen, daß schon hier auf Erden die Herrschaft des Papstes im Interesse eines reinen und wahrhaft religiösen Lebens zur Bekämpfung der Macht des Teufels notwendig ist. Was haben Menschen, die so denken, für weltliche Notwendigkeiten übrig? Heinrich aber hat all diese Strömungen und Wirkungen außer acht gelassen, als er dem Papst die menschlich so begreifliche Kampfansage übersandte, ohne sich seiner wirkungsvollsten Waffe, des Römerzuges, zu bedienen.

So bricht die Katastrophe herein. Wie mit einem Schlage fallen die Fürsten von Heinrich ab, und die eingeschüchterten Bischöfe hören auf, ihm Stütze zu sein. Die Treue Rudolfs ist dahin, Otto erweist sich wieder als Verräter, ebenso Welf. Auf einem Tage zu Tribur wollen die Großen die Angelegenheit klären. Der Bann hat also nicht etwa die Wirkung gehabt, daß sich die Fürsten erst recht um das bedrohte Oberhaupt des Reiches, die Verkörperung der Nation, geschart hätten. Dieses schändliche Versagen gehört zu dem Schmählichsten unserer Geschichte.

Während die Süddeutschen und Sachsen in Tribur über sein Königtum entscheiden, lagert Heinrich, mit seinen schwachen Truppen zur Ohnmacht verurteilt, links des Rheines bei Oppenheim. Er muß sich verpflichten, an den Papst ein Entschuldigungsschreiben zu richten, seine gebannten Ratgeber zu entlassen und die treue Stadt Worms preiszugeben. Unter sich beschließen die Fürsten dann noch weiter, zur Neuwahl zu schreiten, wenn Heinrich nicht über Jahresfrist vom Banne gelöst sei. Der Papst aber soll auf einem Reichstag in Augsburg über die Beschwerden der Fürsten entscheiden.

Der König entschließt sich, zuerst einmal die Lossprechung aus dem Banne zu erlangen. Er wendet sich mit seiner treuen Gemahlin und seinem Söhnchen über den vereisten Mont Cenis nach Italien. Die lombardischen Bischöfe wollen ihm mit dem Schwert gegen den Papst helfen. Er aber eilt weiter, nach Süden, nach Canossa, wohin sich Gregor VII., der schon nach Deutschland aufgebrochen war, flüchtet. Und hier vollzieht sich vom 25.—28. Januar 1077 jene tiefe Demütigung des deutschen Königtums, die uns auch heute noch immer wieder die Schamröte in die Wangen treibt. Wenn zu Canossa der König des damals mächtigsten Reiches der Welt sich dreimal am Tage mit bloßen Füßen und härenem Büßergewand vor dem Papst zeigt, um seine Erlösung aus dem Bann zu erbitten, so hat dieser Akt in jenen Zeiten häufiger Bußübungen gewiß nicht ganz die erniedrigende Bedeutung gehabt, die unser Empfinden damit unbedingt verknüpft. Aber trotzdem ist in jenen Jännertagen in dem Könige das deutsche Volk gedemütigt worden. Und wenn 450 Jahre später ein Martin Luther unter dem Jubel des deutschen Volkes den Kampf gegen das Papsttum führt, so liegt in der Zustimmung der Nation die nachzitternde Verbitterung über die schwere Demütigung, die, von Heinrich angefangen, gerade unsere besten Kaiser durch Rom er-

litten haben. Trotz der Bußfertigkeit des Saliers will Gregor auch jetzt noch am Banne festhalten. Es bedarf der Überredung durch den Abt Hugo von Cluny, der in der Bergfeste anwesend ist, und der Vorstellung der Mathilde, daß der Papst den König, der schon im Begriffe steht, nach Norden abzuziehen, nunmehr vom Banne löst. Heinrich muß sich aber verpflichten, sich der Vermittlung oder dem Schiedsgericht des Papstes in seinem Streit mit den Fürsten zu fügen und diesem auf seiner Reise nach Deutschland keinerlei Hindernis in den Weg zu legen.

Der Salier kann jetzt, des Bannes ledig, in Deutschland um sein Recht kämpfen. Trotzdem erklären ihn die Fürsten, die seine Reise aufs höchste beunruhigt hat, auf einer Forchheimer Versammlung für abgesetzt und wählen seinen Schwager, den Herzog Rudolf von Rheinfelden, zum König, indem sie zugleich betonen, daß diese Wahl nur für ihn, nicht aber unbedingt für seinen Sohn gelte. Der Rebellenführer versichert den Papst seines Gehorsams und verzichtet auf die Investitur.

Heinrich, der mit dieser Nachricht auch die Pässe Bayerns und Schwabens für die Rückkehr in die Heimat versperrt sieht, setzt in Kärnten den getreuen Liutpold von Eppenstein, in Friaul, Istrien und Krain den Patriarchen von Aquileja ein. Vom Eppensteiner gesichert, kann er die Abrechnung in Deutschland beginnen, wobei er durch eine hinhaltende Politik den Papst von einer offenen Parteinahme für Rudolf abzuhalten weiß. Er ist nun der verschlagene kalte Politiker, der Zeit gewinnt, weil er weiß, daß die Zeit für ihn arbeitet. Mit dem Königtum seines Gegners geht es bald bergab. Das Volk sieht, daß hinter ihm keine nationale Notwendigkeit, sondern nur kleinlicher Ehrgeiz, Haß und Rachedurst erbitterter Großer vom Schlage Ottos von Nordheim stehen. Rudolf kann es nicht verhindern, daß Heinrich, in Schwaben eindringend, auf einem Tag zu Ulm Welf und Rudolf ihrer Herzogtümer entsetzt. Der Rebellenkönig muß zu den Sachsen flüchten und ist fortan auf die Hilfe Ottos von Nordheim angewiesen. Heinrich stehen, nun er die Dinge übersehen kann, das treue Kärnten, vorläufig auch Österreich, der größte Teil von Bayern, Franken und Lothringen, die rheinischen Städte und zum Teil auch ihre Bischöfe, sowie die meisten Reichsstifte mit Ausnahme der sächsischen zur Seite. In Schwaben halten Augsburg und Ulm, sowie das alte ehrliche St. Gallen zu ihm, obwohl dieses von den Gegnern viermal geplündert wird. Im allgemeinen stehen auf seiner Seite die von den Cluniazensern schwer bedrängte niedere Geistlichkeit, die Bischöfe, die Städter und die Ministerialen, von Sachsen immer abgesehen. In Thüringen ballt sich der Krieg zusammen, aber auch am Neckar in Schwaben wird erbittert gestritten. Heinrich hat sich hier mit meisterhaftem Griff einen treuen Parteigänger in Friedrich von Hohenstaufen geschaffen, dem Angehörigen einer schwäbischen Familie, die eben erst recht emporgekommen



Tafel 18. Der Große Kurfürst

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, erhob mit kluger Politik Brandenburg aus der Ohnmacht eines keiner eigenen Politik fähigen Kurfürstentums zu selbständiger Geltung, zum europäischen Begriff. Schlachterprobter Schöpfer der brandenburgischen Armee und Überwinder der ständischen Sonderbestrebungen, war er der erste Baumeister am Staatsbau Preußens.



Tafel 19. Prinz Eugen

Türkensieger und Sieger über die Heere des Sonnenkönigs, Staatsmann voll Weitblick und Weisheit und machtvoller Freund der Künste und Wissenschaften! Prinz Eugen war kein Deutscher der Abstammung nach, doch einer der größten nach der Gesinnung. Für das Deutschtum im weiten Südosten, auch über Österreich hinaus, ist er der weltgeschichtliche Schirmherr, für unser Gesamtvolk der unermüdliche Soldat des Reiches in ernstester Zeit.

ist und ihr kleines Schlößchen in Büren, das sogenannte Wäscherschlößchen, gerade mit der stolzen Burg auf dem hochragenden Jurafelsen vertauscht hat. Es ist das große Verdienst des Saliers, dieses Haus sozusagen entdeckt zu haben, von dem in Glück und Unglück so Gewaltiges für die deutsche Geschichte ausgegangen ist, von dem ein Glanz ausstrahlte, den die deutsche Nation niemals vergessen darf. Der König macht den treuen Friedrich von Büren zum Herzog von Schwaben und gibt ihm seine Tochter Agnes zur Gemahlin.

Bald schlagen die Waffen zusammen. Auf dem Wege nach Sachsen wird der tapfere Kämpfer für Deutschlands Kronrechte bei Mellrichstadt in der Nähe von Würzburg von dem genialen Otto von Nordheim zurückgeschlagen. Aber die Gegner haben schwere Verluste erlitten, und der Gegenkönig weicht bald wieder nach dem Norden zurück. Auch eine am gleichen Tage am Neckar erlittene Niederlage schadet der Sache Heinrichs nichts, da die siegreichen schwäbischen Ritter an den Bauern, die zu dem König gestanden, schwere Untat begehen. Die Stimmung wendet sich für Heinrich, dem es noch immer gelingt, den Papst mit der Idee des Schiedsgerichtes zu narren. Der König ist im Kampfe zum Meisterdiplomaten geworden. Heinrich beginnt, in Deutschland die Lage zu beherrschen. Er hat eben eine Erhebung des Markgrafen von Österreich niedergeworfen.

Der Papst erkennt, daß er das erträumte Schiedsgericht in Deutschland nie erleben wird. Er muß sich entscheiden, diesmal mitten in einem Streit, wo die Rollen fest verteilt sind und die Wirkung des Bannes ungewisser ist als beim erstenmal. Da kommt dem Kirchenfürsten eine günstige Nachricht aus dem Norden. Wieder auf dem Wege nach Sachsen, hat sein Gegner in einer Winterschlacht bei Flarchheim an der Unstrut eine schwere Niederlage erlitten, ist auf dem Rückzuge noch einmal bei der Wartburg geworfen worden. Gregor fühlt, daß die Entscheidung naht. Endlich wird ihm der Apostelfürst den Sieg gewähren. Der harte Mann und große Hasser meint, die Stimme des heiligen Petrus zu hören, die ihm den Sieg, dem Gegner aber den nahen Tod verheißt. Auf der Fastensynode des Jahres 1080 tut er Heinrich zum zweitenmal in den Bann, zugleich in die Zukunft blickend mit der Verkündigung, der falsche König werde gefallen sein an dem Tage, da man das Fest der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus feiern werde. Gregor weiß, daß er jetzt endgültig siegen wird, denn er hat die Autorität des Apostelfürsten noch bestimmter als 1076 eingesetzt.

Die christliche Welt darf ein entscheidendes Jahr erwarten. Aber der Bann, der vor vier Jahren den auf der Höhe seiner Macht stehenden König zu Boden stürzte, bringt ihn diesmal nicht zur Strecke. Heinrich macht jetzt selber den Bannfluch allgemein bekannt, damit bekundend, daß dieser mit Religiösem auch nicht das geringste mehr zu tun hat, nur noch politische Waffe

ist. Neunzehn deutsche Bischöfe erklären auf einer Mainzer Synode den Papst für abgesetzt, und eine Synode in Brixen, an der dreißig deutsche und italienische Bischöfe teilnehmen, nimmt die Wahl eines Gegenpapstes vor, des Wibert von Ravenna. Der König sendet mit Wibert seinen Sohn Konrad, den er zum Herzog von Lothringen gemacht hat, nach Italien. Er selbst sucht hartnäckig noch einmal die Entscheidung gegen die Rebellen. Im wilden Getümmel der Schlacht von Hohenmölsen an der Unstrut wird der Verräter Rudolf durch einen Lanzenstich tödlich verletzt, zugleich aber wird ihm durch einen Schwerthieb die Schwurhand abgeschlagen. Damit ist die Krise des Krieges vorüber, obwohl Otto von Nordheim auch diesmal das Feld behauptet hat. Die seltsame Verletzung des Gegenkönigs übt eine mächtige Wirkung aus. Auch der sterbende Rudolf soll das empfunden haben, indem er erklärte, es sei die Hand, mit der er Heinrich die Treue geschworen. Jetzt taucht die päpstliche Prophezeiung wieder auf, daß der falsche König noch in diesem Jahr sterben müsse. Der Apostelfürst aber hat anders entschieden, als der haßerfüllte Papst vermeint. Und nun kann der Salier aufatmend den Kampf in Deutschland ruhig Friedrich von Büren überlassen und nach Italien gehen, um den Schimpf von 1077 zu rächen und seinen Papst auf den Stuhl des heiligen Petrus zu setzen. Gregor aber, in dessen Leben der Umschwung naht, hat sich eben mühsam genug mit dem unbequemen Robert Guiscard verbündet, ohne dessen Hilfe zu erhalten, denn der Starrkopf ist gerade daran, seine Hand nach Byzanz auszustrecken. An dem unversöhnlichen Kirchendiktator hält nur die treue Mathilde fest, die ihm eben ihre Eigengüter übertragen hat. Aber wie kann sie die Heeresmassen des Königs hemmen, der auch in Rom bereits seine Freunde besitzt? Im Mai 1081 hält der Salier schon den Papst in Rom eingeschlossen. Dieser muß froh sein, daß Heinrich mit der heißen Jahreszeit seine Truppen ins kühle Gebirge zurückführen muß. Viermal schließt so der zürnende König die Stadt ein. Aber er kommt in der Belagerung mächtig weiter. Er gewinnt die Leostadt und kann seinen Papst in den Lateran führen, er kann sich im Frühjahr 1084 auch die Altstadt öffnen. Am 31. März — es ist dies gewiß der Höhepunkt im Leben Heinrichs — setzt ihm sein Papst Clemens III., so nennt sich Wibert, die Kaiserkrone aufs Haupt, ihm und seiner treuen Gemahlin Berta. Gregor aber, inzwischen bedrängt und zermürbt, sieht sich nun auch von einer römischen Synode abgesetzt und kann sich glücklich schätzen, daß Robert Guiscard, dessen stolze Pläne auf Byzanz zuschanden geworden, mit einem Heere von 36000 Mann naht, dem Papst zu helfen. Heinrich muß vor dieser Macht die Stadt räumen. Die Normannen aber hausen in Rom, das sie für seine Untreue züchtigen zu müssen vermeinen, mit Mord, Brand und Schändung. Als sie abziehen, muß Gregor mit ihnen gehen, denn aus der Ewigen Stadt schlägt ihm ein solcher Haß entgegen, daß sein weiterer Aufenthalt hier

nicht geheuer ist. Clemens hält wieder seinen Einzug in Rom, während Gregor im Bewußtsein der Niederlage sich als Schützling der Normannen in Salerno aufhält, wo er in tiefer Verbitterung, Verbitterung auch gegen den Apostelfürsten, der ihn fallen gelassen, mit den Worten stirbt: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, deshalb sterbe ich in der Verbannung."

Als Sieger nach Deutschland zurückgekehrt, findet Heinrich den unbedeutenden Hermann von Salm, einen Lützelburger, als Gegenkönig vor. Der Bürgerkrieg aber hat nach dem Tode Ottos von Nordheim (1083) seine Schrecken verloren. Frieden kehrt allmählich wieder in Deutschland ein, wenn auch Heinrich die Gregorianer unter seinen Bischöfen nicht versöhnen kann. Der Frieden wird als Gottesfrieden verkündigt, 1082 zu Lüttich, 1083 zu Köln, 1085 für das ganze Reich. Unter den Gegnern des tapferen Saliers räumt der Tod auf. Der Gegenkönig stirbt (1088), auch der unversöhnliche Markgraf Ekbert von Meißen. Nur der Zähringer Berthold und Welf verharren noch unter den Waffen.

Die Gregorianer aber haben in dem Franzosen Urban nach einigem Zaudern einen unversöhnlichen Reformer gewählt, der vor keiner, auch der gemeinsten Waffe in seinem Kampf nicht zurückscheut. Er wäre zu einer Verständigung mit Heinrich nur bereit, wenn der Kaiser den Gegenpapst fallen ließe. Dieser aber hält seinem Getreuen auch selber die Treue. Der Franzose mißbraucht das Sakrament der Ehe für seine Politik. Er bringt ein Ehebündnis der alternden Mathilde von Tuszien mit dem 19jährigen Welf zustande, um dem Kaiser eine gefährliche Macht entgegenzustellen. Heinrich, der daraufhin sogleich nach Italien zieht, um die drohende Kombination zu zerschlagen, erobert wohl Mantua, siegt bei Vicenza und zwingt den Papst zur Flucht aus Rom. Aber im Jahre 1092 erleidet er vor der trotzigen Bergfeste Canossa einen schweren Rückschlag, und alsbald erhebt sich in Oberitalien die Pataria aufs neue und bringt einen Städtebund zwischen Mailand, Cremona und Lodi zustande, der dem Kaiser die Alpenpässe versperrt. In diesem Augenblick fällt der älteste Sohn Heinrichs, Konrad, der seit 1087 deutscher König ist, vom Vater ab, durch den Papst verführt. Die Flucht der zweiten Gemahlin des Kaisers, der Russin Praxedis, die von ihm unter dem Verdacht des Ehebruchs gefangengehalten wurde, und ihre vom Papst inspirierten Anklagen gegen Heinrich sind ein neuer Schlag für den Unglücklichen, den ein Konzil der Reformer zu Piacenza neuerdings in den Bann tut. Wie eine Lähmung kommt es über ihn. Sein langer Kampf für das Recht der Krone scheint sinnlos geworden, da der Erbe in das Lager der Feinde übergegangen ist. Wir begreifen, daß der Verratene einen Augenblick an Selbstmord denkt. Er hat dann dennoch aus dem Abgrund, in den er geraten, einen Ausweg gefunden. An Zähigkeit mag auch wohl niemand in der Ge-

schichte Heinrich übertroffen haben. Während des ganzen Jahres 1094 ist er allerdings zunächst verschwunden. Ohne Macht sitzt er in Oberitalien, denn der Welfe sperrt ihm die Pässe nach Deutschland. Er kann nicht verhindern, daß der Papst Urban nach Rom zurückkehrt, daß die einst so getreue italienische Kirche nun ihren Frieden mit den Gregorianern macht. Ein Wunder ist es, daß sich Wibert noch in Ravenna zu behaupten vermag. Während aber der Kaiser wie gefesselt in Oberitalien sitzt, hat Urban seine Konzilsreise bereits angetreten, durch die er besonders in Clermont die leichtbegeisterte romanische Ritterschaft für die Idee eines Zuges ins Heilige Land gewinnt, des ersten unter den verhängnisvollen sieben Kreuzzügen, die wahre Hekatomben des besten Blutes ohne Ergebnis gekostet haben. Vergebung der Sünden, Lösung aller Bande wird verheißen; wer fällt, dem winkt das himmlische Vaterland. Auch ein deutscher Reichsfürst Gottfried von Bouillon und zahlreicher halbromanisierter Grenzadel nehmen das Kreuz, Deutschland selbst aber hat an der großen Bewegung keinen Anteil. Nur die durchmarschierenden Landheere lassen ihre Spuren zurück, indem die religiöse Begeisterung sich gegen die wuchernden Juden wendet, die denn auch in den rheinischen Städten, wo sie sich eingenistet haben, zu Tausenden erschlagen werden. Aber dieser Kreuzzug, der so sichtbar vor aller Welt die Ohnmacht des Kaisertums und die Allmacht des Papsttums aufzeigt, wird für Heinrich die Erlösung. Er kann sich mit dem alten Welf versöhnen, da die verlogene mathildische Ehe inzwischen in die Brüche gegangen ist. Der alte Rebell erhält Bayern zurück, auch Berthold von Zähringen wird durch die Belehnung mit dem westlichen Teil des Herzogtums Schwaben, dem Zürichgau, versöhnt — allerdings der erste Schritt zur Loslösung der Schweiz vom Reiche. Diese Belehnungen bahnen Heinrich den Rückweg nach der Heimat (1097), wo der Salier wieder mit dem Aufbauwerk beginnt. Der Kaiser ist in Deutschland nun allgemein anerkannt. Sein Sohn Heinrich wird an Stelle Konrads zum König gewählt, muß allerdings dem Vater einen Treueid leisten. Verloren bleibt nur Italien, wo der Kaiser auch nach dem Tod des treuen Wibert (1100) keinen Gegenpapst mehr aufstellt. Aber der gefährliche Urban ist gestorben, ebenso auf einem Zug ins Heilige Land der alte unruhige Spekulant Welf, und im gleichen Jahre, halbvergessen und von Reue gequält, auch der treulose Konrad.

Heinrichs Parole heißt nun Frieden. Zugleich hofft er durch einen Kreuzzug nicht nur das Land zu einigen, sondern auch den Papst zu versöhnen. Er bietet dem Nachfolger Urbans, Paschalis II., der den Bann erneuert hat, für die Loslösung vom Bann den Kreuzzug an. Gelingt dem Kaiser dieser letzte große Plan, dann kann er ruhig sterben, dann hat er alles Verlorene, Ansehen und Macht zurückgewonnen. Aber das Angebot des Friedensbereiten, öffentlich auf dem Reichstag von Mainz verkündigt, wird von Pa-

schalis abgelehnt. Der Kaiser kann so die vom Bürgerkrieg her in Deutschland angesammelten Rittermassen nicht beschäftigen. Nach diesem Mißerfolg fällt nun auch der zweite Sohn ab. Nicht aus ideellen Gründen wie Konrad! Der Sohn kann den Augenblick nicht erwarten, die Krone auf seinem Haupt zu sehen. Ihm, so glaubt er, wird der Erfolg in dem langen Streit zuteil werden. Er sieht auch, wie der Vater in seinem Kirchenbann ein Ausgestoßener ist, nicht einmal würdig, ins Heilige Land zu ziehen, um dessentwillen der Papst Urban doch allen anderen ihre Sünden nachgelassen. Er kennt die Gärung in der unbeschäftigten Ritterschaft, er weiß, daß der Erzbischof Ruthard von Mainz dem Kaiser spinnefeind ist, da ihm dieser wegen verletzten Judenschutzes eine Strafe auferlegt hat. Kann nicht durch die angesammelte Verstimmung auch ihm die Krone vom Haupt gerissen werden? Dann würde er nie selbständiger Herrscher werden können. Nein, Heinrich der Sohn ist nicht zum Opfer auf der Welt geschaffen; wenn schon einer daran glauben muß, so soll es sein Vater sein, der für seine Meinung ohnedies schon zu lange und zu schlecht regiert. Der treulose eiskalte Rechner fällt vom Kaiser ab, und vor dem über 50 Jahre alten Herrscher bricht der letzte Abgrund des Lebens auf. Gibt es noch eine Errettung?

Der Aufstand des Sohnes offenbart sich in Regensburg auf einem Hoftag. Furchtbar getroffen entläßt der Kaiser sein Heer, mit dem er eben nach Magdeburg ziehen wollte, um dort die Reichsrechte bei der Erzbischofswahl wahrzunehmen. Er versäumt die Gelegenheit, den Aufruhr im Keim zu ersticken. Die Rebellen nehmen überhand, der Sohn empfängt den Segen des Papstes, Deutschland liegt wieder in den Flammen des Bürgerkriegs. Am Flusse Regen, wo die beiden Heere zusammenstoßen, wiederholt sich das Schauspiel des Kolmarer Lügenfelds. Der junge König weiß den Vater seiner stärksten Stützen, des Markgrafen von Österreich und des Königs von Böhmen, zu berauben. Eiligst muß der alte Kaiser flüchten, dem Rhein entgegen, wohin ihm der Sohn folgt, der einen Reichstag nach Mainz zur Klärung der Frage der Thronfolge einberuft. Bei Koblenz begegnet der Kaiser dem Sohne, der ihn durch geheuchelte Unterwerfung zu bewegen weiß, seine Vasallen zu entlassen. Kaum ist dies bei Bingen geschehen, so läßt der unnatürliche Sohn den Vater die Nahe aufwärts nach der Burg Böckelheim bringen. Noch täuscht er ihn durch die Zusicherung, er wolle indessen über Weihnachten die Sache des Vaters in Mainz betreiben. Der Kaiser aber will zum Reichstag, er entsagt der Krone und liefert die Reichsinsignien aus, um hier sprechen zu können. Aber er darf nur in die Pfalz Ingelheim gegenüber von Mainz, wo er seine Feinde, darunter die päpstlichen Legaten, findet. Man läßt ihn nicht mehr zu Worte kommen. Es geht auf seine moralische Vernichtung los. Er muß ein erlogenes Sündenbekenntnis ablesen, nicht nur auf die Krone, sondern auch auf seine Güter im Reich verzichten. Als dies gegen

den mit dem Tod bedrohten Verzweifelten, der nur noch seine Ehre retten will, gelungen ist, läßt sich der Sohn noch einmal in Mainz die Krone aufsetzen, bestätigt durch den Legaten.

Aber der Kaiser entkommt aus der Haft. Bischof Otbert von Lüttich gewährt ihm Aufnahme, nachdem Heinrich eben noch durch eine barfuß unternommene Bußfahrt zum Grab Karls des Großen seine Religiosität bewiesen hat. Der Sohn wird an der Maas zurückgeworfen, ein Angriff auf Köln mißlingt ihm. Überall regen sich Freunde des Kaisers. Wer wird standhalten können, wenn der Erbitterte auszieht, sich zu rächen? Aber es kommt nicht mehr dazu. Das Schicksal hat ihm nur noch so viel Lebenskraft gelassen, daß er nicht im Kerker des Sohnes sterben muß. Der alte, zähe Kämpfer stirbt noch vor der Entscheidung am 7. August 1106, nachdem er dem Sohn Ring und Speer übersendet und für sich selbst um einen Platz in der Gruft von Speyer, für seine Freunde um Verzeihung gebeten hat.

Das Ende des großen Investiturstreites vermochte der vierte Heinrich nicht mehr zu erleben. Alle Pläne seines Herrscherdaseins hat das Unglück, das ihn erdbebenartig von Zeit zu Zeit heimsuchte, zerstört. Daß er dem Papste gegenüber beharrlich auf seinem Recht, die Bischöfe und Reichsäbte einzusetzen, bestand, bei allen Verhandlungen den Vorbehalt der königlichen Ehre machte, läßt alles, was er für seine Standhaftigkeit zu erdulden hatte, über das Persönliche hinaus zu einer Sache der Nation werden. In ihm hat unser Volk gelitten. Heinrich aber gebührt der ewige Ruhm, nichts von den Königsrechten preisgegeben zu haben. Er hat Deutschland davor beschützt, eine Provinz von Gregors Kirchenstaat zu werden. Er hat die Springflut des Cluniazensertums unter dem Einsatz von allem, was er besaß, abgewehrt. Die Gegner haben nichts an ihm geschont: nicht die Jugend, nicht sein frühes Alter; nicht die Söhne, nicht die Gemahlin, nicht seine Ehre. Sie haben sein Bild besudeln wollen. Sie haben, nachdem sie ihm alles genommen, auch seinen Leichnam geschändet, indem sie ihm den erbetenen Platz in der Gruft von Speyer versagten. Weil Otbert dem Freund eine Ruhestatt in seinem Dome gab, wurde er gebannt, der Leichnam aber ausgegraben und in einer ungeweihten Kapelle bewahrt. Schon in Speyer beigesetzt, ist er durch die Unduldsamkeit seiner Feinde wieder der Ruhe entrissen worden. Erst nach fünf Jahren (1111) wurde er in Gegenwart des Sohnes, der ihn inzwischen am Papst gerächt und die Lösung seines Bannes erreicht hatte, zur Ruhe gebracht. Aber Heinrich mußte das Grab des Vaters doppelt vermauern lassen, damit er nicht nochmals ein Opfer des Hasses werden könnte. Diese Sorgfalt hat denn mehr als ein Halbjahrtausend später gerade des vierten Heinrichs Sarg gerettet, als die französischen Mordbrenner Ludwigs XIV. die Königsgruft in Speyer plünderten und schändeten.

Der Haß der Gegner gegen den Stillgewordenen bekannte am allerbesten,

daß der Streit zu seinen Lebzeiten ungeschlichtet, der König also trotz aller Zusammenbrüche seines Lebens unbesiegt geblieben ist.

Der große Treuebrecher Heinrich V. (1106—1125) ist nun unbestritten König. Er übernimmt das politische Programm des Vaters. Aber noch kann er nicht nach Italien, die Austragung des durch die Hartnäckigkeit des Papstes unlösbaren Gegensatzes zu suchen. Er belohnt zunächst den Spießgesellen seiner Jagd auf den alten Kaiser, den Grafen Lothar von Supplinburg, der durch seine Schwiegermutter reiche Besitztümer um Braunschweig und durch seine Gemahlin Richenza, eine Nordheimerin, den Nordheimer Besitz an sich gebracht hat. Heinrich macht ihn zum Herzog von Sachsen, soll aber von Lothar schlechtesten Dank ernten.

Kriegszüge gegen Flandern (1106), Böhmen (1107), Ungarn (1108) und Polen (1109) füllen die nächsten Jahre. Der König richtet in Böhmen die deutsche Oberherrschaft wieder auf, an der gerüttelt worden war. Sonst bringen die Feldzüge keinen Erfolg.

Im Jahre 1110 geht es endlich, was der streitbare deutsche Adel so lang ersehnt, nach Italien. Der Papst hat dem Kaiser den Spruch eines französischen Konzils über die Investiturfrage zugemutet. Nun zieht ein gewaltiges deutsches Ritterheer, zu Regensburg aufgeboten, über die Alpen, an die 30000 Mann. Novara, das sich widersetzen will, wird niedergeworfen, und nun wagt sich kein Widerstand mehr. Ein einiges deutsches Kriegsvolk aus allen Gauen marschiert gleißend im Glanz der Sonne auf den Ronkalischen Feldern auf, und Italien ist still, als hätte es nie eine Pataria, nie einen Städtebund gegeben. Mathilde macht keine Schwierigkeiten. Auch die Kurie wagt keine unbedingte Ablehnung. Es kommt ein Geheimabkommen zwischen König und Papst zustande. Die Tore von Rom tun sich auf, und am 12. Februar 1111 soll die Kaiserkrönung in der Peterskirche erfolgen. In der militärisch gesicherten Kirche gibt Heinrich unter atemloser Spannung bekannt, daß er auf die Investitur verzichte. Der Papst aber erklärt, die Bischöfe und Reichsäbte hätten dem Reich ihre Regalien* zurückzugeben. Geistliche und weltliche Gewalt sollen wieder getrennt sein. Heinrich fügt hinzu, daß er aus königlicher Gnade den bisherigen Besitzern den Genuß der Regalien vorläufig belassen wolle. Diese Erklärungen sind für die geistlichen Fürsten, aber auch für viele unter den weltlichen, die geistliche Lehen ihr eigen nennen, eine fürchterliche Überraschung. Als der Papst allen, die sich auflehnen wollen, den Bann verheißt, bricht ein fürchterlicher Tumult los. Da erklärt der schnell gefaßte König, daß er nun auf der alten Investitur bestehen müsse, und fordert die im Vertrag von Sutri vereinbarte Krönung. Als sich der Papst weigert, läßt ihn Heinrich mit 13 Kardinälen als treubrüchig verhaften und ins deutsche Lager, dann in die Albanerberge ab-

* D. h. die von ihnen verwalteten staatlichen Befugnisse.

führen. Der Tag von Canossa ist gerächt. Der König hat aber auch dem Papst klar die Bedeutung der Regalien vor Augen geführt. Sicher hat er alles von Anbeginn durchschaut und war in der Peterskirche der einzige, der die Lage beherrschte. Wollte die Kurie ihn mit dem Vertrag hineinlegen, so ist ihr dieser Versuch bei dem kalt berechnenden Salier übel bekommen. Ob der Papst, als ihn die deutschen Reisigen nicht mit Samthandschuhen anrührten, wohl an den stillen Mann in der ungeweihten Friedhofskapelle gedacht hat? Der König sorgt dafür, daß Paschalis sich erinnert, denn eine seiner ersten Bedingungen ist die Lösung des toten Kaisers vom Bannfluch. Nach einigen Wochen starken Druckes stimmt der Papst seiner Kapitulation zu, die der Vertrag von Ponte Mammolo bedeutet. Dem König wird die Investitur zugestanden, ihm wird die Kaiserkrone versprochen, und der Papst muß sich verpflichten, sich nie zu rächen und den Kaiser niemals zu bannen. Heinrich kennt die Gewissenhaftigkeit seines Partners. Solange Paschalis lebt, wird er nie mehr gebannt. Die Reformpartei aber hat ihre erste Niederlage erlebt. Die Kaiserkrönung vom 13. April ist ein Triumph für den Kaiser.

So kann der Salier froh nach Deutschland zurückkehren, wo er sich wie der Vater in Jahren des Aufbaus stark auf die Städte stützt, denen er Privilegien erteilt, Speyer 1111, Worms 1112 und noch eines 1114.

Da tauchen die ersten Schwierigkeiten auf. Nicht der Papst, aber eine Lateransynode und eine französische in Vienne tun den Kaiser in den Bann. In Deutschland aber bildet sich eine Erhebung. Zwar mit dem Erzbischof von Mainz, der dem Kaiser wegen der Vermehrung des salischen Gutes am Rhein grollt, wird er rasch fertig. Er verhaftet ihn und setzt ihn einige Zeit recht unangenehm in der Burg Trifels fest. Aber auch der mächtige Lothar hat sich erhoben, und gegen ihn muß der kränkelnde Kaiser zu Felde ziehen. Sachsen ist stärker als früher, denn der große bremische Besitz und die salischen Güter um den Harz sind in ihm aufgegangen. Der Kampf, den Heinrich, selber kein Feldherr, nicht persönlich führen kann, läßt sich gut an. Der kaiserliche Feldherr Mansfeld siegt bei Warnstädt in der Nähe von Quedlinburg, und Lothar von Supplinburg muß sich unterwerfen. Mit großen Festlichkeiten feiert der Kaiser im Jänner 1114 seine Vermählung mit Mathilde, der Tochter des englischen Königs. Aber ein Feldzug Heinrichs gegen die Friesen wird Signal für den Abfall der Kölner und ihres Erzbischofs, dann auch der Thüringer und der Sachsen. Der Kaiser kann Köln nicht einnehmen und wird bei Andernach geschlagen. Hoyer von Mansfeld aber erleidet diesmal gegen Lothar bei Welfesholze eine empfindliche Niederlage und fällt selbst in der Schlacht (1115). Auch der Salier, schon in Sachsen eingedrungen, muß nun wieder zurück. Seine Pfalz Dortmund und seine Burg Bentheim an der friesischen Grenze werden von den Sachsen verbrannt. Eine Erhebung der Mainzer zwingt den Kaiser, den gehässigen Erz-

bischof freizugeben. Nur Friedrich von Schwaben und Welf von Bayern stehen noch treu zu ihm.

1115 stirbt die Markgräfin Mathilde von Tuszien, und der Kaiser, der wohl mit ihr vorher ein Abkommen geschlossen, bricht auf, ihr Erbe anzutreten, obwohl es in Deutschland so übel aussieht. Es gelingt ihm, ohne Heeresmacht, durch geschickte Unterhandlungen und berechnete Zuwendungen, sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen, von der er nicht nur die Reichslehen, sondern auch die Eigengüter in Anspruch nimmt. In Bologna lernt er den berühmten Rechtslehrer Irnerius (Werner) kennen, der das römische Recht erneuert und wirkungsvoll für den Kaiser, der ja der Rechtsnachfolger der alten Cäsaren ist, neu begründet. Der Versuch Heinrichs, durch eine Aussöhnung mit dem Papst seine Stellung zu stärken, scheitert, da Paschalis aus Rom flüchtet. In Rom läßt sich der Salier durch den ihm ergebenen Erzbischof Burdinus, den er später auch zum Gegenpapst macht, nochmals mit seiner Gemahlin krönen. Inzwischen reift das Problem der Investitur zur Verhandlung, zumal Papst Calixtus II. über den persönlichen Haß hinwegzusehen vermag. Beide Streitlager haben indessen mit viel Logik versucht, dem weltlichen wie dem geistlichen Standpunkt gerecht zu werden. Die Gegensätze haben sich überall müde gekämpft, in der Kirche, aber auch in Deutschland. Der scharfsinnige Abt Ivo von Chartres hat die erlösende Formel gefunden, die Übergabe von Ring und Stab als geistliche Rechte der Kirche zu überlassen, dem Gewählten aber das Symbol der staatlichen Herrschaft, das Zepter, durch den Kaiser oder seinen Vertreter überreichen zu lassen. Trotz neuer Schwierigkeiten marschiert der Gedanke der Verständigung, als die deutschen Fürsten die Vermittlung übernehmen. Es geschieht bei gleichzeitiger Lösung des inneren Streites, indem im gleichen Jahre 1121 zu Würzburg ein Reichsfrieden abgeschlossen wird, der die Rückgabe des entfremdeten Kirchen- und Krongutes und die Lösung der Frage der Investitur als Bedingungen enthält. Auch die Kurie zeigt nun ernsthaften Verhandlungswillen. 1122 findet zu Worms ein großer Reichstag statt, der mit einer Synode verbunden wird. Im Wormser Konkordat kommen hier geistliche und weltliche Macht zu einem Ausgleich. Die Investitur mit Ring und Stab wird der Kirche zugestanden. Der Kaiser aber erteilt die Regalien durch die Verleihung des Zepters, wahrt also das Recht der Krone an dem Kirchengut. In der Frage, ob die weltliche Verleihung vor oder nach der vollzogenen kirchlichen Weihe erfolgen soll, wird zwischen Deutschland einerseits, Italien und Burgund andrerseits unterschieden. In Deutschland kommt der Kaiser zuerst, kann also einen mißliebigen Kandidaten ohne Schwierigkeit ausschalten. In den beiden anderen Ländern aber geht die kirchliche Weihe voraus, die Belehnung muß innerhalb von sechs Monaten nachgeholt werden. So werden in der Folge dem Kaiser diese Lehen immer mehr entgleiten,

was in Burgund zugunsten einer größeren Selbständigkeit der Bischöfe, in Italien zugunsten der Städte geschehen ist, die den Bischöfen die Regalien entreißen. Die Wahl der Bischöfe und Äbte aber soll ohne Simonie und ohne Gewaltsamkeit in Gegenwart des Kaisers vor sich gehen. Bei zwiespältiger Wahl jedoch soll der Kaiser „nach dem Rate oder dem Urteil des Metropolitan und der zur Provinz gehörigen (Bischöfe) der vernünftigen Partei Zustimmung und Hilfe gewähren". Der Kirchenstaat aber wird souverän, da die römische Kirche ausdrücklich ausgenommen erscheint. Das Wormser Konkordat wird als Reichsgesetz und auch als Kirchengesetz festgelegt. Da die von der Kurie ausgestellte Urkunde den Namen Heinrichs enthält, wurde später hinterhältig behauptet, die Zugeständnisse seien nur ihm persönlich gemacht worden. Jedenfalls aber blieb das Konkordat in Geltung. Es war, aufgezwungen dem Kaisertum durch den Partikularismus der Fürsten, die erste und eine schwere Bresche in das ottonische System, nachdem schon die Papstwahlordnung eine Erschütterung gebracht hatte. In Zukunft wird alles auf die Persönlichkeit des Herrschers ankommen. Da aber auch die Kirche ihren Anspruch keineswegs durchgesetzt hatte, konnten die Streitteile immerhin aus dem Kampf mit dem Bewußtsein scheiden, ihr Ansehen gewahrt und ihre Rechte abgegrenzt zu haben, die Kirche ihre Freiheit, das Reich seine Ehre.

Heinrich wird durch das Konkordat vom Bann gelöst. Aber trotzdem bleiben die Schwierigkeiten mit dem Mainzer und dem Sachsen. Und wieder zieht der Kaiser infolge der Feindseligkeit Lothars vergeblich gegen die Friesen. Der Sachse kümmert sich um seine Reichspflichten überhaupt nicht. Eigenmächtig setzt er in der Mark Meißen Konrad von Wettin und in der Lausitz Albrecht von Ballenstedt, der später der Bär genannt wird, ein. Der Kaiser rüstet zum Heerzug des Reiches gegen die Sachsen, führt aber, um seinem englischen Schwiegervater zu helfen, die versammelte Heereskraft gegen Frankreich, ohne hier viel Seide zu spinnen. Bald darauf, am 23. Mai 1125, ist er, noch nicht 44 Jahre alt, einem Krebsleiden erlegen. Mit ihm erlischt das Haus der Salier, eben da die Möglichkeit winkt, das englische Reich zu erben. Denn die Kaiserin Mathilde ist nach dem frühen Tod ihres Bruders, der im Kanal bei einem Schiffbruch ertrunken war, die alleinige Erbin des gesamten Normannenbesitzes in England und Frankreich. Die kinderlose Kaiserwitwe hat dann diesen Anspruch auf ihren zweiten Gemahl Gottfried von Anjou, den Begründer des Hauses der Plantagenets übertragen, und ihr Sohn aus dieser Ehe ist dann wirklich als Heinrich II. König von England geworden. So kam es nicht zu der Vereinigung von England und Deutschland, die unter dem letzten Salier für kurze Zeit winkte.

Sehen wir von der ruchlosen Art ab, in der Heinrich seinem abgekämpften Vater die Krone entriß, so ist er eine erfreuliche Erscheinung unserer Geschichte. Gelehrig für die politische Verwilderung des großen Kampfes und für die

Methoden der Kurie, ist er ihr gefährlichster Gegner geworden und konnte, ohne auf seine Herrscherrechte zu verzichten, ihr die Kaiserkrönung abtrotzen. Heinrichs Gestalt wächst noch, wenn wir sehen, wie planmäßig er das zerrüttete Königsgut wieder aufbaute, wie er am Rhein, unterstützt von seinen staufischen Neffen, den westlichen Rand des alten Herzogtums Schwaben durch einen Kranz von Burgen auf den Vogesen sichert. Diese oberrheinische Stellung versuchte er durch seinen zähen Kampf gegen die Friesen auch auf den Niederrhein auszudehnen.

Wie sein großartiger rheinischer Gedanke, ist auch ein anderes Projekt des Kaisers nicht ausgereift. Er soll die Einführung einer Steuerverfassung für Deutschland nach dem Muster der englisch-normannischen geplant haben. Es ist nicht auszudenken, was ein Gelingen dieser Idee bedeutet hätte. Mit dem Tode dieses Herrschers aber verschwinden alle diese Möglichkeiten. Heinrich ist wie sein Vater unerfüllt im Kampf gestorben.

Das Geschlecht der Salier ist erloschen, nachdem es dem Reich vier gewaltige Persönlichkeiten geschenkt. Der erste und der vierte dieser Herrscher sind, jeder in seiner Weise, Menschen aus einem Guß, der dritte und der vierte Heinrich aber echt tragische Gestalten, ihren Anlagen und ihren Schicksalen nach. Jedoch sie alle haben ihren Namen in das Buch der Geschichte geschrieben.

3. Das Weltreich der Hohenstaufen

Der gute Herzog und schlechte Kaiser – Staufisches Gegenkönigtum – Bernhard von Clairvaux – Der neue Pfaffenkönig – Hie Welf, hie Waiblingen – Beginn der großen Nordostkolonisation – Der Unglückskreuzzug – Der große Barbarossa – Versöhnung mit den Welfen – Herzogtum Österreich – Kanzler Rainald von Dassel – Die Juristentagung von Roncaglia und der Kampf mit den lombardischen Städten – Alexander III. und der Streit mit dem Kaiser – Rainalds Tod – Der Welfe weigert die Heeresfolge – Die Schlacht bei Legnano und der Tag von Venedig – Heinrichs des Löwen Sturz – Der Konstanzer Friede und die normannische Ehe – Der Kaiser zieht ins Morgenland – Kaiser Heinrich VI. und Richard Löwenherz – Die Weltmachtpläne des Kaisers – Ein jäher Tod und ein unmündiger König – Der große Bürgerkrieg zwischen Staufen und Welfen – Walter von der Vogelweide – Die Ermordung Philipps – Friedrich II. und das Ende des Welfen – Friedrichs II. sizilisches Reich – Der Kreuzzug des Gebannten – Sieg über die Lombarden – Vernichtungskampf zwischen Kaiser und Papst – Das Konzil von Lyon – Tod Friedrichs vor der Entscheidung – Niedergang der Hohenstaufen – Karl von Anjou und das Ende Manfreds – Heldenkampf und Untergang des jungen Konradin – Das Haus der Weltkaiser erloschen

Nach einer kurzen Zwischenregierung kommt als richtiger Erbe der salischen Macht ein Herrscherhaus zur Regierung, das die schicksalhafte Verknüpfung Deutschlands mit Italien und der Kaiserkrone zu einem gewaltigen Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum steigert und der Welt das Panorama des erschütterndsten und tragischsten Machtkampfes bietet, den geistliche und welt-

liche Gewalt je auf Erden ausgefochten haben. Mehr als einmal hebt sich der Stern der Hohenstaufen zur Himmelshöhe, und der Sieg im erbitterten Kampfe, damit die Herrschaft über die Welt, scheint ihnen zuzufallen. Endlich aber senkt sich ihre Schale beladen mit dem Todeslos, und wie das stolzeste deutsche Herrschergeschlecht untergeht, stürzt auch das von ihnen verfochtene Reich von seiner Höhe und endet in innerer Zerrissenheit. Die Macht des deutschen Königtums ist am Ausgang dieses Ringens so tief erschüttert, daß sie sich nicht wieder erholt hat. Erben der königlichen Macht aber sind dann die Fürsten geworden. Während der Herrschaft dieses Kaisergeschlechtes, indes durch die Gestaltung der Verhältnisse Sache der Fürsten und nicht des Kaisers, entwickelt sich das herrliche Werk der deutschen Kolonisation im Nordosten, das jedoch durch den unseligen Zwist des Löwen mit Barbarossa schwerste Einbuße erleidet und nicht ausreift. Wir sehen in diesem ganzen Zeitraum Deutschland im Besitz der stolzesten Wehrkraft. Die reisigen Ministerialen haben sich zum edlen Rittertum, der Hochblüte des Lehenswesens, emporgeläutert, das auf der Höhe seiner Macht die Kraft durch den Geist gezügelt und sich eine vornehme Art des Lebens errungen hat. Der Ritter greift auch nach der Leier und steht als Verfasser der höfischen Epen, der Minnelieder, aber auch der großen Volksepen Nibelungenlied und Gudrun vor uns. Und um diese Höhezeit der deutschen Kraft noch stärker zu zeichnen, erstehen die steinernen Wunder der Dome in den deutschen Landen, zuerst der feierlich ernsten romanischen, die trotz ihres Namens eine echtgermanische Schöpfung sind, mit ihren Rundbögen, den Gruftkirchen und dem schweren Mauerwerk, dann aber immer mehr der lichtdurchfluteten, ganz Fenster gewordenen gotischen mit ihren Spitzbögen und Strebepfeilern und ihrer kühnen Bauart, die in schwärmerischer Inbrunst das Himmlische mit dem Irdischen verbindet. Wir stehen in der Glanzzeit des Mittelalters.

Nach dem Tod Heinrichs V. übergehen die Fürsten das Wahlrecht Friedrichs von Hohenstaufen und wählen den Herzog Lothar (1125—1137) von Sachsen zum König. Er ist den geistlichen Großen genehm, da er den Ansprüchen der Kirche entgegenkommt und auch von ihnen das Hominium, den schuldigen Mannschaftsdienst für den Kriegsfall, nicht fordert. Unter den weltlichen Fürsten aber hat er die Hilfe des mächtigen Welfen Heinrichs des Schwarzen von Bayern erlangt, der durch seine Ehe mit Gertrud, der jungen Tochter des söhnelosen Lothar, seinem Hause einst das Sachsenland zu erwerben hofft. Mit solcher Hilfe wird der Sachse, 65 Jahre alt, deutscher König, und zwar ein schlechter, nachdem er durch fast zwei Jahrzehnte einem tüchtigen deutschen König das Leben schwer gemacht.

Nun soll der bisherige Partisan der Gregorianer verteidigen, was er bisher entschlossen bekämpft, soll Entscheidungen treffen, wo er bisher nur die Pläne anderer durchkreuzt hat. Dabei ist dieser Lothar einer unserer

fähigsten Laienfürsten gewesen, der Vorläufer des stolzen welfischen Löwen, und kein unwürdiger Nachfahre des brunonischen Löwen, des großen Otto. Er macht das schon sehr geschwächte Sachsen zum kraftvollsten Gebilde des Reiches, er erweckt den Osten aus seinem Dornröschenschlaf. Sachsen wird unter ihm wieder auf seine heilige Aufgabe gelenkt, dem deutschen Volk den Nordosten zu erschließen. Der Supplinburger hat in den Marken hervorragende Männer sitzen, in der brandenburgischen Ostmark Albrecht von Ballenstedt, der nach seiner Bernburg den Namen der Bär führt, die Wettiner in der Lausitz und in der Mark Meißen, die Schauenburger in Ostholstein. 1131 haben sich die Wagrier und Abotriten unterwerfen müssen, und der Wagrierfürst Pribislaus hat Albrecht den Bären an Kindes Statt angenommen, so daß nach seinem Tod ihm das Land zufallen wird. Das Bistum Havelberg kann seine Auferstehung feiern, bald auch das Bistum Brandenburg. Die Mission schreitet bei den Pommern mit Erfolg fort, der heilige Vicelin erringt bei den Ostholsten große Erfolge und begründet das Bistum Oldenburg aufs neue. Das Ansehen des Reiches im Osten wächst. Deutschland greift erfolgreich in dänische Wirren ein, und der Dänenkönig erscheint als Vasall auf dem Reichstag von Merseburg, wo auch der Polenkönig huldigt und den für 12 Jahre rückständigen Tribut nachzahlt.

Ist Lothar unbedingt ein tüchtiger Herzog, dem wir viel im Osten zu verdanken haben, so hat er sich als Kaiser trotz redlichsten Fleißes nicht bewährt. Hier, wo es sich damals vorweg um das Verhältnis zum Papst handelt, hat ihm, wie so oft den Herrschern des Mittelalters, seine große Religiosität geschadet. Lothar gehört zu den schlimmsten Fällen einer Frömmigkeit auf Kosten des Reiches. Er gibt fast auf, wofür die Salier so heldenmütig gestritten. Erst in seinen letzten Lebenstagen scheint er umzulernen. So sitzt der Fünfundsiebzigjährige die ganze Nacht in der Frage der Besetzung der Reichsabtei Monte Cassino über den Akten, um schließlich unerschütterlich an den Rechten des Reiches über das hochbedeutende Kloster festzuhalten.

Fast die ganze Zeit seiner Regierung muß sich Lothar mit den hohenstaufischen Brüdern Friedrich und Konrad herumschlagen, von denen Konrad 1127 sein Gegenkönig wird und auch die Krönung zum König von Italien in Mailand erlangt. Aber die Hohenstaufen haben sich noch übernommen und müssen schließlich, als ihnen 1129 Speyer, 1130 auch Nürnberg, dann auch Ulm entrissen worden ist, sich 1135 unterwerfen, noch ehe der Kaiser zu seinem zweiten Römerzuge aufbricht.

Lothar ist 1132—1133 zum erstenmal im Süden gewesen. Ein Schisma hat ihn gerufen. Der Papst Anaklet, übrigens seiner Abstammung nach Jude, steht gegen den Papst Innozenz. Für diesen aber tritt der damals mächtigste Mann des Abendlandes, Bernhard von Clairvaux, ein, der durch die Macht seines Wortes Staatsmänner und Kirchenhäupter seiner Gene-

ration lenkt und durch seinen reinen Lebenswandel hinreißt, der aufwühlende Geist des Jahrhunderts, der heilige Künstler, der mit der Hand des Propheten nach dem Jenseits weist, als der Stätte der einzigen Glückseligkeit, des wahren Lebens. Tod und Verwesung verschwinden vor dieser mystischen Lobpreisung der anderen Welt, und so lenkt der große Zauberer von Clairvaux die Seelen der Zeitgenossen. Dabei helfen ihm die Orden, die in der letzten Zeit des Investiturstreites entstanden sind, weniger die zu frommen, daher politisch bedeutungsloseren Karthäuser, deren Regel Bruno von Köln 1086 gegründet, mehr die Prämonstratenser, am meisten seine Zisterzienser, die seit 1098 bestehen, von deren Klöstern Citeaux, Clairvaux und noch mehr von Morimont zahlreiche Neugründungen ausgehen. Wie bezaubernd der schwerer Arbeit und weltentsagendem Leben gewidmete Orden wirkt, erweist der Umstand, daß im Jahre 1133 der junge Babenberger und spätere Bischof von Freising Otto mit 15 Gefährten eine Nacht in Morimont weilt, um am nächsten Morgen mit allen seinen Begleitern den Entschluß zu fassen, selber Zisterzienser zu werden. Es ist eine Zeit der gewaltigsten Macht der Kirche über die Gemüter. Mit den Zisterziensern und dem heiligen Bernhard wetteifern die 1120 gegründeten Prämonstratenser. Ihr Gründer, der heilige Norbert, der fanatischste Himmelsstratege, geradezu ein Feind rotwangigen Lebens, ist beseelt von der Größe der Kirche, von eifernder Sorge für sein Magdeburger Erzbistum. Sein Prämonstratenserorden hat für die Christianisierung und damit für die Verdeutschung der Slawenlande östlich der Elbe außerordentliche Dienste geleistet. Diese Kräfte setzen sich für den aus Rom vertriebenen Innozenz ein. Lothar, anstatt klug die günstige Lage für die Machterhöhung des deutschen Königtums auszunützen, entscheidet sich, ohne ein Zugeständnis erhalten zu haben, der siegreichen Beredsamkeit des heiligen Bernhard unterliegend, für Innozenz. Bei einer Zusammenkunft in Lüttich zollt er ihm die berüchtigten Marschalldienste, die von deutschen Herrschern bisher nur der unselige Salier Konrad, der Verräter an seinem Vater, geleistet hatte. Und nach dieser Lütticher Anerkennung des Jahres 1131 muß der König, vollends ein Werkzeug des heiligen Bernhard, den Papst mit Waffengewalt nach Italien führen. Hier erlangt Lothar 1133 die Kaiserkrönung, erleidet aber bei seinem Bemühen, die Rechte der Krone gegenüber der Kirche geltend zu machen, einen völligen Mißerfolg. Zugleich hat er, der sich offenbar in dem so viel größeren königlichen Wirkungsbereich weit weniger auskennt als in den Angelegenheiten seines Herzogtums Sachsen, sich vom Papst mit den Gütern der Mathilde belehnen lassen, die diesem gar nicht gehören. Der Kaiser verläßt damit die Ewige Stadt als Lehnsträger des Papstes. Wie ist es doch mit dem Kaisertum seit den Tagen Karls des Großen, Ottos und auch noch der beiden letzten Salier bergab gegangen! Hochbeglückt hält man in Rom

diesen Vorgang auf einem Gemälde im Lateran fest: Der Kaiser kniend vor dem Papste und darüber die Inschrift „Mann des Papstes". Barbarossa, der für solche Dinge ein feines Gefühl hatte, ließ dieses Bild später vernichten.

Lothar erlangt auch für seinen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen die Belehnung mit dem Mathildischen Besitz. Mit Hochgefühl mag der Kaiser nach Hause gezogen sein, im Bewußtsein, die ertragreichen Tuszischen Güter seinem Hause gesichert, damit die arroganten Staufer aus dem Felde geschlagen und den herrischen Heinrich V. nach seinem Tode noch seiner besten Waffe beraubt zu haben. Bringt Lothar von seinem Römerzug solche Beute mit, so haben auch seine Erzbischöfe reichen Fischfang getan. Der Bremer konnte seine Rechte gegen das nordische Erzbistum Lund zurückerhalten, der Magdeburger gegen das Erzbistum Gnesen, letzteres ein hocherfreulicher Erfolg, der für die Verdeutschung des Ostlandes sich auswirkt.

Noch einmal muß der Kaiser im Jahre 1136 nach Rom, wieder auf Bernhards Geheiß, wieder um den Papst Innozenz zu stützen. Der wunderbare Bernhard, ebenso ein zartfühlender Mystiker wie auch gewandtester Weltmann, hat schon die Fäden geflochten, um die Hilfe der Seestädte Pisa und Genua für Lothar zu sichern. Es soll gegen den stolzen Normannenkönig Roger gehen. In zwei Heeressäulen vorrückend, vereinen sich die Deutschen vor Bari, das genommen wird. Roger muß nach Sizilien flüchten, während der Kaiser Neapel und Salerno erobert. Den Normannen rettet nur eine Meuterei der deutschen Vasallen, die aus Furcht vor der Gluthitze des Südens erklären, außerhalb des Reiches nicht zu Diensten gehalten zu sein. Um nun doch einen dauerhaften Erfolg im Süden zu haben, wird Rogers Gegner Rainulf von Alife mit dem Herzogtum Apulien belehnt. Doch kommt es dabei zwischen Kaiser und Papst beinahe zum Streit. Wer soll die Belehnung erteilen? Schließlich gibt der schwache Lothar nach, und so ergreifen beide, Papst und Kaiser, die Lanze, die sie als Symbol der Lehnsmannschaft an Rainulf verleihen. Nur bei der Besetzung von Monte Cassino wahrt der Kaiser unerbittlich die Rechte des Reiches. Mit dem guten Einvernehmen zwischen Innozenz und Lothar ist es vorbei. Der Supplinburger kehrt Ende 1137 nach Deutschland zurück, ohne den Gegenpapst erledigt zu haben, so daß sich Innozenz hilfeflehend an den eben bekämpften Roger von Sizilien wenden muß.

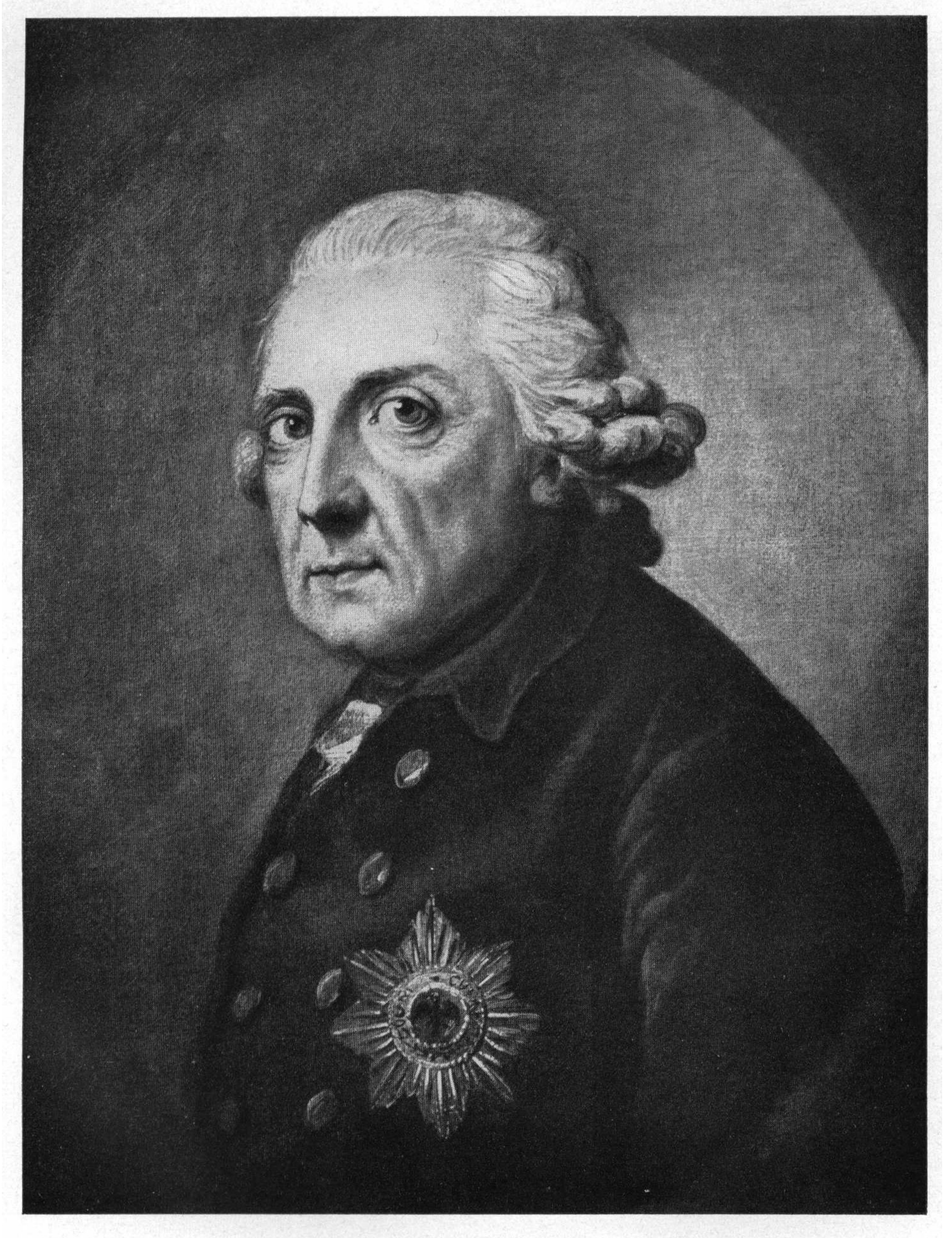
Schon ist der Kaiser über den Brenner gekommen, als ihn bei Breitenwang in Tirol im Alter von 77 Jahren am 4. Dezember 1137 der Tod ereilt.

Vergebens hoffte Lothar, den reichen Besitz, den er selbst angesammelt, seinem Schwiegersohn als Erben auch des deutschen Thrones hinterlassen zu können. Die Kirche ist gegen diesen Heinrich den Stolzen, dessen Selbstbewußtsein der Papst auf dem Römerzug recht unangenehm empfunden hat. Man setzt sich schnell über den ausdrücklichen Wunsch Lothars hinweg, und

Kirche und Laienadel, die keinen starken König mehr wünschen, wählen im Frühjahr 1138 in sehr zweifelhaftem Wahlgang den seinerzeit gebannten Gegenkönig und Herzog von Franken Konrad. Heinrich dem Stolzen indes wird bald das von Lothar geerbte Herzogtum Sachsen abgesprochen, das Konrad an den Askanier Albrecht den Bären verleiht. Bayern, das der König dem inzwischen geächteten Heinrich gleichfalls entzieht, gibt er seinem Stiefbruder Leopold IV. von Österreich, dessen Mutter ebenso wie Konrads und Friedrichs von Hohenstaufen die Salierin Agnes gewesen ist. Diese hatte nach dem frühen Tode Friedrichs von Büren den Babenberger Leopold III. geheiratet und ihm 18 Kinder geschenkt, darunter den schon erwähnten Otto, der später Erzbischof von Freising wurde und 1133 dem Zisterzienserorden beigetreten war.

Die Welfen setzen sich gegen die geplante Zertrümmerung ihrer Stellung energisch zur Wehr; Heinrich, wie die Kaiserwitwe Richenza, wie sein Bruder Welf VI. Als dann 1139, noch jung an Jahren, Heinrich der Stolze stirbt, kämpfen für den Sohn seine Mutter, seine Großmutter und der Oheim weiter. An der Mangfall gegen den Österreicher siegreich, unterliegt Welf bei seinem Versuch, das von Konrad belagerte Weinsberg zu entsetzen. Diese Feste fällt in die Hand Konrads, wobei sich jene von Chamisso besungene Episode ereignet haben soll, nach der die treuen Schwabenfrauen, die ihr Liebstes aus der dem Untergang geweihten Stadt mit sich nehmen durften, ihre dem Tod bestimmten Ehegatten mit sich getragen haben. Im Jahre 1141 stirbt auch die entschlossene Richenza und ein Jahr später der neue Bayernherzog Leopold IV. Dem König aber gelingt sein glücklichster Schachzug, indem er Gertrud, Heinrichs des Stolzen Witwe, seinem Stiefbruder, dem Babenberger Heinrich Jasomirgott vermählt, dem nun Bayern verliehen wird. Das bajuwarische Stammesgebiet scheint nach langer Zerrissenheit wieder in seinen wesentlichsten Teilen geeinigt. Heinrich der Löwe aber erhält Sachsen zurück und verzichtet dafür auf Bayern, wo nun seine Mutter Herzogin ist. Durch diesen eigentlich einzigen Erfolg der Regierung des liebenswürdigen und höflichen Konrad ist der erste Streit der Welfen mit den Waiblingern (Wibilinga, heute Waiblingen, war eine Burg der Hohenstaufen unfern des Neckars) zu einem günstigen Ende geführt, das ein Dauerndes hätte werden können, wäre nicht das Menschenleben im Mittelalter zu vergänglich gewesen.

Das Königtum Konrads ist in auswärtigen Unternehmungen nicht glücklich. Wohl gelingt es dem Hohenstaufen, seinen Schwager, den Böhmenherzog, auf seinem Throne zu stützen, aber ein ähnlicher Feldzug in Polen schlägt 1146 fehl, und im gleichen Jahre erleidet Heinrich von Österreich nach einem vergeblichen Einfall nach Ungarn zwischen Fischa und Leitha eine schwere Niederlage, die ihn beinahe das Leben kostet.



Tafel 20. Friedrich der Große

Als Heerführer und als König gleich groß, vollendete Friedrich in sechsundvierzig Regentenjahren ein Herrscherleben schicksalsvollster Prägung. Der Gründer der preußischen Großmacht leitete im Kampf und Aufbau ein neues Zeitalter deutschen Lebens ein.



Tafel 21. Kaiserin Maria Theresia

Maria Theresia, die deutsche Kaiserin der Weltgeschichte, eine Frau voll innerer Größe der Pflichterfüllung, männlichen Mutes und unbeugsamer Entschlossenheit, kämpfte für ihr Recht gegen eine überwältigend starke Koalition und gegen einen der größten Könige der Geschichte, nicht restlos siegreich, aber immer ruhmvoll. Als letzte Habsburgerin war sie, kluge Reformatorin und Herrscherin voll Kraft, eine der größten ihres Hauses.

Unterdessen erringt sich der junge Heinrich der Löwe (s. Bildtafel 11) eine geradezu königliche Machtstellung im Norden. Es ist prächtig zu sehen, wie endlich das wiedergewonnen wird, was unter dem unglückseligen Otto III. verlorengegangen war. Neben Heinrich erblicken wir Albrecht den Bären, der als Ersatz für das ihm bei der Verständigung zwischen Hohenstaufen und Welfen wieder entglittene Herzogtum Sachsen 1142 die Nordmark als reichsunmittelbar erhalten hat, der nun die Prignitz und das Ruppiner Land erobert und sich eine neue Nordmark schafft, während die alte später die Altmark heißt. Nachdem er 1150 seinen Adoptivvater Pribislaus beerbt, kann er die Bistümer Havelberg und Brandenburg an ihren alten Platz zurückführen. Er gründet Stendal. Seit 1157, nach der Niederwerfung eines gewaltigen Slawenaufstandes, ruft er niederländische Bauern ins Land, die mit Freuden nach dem Ostlande ziehen, wo Freiheit und große Hufen als Erblehen winken. Ein neues kraftvolles Bauerntum entsteht im Osten. Helmold, der Slawenchronist, berichtet darüber: „Zuletzt, da die Slawen allmählich verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozeane wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, nämlich an die Holländer, Seeländer und Fläminger, und zog von dort gar viele Ansiedler herbei, die er in den Burgen und Flecken der Slawen wohnen ließ. ... Von den Grenzen des Ozeans sind unzählige starke Männer gekommen und haben das Gebiet der Slawen bezogen und Städte und Kirchen gebaut, und haben zugenommen an Reichtum über alle Berechnung hinaus." Der erste aber, der mit der segnungsvollen Siedlung schon 1143 beginnt, ist Graf Adolf von Schauenburg, der sich Kiel als Hauptstadt aufbaut, da er 1158 ja das von ihm gegründete Lübeck an den gewalttätigen Löwen verlor. Dieser läßt seinen Machtbereich immer mehr ins heutige Mecklenburg wachsen, wo die Bistümer Ratzeburg und Schwerin gegründet werden, deren Investition er schrankenlos in seiner Hand hat.

So drängt ein neues Deutschland, uraltes germanisches Siedlungsland wiedergewinnend, allenthalben über die Elbe, die nun richtig beginnt, ein deutscher Strom zu werden, drängt der Oder entgegen, die der ausgreifende Askanier, der sich nunmehr Markgraf von Brandenburg nennt, bereits mit seiner Macht erreicht. Gegen das Gewaltige, das sich hier vollzieht, wirkt das Tun und Treiben des überall eingeengten Konrad geradezu kleinlich.

Der König müßte längst nach Italien ziehen, um die abbröckelnden Reichsrechte zu wahren. Man hat in Rom Roger den Königstitel bestätigt und ein Königreich Sizilien und Apulien als päpstlichen Lehnsstaat konstruiert, ohne nur im geringsten auf das Reich Rücksicht zu nehmen. Erscheint Konrad nicht bald, so hat das Reich im Süden ausgespielt. Auch ruft der Papst selbst den König zu Hilfe, da sich gegen ihn in Arnold aus dem lombardischen Brescia ein seltsamer Politiker, Mönch und Büßer gewendet hat, der sich an die

Spitze der Städter stellt und einen römischen Senat wie in den großen Zeiten der Republik einführt. Schon weilt der Papst flüchtig in Deutschland (1146). Jedoch der wortgewaltige Bernhard will eben damals das Gottesreich in Asien durch den Sturz des Islam erstritten sehen. Berauscht durch innere Gesichte, die ihm den herrlichsten Ausgang der Unternehmung gezeigt, gewinnt der Seelenlenker die leichtbeweglichen Franzosen mit ihrem König Ludwig VII. Schon beginnen sich die Haufen der Kreuzfahrer in Bewegung zu setzen, als es Bernhard zu Weihnachten 1146 gegen alles Interesse des deutschen Reiches gelingt, Konrad, der unter der Wirkung der bernhardinischen Wunder und Worte seine schwächste Stunde als Staatsmann erlebt, zum Gelübde der Fahrt zu bewegen. Der kluge Zisterzienser räumt alle Hindernisse aus dem Wege. So wird der grimmige Welf, mit dem es schon wieder Streit gibt, bewogen, auch in das Heilige Land zu ziehen. Heinrich der Löwe aber, der nach dem Tode seiner Mutter Gertrud (1143) seinen Anspruch auf Bayern wieder erhoben hat, wird zum vorläufigen Verzicht gebracht und darf, da für die Heere des Nordens die Fahrt nach Asien als zu weit erscheint, mit Albrecht dem Bären einen praktischen Kreuzzug gegen die Wenden unternehmen.

Der Hohenstaufe aber ist 1147 nach Konstantinopel aufgebrochen, wo er von Kaiser Manuel, der ihm verschwägert ist, sehr gut aufgenommen wird, schon weil der griechische Kaiser die Hilfe des deutschen gegen den gefährlichen Roger von Sizilien erhofft. Von byzantinischen Führern wird das Kreuzheer nach Nicäa gebracht. Konrad, der gegen den Rat Manuels den kurzen Weg durch das Innere Kleinasiens nach Ikonium einschlägt, erleidet eine fürchterliche Katastrophe, da seine Kreuzscharen, durch Hunger und Entbehrungen zum Rückzug gezwungen, fast vernichtet werden. Ein andrer Teil des Heeres — er war unter Otto von Freising das Mäandertal aufwärts gezogen — wird nahezu völlig aufgerieben. Konrad, der sich soldatisch ausgezeichnet benommen hat, kommt schwer krank nach Konstantinopel. Von hier gelangt er im Frühjahr 1148, wiederhergestellt, auf byzantinischen Schiffen mit dem Rest seines Heeres nach Palästina, wohin ebenfalls zur See die gleichfalls auf dem Landwege bereits fürchterlich zugerichteten Franzosen gelangt sind. In opferreichen und völlig vergeblichen Unternehmungen gegen Damaskus und Askalon klingt 1148 der Kreuzzug aus. Auf der Rückkehr kündet sich ein neuer Krieg an, da sich Manuel und Konrad mit Pisa und Venedig gegen Roger von Sizilien verbunden haben. Dieser aber hat Welf auf seine Seite gebracht, der in Schwaben einfällt, jedoch von dem tapferen König Heinrich, dem Sohne Konrads, den die Fürsten anläßlich des Kreuzzuges vorzeitig gewählt hatten, bei Flochberg in Schwaben abgewiesen wird (1150). Auch der Löwe meldet seinen Anspruch auf Bayern wieder an. Konrad muß den Plan des Normannenkrieges aufgeben. Er geht auch nicht auf

den Vorschlag des römischen Senats ein, der ihm die Kaiserkrone anbietet. In Deutschland kommt ein Friede mit Welf zustande, aber in erfolglosem Kampf gegen Heinrich den Löwen verbrauchen sich Ansehen und Kräfte des alternden Königs. Er wird den für das Jahr 1152 mit dem Papst vereinbarten Römerzug nicht mehr unternehmen. Da ihm sein Sohn, König Heinrich, schon zwei Jahre im Tode voraufgegangen, sein anderer Sohn, Friedrich von Rotenburg, aber noch zu jung war, verzichtet Konrad hochherzig und weitblickend auf dessen Nachfolge und legt den Fürsten nahe, den prächtigen Schwabenherzog Friedrich, dessen Heldenmut und Umsicht er eben im Heiligen Land kennengelernt, zum König zu wählen. Am 15. Februar 1152 ist der noch nicht 60 Jahre alte erste Hohenstaufe gestorben.

Mit seinem Neffen und Nachfolger Friedrich I. (1152—1190, s. Bildtafel 12), der von den Fürsten — zum erstenmal seit 50 Jahren — einmütig zum König gewählt wird, setzt die letzte Ära deutscher Kaisergröße im Mittelalter ein. Der noch nicht 30 Jahre alte Herrscher verkörpert die edelsten Ideale des Rittertums seiner auf das Große gerichteten Zeit, eine echt deutsche Erscheinung, die bei den Italienern, die ihn Barbarossa, den Rotbart, nennen, ganz als Sinnbild deutscher Art wirken mußte. Friedrich ist ein Hort der Gerechtigkeit, dem das Recht nicht ein Mäntelchen ist, das um eine schlechte Sache schützend gelegt wird. Wenn er fortan für das in den Sturmzeiten seiner Vorgänger so sehr gebeugte Königsrecht eintritt und Punkt für Punkt das Entzogene zurückzuholen unternimmt, so hat solches Beginnen bei ihm den Charakter des Persönlichen völlig eingebüßt. Man fühlt mitten in seinen heißen Kämpfen in ihm immer den Gesendeten, der von der Lösung der erkannten Aufgabe nicht absteht, ob die Tage günstig sind oder nicht. Diesen Gerechtigkeitssinn kann der König nur beugen im Interesse des Reiches oder unter dem Zwang der Verhältnisse. Schwer genug fiel ihm, daß er so manches Unrecht übersehen mußte, das unter seiner Regierung Heinrich der Löwe beging. Der Hohenstaufe besitzt auch die Gabe kluger diplomatischer Unterredung. Er weiß mit einem Gegner zur Verständigung zu gelangen und kommt aus allen Verhandlungen als der Stärkere heraus. Muß aber gekämpft werden, dann übertrifft der Schwabe alle als ein wilder Raufer voll unbändiger Lust am männermordenden Kampfe. In diesem Friedrich hat Deutschland einen Mann gefunden, berufen, seiner Zeit, die sich neu am Diesseits erfreut, der Führer zu sein, den alle verstehen, gegen den auch der politische Haß nichts Rechtes vermochte.

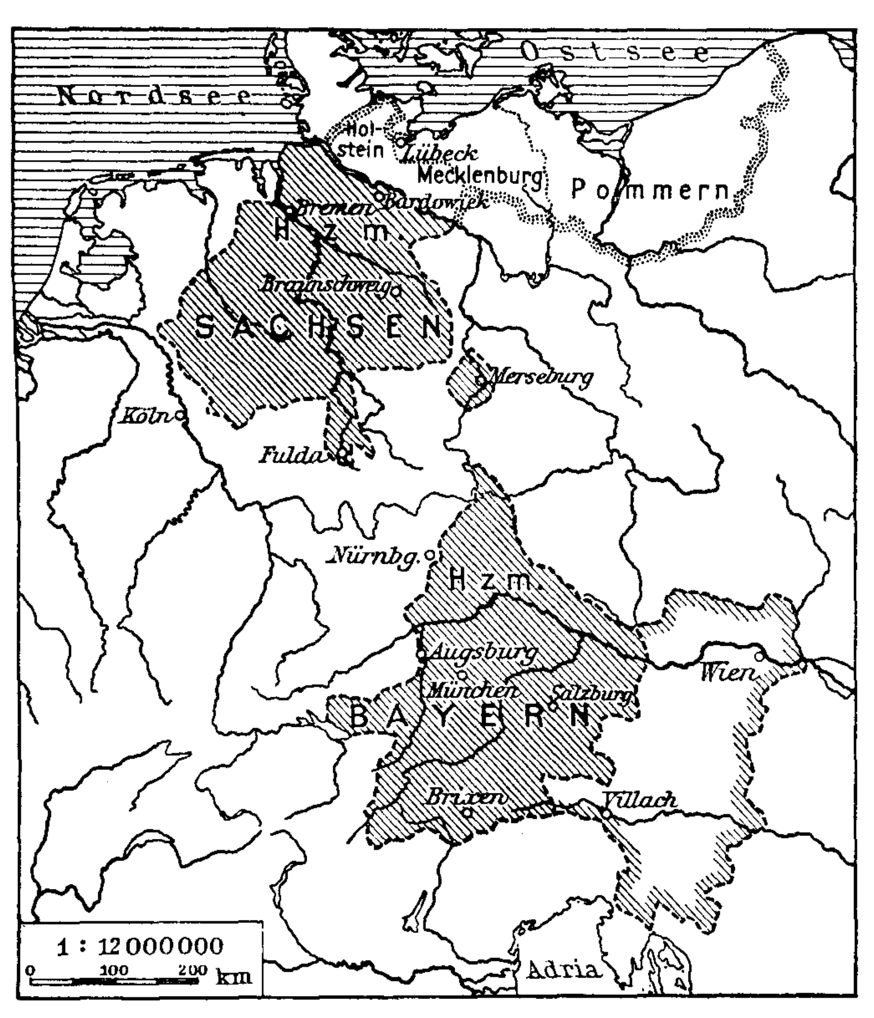
Die Zeit will sich gerne von einem Kaiser, noch dazu einem kaiserlichen Ritter, führen lassen. Der zweite Kreuzzug hatte dem Abendlande die Augen geöffnet. Der wahre Urheber der verhängnisvollen Idee, um derentwillen so viele prächtige Männer sinnlos sterben mußten, der heilige Bernhard freilich hat als echter Fanatiker die Schuld an diesem grauenvollen Zusammen-

bruche nicht begriffen. Aber während er in der letzten Spanne seines Lebens nach neuer Askese ruft, hat sich die Zeit von dieser ganzen Richtung, die das Laienleben als minderwertig stempelte und damit auch dem Kaisertum seine Stelle nur unter dem Papste, am liebsten unter dessen Lehensherrlichkeit zubilligen wollte, abgewendet. In die eleganten Formen des Rittertums gekleidet, angeregt durch das Bild des auf den Kreuzzügen geschauten bunten Orients, geweitet durch den Anblick so vieler Städte und Herrschaften, gestählt in den ritterlichen Übungen, reckt sich ein neues Weltleben, ein Selbstbewußtsein der Kraft und der Gesundheit empor. Stolz auf ihre funkelnden Waffen, blickt die Ritterschaft zu hohen Idealen auf und weiß, daß sie das Heil der Seele mit Schild und Speer ebenso erjagen kann, wie der Klostermann durch Bußübungen in seiner Zelle. Und neben den Ritter tritt die feingebildete Rittersfrau, kunstsinnig bereit, dem Dichter und seinem Werke Preis zu zollen. Schon tönen die Lieder nicht mehr von Tod und Verwesung, sondern von tobendem Männerkampf und sehnsüchtiger Liebe. Im Welschland auf französischer Erde erschallen die Verse von der Tafelrunde des Königs Artus, von den Abenteuern Iweins und Gawans oder gar eines Parzival. Die Deutschen fühlen genau so, und so kommt eine hohe Blüte deutscher Kunst, Dichtung und Gesittung herauf, die stolzeste Anregung durch die Regierung Friedrichs erfahren hat. Für den 1153 gestorbenen Bernhard aber gibt es keine Nachfolge. Auch der deutsche Klerus ist wieder bereit, mit der Krone ein Bündnis einzugehen, wie es segensvoll so lange bestanden hatte. Wie hat auch der landesflüchtige Papst Eugen als Gast in deutschen Landen das deutsche Episkopat geschurigelt und anmaßend behandelt! Friedrich nimmt der Kirche ihre Gerechtsame nicht, aber er wahrt Recht und Ehre des Reiches gemäß dem Wormser Konkordat, und selbstverständlich verlangt er von dem geistlichen Lehensträger wieder die Stellung von Mannschaften. Als bei der Besetzung des Erzbistums Magdeburg die erste Wahl zu keinem Ziele führte, setzt er den ihm genehmen Wichmann von Zeitz durch, und die Kurie fügt sich. Auch weiter arbeitet er zielbewußt daran, sich ein geeignetes Episkopat zu schaffen.

Im Innern aber bedeutet Friedrich die Versöhnung, weil er durch seine welfische Mutter Judith der richtige Vetter Heinrichs des Löwen ist. Es gelingt ihm, ohne sich den Babenberger Heinrich zum dauernden Feind zu machen, dem Löwen Bayern wieder zu verleihen. Auf dem Reichstage von Regensburg (1156), wo dies geschieht, erhebt er Österreich zu einem Herzogtum, das von Bayern unabhängig ist, indem er von den sieben bayrischen Fähnlein, die schweren Herzens Heinrich Jasomirgott übergibt, zwei dem Oheim wieder zurückstellt. Friedrich erteilt den Babenbergern auch ein wichtiges Privilegium, das dem neuen Herzog und seinen Nachfolgern Erleichterungen in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Reich gewährt, zugleich das

Herzogtum Österreich auch in der weiblichen Linie im Hause der Babenberger vererbbar erklärt. Mit der Zukunft des alten Stammesherzogtums Bayern ist es von da ab vorbei. Hinter dem aufstrebenden Österreich wird es zur Etappe der Weltgeschichte, und der bajuwarische Stamm ist seitdem, nun bald achthundert Jahre lang, auseinandergerissen.

Der Hauptgewinner von Regensburg ist der Welfe, der nun in den Schlüsselpunkt der Machtverhältnisse Deutschlands rückt, da er Sachsen, Bayern und die zukunftsreichen Slawenlande besitzt. Seine Macht ist überstark geworden. Der großzügige König aber schließt beharrlich die Augen, um nicht die Übergriffe zu sehen, mit denen Heinrich fast täglich auf Kosten bald des Bären, bald des Schauenburgers, bald des Erzbischofs von Bremen seine Macht verstärkt. Der Welfenbesitz, zu dem noch die süddeutschen Hausgüter Welfs VI. zählen, ist so bedeutend, daß der Hohenstaufe, um sich gegen diesen Koloß zu behaupten, gezwungen ist, sich andersher Autorität und Mittel zu verschaffen. So ist Friedrich durch diese Gestaltung der Dinge darauf angewiesen, die königliche Macht in Italien stärker zu betonen. Daneben aber sehen wir den klugen Hohenstaufen auch den Kronbesitz in Deutschland planmäßig wieder mehren, vor allem seine oberrheinische Stellung durch klugen Burgenbau noch mehr sichern. Seine Ehe mit Adele von Vohburg brachte ihm Eger ein, seine Besitzungen reichen bis ins Vogtland, im Hessischen hat er das wichtige Gelnhausen erworben. Im Westen gründet er eine neue Kaiserpfalz bei Lautern, das später Kaiserslautern heißt. Auch seine Königs-



Das Gebiet Heinrichs des Löwen

rechte den Fürsten gegenüber baut er kräftig wieder auf. Das Königsgericht kann sich neu entfalten, der König schützt vor ungerechten Zöllen, er betont die Pflicht, an den Reichskriegen teilzunehmen. Er erläßt aller Wahrscheinlichkeit nach auch ein Landfriedensgesetz. — Auf einem Reichstag in Konstanz 1153 verspricht Friedrich der Kurie gegen Zusage der Kaiserkrone Hilfe gegen die Stadtrömer und die Normannen, ebenso den Abgesandten der kleinen oberitalienischen Stadt Lodi, die von ihrer mächtigen Gegnerin Mailand mit der ganzen Brutalität dieser Handelsstädte überfallen und zerstört wurde. So zieht der König 1154 zum erstenmal nach Italien. Hier hat Hadrian IV., der einzige englische Papst, die Ausweisung Arnolds von Brescia erreicht, der nun in Tuszien Zuflucht genommen hat. Der Hohenstaufe, mit bloß 1800 Rittern über die Berge gekommen, muß auch von den Bürgern von Como schwere Klage gegen die Mailänder hören. Er zerstört, da er gegen die von ihm geächtete Stadt einstweilen nicht ankann, die zu ihr haltende Stadt Tortona. In Mittelitalien pflegt dann der streitbare Ritter Barbarossa freundliche Beratungen mit den gelehrten Juristen. Auf seinem Weitermarsch läßt er im Orzital den unglücklichen Arnold greifen, den er, der sein treuer und wertvoller Partisan sein könnte, in Sutri dem päpstlichen Henker überliefert. Dafür wird Friedrich in der Leostadt gekrönt. Aber am nächsten Tag müssen sich die Getreuen des Kaisers bereits eines wütenden Ansturmes der Römer erwehren, die allerdings bei den deutschen Rittern, voran bei Heinrich dem Löwen, an die Unrichtigen kommen. Gegen die Normannen zieht der Kaiser nicht mehr, doch zerstört er noch das trotzende Spoleto. Wieder sind die deutschen Ritter den Italienern weitaus überlegen. Friedrich nennt den Kampf mit ihnen ein Kinderspiel. Auf der Heimkehr sucht ihm die Stadt Verona die Etschklausen zu sperren, doch bricht der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach dem Kaiser mit verwegener Tapferkeit Bahn (1155).

Der Hohenstaufe hat nicht nur durch den Römerzug seine Stellung gewaltig verbessert, er konnte, durch seine zweite Ehe mit Beatrix, der letzten Gräfin und Erbin von Hochburgund — seine Ehe mit Adele ist wegen Kinderlosigkeit geschieden worden — das wichtige Burgund wieder fester ans Reich bringen und damit seine Stellung gegen Italien verstärken. Den Zähringer Bertold IV., seinen treuen Begleiter auf dem Römerzug, entschädigt er für seine Hoffnungen auf Burgund durch die Verleihung der Vogtei über Ostburgund, wo dieser Murten und Freiburg im Üchtlande, sein Sohn Bertold V. aber die Stadt Bern gründet.

Unter dem Eindruck der Erfolge des Kaisers schreibt auch der alte Babenberger Otto von Freising nicht mehr über das nahende Jüngste Gericht und den nahenden Sturz des weltlichen Staates, sondern begeistert über die Taten seines Neffen Friedrich.

Die Polen müssen nach einem erfolgreichen Feldzuge des Kaisers die deutsche

Oberherrschaft anerkennen. Friedrich aber belehnt bei dieser Gelegenheit den Böhmenherzog Wladislav mit den schlesischen Herzogtümern, die von da ab immer mehr dem Reiche zuneigen und unter Rudolf von Habsburg schon als direkte Reichslehen vergeben werden können. Es wird seine fruchtbarste Tat, denn Schlesien ist von da ab deutsch geworden. Ein Jahr darauf gewährt der Staufer dem treuen Wladislav das Recht, sich an den Tagen, wo der deutsche König sich damit schmückt, ein goldenes Diadem aufzusetzen (1158). Diese Verleihung des Königstitels gilt auch für die Nachkommen des Böhmen, während die gleiche Erlaubnis, die Heinrich IV. seinerzeit an Wratislav erteilte, nur für dessen Person gegolten hatte.

Im Jahre 1156 bestellt der Kaiser den westsächsischen Grafensohn und Propst mehrerer Stifte, den feingebildeten Rainald von Dassel, zum Reichskanzler, der entscheidende Griff seines Lebens. Dieser Helfer hat, obwohl geistlichen Standes, seine ganze Lebenskraft bis in den Tod getreu dem Dienst seines Kaisers, der Größe und Machterhöhung des Kaisertums gewidmet. Es ist die prächtigste Gestalt, die das deutsche Episkopat hervorgebracht hat, ein Meister des geschliffenen Wortes, aber auch des schneidenden Schwertes, verwegen im Streit, unerschrocken in seiner Staatskunst. Dieser erste deutsche Reichskanzler wurde nach seinem Tode von seinem Herrn am schönsten gekennzeichnet, wenn Barbarossa von der glühenden Seele Rainalds sprach, dem über eigenen Vorteil das Wohl des Reiches gegangen sei. Mit diesem Rainald kann Friedrich den Kampf um die Weltgeltung des Kaisertums, der seit fast einem Jahrhundert zugunsten des Papstes entschieden zu sein schien, noch einmal erneuern. Er vermag durch Jahre die Kurie in die ärgste Bedrängnis zu bringen und vor aller Welt den Papst als einen Reichsbischof zu bezeichnen, der ihm unterstellt sei. So rafft sich in den beiden strahlenden Gestalten, dem Kaiser und dem Kanzler, die weltliche Macht und mit ihr das Kaisertum zu einem unerhörten Gegenstoß auf, der, wenn auch schließlich nicht ausgereift, ohne Demütigung beendet werden kann.

Der neue Kanzler tritt auf dem Reichstag zu Besançon (1157) zum erstenmal so recht in Erscheinung, als zwei päpstliche Kardinallegaten — der eine ist Roland von Siena, früherer Kirchenrechtslehrer und nun die Seele der Kurie — ein Beschwerdeschreiben des Papstes wegen der Verhaftung eines nordischen Erzbischofs überreichen. In dem Briefe heißt es, daß sich der Papst trotz dieses Zwischenfalls freuen würde, wenn er dem Kaiser noch größere „Benefizien" als die Kaiserkrönung hätte zuwenden können. In seinem Doppelsinn von Wohltat und Lehen entsprach der Ausdruck ganz der hinterhältigen, immer auf die Zukunft bedachten kurialen Wortgebung. Waren aber früher die deutschen Staatsmänner solcher aalglatten Diktion niemals gewachsen, so ist dies bei Rainald, der die hohe Schule von Paris besucht hat, etwas ganz anderes. Blitzschnell erkennt der Kanzler, wie hier

unter dem Mantel gekränkter Freundschaft Pläne für die Zukunft und unerträgliche Ansprüche verborgen sind. Als er der Reichsversammlung das Schreiben des Papstes verdolmetscht, übersetzt er frisch die Benefizien als Lehen. Unter den Fürsten, welche den alten Anspruch der Kurie, das Kaisertum in ein päpstliches Lehen zu verwandeln, kennen, bricht leidenschaftliche Empörung aus. Fast geht es dem anmaßenden Roland an den Kragen. In dem scharfen Federkrieg, der nun einsetzt, sind die kaiserlichen Federn stärker. Der Kanzler ist nie verlegen, in wuchtiger Formulierung die Parade immer wieder zum Hieb und Stoß zu verwandeln, und hinter ihm steht der ungeheuere Ernst des Kaisers, der der Schärfe alles Persönliche nimmt und sie an Feierlichkeit und Wucht nochmals gewinnen läßt. Hier kämpft ein Herrscher, wie Grillparzer von seinem Rudolf sagt: „Was sterblich war, ich hab es ausgezogen und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt"; hinter diesem Kaiser steht auch die deutsche Hochkirche, und die Kurie muß in der Frage der Benefizien den Rückzug antreten. Der Kanzler aber spricht vom „Heiligen Reich".

Und schon bricht der Hohenstaufe wieder nach Italien auf (1158). Er hat 10000 Ritter um sich, das sind 50000 Mann, denn die Ritter haben ihre Knechte im Gefolge. Nun geht es Mailand an den Leib, das sich bald, durch Hunger bezwungen, ergeben muß. Der Kaiser bewilligt den Gedemütigten die freie Wahl ihrer Konsuln, vorbehaltlich des kaiserlichen Bestätigungsrechtes. Aber Barbarossa, der die große Blüte und den Übermut der Städte mit eigenen Augen gesehen hat, will das Recht des Staates, das ja durch Nichtausübung nicht erlöschen kann, festgestellt wissen, was ihm die römischen Juristen ermöglichen, die er zusammen mit 28 städtischen Richtern aus Bologna nach Roncaglia zum Reichstage lädt. Das römische Recht als das Recht der unumschränkten kaiserlichen Gewalt bietet nun wirklich dem Kaiser nach dem Spruch der vier Bologneser Rechtsgelehrten eine reichliche Ernte von Rechten, Besitzansprüchen und Einkunftsmöglichkeiten. Dem Hohenstaufen mag bei so klarer Rechtslage das Herz aufgegangen sein. Als Regalien, die dem König gebühren, werden ausdrücklich festgestellt: „Regalien sind: Heerbänne, öffentliche Wege, schiffbare Flüsse und solche, aus denen schiffbare gemacht werden können, Häfen, Uferzölle, Abgaben, die gewöhnlich telonea (Transit- und Marktzölle) genannt werden, Münze, Gerichtsgefälle, erledigte Güter und solche, die Unwürdigen auf Grund der Gesetze entzogen werden; die Güter derer, die unerlaubte Ehen schließen, der Verurteilten und Geächteten gemäß den Bestimmungen der neuen Konstitutionen; Stellung von Posten und Lastwagen, Schiffen und einer außergewöhnlichen Beisteuer zur allerglücklichsten königlichen Heerfahrt, Silberbergwerke, Pfalzen in den gewohnten Städten, Erträge der Fischereien und Salinen, die Güter der Majestätsverbrecher und die Hälfte des ohne Absicht in dem Eigen des Kaisers oder



Das Heilige Römische Reich auf der Höhe seiner Macht
Deutschland um 1197
(Reichsstädte unterstrichen)

Bearbeitet von K. Paul

Suchenwirth, Deutsche Geschichte

Georg Dollheimer Verlag in Leipzig


Die Auflösung des Heiligen Reiches um 1500
Abkürzungen: Bm. = Bistum, Fsm. (Fs.) = Fürstentum, Gft. = Grafschaft, Hzm. (Hz.) = Herzogtum, KGR. = Königreich, Bx. = zu Brixen, Fr. = zu Freising, G. = zu Gurk, M. = zu Mainz, Ma. = zu Magdeburg, N. = zu Naumburg, Sa. = zu Salzburg
Maßstab 1:7 000 000
50 0 50 100 150 km
Habsburgische Lande
Burgundische Lande
Die Zahlen bezeichnen das Jahr d. Erwerbung
Geistliche Gebiete
Reichsstädte
(Ortsnamen unterstrichen)
Die 7 Kurfürstentümer sind schraffiert.
Reichsgrenze
KGR. SCHOTTL.
KGR. ENGLAND
NORDSEE
DER KANAL
KGR. DÄNEMARK
OSTSEE
GRFSM. LITAUEN
KGR. POLEN
KGR. FRANKREICH
KGR. BÖHMEN
Hzm. Schlesien
Mgft. Mähren
KGR. UNGARN
Hzm. Mecklenbg.
Hzm. Pommern
Kurf. Brandenbg.
Wettinische Lande
Hzm. Bayern
Gft. Tirol
Hzm. Steiermark
Hzm. Kärnten
Hzm. Krain
Erzhz. Österreich
der Eidgenoss.
Hzm. Savoyen
Gft. Provence 1481 fr.
Dauphiné
Burgund
Gft. Flandern
Picardie
Hzm. Luxembg.
Hzm. Mailand
Rep. Venedig
Friaul
Kroatien
Slawonien
Dalmatien
BOSNIEN
SERBIEN
OSMAN.-REICH
Fs. Walachei
KIRCHENSTAAT
KGR. NEAPEL
ADRIATISCH. MEER
MITTELLÄND. MEER
Korsika
KGR. NOVARRA
KGR. KASTILIEN
KGR. ARAGONIEN
Deutsch Ordens Gebiet
1466 unter poln. Lehnshoheit
Masowien
Samogitien
London
Paris
Wien
Prag
Krakau
Ofen
Pest
Rom
Bearbeitet von J. Ahlemann
Suchenwirth, Deutsche Geschichte
Dollheimer Verlag in Leipzig

der Kirche gefundenen Schatzes; ein solcher Schatz, dem absichtlich nachgeforscht ist, gehört ihm ganz." Reifen solche Ansprüche zur Ernte, dann kann der Kaiser in alle Städte Oberitaliens besoldete Beamte setzen, und das Reich betritt den Weg vom Lehensstaat weg zum Beamtenstaat, den die beiden Normannenreiche in Sizilien und England schon gegangen sind.

Die Wirkung der Ronkalischen Beschlüsse ist eine niederschmetternde, sehen sich doch die Städte mit der Vernichtung ihrer Selbstverwaltung bedroht. Die Mailänder jagen den kaiserlichen Gesandten, es ist Rainald von Dassel, aus ihren Mauern. Es geht zum zweitenmal gegen die trotzige Stadt. Vorher aber wird noch Crema zum Fall gebracht und dem Erdboden gleichgemacht.

Der Kaiser zieht nun auch die Zügel für die lombardischen Bischöfe straffer an. Auch von ihnen fordert er den Mannschaftseid und macht sein Investitionsrecht geltend. Schon beginnen diesen Herrscher der Kirchenstaat und Rom zu interessieren. Dem Kaiser gebührt doch ohne Zweifel das Recht in seiner, der römischen Hauptstadt. Der Rotbart faßt sein Kaisertum im Sinne der Universalgewalt auf und muß darum mehr fordern als den bisher üblichen Unterhalt während seines Aufenthaltes in der Stadt. Friedrich appelliert in der Verfechtung seines Rechtes an sein Gewissen, das ihm gebietet, kein Scheinherrscher zu sein, was er wäre ohne die Herrschaft über Rom. Dieser Kaiser ist gründlich, und sein Kaisertum ist im erfolgreichen Angriff. So liegt Streit in der Luft, als der Papst Hadrian Ende September stirbt. Bei der Neuwahl erhebt eine kaiserliche Minderheit im Kardinalskollegium in tumultuarischer Weise den Papst Victor IV., während die Mehrheit ihren begabtesten Führer, Roland von Siena, als Alexander III. erwählt. Der Kaiser beruft unter seinem Vorsitz ein allgemeines Konzil nach Pavia, dem sich Alexander unter Berufung darauf, daß der Papst nicht richtbar sei, entzieht. Immerhin wird Alexander vom Konzil gebannt, schleudert nun aber gegen Kaiser und Gegenpapst den Bannstrahl. Der ausbrechende Kampf wird jedoch von beiden Seiten diplomatischer und ritterlicher geführt als der Investiturstreit.

Alexander findet im Westen Hilfe, wo man die universalen Ansprüche des Kaisertums zu fürchten beginnt. England, Frankreich, Spanien, Irland, Sizilien, der Orient, Norwegen und auch die Ungarn sind für ihn, während zu dem Gegenpapst das Reich mit seinen Nebenländern mit geringen Ausnahmen steht. Die Lombarden sind mit Alexander verbündet. Der Kaiser schließt die Stadt Mailand wieder ein, die wiederum dem Hunger erliegt. Nun gibt es aber nur mehr Ungnade. Bezeichnenderweise stammt das erbarmungslose Urteil vorweg von den Nachbarstädten. Mailand wird zerstört, seine Bürger müssen, wie seinerzeit die von Lodi, sich in vier offenen Plätzen ansiedeln und einer kaiserlichen Pfalz zu Monza Naturalabgaben und Dienste leisten. Die stolzen Kaufherren und Geldmänner sollen den Boden bestellen. In Ober-

italien behalten nunmehr ihre Selbstverwaltung nur noch die verbündeten Städte, und auch diese unter kaiserlicher Aufsicht. In die anderen werden zur Wahrnahme der Regalien Podestàs geschickt, Italiener oder deutsche Ministerialen, denen hier eine ganz neue Welt aufgeht. Eine Fülle von Geld und sonstigen Einnahmen wird sich nach Deutschland ergießen. Für den Kaiser winkt hier die Möglichkeit eines zentralistischen Beamtenstaates, wie ihn das sizilische Normannenreich nach byzantinischem Muster besaß und die englischen Normannen mit Erfolg anstrebten. Friedrich denkt an eine einheitliche Münze für sein gesamtes italienisches Gebiet. Er erreicht auch in der Romagna das Gleiche wie in Oberitalien, und Rainald setzt es in Tuszien durch. Der Kaiser braucht nun nur die Beendigung des Schismas, um ruhig aufbauen zu können. Indes die Aussicht auf die Entscheidung durch ein deutsch-französisches Konzil zerflattert, da sich der französische König schließlich versagt. Aber auf den Reichstagen in Dole und Besançon spricht Rainald, den sein Kaiser inzwischen zum Erzbischof von Köln erhoben, die stolzen Worte, daß die Entscheidung über den Papst allein dem Kaiser gebühre, denn der Papst sei der vornehmste Bischof des Reiches und ginge Engländer und Franzosen nichts an.

Ehe der Kaiser seinen dritten Römerzug antreten kann, um in den italienischen Angelegenheiten ein neues Machtwort zu sprechen, muß er eine Fürstenverschwörung gegen den übermütigen Welfen schlichten. Dann geht es, allerdings ohne ein Heer, über die Alpen. Hier wirken Venezianer und Byzantiner eifrig gegen das Reich. Die Venezianer bringen den Veroneser Bund zwischen Verona, Vicenza und Padua zusammen, der gegen den Kaiser gerichtet ist. Vergebens versucht Friedrich, durch einen behenden Stoß die Gegner unschädlich zu machen. Sorgenvoll tritt er im Herbst 1164 den Rückmarsch an.

Indessen ist Rainald nicht müßig gewesen. Er hat gegen Alexander ein Bündnis mit England abgeschlossen. Er hat auch am Hofe von Rouen, wo er mit dem englischen König unterhandelte, einen Doppelehebund zustande gebracht. Für den eben geborenen Kaisersohn Heinrich soll die jüngere englische Königstochter zur Braut bestimmt werden, für Heinrich den Löwen aber, dessen Ehe seit 1162 geschieden ist, die ältere, Mathilde. Im Hochgefühl dieser Erfolge leistet der Kaiser auf dem Reichstag von Würzburg einen Eid, nur den kaiserlichen Papst und seine Nachfolger, nie mehr Alexander anzuerkennen. Auch der englische Gesandte schwört, ebenso die anwesenden Großen, und binnen sechs Wochen sollen den Eid sämtliche geistliche und weltliche Fürsten im Reich bei Lehensverlust schwören. Obwohl der englische König bald wieder aus der Kampffront ausschwenkt, weht durch Deutschland nach den Würzburger Eiden ein scharfer Wind. Der Mainzer Erzbischof wird durch den trefflichen Kämpen Lothar von Buch ersetzt. Der Salzburger wird ausgetrieben und muß sich in das feste Friesach im Kärntner

Gebirge zurückziehen. Bald darauf stirbt er im Kloster Admont. Viele Zisterziensermönche müssen aus dem Lande.

Friedrich aber geht wiederum nach Italien, wohin Alexander aus dem Westen zurückgekehrt ist, wo der Byzantiner durch Verrat Ancona in seine Hand gebracht hat. Einstweilen wird der kaiserliche Papst durch den unerschütterlichen Lothar von Buch in Viterbo behütet. Ehe der Kaiser mit starker Heeresmacht aufbricht, hat er Ende 1165 die Heiligerklärung Karls des Großen vollziehen lassen. Er hat wiederum einen Streit des unverträglichen Löwen geschlichtet oder doch in die Ferne geschoben, diesmal einen Streit des Löwen mit dem kaiserlichen Kanzler, und zwar um den Besitz des Süderlandes (Sauerland). Der Welfe fehlt in dem kaiserlichen Heere, das in zwei Säulen durch die gärende Lombardei vorrückt. Mit Pisa und Genua verbündet, hofft der Kaiser den Papst in Rom fangen und damit alle seine Schwierigkeiten lösen zu können. Die beiden rheinischen Erzbischöfe Rainald und Christian ziehen längs der tyrrhenischen Küste. Als Rainald bei Tusculum in Bedrängnis gerät, schlägt ihn sein Amtsbruder wieder heraus. Trotz ihrer überwältigenden Übermacht werden die Italiener zusammengehauen. Der Kaiser, der Ancona zurückgenommen, erstürmt nun im ersten Waffengang die Leostadt. Bald ist Rom völlig in seiner Hand, aber durch das Versagen der Pisaner hat sich der Papst retten können. Damit ist der beste Siegespreis entglitten. Dafür aber setzt Paschalis, der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Victor, dem Kaiser und seiner Gemahlin Beatrix neuerdings die Krone aufs Haupt. Es ist am 1. August 1167. Am Tage darauf stellt sich ein Wolkenbruch ein, und am 3. August schleicht aus den Winkeln der Stadt jene entsetzliche Seuche, die die Blüte des deutschen Heeres wie Sommergras hinwegmäht. 2000 deutsche Ritter, der Herzog Friedrich von Rotenburg, der junge Welf VII., aber mehr noch, auch des Kaisers unvergleichlicher Paladin Rainald von Dassel, sind dahingegangen. Es ist der schwerste Schlag für Barbarossa, erlitten auf der Höhe des Glücks. Als der Kaiser auf der Flucht vor der Seuche in Pavia eingetroffen ist, hat er kaum mehr ein Heer. Er steht schlechter da als Napoleon nach dem russischen Winter.

Ganz Oberitalien ist auf einmal gegen ihn in Waffen. Bedroht von Ermordung oder Gefangennahme, kann der Hohenstaufe mit Mühe über Susa nach Deutschland entkommen. In Italien aber ist zunächst alles verloren. Das viel begünstigte Cremona hat einen mächtigen Bund von 22 Städten zustandegebracht, die sich eine Bundesbehörde geben, gemeinsame oberste Gerichtsbarkeit und vor allem gemeinsame Kriegsleitung gegen den Kaiser besitzen. Sie gründen 1168 eine gemeinsame Bundesfestung, Alessandria zu Ehren des Papstes genannt. Nur Mittelitalien ist noch fest in der Hand des Kaisers, der in Calixtus III. nach dem Tod des Paschalis einen neuen Gegenpapst gegen den nach Rom zurückgekehrten Alexander aufstellt. Leider

kann der Hohenstaufe nicht rasch genug in Italien wieder erscheinen. Der günstige Augenblick, den Bund im Entstehen zu zerschlagen, wird so versäumt.

Friedrich ist aber auch in Deutschland sehr beschäftigt. Er läßt seinen Sohn Heinrich zum deutschen König wählen, obwohl dieser erst vier Jahre alt ist. Seinem ersten Sohn Friedrich gibt er das durch den Tod des Neffen erledigte Schwaben. Den kinderlosen Welf aber weiß er 1174 gegen eine Geldentschädigung zur Abtretung seiner Güter in Tuszien, Spoleto, Sardinien und Korsika zu bewegen. Den Streit, der im Norden immer noch zwischen dem Löwen und seinen alten Gegnern, dem Magdeburger, dem Bären und dem Landgrafen von Thüringen, schwebt, bringt er zur Ruhe, legt aber bei dieser Gelegenheit seine Hand auf das seit der Schlacht am Welfesholz (1115) dem Kaiser entfremdete Goslar. Die beiden Vettern kommen allmählich auseinander. Der Kaiser hat die englische Verbindung aufgegeben, der Löwe seine Braut dennoch geheiratet. Der Kaiser ist mit Frankreich verbündet, der Welfe weiter der enge Freund der weithin planenden englischen Normannen geblieben. Heinrich steigt in diesen Jahren zu immer größerer Macht empor. Bis zur Weichsel hat er seinen Besitz ausgedehnt, Wagrien, Mecklenburg und Pommern sind durch ihn in den Verband des Reiches gekommen. Sein Nebenbuhler Albrecht der Bär ist 1170 gestorben. Der Löwe fühlt sich frei und siegreich und unternimmt mit seiner Gemahlin im Jahre 1172 eine wahrhaft königliche Pilgerfahrt ins Heilige Land mit selbstbewußten Staatsbesuchen in Konstantinopel und Palermo.

Der Kaiser geht wieder nach Italien, wo es dem vorausgesandten Christian von Buch nicht geglückt ist, das Umsichgreifen des Lombardenbundes zu verhindern. Aber der Treue hat diesem Venedig entfremdet und gegen Ostrom mit einer venezianischen Flotte gefochten. Friedrich zieht mit 8000 Rittern, jedoch wieder ohne den Welfen, über den Mont Cenis. Das treulose Susa wird verbrannt, indes vor Alessandria scheitert der Stoß. Die Trutzfeste kann eine mehrmonatige Belagerung durchhalten, bis die Heeresmacht des Bundes der 36 lombardischen Städte heranrückt, vor deren Übermacht der Staufer die Belagerung abbricht. Er ruft Christian mit seinen Truppen von der adriatischen Küste herbei, doch kommt es nicht zu einer entscheidenden Schlacht, denn der Kaiser vermag die Städte zu einem Waffenstillstand zu bewegen (1175). Die beiden Streitteile verpflichten sich, einem Schiedsspruch der Konsuln von Cremona Folge zu geben. Die stolze Stadt ist nämlich aus dem Bunde wieder ausgeschieden. Als Friedrich seine Truppen entlassen hat, wird er von den Lombarden veranlaßt, auch päpstliche Unterhändler zuzulassen. Die Cremoneser Konsuln sprechen dem Kaiser die Machtbefugnisse zu, wie sie unter Heinrich V. bestanden haben. Damit soll er auf die Podestàs verzichten und der lombardische Bund die Anerkennung des Kaisers finden; Alessandria wird davon ausgenommen. Sein Verhältnis zum Papst soll jeder Streitteil

frei gestalten dürfen. Die Lombarden aber weigern sich, die Abmachung anzuerkennen, da sie weder Alessandria, noch den Papst fallen lassen wollen. So muß das Schwert wieder entscheiden. Der Rotbart braucht für diese letzte Auseinandersetzung die Hilfe der Fürsten. In Italien hat er jetzt das beleidigte Cremona und Como auf seiner Seite. Kargt Deutschland mit der Hilfe nicht, dann wird dem Hohenstaufen der entscheidende Sieg zuteil werden. Aber in diesem Augenblick weigert der Löwe die Heeresfolge. Er fordert die reiche Silberstadt Goslar als Preis für die Hilfe. Bei der persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna soll der Hohenstaufe vor dem mächtigen Vasallen die Knie gebeugt haben, aber Heinrich ist ungerührt und taub für die Bitten des Kaisers abgezogen.

Da auch der Herzog von Österreich wegen böhmischer Sorgen dem Heereszug fernbleibt, zieht zur Verstärkung für den Kaiser nur ein bescheidenes Aufgebot über den Lukmanierpaß nach Italien. Friedrich wendet sich mit ungefähr 4000 Mann gegen die an Zahl dreifach überlegenen Städter und unterliegt bei Legnano nach anfänglichem Erfolge (1176). Die Kraft des deutschen Stoßes hat sich schließlich an dem zäh verteidigten Fahnenwagen der Mailänder gebrochen. Nur Reste retten sich nach Pavia, der Kaiser selber kann erst einige Tage später zu seinem Heere stoßen. Wieder folgt ein Schiedsspruch der Cremonesen. Friedrich will Alessandria als Bundesfestung anerkennen und verlangt nur die Trennung vom Papste, was aber die übermütigen Städter versagen. Dafür tritt Cremona endgültig zu ihm über. Dieser aber, der den Doppelkrieg, im Norden mit den Lombarden, im Süden mit den Normannen, die zum Papst stehen, los sein will, knüpft mit Alexander an, der, durch den langen Krieg zum alten Mann geworden, das Bedürfnis hat, nach Rom zurückzukehren und mit dem Kaiser in Frieden zu leben. In Anagni kommt es zu einem Vorfrieden, in welchem Friedrich gegen Lösung aus dem Kirchenbann den Gegenpapst fallen läßt. Alexander erkennt die während des Schismas in Deutschland erfolgten Besetzungen an, wodurch der Einfluß des Reiches auf die deutsche Kirche gewahrt bleibt. Die von Heinrich dem Löwen eingesetzten Bischöfe fallen nicht unter diese Anerkennung. Haupthärten des Abkommens sind, daß der Kaiser den Kirchenstaat als unabhängig anerkennen und die Mathildischen Güter dem Papst zurückgeben muß. Dafür aber soll dieser den Frieden mit den lombardischen Städten vermitteln. Als der Papst nur einen sechsjährigen Waffenstillstand erreicht, stimmt der Kaiser erst gegen Zugeständnisse Alexanders zu. Nachdem die Vorverhandlungen durch die Erzbischöfe Christian und Wichmann geführt wurden, treffen sich die beiden Häupter persönlich in Venedig (1177). Peinlich ist, daß der Kaiser hier dem Papst die sichtbare Huldigung des Fußkusses erweist, die dieser mit dem Friedenskuß erwidert. Dafür aber hat der Staufer auch manches erreicht. Bei Rechtsstreitigkeiten soll ein Schiedsgericht entscheiden;

man erklärt, sich gegenseitig das entzogene Besitztum zurückgeben zu wollen; aber der Kaiser behält die Mathildischen Güter in der Hand. Mit den Städten ist der Waffenstillstand perfekt geworden. Mit den Normannen wird eine Waffenruhe auf 15 Jahre abgeschlossen.

Wenn auch der Papst in dem großen Kampfe seine Unabhängigkeit bewahrt hat, so kann der Kaiser doch mit Befriedigung auf die ehrenvolle Beendigung des Streites blicken. Nur mit kaiserlicher Hilfe ist Alexander imstande, nach Rom zurückzukehren. Er bleibt fortan dem Kaiser gegenüber nachgiebig, was ihm gewiß schwere Gewissensbedenken bereitet, denn Friedrich steht nach wie vor mit seinen Ministerialen mächtig in Mittelitalien da, und von einer Rückgabe der Güter der Mathilde ist nicht mehr die Rede.

Auf der Rückkehr in die Heimat läßt sich der Rotbart zur stärkeren Betonung der Reichsrechte in Arles die Krone von Burgund aufs Haupt setzen. Nun wirkt sich seine Macht stärker aus, und wehe dem, der hier den Frieden bricht! In Speyer stellt sich bei Friedrich sein welfischer Vetter Heinrich ein und klagt über Feindseligkeiten seiner Gegner. Der Kaiser verweist den einstigen Freund auf den Rechtsweg. Mit schweren Klagen erscheinen die Fürsten auf dem Tag, den Friedrich zur Klärung für den Jänner 1179 nach Worms ausgeschrieben hat. Sie klagen den trotzigen Heinrich des Landfriedensbruches, einer auch des Hochverrates an. Der Angeklagte macht es ihnen leicht, denn er hat sich der Ladung des Kaisers versagt. Auch auf einem zweiten Gerichtstage zu Magdeburg erscheint er nicht. In einer letzten Aussprache zwischen Kaiser und Herzog bietet Friedrich dem Vetter eine Bereinigung der Angelegenheit gegen eine Geldbuße von 5000 Mark Silber an. Aber der unbesonnene Welfe trotzt weiter. Seiner eigensüchtigen Natur ist es unmöglich, kostbares Gut als Sühne zu bezahlen, da er gerne nimmt, aber ungern gibt, wie sich in der Angelegenheit seines Oheims Welf gezeigt hat, dem er seine schwäbischen Güter um ein Butterbrot aus der Hand pressen wollte, bis der Kaiser, überlegen eingreifend, mit dem alten Manne durchaus anständig das Geschäft selber machte. Der Löwe kann dem Hohenstaufen nicht vergessen, daß dieser, auch ein Neffe des alten Welf, ihm die fetten Bissen weggeschnappt hat. Solche Verblendung aber muß zusammenbrechen, trotz der ungeheuren Macht Heinrichs. Friedrich läßt ihn, da er auch auf eine neue Ladung nicht erscheint, fallen. Auf dem Tag von Kayna bei Goslar wird er geächtet als überwiesen durch seine Abwesenheit und darum verurteilt als Friedensbrecher und Hochverräter. Im Jänner 1180 werden ihm seine Herzogtümer abgesprochen. Auf einem Tag zu Gelnhausen erfolgt die Vergebung seiner Lehen: von Sachsen werden der Kölner und der Paderborner Sprengel abgetrennt und diese Gebiete als Herzogtum Westfalen dem Erzbischof von Köln übertragen; das Herzogtum Sachsen, nun auf den alten Billungschen Umfang und die alten Wendenmarken beschränkt, wird Bern-

hard, einem der Söhne Albrechts, übergeben; Bayern aber kommt an den treuen Otto von Wittelsbach, doch wird bei dieser Gelegenheit das Herzogtum Steiermark abgetrennt und dem Grafen von Andechs verliehen.

In seiner norddeutschen Machtstellung hofft der in die Aberacht erklärte trotzige Heinrich sich behaupten zu können. Es bleibt bei der Hoffnung. Mit überlegener Kraft und Sicherheit erscheint der Kaiser im Norden. Er ruft die Feinde des Welfen, und das sind viele, auf, die Acht zu vollziehen. Heinrich wird in die Feste Stade zurückgeworfen. Der Kaiser aber belagert und erobert Lübeck, das er zur Reichsstadt erklärt. Als Stade fällt, ist der Löwe am Ende seiner Kraft. Seine Freunde haben ihn verlassen, der König von England hat die erwartete Hilfe nicht gewährt. Es ist zu Erfurt, wo sich am 27. November 1181 der tief Gestürzte seinem Freunde und Helfer von einst, dem Herrn des Reichs, dem er die Treue gebrochen, zu Füßen wirft. Der Kaiser begnadigt ihn in vollendet gütiger, großherziger Weise. Er gibt ihm sogar seine Güter Braunschweig und Lüneburg wieder zurück. Heinrich wird nur gezwungen, Deutschland auf mindestens drei Jahre zu verlassen. So begibt sich der Welfe zu Beginn des Jahres 1182 an den Hof seiner englischen Verwandten in die Normandie. Mit beispielloser Überlegenheit hat der Hohenstaufe das gewaltigste Machtgebilde im damaligen Deutschland zertrümmert. Er hat den eigensüchtigen Herzog, dessen Hilfeverweigerung mitten im Kriege schuld war an dem Verlust der Schlacht von Legnano und damit an der Verkümmerung der Reichspläne in Italien und auch an der Demütigung vor dem Papste, zu Boden geworfen, ohne der Vollstrecker persönlicher Rache zu sein, über allem stehend, was geschehen, wiederum „der Kaiser nur, der niemals stirbt“. Er hat dem Rebellen nicht allein das verwirkte Leben geschenkt, er hat ihm den Familienbesitz gerettet und damit das Weiterleben seines Hauses, wofür die Welfen allerdings den Hohenstaufen übel gedankt haben. Das Reich ist vor der schon fast vollzogenen Aufsprengung durch die Welfenmacht von Friedrich bewahrt worden. Allerdings wurde damit der Norden in Trümmer geschlagen, territorial unselig zersplittert, so daß er bis zur preußischen Staatsbildung geradezu außerhalb der deutschen Entscheidungen stand oder in Teilen, wie Hansa oder Ritterorden, ein völliges Sonderleben führte. Das mächtige Sachsen fehlt fortan, das alte Stammesherzogtum ist tot. Die Vorwärtsbewegung nach Osten verläuft sich. Der Däne Waldemar bringt Pommern und Mecklenburg unter seine Oberherrschaft. So ist die deutsche Kolonisation gehemmt und um die schönsten Aussichten gebracht. Entscheidend für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Welfen ist, daß dieser Friedrich die Hilfe verweigerte, nicht wegen dessen „uferloser“ Süd- und Kaiserpolitik, auch nicht aus zwingenden Gründen, die ihn im Norden festgehalten hätten, sondern nur, weil der Welfe Goslar haben wollte, das ihm der Kaiser schon aus Charaktergründen

versagte. Die Wahrheit ist, daß der Staufer von seinem Vetter bescheidenst und wahrhaft selten Hilfe forderte, dieser aber sie im Augenblicke der Gefahr des Reiches versagte. Die Einheit des Reiches ist zum Schaden für das Ausreifen der deutschen Weltstellung, die damals real vorhanden war, wie auch zum Schaden der deutschen Kolonisation im Slawenlande durch Heinrich den Löwen zerstört worden. Man mag die deutsche Kaiserpolitik beurteilen wie immer möglich, man kommt nicht darüber hinweg, daß der Löwe nicht nach höheren Gesichtspunkten handelte, sondern eigensüchtig, nur auf den eigenen Vorteil bedacht.

Nach der Niederlage des Welfen, die auf die Welt den tiefsten Eindruck machte, beginnen die Triumphe im Leben des Kaisers. Schon das Ansehen des über 60 Jahre alten Herrschers macht es jedem Gegner unmöglich, sich mit ihm zu messen. Es folgen Jahre der deutschen Geschichte, an die wir nur mit Herzensfreude denken können. Da reiten Tausende deutscher Ritter, aber auch viele welsche, zu dem stolzen Ritterfest von Mainz, wo Barbarossa zu Pfingsten seinen ältesten Söhnen die Schwertleite erteilt. Umgeben von der Krone der Ritterschaft, den mächtigsten Fürsten und von edlen Söhnen, ist er der wahrhaft kaiserliche Gastgeber. Im Turniere erprobt er seine ungebrochene Jugendkraft. An diesem Feste sollen 70000 Ritter teilgenommen haben, zahllose Spielleute und Gaukler. Hier begegnen sich der deutsche Epiker Heinrich von Veldeke und der französische Minnesänger Guiot von Provins. Der Rotbart kann dieses Fest in stolzester Ruhe begehen, denn auch mit den Lombarden ist Frieden geworden, schon 1183, ein Jahr vor dem Mainzer Hoftag.

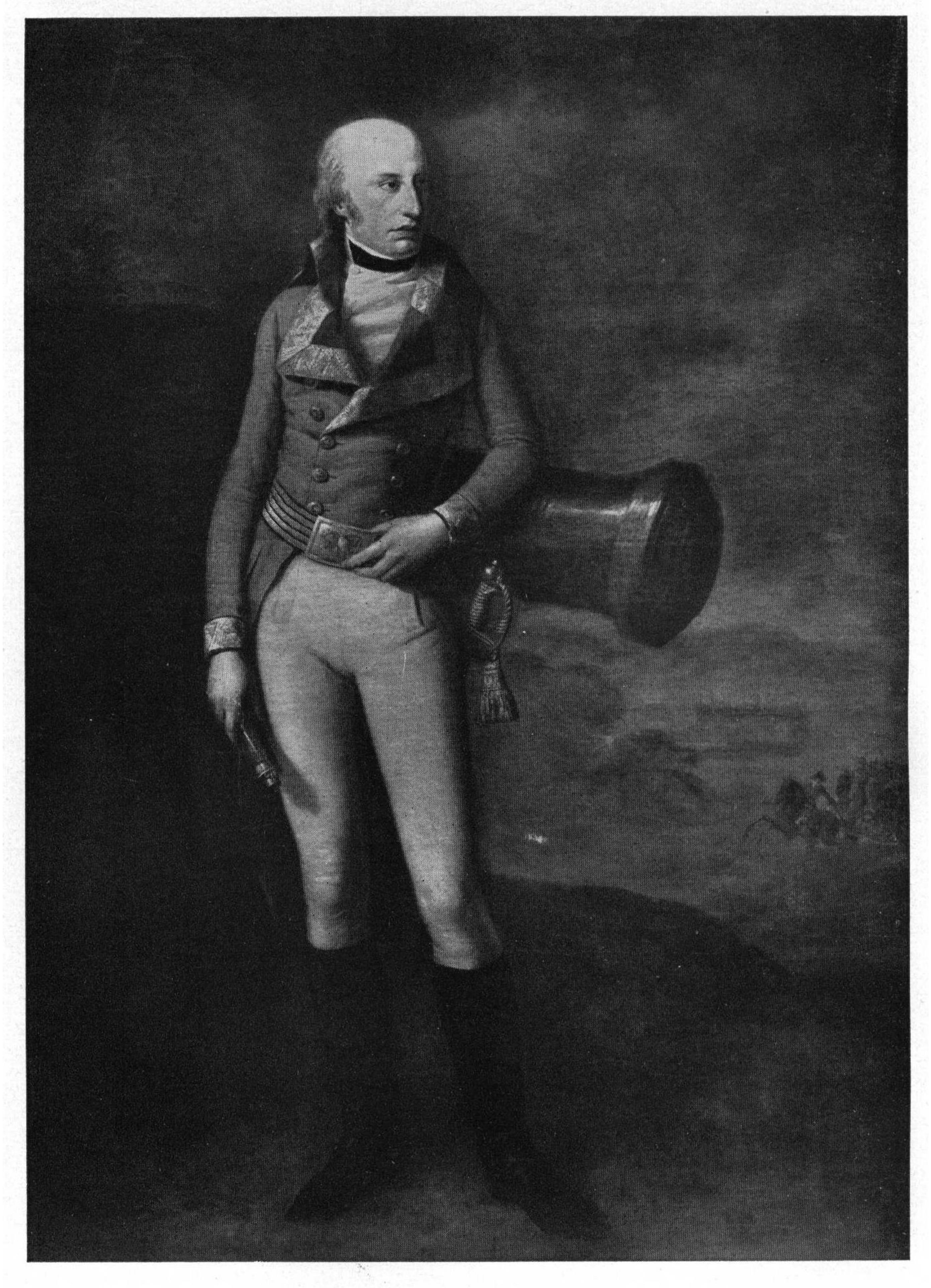
Der Friede von Konstanz stellt die Oberherrschaft des Reiches über die Städte wieder her; indes der Hohenstaufe erkennt den Lombardenbund an und gesteht den Städten die Regalien innerhalb ihrer Mauern vollkommen zu, gegen Treueid der gewählten Konsuln und Einholung der Belehnung durch den Kaiser. Außerhalb der Stadtmauern bleiben den Städtern die Regalien, auf die kein Recht des Reiches besteht. Aber die Städte können auch dieses Recht durch eine Pauschalsumme ablösen. Wertvoll ist dem Kaiser eine einmalige Zahlung des Bundes in der Höhe von 15000 Mark Silber. Im Gerichtswesen bleibt der Blutbann dem Kaiser, der auch Instanz für Appellationen ist. Zur Krönung, aber auch beim Durchgang von Reichsheeren, haben die Städter die üblichen Leistungen aufzubringen. Auch müssen sie dem Kaiser seinen italischen Besitz schützen helfen. Die Stadt Alessandria erlangt die Verzeihung Friedrichs. Sie wird eine kaiserliche Festung und unter dem Namen Cäsarea noch einmal gegründet.

Über die Frage der Mathildischen Güter droht Streit mit dem Papste auszubrechen. In Trier hat die Kurie unter offenkundiger Verletzung des Konkordates dem unterlegenen Kandidaten die Weihe erteilt. Eine persön-



Tafel 22. Kaiser Josef II.

Für die alte Geltung Österreichs im Reiche und der mit dieser verbundenen Kaiserkrone, für Österreichs Ausgestaltung zu einem deutschen Staat straffster Form hat kein Habsburger leidenschaftlicher, heißer und ehrlicher gestritten als Josef II. Er, dem im Leben alles mißlang, lebt weiter als der Menschenfreund auf dem Kaiserthrone.



Tafel 23. Erzherzog Karl

„Den beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre" nennt das Wiener Denkmal auf dem Heldenplatz den Erzherzog. Bis zum Auftreten des Feldherrngestirns Blücher-Gneisenau der bedeutendste Schlachtengegner Napoleons, konnte er diesem bei Aspern obsiegen. Sein Kampf im Jahre 1809 belebte weithin die Hoffnungen der deutschen Nation.

liche Aussprache in Verona zwischen Papst Lucius III. und dem Kaiser (Herbst 1184) führt zu keiner Lösung. Barbarossa stimmt der vom Papst befürworteten vorzeitigen Rückkehr Heinrichs des Löwen zu, erreicht aber nicht die gewünschte Kaiserkrönung für seinen Sohn.

Zur selben Zeit aber ist dem Hohenstaufen ein diplomatisches Meisterstück gelungen. Er hat seinen Thronerben Heinrich mit der einzigen Erbin des Königreiches Sizilien, mit Konstanze, der Tochter des berühmten Roger II., verlobt. Die Braut ist allerdings 11 Jahre älter, indes diese Bedenken haben im Mittelalter eine nur geringe Rolle gespielt. Dem alten Kaiser aber muß es als Krönung seines kampfreichen Lebens erschienen sein, daß nun das reiche, so lange feindliche Unteritalien seinem Hause zufallen soll. Gelingt es Heinrich, die Krone des gesegneten Landes zu erhalten, dann besitzt er einen wohlgeordneten Staat mit reichen Einnahmen, eine Flotte, die dem Kaisertum bisher stets gemangelt, dann umspannt der Besitz der Hohenstaufen die ganze Halbinsel, dann sind gegen päpstliche Drohungen im Norden die Reichsministerialen von Tuszien und im Süden das Heer Siziliens zum Einmarsch in den Kirchenstaat bereit. Der alte Held mag diese Verlobung selbst als ein Meisterstück empfunden haben. In Mailand, das trotz aller Einflüsse der Kurie auf der Seite des Kaisers bleibt, findet am 27. Jänner 1186 die rauschende Hochzeit statt. Der junge Heinrich wird durch den Patriarchen von Aquileja zum König von Italien gekrönt, der Kaiser verleiht ihm den Titel Cäsar. Das Reich schickt sich an, die Weltherrschaft zu erstreiten.

Die beunruhigte Kurie ist gegen Friedrich ohnmächtig. Sie versucht nun, die deutsche Kirche dem Kaiser aufsässig zu machen, und wirklich fällt der von Friedrich so sehr geförderte Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg vom Kaiser ab. Er knüpft mit dem Welfen an, der verdächtige Fäden nach England und Dänemark spinnt. Aber der Rotbart ruft behend einen Reichstag nach Gelnhausen zusammen, wo die Fürsten und Bischöfe der Aufhetzung durch den Papst entschiedenes Nein sagen. Der gedemütigte Urban III. stirbt im nächsten Jahre, zwei Tage nach der Meldung von der Einnahme Jerusalems durch die Mohammedaner. Nun folgen zwei kaiserfreundliche Päpste, die den Hohenstaufen für einen Kreuzzug gewinnen wollen. Die Trierer Angelegenheit wird nach Wunsch des Kaisers geschlichtet. Der Kölner Erzbischof aber, der sich mit den Engländern verbündet hat, muß demütig die Verzeihung des bereits zum Kampfe gerüsteten Herrschers suchen.

Schon aber greift das Schicksal in das Leben des unbesiegten Hohenstaufen. Der Fall Jerusalems hat Mittel- und Westeuropa zum Kreuzzug aufgeregt, und allen voran rüstet der Kaiser. Er, das Reich also, nicht mehr wie beim ersten Kreuzzug der Papst, steht nun an der Spitze des Abendlandes. Die Machteinbuße durch den Investiturstreit ist überwunden. Babarossa, der das furchtbare Versagen beim Kreuzzug Konrads miterlebt hat, trifft die sorg-

fältigsten Vorbereitungen. Ausziehen darf nur ein Ritterheer, das sich verproviantieren kann, also über eine bestimmte Zahlungskraft verfügt. Es ist ein Zeichen für den hohen Wohlstand von damals, aber auch für die sinnlose Vergeudung von Menschenkraft, daß 100000 deutsche Ritter in das Kreuzheer eingetreten sein sollen. Der alte Meister bereitet den Feldzug auch diplomatisch denkbarst gründlich vor, durch Verträge mit Ungarn, dem Großschugan von Serbien, mit Byzanz, sogar mit dem Sultan Kilidsch Arslan von Ikonium. Auf dem Hoftage Christi zu Mainz nehmen der Kaiser und sein ältester Sohn Friedrich von Schwaben das Kreuz. Der unverläßliche Löwe wird vor die Entscheidung gestellt, mit dem Kaiser ins Heilige Land oder noch einmal auf drei Jahre nach England zu gehen. Der trotzige Mann zieht das letztere vor.

Im Mai 1189 bricht das Kreuzheer von Regensburg auf, in Wien weilt der Rotbart zum letztenmal in einer deutschen Stadt. Bis nach Byzanz klappt der Zug den Verträgen gemäß, der unverläßliche Kaiser Isaak Angelo fürchtet einen Angriff des deutschen Heeres. Die Serben und Bulgaren aber fordern den Kaiser auf, Konstantinopel zu erstürmen. Einen Augenblick schwankt der greise Held. Da steigt vor seinen Augen das Ziel der Fahrt auf. Es geht nicht um übermütige Eroberung, es geht um das Heilige Land. Der Deutsche in Friedrich versagt sich dem Abenteuer, er verschont das sturmreife, müde Byzanz. In dem von ihm erzwungenen Vertrag von Adrianopel (1190) begnügt er sich mit den notwendigen Sicherheiten für den Durchmarsch. Aber durch den Tod des Sultans von Ikonium ist das Abkommen hinfällig, und das deutsche Heer wird bei Philomelium auf dem schwächenden Landwege angefallen. Bei Ikonium kommt es zu einem gewaltigen Schlachtgetümmel, in welchem der alte Kaiser mitten im Handgemenge ficht, während sein Sohn Friedrich die Stadt erstürmt. Die Türken sind geschlagen. Nun werden die Pässe von Cilicien überschritten. Der Fürst der Armenier, Leo II., erbittet die Krone aus der Hand des Hohenstaufen. Schon geht es die Küstenebene hinab, und das Ärgste ist überwunden. Da stirbt der Kaiser, der eben noch in jünglinghafter Frische mit seinem Roß durch den Bergstrom Saleph geschwommen, bei einem Bad, zu dem der heiße Tag unwiderstehlich verlockt.

Es ist am 10. Juni 1190, da der unbezwungene Barbarossa seinem Volk entrissen wird. Von seinen Erdentagen aber geht ein Leuchten aus, das heute noch widerstrahlt, wenn wir die Dichtungen von deutscher Ritter- und Heldengröße lesen, die so kurz nach seinem Tod erschienen sind: Hartmanns kristallene, einschmeichelnde und ehrliche Epen, der melodische „Tristan" des Meisters Gottfried, des Eschenbachers kühner „Parzival", die Lieder Walters und das gewaltige Nibelungenlied mit seinen in der Völkerwanderung wurzelnden Heerzügen und Heldenschicksalen.

Erleichtert atmet Saladin im Morgenland auf. Vom Saleph an begleitet

Unglück das schon zusammengeschrumpfte Heer. Friedrich der Schöne stirbt an der Pest, vor Akkon auch der Landgraf von Thüringen. Die Hauptlast des Kampfes geht auf die Franzosen unter ihrem König Philipp August und auf die Engländer unter König Richard Löwenherz über. Akkon fällt, aber innerer Hader, hervorgerufen durch die Unduldsamkeit des englischen Königs, unter der auch Leopold V. von Österreich zu leiden hat, läßt die Unternehmung, die Hunderttausenden von prächtigen Rittern das Leben geraubt, scheitern. Am meisten hat sie durch den Verlust des Kaisers das deutsche Volk gekostet.

In der Abwesenheit des Vaters hütet der junge Cäsar Heinrich mit starker Hand das Reich. Vertragsbrüchig ist bereits im Herbst 1189 der Löwe zurückgekehrt, unterstützt vom Bremer Erzbischof, vom Bischof von Ratzeburg und vom Grafen von Schwerin. Auf dem stürmischen Wege in sein Land hat er die stolze Stadt Bardowiek, die einst dem in die Verbannung Ziehenden üblen Abschied geboten, bis auf den Dom zerstört. Lübeck und Lauenburg, auch Hamburg fallen in seine Hand. Aber der König zaudert nicht. Bald steht er, nachdem ein Reichstag in Merseburg den Heereszug beschlossen, in Niedersachsen, wo er Hannover verbrennt und Braunschweig belagert. Nur der Tod des sizilianischen Königs rettet den Welfen vor der Vernichtung. Heinrich begnügt sich im Vertrag von Fulda mit der Vergeiselung zweier Söhne des Welfen, deren ältesten er mit sich nach Unteritalien nimmt. Auch die Unglücksnachricht aus dem Morgenland ist zu ihm gelangt, und so gilt es denn, auch die Kaiserkrone holen. An dem zweifelhaften Mailand vorbei zieht er rasch nach Rom. Um sich schnell die wichtige Krönung zu verschaffen, liefert er das in seiner Hand befindliche Tusculum, das von den Römern gehaßt wird, an diese aus, worauf sie den Papst zur Krönung Heinrichs und seiner Gemahlin zwingen (1191). In Unteritalien hat sich inzwischen Tancred von Lecce, durch Richard Löwenherz und die Kurie aufgestachelt, der Krone bemächtigt. Der Kaiser kann in der hereingebrochenen Sommerhitze Neapel nicht nehmen. Der Sohn des Löwen flüchtet zum Feind. Eine furchtbare Seuche bricht im Heere aus, und auf das Gerücht vom Tod des Kaisers liefern die Bürger von Salerno die zur Kur in der Stadt weilende Kaiserin an Tancred aus. Heinrich, wieder geheilt, kehrt rasch entschlossen nach Deutschland zurück, wo er den Sohn des Welfen in die Reichsacht erklären läßt. Da flammt eine neue Erhebung des Löwen und anderer norddeutscher Großer auf, denen sich der Markgraf von Meißen, der Landgraf von Thüringen und der König von Böhmen anschließen. Heinrichs Freund, der Bischof von Köln, ist vor Neapel gestorben, der Tod entreißt ihm auch noch den alten treuen Wichmann von Magdeburg. Wie mag die hohe Stirn des ernsten, über seine Jahre reifen Herrschers vom Nachsinnen gefurcht gewesen sein, wie mag der Erfindungsreiche nach einem Ausweg, nach einem Helfer ge-

sonnen und wie mag er dann aufgejubelt haben und wie rasch gehandelt, als er erfuhr, kein geringerer als der König von England werde dieser Helfer sein. Denn Richard Löwenherz ist in seiner Hand. Auf der Heimkehr vom Kreuzzug schiffbrüchig, ist er in Aquileja gelandet, um unerkannt durchs Reich zu eilen. Indes in der Nähe von Wien fällt der Normanne dem Herzog Leopold V. von Österreich, den er vor Akkon schwer beleidigt, in die Hand und wird von diesem auf die Donaufeste Dürnstein gebracht. Von hier aber fordert sich ihn der Kaiser nach dem sicheren, hochragenden Trifels in der Pfalz, wo er den Gefangenen nach einem Gerichtsverfahren zwingt, die ganze politische Zeche seiner Mitverschworenen zu bezahlen. Er bedeutet dem Engländer, daß er ihn an seinen Todfeind, den König von Frankreich, ausliefern werde, und nötigt so den Entsetzten zu den äußersten Zugeständnissen. Denn auch der Franzose bietet ein hohes Geld für den Verhaßten, er bietet Hilfe gegen die deutschen Verschwörer. Der Kaiser entscheidet sich endlich, den Engländer freizulassen. Richard muß im ganzen 100000 Mark Silber für seine Rettung bezahlen, er muß dem deutschen Kaiser für England den Lehenseid schwören, Hilfe gegen Tancred versprechen, die Fürsten zur Ruhe bringen. Das Meisterstück ist vollbracht, höflichst in der Form, härtest im Inhalt. Inzwischen aber hat die Hohenstaufin Agnes dem geächteten jungen Welfen Heinrich die Hand gereicht, heimlich, gegen den Willen des Kaisers. Das ist die Versöhnung mit den Welfen, die über die Pfalz hocherfreut sind, welche die junge Staufin ihrem Gatten zubringt. Der Kaiser gibt nach. In Tilleda kommt es zwischen ihm und dem müdgewordenen Löwen zu einer Aussprache, die den Frieden bringt. Ein Jahr später ist der alte Kämpe, dessen Name über zwei Menschenalter so mächtig durch Deutschland geklungen, tot (1195). In seinem Braunschweig, in seiner trotzigen Burg Dankwarderode hat er den letzten Atemzug getan. Der endlich zum Frieden gekommene Mann, den das Schicksal auf den zweiten Platz gestellt, wo er sein Bestes nicht zu geben vermochte, hat seine letzte Zeit damit verbracht, sich von Spielleuten aus alten Heldendichtungen vorlesen zu lassen.

In Italien ist 1194 Tancred gestorben. Als seine Witwe Sibylla für ihre unmündigen Söhne den Kampf fortsetzt, erobert Heinrich im Bund mit den Pisanern und Genuesen Ende 1194 das prächtige Palermo, und mit der Herrschaft der Normannen ist es vorbei. Reiche Beute fällt in die Hand des Siegers, darunter auch die Tochter des Kaisers Isaak Angelo von Byzanz, Irene, die in Palermo als Braut des Normanenkönigs erzogen wurde. Nun wird sie die Gemahlin des Hohenstaufen Philipp, der, aus dem Morgenland zurückkehrend, auf Wunsch des kaiserlichen Bruders weltlich wird und dessen Herzogtum übernimmt. Dem Kaiser aber wird in den letzten Tagen des Jahres von seiner Gemahlin endlich ein Sohn geboren, der nach den beiden Großeltern den Namen Friedrich Roger erhält.

Früheſt will der willensſtarke Vater die Anerkennung für dieſen Sohn erlangen. Er geht auf die Feſtlegung der Erblichkeit der deutſchen Krone überhaupt los. Das Reich ſoll endgültig vom Zufall der Wahl und der Willkür der Kaiſerkrönung befreit werden. Es gelingt dem kühnen Planer, für ſeinen Vorſchlag 52 deutſche Fürſten zu gewinnen. Er bietet ihnen dafür Erblichkeit ihres Beſitzes auch in der weiblichen Linie, den Kirchenherren aber Verzicht der Krone auf das Spolienrecht, d. h. die Einziehung ihrer beweglichen Habe nach dem Tode durch den König. Den letzten Widerſtand der Fürſten wird Heinrich überwinden, wenn er ſeinem Söhnchen erſt einmal die Kaiſerkrone verſchafft hat. Aber der Papſt verſagt ſich, obwohl — Zugeſtändnis für den Moment, Falkenblick für die Zukunft — der Kaiſer die Lehensherrlichkeit der Kurie über das Kaiſertum bietet. Heinrich ſtellt den Plan zunächſt zurück. Er läßt den erſt zweijährigen Sohn vorläufig einmal zum deutſchen König wählen. Das Weitere muß die Zukunft bringen, die der junge Kaiſer ja erſt vor ſich hat. Iſt er erſt Herr der Welt, wird ihm der Papſt nicht mehr nein ſagen können.

Heinrich eilt nach Unteritalien, wo er ſeine Gemahlin Konſtanze, unterſtützt von ſeinem beſten Miniſterialen Konrad von Urslingen, zurückgelaſſen. Hier entdeckt er eine fürchterliche Verſchwörung. Er, ſeine Miniſterialen, überhaupt alle Deutſche, ſollen ermordet werden. Der Kaiſer fühlt dunkle Kräfte, die Kurie, die Lombarden im Bund. Steht auch die Kaiſerin zu den Rebellen? Ihre Gefangenſchaft hat ſie, die keine Freundin der Deutſchen iſt, ihm entfremdet. Aber der Kaiſer zaudert nicht lange. Er handelt. Nicht mehr gütig — brutal. Er will die normanniſchen Schlangen nicht mehr beſänftigen, er will ſie zertreten. Der Aufſtand iſt raſch durch einen Sieg bei Catania niedergeworfen. Nun zeigt der harte Hohenſtaufe, daß er berechnend grauſam ſtrafen kann. Martervolle Hinrichtungen geſchehen im Lande. Der Burgherr von St. Giovanni aber, der ſeine Hoffnungen auf die Krone gerichtet und Konſtanze nach gelungener Ermordung des Kaiſers heimführen wollte, wird jetzt in fürchterlicher Weiſe gekrönt. Der Hohenſtaufe läßt ihm eine glühende Krone aufs Haupt nageln.

Die Sizilianer ſind endgültig gebrochen. Heinrich kann ſich ſeinen ſtolzeſten Plänen zuwenden. Er will die Herrſchaft über die Welt. Schon iſt der wilde Löwenherz ſein Vaſall. Der ſoll ihm nun Heeresfolge leiſten, auch Frankreich zur Lehenspflicht zu zwingen. Vorher aber wird der Kaiſer durch einen Kreuzzug der Welt beweiſen, daß er ihr Herr iſt. Schon müſſen ihm die Almohadenherrſcher in Nordafrika den Tribut bezahlen, den die Normannenkönige von ihnen erhielten. Schon muß Alexius, der Kaiſer von Byzanz, 5000 Pfund Gold Tribut zahlen, ſchon bitten die Könige von Cypern und Armenien, aus ſeinen Händen die Belehnung mit ihren Ländern empfangen zu dürfen. Der Kern des kaiſerlichen Kreuzheeres ſind von ihm ſelbſt bezahlte

Söldner. Um sie reiht sich ein Heer, das die Stärke von 60000 Rittern erreicht. Leichter als früher wird der Sieg zu erringen sein, denn 1193 ist der große Saladin gestorben. Auf sicherer Flotte ohne Verluste unterwegs, wird das deutsche Heer nach dem Morgenlande gehen. Schon stechen die ersten Transporte in See. Der treue Konrad führt das Kommando für den Kaiser, der erst nachkommen wird.

Da bricht über unser Volk ein Unglück herein, ähnlich wie 983 und 1056, aber verhängnisvoller, weil in einem Augenblick größter Entscheidungen, größten Einsatzes der Kräfte. Von diesem Unglück hat sich Deutschland im Mittelalter nicht mehr erholen können. Der Kaiser stirbt! Auf einer wilden Jagd, wie er sie wohl zur Entspannung von seinen Sorgen und Plänen so sehr liebt, holt er sich die fürchterliche Erkältung oder tödliche Malariainfektion, der er nicht zu widerstehen vermag. Am 28. September 1197 ist Heinrich, noch nicht 32 Jahre alt, verschieden. Mit ihm versiegt die letzte Kraft des deutschen Königtums, weil alsbald verheerender Bürgerkrieg ausbricht. Der bereits als König anerkannte Erbe ist noch nicht drei Jahre alt und seine Mutter ist eine deutschfeindliche Sizilianerin. Was soll aus so verwaistem Reiche werden?

Der Kölner Erzbischof Adolf leitet aus Geldgier und territorialer Begehrlichkeit gegen die allein zur Herrschaft berechtigten Hohenstaufen ein Gegenkönigtum ein, das den Bürgerkrieg entfesselt.

Ein großer Teil der deutschen Fürsten erhebt zu Mühlhausen in Thüringen den liebenswürdigen Philipp von Schwaben (1198—1208), des Rotbarts jüngsten Sohn, zum Kaiser. In dieser Erhebung zum Kaiser lebt noch das Selbstbewußtsein der großen Zeit Heinrichs VI., der bemüht war, die dauernde Verbindung des deutschen Königtums mit der Kaiserkrone zu erkämpfen, wodurch schließlich die päpstliche Krönung zu genau derselben Formalität herabgedrückt worden wäre, wie die des Kölners für den deutschen König. An dem unmündigen Friedrich festzuhalten, denkt niemand mehr, da die Machenschaften des Kölner Erzbischofs die Lage als zu gefährlich erscheinen lassen. Dieser hat, nachdem der Herzog von Sachsen, Richard Löwenherz und Berthold von Zähringen die Krone abgelehnt, den gewissenlosen Otto, Heinrichs des Löwen jüngsten Sohn, zum Gegenkönig gewonnen. Als Otto IV. (1198 bis 1214) wird er von den Welfen und den niederrheinischen Fürsten zum König erhoben. Zwischen den beiden Königen und Parteien aber bricht ein durch seine Verwüstungen und Plünderungen furchtbarer Bürgerkrieg aus, bei dem wieder wie in der unglücklichen Salierzeit die Kurie ihre Hand im Spiel hat, um die Zerrissenheit des Reiches zur Überordnung des Papsttums über das Kaisertum zu nützen. Lothar von Segni, der Papst Innocenz III., ist dabei der bedeutendste Staatsmann des mittelalterlichen Papsttums. Kaiser Heinrich hatte mit seiner Macht bereits von Hamburg

bis Palermo den Kirchenstaat wie mit ehernen Klammern umschlossen. Nun steigt die Kurie zur Weltbeherrschung auf. Im Norden hält der Papst das deutsche Königtum durch den Bürgerkrieg in Ohnmacht, im Süden muß sich Heinrichs Witwe Konstanze, die sich als Vormund des jungen Friedrich gegen die deutschen Ministerialen nur mühsam durchsetzen kann, auf sein Wohlwollen stützen. Heinrichs Tod war ein Schlag für die Deutschen. Die Kaiserin weist die Ministerialen aus dem sizilianischen Reiche aus, in Mittelitalien wird die deutsche Herrschaft vielfach abgeschüttelt, die lombardischen Städte sind deutschfeindlich, der Kirchenstaat aber dehnt sich auf Kosten des Reiches um ganze Grafschaften und Herzogtümer aus und nennt dies verschämt „Rekuperationen", d. h. Wiedererwerbungen. Die Kaiserin hat den jungen Friedrich nach Palermo gebracht, um ihn hier zu einem echten Sizilianer erziehen zu lassen. Als sie dann sehr rasch stirbt (1198), tritt auf Grund ihrer letztwilligen Verfügung der Papst als Vormund des erst vierjährigen Friedrich auf. So bekämpft Innocenz mit der ganzen Gewandtheit der kurialen Politik in Deutschland den Hohenstaufen Philipp, in Sizilien aber ist er der Vormund des Hohenstaufen Friedrich, der auch gekrönter deutscher König ist.

Der Welfe Otto bemüht sich um die Unterstützung des Papstes. In der schmählichsten Weise ist er bereit, sich in allem der Kurie zu fügen. Er erkennt eidlich die italienischen Ansprüche des Papstes an und verzichtet auf das Spolienrecht. Innocenz selber will Schiedsrichter über die streitenden Parteien sein, um das Königtum von der Kurie abhängig zu machen. In zwei stattlichen Reichsversammlungen zu Speyer und Hall erhebt die Hohenstaufenpartei Protest gegen die Einmischung des Papstes in das Recht des Reiches. Noch einmal erheben die Träger des Ottonischen Systems, es ist das letztemal vor seinem Versinken, ihre Stimme.

Als Innocenz die Ablehnung seines Schiedsrichterstrebens durch die Hohenstaufen erkennt, erklärt er sich für Otto, der als gewissenloser Pfaffenkönig zu Neuß 1201 seine mündlichen Zugeständnisse für den Papst auch urkundlich festlegt. Der Hohenstaufe Philipp aber wird gebannt. Für Otto erklären sich der Böhme, der Thüringer Landgraf und, gegen die Überlassung von Nordalbingien und Slawien, auch der Dänenkönig. Fremde Mächte greifen in die Geschicke Deutschlands ein. England ist für den Welfen, der bedrängte Hohenstaufe muß mit dem französischen König anknüpfen. So kann der welfische Freibeuter, unterstützt von der Selbstsucht geistlicher und weltlicher Fürsten, das Reich ins Elend reißen. Mitten in diesen Wirren, wo nicht die sanften und guten Eigenschaften, sondern die größere Brutalität, List und Gewissenlosigkeit entscheiden, sehen wir das rührende Königspaar Philipp und Irene.

Wie ein Trost wirkt, daß der größte Dichter unseres Mittelalters, Walter

von der Vogelweide, gerade in dieser Bedrängnis seine Stimme für den wahren König, für die Größe des Reiches und gegen die Unfriedensstifter erhebt. Ergreifend weiß er zu schildern, wie wohl die Krone dem jungen Philipp stünde, wie sich beide anglänzten, das Edelgestein und der junge süße Mann. Wie auf dem Magdeburger Hoftag König Philipp einherschreitet, eines Kaisers Bruder und eines Kaisers Kind, wie ihm die Königin folgt, die zarte Kaisertochter Irene, die er eine Rose ohne Dornen, eine Taube ohne Galle nennt. Voll Trauer gedenkt Walter der Zeit, wo das Lob der Deutschen im Munde aller gelegen, wo Deutschland — den mächtigen Gott ruft er als Zeugen an — unerhört nach Ehren gerungen habe. Nun aber ist das Reich erfüllt von lauernder Untreue, von Gewalt, die auf Beute auszieht, weil Recht und Friede zu Tode wund sind. In der freien Natur gibt es Ordnung und Recht, trotz des Kampfes um das Dasein. Wo aber ist die Ordnung unter den Deutschen? Und wieder klingt sein Ruf für den Hohenstaufen Philipp aus. Leidenschaftlich aber wendet er sich gegen das hinterhältige Diplomatenspiel des Papstes, hart klingen seine anklagenden Worte: „Zu Rom hörte ich lügen und zwei Könige betrügen." Er erhebt den schwersten Vorwurf gegen den Stellvertreter Gottes: „Sie bannten, die sie wollten, aber nicht, die sie bannen sollten."

Jeder Patriot muß sich damals hinter den Hohenstaufen stellen, und so wachsen die Aussichten des gebannten Philipp. Selbst Ottos Bruder, der rheinische Pfalzgraf Heinrich, stößt zu ihm; der Kölner Erzbischof, der Böhme und der Thüringer, auch die Stadt Köln verlassen den Welfen, der sich in seiner Bedrängnis um neue Hilfe nach England wenden muß. Als Innocenz das Spiel verloren sieht, entbannt er den König Philipp, der dafür auf Sizilien verzichtet, wo der junge Friedrich noch in diesem Jahre mündig erklärt wird. Der Papst entsagt den Rekuperationen, betreffs Tusziens soll ein Ehebund den Ausgleich schaffen. Dafür enthält der Vertrag des Jahres 1208 für Innocenz das Zugeständnis der Anerkennung seiner Schiedsgerichtschaft. Aber es ist fraglich, was von der päpstlichen Machtstellung übrigbleibt, wenn die Hohenstaufen wieder richtig in den Sattel kommen.

Eben im Begriff, den letzten Triumph im Feld zu erringen, wird König Philipp durch eine niederträchtige Privatrache am 21. Juni 1208 ermordet. Der König pflegt zu **Bamberg** nach einem Aderlaß in einem Gemach der bischöflichen Hofhaltung der Ruhe, als Otto von Wittelsbach, dessen Bewerbung um eine Tochter des Königs zurückgewiesen worden war, in leidenschaftlicher Wut eindringt und Philipp ersticht. Nach dieser Mordtat gibt es nur noch einen Hohenstaufen, den jungen sizilischen Herrscher, der in Italien niemals lernen kann, ein Deutscher zu sein.

Irene, die gerade in dieser Zeit niederkommen soll, flüchtet nach der Burg Hohenstaufen, da sie meint, es sei auf den Untergang des Hauses abgesehen.

Kurz nach der Geburt eines Kindes, das seiner Mutter im Tod vorausgegangen, stirbt sie im nahen Kloster Lorch.

Über dem Sarge des erst 32jährigen Königs geht der Stern des Welfen auf, der schon aus dem Felde geschlagen war, nun aber der einzig mögliche König ist. Klugerweise heiratet er die kleine Beatrix, Philipps Tochter, die zu ihm geflüchtet ist. So, nachträglich zum Schwiegersohn des Königs geworden, verfügt er die Ächtung des flüchtigen Mörders, die vom Bayernherzog, dem Verwandten des Pfalzgrafen, vollzogen wird. Die Burg Wittelsbach wird gebrochen, Otto selbst 1209 zu Oberndorf bei Regensburg gestellt und getötet.

In ruchloser Weise redet der hocherfreute Papst von einem Gottesgericht, das sich in dem raschen Ende des Hohenstaufen ausgewirkt habe. Otto aber muß ihm in der Urkunde von Speyer 1209 die Mark Ancona, das Herzogtum Spoleto, die Grafschaft Bertinora, das Exarchat von Ravenna und die Mathildischen Güter zusichern. Der König wird nicht mehr bei den Bischofswahlen zugegen sein, die Mehrheit soll entscheiden, und Appellationen nach Rom sollen keine Behinderung mehr finden.

Nach diesen für das deutsche Königtum vernichtenden Zugeständnissen vollzieht der Papst nun endlich die Kaiserkrönung an dem Welfen. Der aber vollzieht nach der Krönung eine völlige Wendung. Die alten Reichsministerialen aus der Glanzzeit sind noch da und erfüllen den Kaiser mit ihrer Sehnsucht und ihren Plänen. Die Pisaner wollen ihm zur Eroberung Siziliens Schiffe geben. Daß er damit in die letzten Rechte des Hohenstaufen Friedrich eingreift, wird ihm, in dem heiß das normannische Blut der Mutter nach Beute und Besitz aufwallt, nicht bewußt. Innocenz ist von Entsetzen erfüllt. Dieser Welfe, der in seinem Kaisersiegel Sonne und Mond neben seinen Thronsessel stellt, wagt es, obwohl er nur die Kreatur des Papstes ist, den gefährlichen Entwurf der Hohenstaufen aufzunehmen. Eilfertig wiegelt die Kurie die deutschen Fürsten auf. Die Franzosen werden gegen Ottos Rücken gehetzt, der Bannstrahl wird gegen den Kaiser geschleudert (November 1210), der sich bereits in Capua befindet. Schon macht sich der junge Friedrich, zu einer ernsten Verteidigung nicht fähig, zur Flucht nach Afrika bereit, weil der Kaiser siegreich in Unteritalien vordringt. Da aber muß der Welfe auf dringende Schreckensrufe nach Deutschland zurückkehren und steht im Frühling 1212 wieder auf deutschem Boden.

Der Papst will den Welfen vernichten. Der junge Hohenstaufe ist jetzt sein Kandidat, wenn auch damit wieder die beiden Reiche, das Imperium und das sizilische Königreich, in einer Hand vereinigt sind. Ihm genügt zunächst der Verzicht Friedrichs auf die dauernde Vereinigung. Von den Römern als künftiger Kaiser begrüßt, eilt der Jüngling verstohlen durch Italien und über Graubünden nach Konstanz, wo er Unterstützung durch die deutschen Fürsten

findet. Schon im Herbst 1211 ist er auf Betreiben Frankreichs zum „Kaiser“ gewählt worden. Meister des politischen Verrates, wechseln der Landgraf von Thüringen und der König von Böhmen wiederum die Partei. Kaiser Otto aber verliert durch den raschen Tod der ihm eben erst angetrauten Beatrix den Anhang der staufischen Ministerialen in Schwaben. So kann er nicht verhindern, daß Friedrich in Frankfurt gewählt und in Mainz gekrönt wird. Otto wird an den Niederrhein zurückgedrängt, Friedrich aber unternimmt, von den plündernden Haufen des Böhmenkönigs unterstützt, einen Feldzug nach Sachsen. Dem Dänenkönig überläßt er für seine Hilfe das Reichsgebiet zwischen Elbe und Elde (1214). Noch verhängnisvoller sind die Zugeständnisse, die der junge König unter Zustimmung der Fürsten in der Goldbulle von Eger 1213 dem Papste macht, in welcher die seinerzeitigen Zugeständnisse Ottos zum Teil wörtliche Wiederholung finden. Damit ist das alte ottonische System erledigt.

Bezeichnenderweise wird der deutsche Thronstreit im Auslande entschieden. Mit einem niederrheinischen, englischen und portugiesischen Ritterheer zieht Kaiser Otto gegen den französischen König, wird aber in der Schlacht bei Bouvines (Ende Juli 1214) von dem tapferen Bürgerheere der Franzosen völlig besiegt und kann sich, flüchtig nach Deutschland zurückgekehrt, nun auch am Niederrhein nicht mehr halten. Köln und Aachen fallen in die Hand seines Gegners. Nach Braunschweig zurückgewichen, stirbt Otto nach einigen Jahren fast völliger Vergessenheit im Jahre 1218 auf der Harzburg. Die Tatsache seiner Niederlage gegen den Kandidaten der Kurie beleuchtet sinnfällig den Sturz der deutschen Krone gegenüber den Ansprüchen des Papsttums. Der neue König Friedrich II. (1212—1250), Mündel und Werkzeug des erfolgreichen Innocenz, hat in den folgenden Jahren seines Lebens geradezu geniale Anstrengungen gemacht, sich von der Abhängigkeit vom Papste zu befreien. Mitten in diesem Titanenkampf ist er unbesiegt gestorben, aber nach seinem Tode bricht dann erst recht die Katastrophe herein.

Was die deutsche Erde an Leid und Unglück in den letzten anderthalb Jahrzehnten ertragen, konnte niemand mehr mit Genugtuung erfüllen, als den Papst Innocenz III. (1198—1216), den Beherrscher der Welt. Unter ihm wird England ein Vasallenstaat der Kurie, Friedrich hat ihm für Sizilien den Mannschaftseid geleistet, und die Freibeuter vom Vierten Kreuzzug (1202—1204), die Konstantinopel erobert haben, leisten ihm für ihre neue Schöpfung, das lateinische Kaisertum, den Lehenseid. In Aachen hat sich der junge Friedrich verpflichtet, das Kreuz zu nehmen. Das Laterankonzil von 1215 fühlt sich stark genug, den Welfen für endgültig abgesetzt zu erklären, dem Hohenstaufen aber die Kaiserkrönung erst dann in Aussicht zu stellen, wenn er die Trennung zwischen Sizilien und der deutschen Krone vollzogen haben werde.

Unter Innocenz ist die Kirche die Herrin des Abendlandes. Als sich gegen ihre nun mächtig einsetzende Verweltlichung in den Waldensern die ersten Gegenkräfte bemerkbar machen, leitet der Papst durch die Ketzerverfolgung die brutalste Abwehr ein. Innocenz hat auch das Glück, daß gerade zu seiner Zeit der heilige Franz von Assisi und der heilige Dominikus leben, die in voller Ergebenheit gegen Papst und Kirche die Gründung ihrer später so erfolgreichen Orden vorbereiten.

Selbst das gewaltigste Maß menschlicher Begabung ist gebunden an die Möglichkeiten der Zeit. Der junge Friedrich übernimmt ein zerrissenes Deutschland mit einer tief gesunkenen Königsmacht, aber einem sehr erstarkten Reichsfürstentum. Dabei ist der neue König infolge der Art, wie er zur Krone emporgestiegen, durch vielfältige Zugeständnisse gefesselt. Er hat von Anbeginn mit dem Mißtrauen der mächtigen Kurie gegen sich als einen Angehörigen des Hauses der Hohenstaufen zu rechnen, was ihm für einige Zeit ein energischeres Auftreten verbietet. Wie nun Friedrich dieser ungünstigen Bedingungen zum Teil Herr geworden ist, wie er wenigstens in einem Abschnitt seines weitausgedehnten Herrschaftsbereiches ein Regime begründete, das sich in keiner Weise mehr mit den armseligen Machttrümmern, die er übernommen, vergleichen läßt, wie er sich gegen die weltbeherrschende Kurie als ein einzelner gewaltiger Kämpfer erhoben und in diesem Kampf nur durch den Tod des Sieges beraubt wurde, hebt sein Reich und sein Wirken aus dem allgemeinen Zusammenhang geradezu heraus und läßt ihn als eine jener genialen Einzelerscheinungen hervortreten, an denen die deutsche Geschichte von den Tagen des Theoderich an reicher ist als die irgendeines anderen Volkes. Kommt dazu die bestrickende Eigenart dieses ausgeprägtesten Menschen unseres Mittelalters, seine Rolle als Herr Siziliens, des Zwischenlandes zwischen den Kulturen des Islam, des Abendlandes und des Griechentums mit seiner treibhausartigen Mischkultur, so rückt der übrigens von Kind an einsame Hohenstaufe ins Licht des Außergewöhnlichen, zugleich neben vielem Fremden auch tiefste deutsche Tragik in sich verkörpernd. Wir sehen einen Herrscher, der ehrlich den Frieden will, weil er sich fast rings von Feinden oder sehr zweifelhaften Freunden umgeben sieht, der aber zum Schluß, weil er Hohenstaufe und Kaiser ist, auf Leben und Tod zu kämpfen gezwungen wird. Krieger wider Willen, ist er vor allem der Meisterdiplomat und Politiker, geschult durch die harte Jugend der Vaterlosigkeit, von diebischen Vormündern umgeben, unköniglich behandelt und oft dem Mangel, oft der Gefahr des Verlustes seines Reiches preisgegeben, an Verstellung gewöhnt, an Ausflüchten reich, gelegentlich aber vulkanisch offen, mit brennender Leidenschaftlichkeit von Zorn und Haß. Er ist ein Meister der Verwaltung, der durch den Frieden der reichste und mächtigste Herrscher werden muß, der in weiser Gesetzgebung sich aus Sizilien einen wohlorganisierten Beamtenstaat schafft,

den schon sein Großvater Roger begründet hatte. Seine Augen sind offen für die geistigen Kämpfe seiner Zeit, er ist ein Mann, der Bücher schreibt und Gedichte macht, der in reiner Kunstbegeisterung sich eine Antikensammlung anlegt. Sein Geist, rationalistisch gerichtet, wirkt gegenüber den einfacheren deutschen Verhältnissen kompliziert. Fremdartig wirkt dieser Kaiser aus unteritalienisch-orientalischer Mischwelt, fremdartig durch sein einem Kalifen gleichendes Auftreten mit seinem ihn auch in den Krieg begleitenden Harem, mit seinem Tiergarten von Löwen und Leoparden, die er sich gehalten. Er ist kein Deutscher mehr.

Bald nachdem er den tollkühnen Welfen besiegt, mag Friedrich erkannt haben, daß er keine Aussicht besitzt, sich in Deutschland in naher Zukunft eine Macht zu bilden, die ihm die Vereinigung seines sizilianischen Reiches mit dem Imperium ermöglicht. Nur Sizilien kann ihm das erforderliche Geld und diese Macht geben. Darum übergibt er seinem Sohne Heinrich die Regentschaft in Deutschland, er selber aber baut sein sizilisches Reich zum Werkzeug seiner Machtpolitik aus. In vorsichtigster Weise führt er den Sohn, der nach dem Abkommen mit dem Papst in Sizilien regieren soll, in Deutschland ein. Erst 1220 läßt er ihn zum deutschen König wählen. Der Papst Honorius, der dem Kaiser gewogen ist, duldet es. Friedrich hat mit der Wiedervereinigung der beiden Reiche die erste Etappe seiner Wünsche erreicht. Aber er hat den geistlichen Fürsten Deutschlands einen schweren Preis für ihre Zustimmung zu der in Deutschland nun erforderlichen vormundschaftlichen Regierung bezahlen müssen. Im bischöflichen Besitz gibt es fortan keine königliche Gerichtsbarkeit mehr. Ohne die Zustimmung des betreffenden Fürsten sollen keine Zoll- und Münzstätten errichtet werden dürfen. Der König darf die Regalien nur bei angesagten Hoftagen und persönlicher Gegenwart nutzen. Kirchliche Hörige sollen nicht die freimachende Stadtluft genießen, sondern weiter Hörige bleiben. Diese Zusicherung legt sich lähmend auf die Entwicklung der Städte. Zur Emanzipation der weltlichen gesellt sich nun auch die der geistlichen Fürsten.

An die Spitze der vormundschaftlichen Regierung für den jungen Heinrich wird der noch jugendliche Erzbischof von Köln, Engelbert Graf von Berg, gestellt, ein warmherziger Patriot.

Die Kaiserkrönung erhält Friedrich nur gegen erneute Festlegung der Trennung der beiden Reiche, Erklärung Siziliens als eines päpstlichen Lehens von der Mutter her, Zustimmung zur Ketzerverfolgung und ein neues Kreuzzugsgelübde für 1221. Noch immer beherrscht der Wahnsinn der Kreuzzüge die Gemüter, obwohl kurz vorher erst auf dem unseligen Kinderkreuzzug (1212) Tausende von deutschen und französischen Kindern erbärmlich zugrunde gegangen sind, obwohl eben erst ein Kreuzzug einen kläglichen Mißerfolg hatte. Friedrich erreicht vom Papst nur einen Aufschub, muß sich aber 1225

eidlich verpflichten, in den nächsten zwei Jahren nach dem Morgenlande aufzubrechen. Der Kaiser heiratet Isabella von Brienne, die Tochter der Königin Jolanthe von Jerusalem, und führt seitdem den Titel eines Königs von Jerusalem.

Gleichzeitig wird in Deutschland der junge Heinrich mit Margarete von Österreich, der Tochter des Babenbergers Leopold VI., verheiratet, nicht mit einer englischen Prinzessin, wie Engelbert geraten, der im selben Jahre 1225 bei Schwelm in Westfalen durch den Grafen Friedrich von Isenburg ermordet wird. Herzog Ludwig von Bayern übernimmt nun die weitere Vormundschaft.

In Norddeutschland bricht die Großmachtstellung der Dänen zusammen. König Waldemar II. ist in die Hand des Grafen Heinrich von Schwerin gefallen und hat für seine Freiheit Holstein und Schwerin ausliefern müssen. Damit werden Hamburg und Lübeck selbständig, Lübeck bald darauf von neuem Reichsstadt. Der Däne läßt sich durch den Papst seines Eides entbinden, erleidet aber 1227 durch die vereinigten niederdeutschen Fürsten bei Bornhövede eine schwere Niederlage, da die Dithmarscher Bauern während der Schlacht zum deutschen Heere übergehen.

Bald darauf erscheint im Osten der Deutsche Ritterorden.

Als einziges Ergebnis des gescheiterten Kreuzzugs Heinrichs VI. gegründet, hatte der Deutsche Ritterorden das Heilige Land zu Beginn des 13. Jahrhunderts verlassen und war einer Einladung des Königs Andreas von Ungarn gefolgt, ihm das Burzenland gegen die Einfälle der Kumanen beschützen zu helfen. Als die deutschen Ritter sich selbständig machen wollen, werden sie 1225 vom König vertrieben. Unausdenkbar sind die Möglichkeiten, wenn es dem Orden gelungen wäre, sich durchzusetzen. Die deutsche Geschichte hätte einen andern Gang nehmen können. Denn in Siebenbürgen sitzen seit dem 12. Jahrhundert in ihren Städten und Dörfern die moselfränkischen und niederrheinischen Kolonisten, auf die sich der Orden hätte stützen können. Selbstverständlich wäre dieses Gebiet dann in den Lehensverband des deutschen Reiches gekommen. Aber auch so wird das Auftreten des Ordens, den nun der polnische Herzog Konrad von Masovien ins Kulmerland zur Hilfe gegen die heidnischen Preußen ruft, weltgeschichtlich. Kaiser Friedrich belehnt den Großmeister Hermann von Salza mit dem Kulmerland und allen von da aus geschehenden Eroberungen. Er gibt ihm den einköpfigen schwarzen Adler der Hohenstaufen als Wappen, der so zum preußischen Adler wird.

Die kampflustigen Rittermönche erringen große Erfolge. Unterstützt wird die neue deutsche Kolonisation, die nun einsetzt, durch die Tätigkeit des Schwertordens in Livland, der von Bischof Albrecht von Apeldern gegründet, 1224 auch das von den Dänen besetzte Estland erobert. Hermann

von Salza vereinigt 1237 beide Orden, so daß fortan im Gebiet des Schwertordens ein Landmeister des Ritterordens herrscht.

Als der Kaiser mit dieser Belehnung trotz seiner sonstigen Zurückhaltung bedeutsam in das Schicksal des Nordens eingreift, ist bereits wieder das lombardische Problem dringlich geworden. Schon kündigt Friedrich den übermütigen Städten den Konstanzer Frieden, erklärt sie in die Reichsacht und läßt sie durch den Bischof von Hildesheim in den Bann tun, als der Papst wegen des Kreuzzuges vermittelnd eingreift.

Nach dem baldigen Tode dieses Papstes aber kommt mit Gregor IX. wieder ein unversöhnlicher Kämpfer gegen Friedrich auf. Der Kaiser ist durch sein Kreuzzugsgelübde der Gefangene der Kurie. Mit dem Bann bedroht, muß er sein Wort einlösen. Schon ist 1227 sein Kreuzheer segelfertig, als eine furchtbare Seuche ungefähr 40000 Kreuzfahrer hinwegrafft und auch den Kaiser befällt, der in Pozzuoli Heilung sucht. Trotz alledem erklärt der Papst Friedrich als einen wortbrüchigen Heuchler und tut ihn in den Bann.

Der Kaiser überrascht seine Gegner. Die Welt erlebt das Schauspiel, daß der Gebannte auszieht, sein Gelübde einzulösen, das Heilige Land der Christenheit zu gewinnen. Vor dem Aufbruch ist dem Hohenstaufen ein Sohn, der spätere König Konrad, geboren worden, aber er hat seine Gemahlin dabei verloren. Friedrich benützt auf seiner Reise, die er mit einer kleinen Flotte unternimmt, den Streit, der zwischen dem Sultan Elkamil von Ägypten und dem Sultan von Damaskus herrscht. Trotzdem der Ägypter durch den Papst, durch die Orden und den Patriarchen von Jerusalem sehr gestärkt wird, gelingt es dem durch Hermann von Salza klug beratenen Friedrich, 1229 mit dem Sultan zu einem Vertrag zu kommen. Der Kaiser erhält auf 10 Jahre den Landstrich Syriens, in dem die heiligen Stätten Bethlehem, Nazareth und Jerusalem liegen, abgetreten. Die Mohammedaner aber dürfen in Jerusalem ihre heiligen Moscheen besuchen. Der Hohenstaufe, den der Papst einen Piraten und Mohammedaner genannt, kann in Jerusalem einziehen. In der Grabeskirche setzt er sich die Krone des Königreichs aufs Haupt. Obwohl der Kaiser nun die Verständigung mit dem Papst sucht, belegt der Patriarch zur Erbitterung der Kreuzfahrer die heiligen Stätten mit dem Interdikt*. Die Templer zeigen sich verräterisch und die Johanniter zweifelhaft. Fanatisierter Pöbel beschimpft und besudelt den Hohenstaufen und sein Gefolge in Akkon. Der merkwürdige fünfte Kreuzzug, auf dem die Diplomatie des Kaisers ohne Blutvergießen einen Erfolg erreicht hat, wie er seit dem ersten nicht mehr errungen wurde, findet ein rasches Ende. Die wüste Hetze gegen den Gebannten aber hat der Kreuzzugsidee, vor allem in Deutschland, einen schweren Stoß versetzt.

* Verbot der Abhaltung jeder gottesdienstlichen Handlung.

In Unteritalien ist inzwischen ein päpstliches Kreuzheer, die Schlüsselsoldaten genannt, weil sie auf ihren Fahnen die Schlüssel des heiligen Petrus tragen, eingefallen. Der rasch zurückgekehrte Kaiser schlägt diese Truppen mit Leichtigkeit aus dem Lande. Trotzdem kommt es erst nach langwierigen Verhandlungen, bei denen Hermann von Salza und Herzog Leopold von Österreich vermitteln, zum Frieden von Ceprano (1230), in welchem Friedrich vom Banne gelöst wird, die Ergebnisse seiner Kreuzfahrt anerkannt werden, aber die Kurie hinsichtlich der sizilianischen Kirche große Zugeständnisse erhält. Auffallend ist der ehrliche Friedenswille des Hohenstaufen.

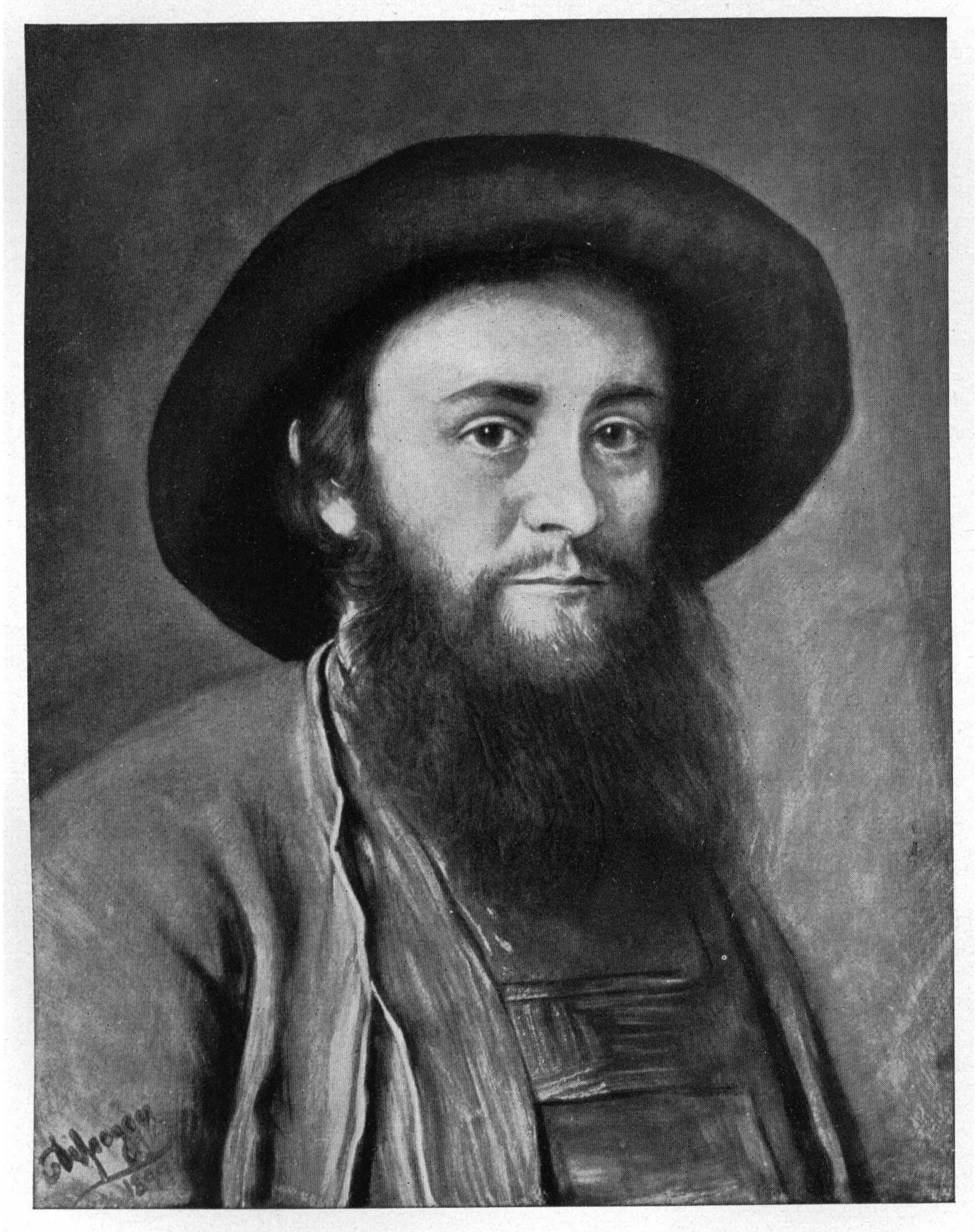
Nun folgen glückliche Regentenjahre. Vor den Reformen und Gesetzesverordnungen dieses Herrschers verschwindet mit dem Durchbruch des römischen Rechts der Feudalismus. Das Rechtsverfahren wird ein schriftliches, das Gottesurteil verschwindet, die Anwendung der Tortur wird eingeschränkt, der Zweikampf erschwert. Auf Zeit bestellte besoldete Beamte, dem König unbedingt ergeben, verwalten den Staat. Auch im Heerdienst werden die sizilischen Barone beinahe überflüssig, weil sich Friedrich eine unbedingt zuverlässige und vor allem der Kirche völlig unzugängliche sarazenische Söldnerschar hält. In dem straff regierten und streng besteuerten Staat erstehen königliche Burgen und Städte, so Aquila und Luceria, schmücken sich prunkvolle Schlösser mit Kostbarkeiten, mehrt sich die Flotte. Der König braucht nur Ruhe für die Auswirkungen seiner modernen Verwaltung, und die Zukunft in Italien muß, von Jahr zu Jahr mehr, ihm gehören.

Dem Sohne in Deutschland aber hat Friedrich eine wahrhaft undankbare Rolle zu spielen gegeben, die für den unerfahrenen ehrgeizigen Jüngling zum Verhängnis wird. Von seiner Umgebung, den schwäbischen Ministerialen Konrad von Winterstetten, Heinrich von Neiffen und Anselm von Justingen, wird er gegen die Fürsten aufgebracht, ohne vom Vater gefördert zu werden. Auch in der Ehe mit der älteren Frau, die ihm der harte Wille des Kaisers aufgezwungen, ist er nicht glücklich. So macht der junge König ohne Stetigkeit deutsche Politik, muß aber schließlich die eigenen Gedanken fallen lassen und im Jahre 1231 den weltlichen Fürsten Zugeständnisse machen, die ihre Stellung zu der von selbständigen Herren ihrer Länder (Landesherren) ausgestalten. Das königliche Gericht weicht aus dem Gebiet der Fürsten zurück. Sie erhalten hier das alleinige Münz- und Geleitrecht, sie allein dürfen hier Städte gründen, und die Städte dürfen keine Pfahlbürger (Bürger außerhalb der Mauern) in ihrem Bereich aufnehmen. Das Weichbild der Städte darf nicht über die Stadtmauern hinausreichen, und der fürstliche Hörige bleibt auch in der Stadt untertänig, wenn der Fürst hier seinen Fronhof besitzt. Im Frühjahr 1232 wird der immer noch den Städten zuneigende Sohn vom Kaiser hart angelassen und in Cividale verpflichtet, die Fürsten künftig zufriedenzustellen. Ja, Friedrich, dem Sohne

wohl schon länger grollend, läßt nur auf die Bürgschaft von elf Fürsten hin sich bestimmen, Heinrich als König wieder einzusetzen. Als der Kaiser im selben Jahre den weltlichen Fürsten die Wormser Zugeständnisse Heinrichs bestätigt, hat das deutsche Königtum auch rechtlich von seiner alten Machtstellung Abschied genommen.

Neue Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn beginnen, als letzterer nach der 1233 erfolgten Ermordung des entsetzlichen Ketzerverfolgers Konrad von Marburg auf dem Reichstag von Frankfurt einen Landfrieden beschließen läßt, der die Ketzerverfolgung den weltlichen Gerichten übergibt und die ewigen Kreuzzüge gegen die Ketzer abstellen soll. Als der Kaiser, der in dieser Frage zugunsten der Kirche bereits unheilvoll festgelegt ist, in diesen Beschlüssen eine neue Untreue des Sohnes erblickt und auch sonst mit Heinrich einen schweren Zusammenstoß hat, läßt sich dieser, um das drohende Gewitter abzuwehren, zu Boppard in eine Verschwörung mit den deutschen Fürsten und in ein Bündnis mit den Lombarden ein. Schweren Herzens erbittet der Vater von Papst Gregor, dem offenkundigen Feind der Hohenstaufen, den Bannstrahl zur Vernichtung seines Sohnes. Als der Kaiser mit Hermann von Salza und seinem Söhnchen Konrad über die Alpen kommt, bleiben von der ganzen Fürstenverschwörung nur der Schwager des Königs, der Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich, zwei Bischöfe und einige Grafen und Ritter übrig. Der unglückliche Sohn wirft sich in Worms dem Kaiser, der hier zum Mißfallen der deutschen Fürsten wie ein unnahbarer Kalif des Orients auftritt, zu Füßen, entflieht aber, als er seine Stellung endgültig erschüttert sieht. Eingeholt, ist er nun der Gefangene des Kaisers. Erst auf deutschen Burgen, dann auf apulischen Schlössern, endlich auf Schloß Nikastro in Kalabrien gefangen, ist er 1242 durch einen Sturz ums Leben gekommen, unversöhnt mit dem Vater. Auch seine beiden Söhne haben in italienischer Haft ihr kurzes Leben vertrauert. Heinrichs österreichische Gemahlin Margarete aber tritt nach dem Tode des Unglücklichen, an dessen Seite sie treu ausgehalten, in ein Würzburger Kloster ein.

Eben, da über dem Haupte des unglücklichen Heinrich die Wasser zusammenschlagen, begeht der Kaiser auf prunkvoller Reichsversammlung seine dritte Hochzeit, und zwar mit jener englischen Prinzessin Isabella, die einst der Sohn nach dem Wunsche des Vormunds zur Gemahlin hätte erhalten sollen. Hier in Mainz hält Friedrich seinen größten deutschen Reichstag ab. 75 geistliche und weltliche Fürsten, 18000 Ritter sind erschienen. Ein Landfriedensgesetz für Deutschland wird verkündet. Ein Reichshofrichter mit Notar und Schöffen soll den Kaiser vertreten. Schriftlicher Geschäftsgang wird vorgesehen. Das Landfriedensgesetz ist bezeichnenderweise das erste und für lange das letzte in deutscher Sprache veröffentlichte Reichsgesetz. Zugleich mit diesem bedeutsamen Eingriff des gesetzgebenden Kaisers erfolgt der end-



Tafel 24. Andreas Hofer

Der Sandwirt vom Passeier wurde durch Einsatz, Tat und mutiges Ende zum deutschen Heldenbilde für alle Zeiten. Bekenner im Tode sind der kostbarste Besitz einer Nation. Das deutsche Volk wird nie aufhören, seiner Märtyrer zu denken, der stolzen Reihe von Palm und den Offizieren Schills zu Andreas Hofer, von Schlageter zu Horst Wessel und Großdeutschlands Blutzeugen Holzweber und Planetta.



Tafel 25. Das letzte Aufgebot (1809)

Tirols Freiheitskampf im Jahre 1809! Wenige Monate voll Opfer und Blut, aber unsterblich für alle Zeiten als ein ruhmvolles Beispiel völkischer Schollenkraft und eines über den Tod triumphierenden Heldentums.

gültige Friedensschluß zwischen Welfen und Hohenstaufen, indem Friedrich dem Welfen Otto von Lüneburg die braunschweigisch-lüneburgischen Allodien seines Hauses und die Städte Braunschweig, Stade, Lüneburg und Goslar als ein in männlicher und weiblicher Linie vererbbares Herzogtum Braunschweig verleiht (1235).

Der Kaiser vermehrt bei seinem kurzen Aufenthalt den staufischen Besitz in Deutschland, indem er dem Bayernherzog seine ostschwäbischen Besitzungen abkauft. Er verstärkt den von Burgen beschützten Besitz im Elsaß, er macht in den Alpen zur Sicherung des eben erschlossenen St. Gotthardpasses Uri und Schwyz reichsunmittelbar. Was hätte der Hohenstaufe auch in Deutschland vollbringen können, hätte er Zeit gefunden, hier seinen gesetzgeberischen Scharfsinn, sein Verwaltungsgeschick und sein sizilianisches Gold spielen zu lassen!

So aber muß er 1236 nach Italien, um seinem Getreuen Ezzelino zu helfen, der in seiner Stadt Verona von den Lombarden schwer bedrängt wird. Begleitet von dem treuen Hermann von Salza und seinem Feldherrn von Arnstein, erringt der Hohenstaufe rasche Erfolge. Vicenza wird erstürmt, Ezzelino gerettet. Während seine Feldherren siegreich vordringen, kann Friedrich nach Deutschland zurück, wohin er noch einmal muß, um 1237 den trotzigen Herzog von Österreich aus dem Felde zu schlagen. Der Kaiser läßt in Wien, das er zur Reichsstadt erhebt, den jungen Konrad zum „römischen König und Kaiser" erwählen, der aber nurmehr Stellvertreter des Vaters ist und für den der Erzbischof Siegfried von Mainz zum Reichsverweser bestellt wird. Nachdem Friedrich noch die babenbergischen Herzogtümer Österreich und Steiermark direkt der Krone unterstellt hat, verläßt er Deutschland auf Nimmerwiedersehen. In Italien aber gelingt es dem Kaiser am 27. November 1237, mit deutschen, sarazenischen, aber auch schon lombardischen Truppen, die Städter bei Cortenuova aufs Haupt zu schlagen. Damit hat Friedrich über seinen zähesten Gegner einen vollen Sieg davongetragen, den er für entscheidend hält. Sein Herz, das unter Verleugnung des angeborenen Stolzes so viele Demütigungen hinnehmen mußte, ist voll von brandendem Jubel. Endlich kann er sich freier regen, auch gegen den herrschsüchtigen und kaiserfeindlichen Papst. In dieser Freude vergißt der Hohenstaufe, daß sein Kaisertum auch jetzt noch sehr vorsichtig auftreten muß, daß er den Frieden mit den Städten noch nicht in den Händen hat, er ohne Kriegsgefahr die Empfindlichkeit des Papstes nicht verletzen darf. Der Kaiser übersendet in seinem Siegesjubel den erbeuteten berühmten Fahnenwagen der Mailänder den Römern, er bittet den Papst, Dankgebete für den großen Sieg anzuordnen, er verkündet sogleich, daß er plane, seinen Wohnsitz künftig in Rom zu nehmen, um Kaiser der Römer auch wirklich zu sein. Die erschreckte Kurie sinnt auf Gegenmaßnahmen. Die Städte aber lehnen die

vom Sieger im berauschenden Gefühl des Triumphes geforderte unbedingte Unterwerfung ab, und der Krieg muß weitergehen. Der Kaiser kehrt nun, vielleicht zu spät, zu seiner früheren Vorsicht zurück.

Zunächst allerdings steht er jetzt auf der Höhe der Macht, als er zu Pfingsten 1238 seine Tochter Selvaggia mit Ezzelino verheiratet, den Adel Deutschlands und Burgunds, auch seinen Sohn Konrad um sich. Dann geht der Krieg weiter. Gebhard erobert Tuszien, aber der Kaiser erleidet Oktober 1238 vor der Stadt Brescia einen offenkundigen Mißerfolg, und der Papst bringt gegen ihn einen Bund zwischen Venedig und Genua zustande. Als der Hohenstaufe seinen natürlichen Sohn Enzio mit Adelasia vermählt, der Erbin eines Teiles von Sardinien, auf das der Papst selber Anspruch erhebt, ist der Haß des alten Mannes nicht mehr zu bändigen. Am 20. März des Jahres 1239, am gleichen Tage, da der treue Vermittler Hermann von Salza stirbt, wird der Kaiser mit dürftiger Begründung erneut gebannt. Klug beruft sich der Angegriffene auf ein allgemeines Konzil, denn der Papst sei unwürdig, sein Amt zu versehen. Der hemmungslose Gregor aber nennt ihn ein Ungeheuer, das Tier der Lästerung, den König der Pestilenz. Der Kaiser habe erklärt, die Welt sei von drei großen Betrügern, Jesus, Moses und Mohammed betrogen worden, er habe erklärt, Gott, „der die ganze Natur und alles erschaffen habe, könne nicht von einer Jungfrau geboren sein". So mobilisiert man jetzt gegen Friedrich als einen Ketzer die Bettelorden, und es rächt sich bitter, daß er seinerzeit die entsetzlichen Ketzerverfolgungen so kaltherzig zugestanden und unterstützt hat. Der Kaiser ruft nach einem Konzil, ohne es, wie einst Barbarossa, selbst einzuberufen. Aber obwohl der zornige Papst die Untertanen Friedrichs ihres Treueides entbunden hat, steht in Deutschland kein Gegenkönig gegen ihn auf. Durch Mißerfolge in Oberitalien festgehalten, läßt der Kaiser den Gedanken des Konzils fallen, während ihn der leidenschaftliche Papst aufgreift. Aber das Konzil, das in Rom tagen soll, verhindert der Hohenstaufe, denn sein Sohn Enzio beherrscht mit einer Pisaner Flotte das Meer. Bei Elba siegt er über die Flotte der Genuesen, wobei ihm zahlreiche Kirchenfürsten, darunter drei Kardinäle, in die Hände fallen. Als der Kaiser, der inzwischen Faenza erobert hat, siegreich der Ewigen Stadt naht, erhebt sich hier wieder eine kaiserliche Partei, die Adelsfamilie der Colonna. Aber obwohl gerade damals der furchtbare Mongolensturm, der 1238 Rußland überflutet hatte, dann unter Batu die Ungarn traf, eben in jenen Frühlingstagen ein deutsches Ritterheer bei Liegnitz bis zur Vernichtung geschlagen hat, wünscht der Papst keine Verständigung. Der Kaiser kann deshalb gegen die Mongolen nichts unternehmen, und es ist daher ein unerhörtes Glück für Deutschland, daß diese, die in Mähren schwerste Verluste erlitten, an Wien und Wiener-Neustadt vorbei, nach Osten abziehen, um aus Mitteleuropa zu verschwinden.

In Rom aber rafft eine furchtbare Seuche den fast hundertjährigen, starrsinnigen Gregor IX. hinweg. Sein gemäßigter Nachfolger Cölestin IV. stirbt rasch. Nach anderthalb Jahren Streit zwischen der kaiserlichen und der unversöhnlichen Partei des Kardinalkollegiums ermöglicht Friedrich durch Freigabe der gefangenen Kardinäle die Neuwahl, bei der Sinibald Fieschi aus Genua als Papst Innozenz IV. gewählt wird. Früher ein Freund des Kaisers, wird der hinterhältige Genuese dessen erbittertster Feind. Zum Schein unterhandelt er, denkt aber trotz der größten Zugeständnisse Friedrichs nicht an die Lösung vom Banne. Mit Hilfe der Genuesen entkommen, eilt er im Winter 1244 nach Lyon, dessen Erzbischof sich vom Reich so gut wie selbständig gemacht hat. Alle Prälaten, Könige und Fürsten lädt er für Juni 1245 zu dem großen Konzil, „betreffend die Wiedergewinnung des Heiligen Landes, den Kampf mit den Mongolen und den Streit mit den Fürsten".

Obwohl der Kaiser durch den Großsiegelbewahrer Thaddäus von Suessa einen Kreuzzug zur Zurückeroberung des 1244 wieder verlorenen Jerusalem verspricht, siegt die päpstliche Kriegspartei unter ihrem Haupt Rainer von Viterbo. Vor 438 Prälaten, darunter wenigen Deutschen, klagt der Papst den Kaiser des Meineids, der ketzerischen Gesinnung, der Kirchenschändung und des Umgangs mit Ungläubigen an. Thaddäus erwirkt einen Aufschub, um sich mit Friedrich, der in Turin weilt, beraten zu können. Der Papst bricht die Vereinbarung, indem er mit der fertigen Absetzung vor das Konzil tritt. Er erklärt den „genannten Fürsten, der sich des Kaiserreichs, des Königreichs und aller Ehren und Würden so unwürdig gemacht hat, für einen, der schon durch seine Sünden gebunden und aller Ehre und Würde vom Herrn beraubt. Wir", so sagt der Papst weiter, „entbinden alle, die ihm durch Treueid verpflichtet sind, für immer von diesem Eide, verbieten kraft apostolischer Autorität nachdrücklich, daß in Zukunft ihm jemand als Kaiser oder König gehorche oder zuneige, und bestimmen, daß, wer ihm künftig als Kaiser oder König Rat, Hilfe oder Gunst erweist, ohne weiteres dem Kirchenbanne verfallen ist. Jene aber, denen in dem Kaiserreiche die Kaiserwahl zusteht, mögen frei den Nachfolger wählen. Für die Verwesung des besagten Königreichs Sizilien aber werden wir Sorge tragen."

Der so Bedrohte hat sich während des Konzils auf einer Fürstenversammlung zu Verona endgültig mit Herzog Friedrich dem Streitbaren versöhnt. Auf die Nachricht von seiner Absetzung sieht er nun klar, daß alle seine Bemühungen um Verständigung mit dem Papst keinen Sinn gehabt, daß nur er zum Frieden bereit war, während die andern den Vernichtungskampf wollten. Wie bäumt sich sein Fürstenstolz auf! Absetzen wollen sie ihn? Er wird ihnen zeigen, daß seine Krone auch jetzt noch fest auf seinem Haupte

sitzt. Bisher war er immer der Nachgiebige. Jetzt — wie leidenschaftlich brechen sich seine Worte Bahn — will er nicht mehr der Amboß, sondern der Hammer sein. In Italien wird er sich halten, auch in Deutschland. Trotz des Abfalls der rheinischen Erzbischöfe, trotz der Hetze der Dominikaner und Minoriten, trotz des Interdikts, mit dem der Papst die kaiserlichen Anhänger bedroht, wird er sich behaupten können! Er ist zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, und wehe dem Untertanen, der von ihm abfällt!

Vermittlungsversuche des Königs von Frankreich scheitern an dem Vernichtungswillen des Papstes. In Deutschland läßt sich der Thüringer Landgraf Heinrich Raspe zum Gegenkönig mißbrauchen, aber der junge König Konrad wäre um ein Haar imstande gewesen, den ganzen Spuk noch vor der Krönung dieses Rebellen bei Frankfurt zusammenzuhauen, wenn nicht während des Kampfes schwäbische Ritter von ihm abgefallen wären. Aber auch so: Raspe bedeutet nichts. Konrad hat die Tochter des Bayernherzogs Otto geheiratet (1246) und besitzt damit dessen Hilfe. Als im gleichen Jahre der letzte Babenberger, der Streitbare, in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn gefallen ist, ohne Kinder zurückzulassen, zieht der Kaiser Österreich, Steiermark und Krain als erledigte Reichslehen ein, die er durch Generalkapitäne verwaltet. So gehört dem Hohenstaufen, von den aufsässigen schwäbischen Bezirken abgesehen, ganz Süddeutschland. Dazu kommt, daß der Landgraf, ehe er noch seiner pfaffenköniglichen Herrlichkeit bewußt geworden, stirbt, mit ihm sein Haus erledigt ist und der Kaiser damit auch im Gebiet seines Gegners Fuß fassen kann. Erst nach etlichen Monaten bringt die päpstliche Hetze in dem 20jährigen, unbedeutenden Wilhelm von Holland einen Gegenkönig auf die Beine, dem der Papst erst mit 2000 Pfund Silber aushelfen muß, damit er sich überhaupt rühren kann. An seinen Zug nach Italien, den die Kurie so gerne sehen möchte, ist nicht zu denken. Außer am Niederrhein stehen nicht einmal alle Bischöfe hinter ihm. Der Passauer, der Freisinger und der Augsburger sind kaisertreu, und der Erzbischof Eberhard von Salzburg ist 1246 als treuer Ghibelline im Kirchenbann gestorben. Er hat kein geweihtes Grab bekommen.

Schon ist der unverzagte Friedrich 1247 wieder soweit bei Kräften, mit einem starken Heere den Mont Cenis zu übersteigen. Auf dem Wege nach Deutschland wird er dem Papst in Lyon einen Besuch abstatten und seine Reichsrechte an der Stadt geltend machen. Wohin soll sich Innozenz dann wenden? Der König von England und der von Frankreich mögen ihn nicht. Indes eine unheilvolle Wendung ruft den Hohenstaufen zurück. Die Päpstlichen haben überraschend Parma erobert und alle seine Anhänger dort niedergemetzelt. Mit 37000 Mann belagert Friedrich die Stadt. Jedoch, als sich der Kaiser einmal auf einer Jagd befindet, gelingt es den Städtern, über die sorglosen Belagerer unvermutet herzufallen und die hölzerne Lagerstadt,

die man so siegessicher Vittoria genannt, zu verbrennen. Der treue Thaddäus von Suessa fällt. 3000 Gefangene geraten in die Hand der Feinde, die zudem Krone, Zepter und Reichssiegel Friedrichs, wie auch seinen Harem erbeuten. An den geplanten Zug über die Alpen ist nicht mehr zu denken. Wohl kann der Kaiser rasch die zersprengten Kräfte wieder sammeln und die Stadt von neuem einschließen, aber die Wirkungen der Niederlage sind doch groß. Eine vom Papst angestiftete Verschwörung auch hoher Beamter in Unteritalien zeigt die Gefahr. Der Kaiser schlägt sie rechtzeitig nieder. Im Jänner 1248 entdeckt er, daß sein bisher zuverlässiger Leibarzt von den Päpstlichen zu einem Giftmord gedungen worden. Nun spart der Getäuschte und im Innersten Empörte keine Marter, um der Welt zu zeigen, wie er Verräter bestraft. Aber bald darauf trifft ihn ein neuer Schlag! Sein vertrautester Mitarbeiter Petrus de Vinea hat sich als korrupt erwiesen. Friedrich läßt ihn in Ketten legen und bald darauf blenden, worauf der Tiefgestürzte Selbstmord begeht, indem er sein Haupt an der Kerkermauer einstößt. Und noch ein dritter Schlag in diesem Unglücksjahre! Sein Lieblingssohn Enzio, durch seine blonde Schönheit und seinen Wagemut alle Herzen begeisternd, fällt bei einem Waldgefecht an der Fossalta in die Hand der Bolognesen, die ihn dem Kaiser nicht mehr zurückgeben. Jedoch nach all diesen Schicksalsschlägen beginnt das Glück wieder zu lächeln. Ein Angriff der Päpstlichen scheitert, Ravenna kann zurückgewonnen werden, und in Oberitalien erringt Markgraf Hubert von Pallavicini einen Sieg über die Parmesen und erobert ihren Fahnenwagen. Gleichzeitig siegt der kaiserliche Admiral über die Genuesen. Der Kaiser kann wieder daran denken, über die Alpen zu gehen. Die weltlichen Fürsten, auch der französische König, verhalten sich anständig. Der lateinische Kaiser ist der Schwiegersohn Friedrichs geworden und will ihm eine Hilfsschar zur Verfügung stellen. Der Engländer ist auch nach dem Tod von Friedrichs englischer Gemahlin sein getreuer Schwager geblieben. Schon ist zu einer vierten Eheschließung des Hohenstaufen die Tochter des Herzogs Albrecht von Sachsen als Braut unterwegs.

Mitten in den schönsten Hoffnungen zur siegreichen Beendigung des gewaltigen Ringens, während der Papst schon bange die Flucht nach Bordeaux erwägt, stirbt der Kaiser am 13. Dezember 1250 an einer an sich unbedeutenden Krankheit zu Fiorentino in Unteritalien. Er stirbt in den Armen seines edelmütigen Sohnes Manfred, dessen Mutter Bianca Lancia der Kaiser noch auf dem Sterbebett zu seiner ordentlichen Gemahlin erhoben hat, um den Sohn zu einem ehelichen zu machen. In seinem Testament hinterläßt der Kaiser das Imperium und das sizilische Königreich seinem Sohne Konrad, für den in Italien Manfred die Statthalterschaft führen wird. Der dritte Sohn Heinrich soll mit Arelat, Jerusalem oder mit einer Geldsumme abgefertigt werden. Der Kirche soll das ihr entrissene Gut nur

dann zurückgegeben werden, wenn sie dem Staat ein Gleiches tut. So klingt auch das Testament Friedrichs nach fester Kampfentschlossenheit.

In Deutschland, wo man den Kaiser lange nicht mehr gesehen, wo alsbald nach seinem Tod das Interregnum mit seiner Unsicherheit gerade für die Schwächeren im Reiche ausbrach, hat das Volk sehr bald an seinen Tod nicht geglaubt. Auf Grund der Meinung, der Kaiser lebe noch, können bald die falschen Friedriche auftreten, die überall Rückhalt im Volke finden, weil man von der Wiederkehr des Kaisers Schutz für die Schwachen und Bedrängten erhofft. Denn Friedrich hatte in seinen letzten Lebensjahren, als die Fürsten sich zum Gegenkönigtum gewinnen ließen, planmäßig die Städte gefördert. So entsteht sehr bald die Sage vom schlafenden Kaiser, die durch das Rückertsche Gedicht im 19. Jahrhundert endgültig auf Barbarossa übertragen wurde. Der Kaiser schlafe im Berge, aber in der höchsten Not des Reiches werde er wiederkehren und dessen Größe wiederherstellen.

Obwohl durch seine Erziehung ein Italiener, gehört der unerschütterliche Friedrich zu unseren wuchtigsten Kaisergestalten. Wie einst Heinrich IV., kämpft der Hohenstaufe um das Daseinsrecht und die Freiheit der weltlichen Macht gegenüber geistlicher Anmaßung. Es ist ein Kampf, echt deutsch für alle Völker und Herrscher ausgefochten, in dem es aber auch entscheidend um die letzte Möglichkeit ging, die königliche Gewalt in Deutschland, deren Schicksal ja leider untrennbar an das der Kaiserkrone geknüpft war, gegenüber den Territorialgewalten zu stärken und am Ende doch noch siegreich durchzusetzen. Es ging aber auch um die deutsche Einheit. Denn war einmal die Stärke der Zentralgewalt gebrochen, wer war noch da und bereit, bedrohte Grenzgebiete zu schützen und ihr Abbröckeln zu verhindern? Und wie sollte sich in Deutschland ein Nationalgefühl entwickeln, wenn an Stelle des einen mächtigen Reiches zahlreiche, fast selbständige Einzelstaaten aufkamen? So ist der Kampf des Kaisers im fernen Italien auch ein Ringen um die Sicherheit und die Einheit des Reiches gewesen. Friedrich blieb unbesiegt, allein seine Nachfolger waren nicht imstande, den Titanenkampf, der eben auch Titanenkräfte erforderte, siegreich durchzuhalten. Wir kommen zum schmerzlichsten Abschnitt der deutschen Geschichte, zum Untergang der Hohenstaufen und zum Sturz des deutschen Königtums.

Der Tod des gewaltigen Gegners läßt die Waagschale des Papstes hoch aufsteigen. In Lyon erscheint der Pfaffenkönig, um die Marschallsdienste zu leisten. Innozenz IV. kann nach Rom zurückkehren. Manfred will er mit dem Fürstentum Tarent belehnen, sonst aber verschenkt der Papst von dem Staufenerbe große Ländereien, als wenn es ihm gehörte. Die Verfassungsgesetze Friedrichs hebt er auf. Das sizilische Königreich offenbart nach dem Tod seines größten Sohnes wieder stark seinen brüchigen Charakter, den Mangel an spezifischem Gewicht.

Von Manfred zu Hilfe gerufen, verläßt Konrad IV. (1250—1254), nachdem er die letzten Besitzungen der Hohenstaufen zur Finanzierung des Feldzuges verkauft oder verpfändet, Deutschland. Durch Oberitalien bahnt ihm der grimmige Ezzelino den Weg. Von da an aber muß er schon zu Schiff nach Unteritalien, da der Landweg gesperrt ist. Leider verstehen sich die beiden Brüder nicht. Gemeinsam erobern sie 1253 das abgefallene Neapel und züchtigen in fürchterlicher Rache die treulose Bevölkerung. Mit dem Tod ihres Bruders Heinrich, des Sohnes der englischen Gemahlin Friedrichs, ist es mit der Freundschaft der Engländer aus. Eben daran, zu Beginn 1254 zum entscheidenden Feldzug gegen den Papst aufzubrechen, erliegt Konrad zu Savello bei Amalfi dem italienischen Sumpffieber. Aus törichtem Mißtrauen gegen Manfred hat der König sein erst zweijähriges Söhnchen, den im fernen Deutschland unter der Obhut der bayrischen Verwandten heranwachsenden Konradin, nicht der Vormundschaft Manfreds, sondern dem erbittertsten Feinde seines Hauses, dem Papst übergeben. Dieser will nun die Verwaltung Unteritaliens in die Hand bekommen. Manfred aber, der auf das Gerücht, daß Konradin nicht mehr unter den Lebenden weile, 1258 den Königstitel angenommen, erobert Unteritalien und Sizilien ganz zurück und kann sogar in Toskana wieder Fuß fassen. An seinem Hofe blühen die Wissenschaften, Dichter und Sänger finden Aufnahme, denn der König ist selbst ein Dichter und Sänger.

Die Schattenkaiser des Interregnums werden ihm nicht gefährlich. Aber der unversöhnliche Papst Urban IV. belehnt schließlich den habgierigen Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, mit dem unteritalienischen Königreich. Vergebens bietet Manfred dem Papst 300000 Unzen Goldes, wenn er ihn aus dem Bann löst. Sein Nachfolger Clemens IV., wie Urban ein Franzose, will den Kampf mit der „Vipernbrut" Friedrichs. 1265 bricht Karl von Anjou auf. Trotz eines mächtigen Sturmes kann er landen und seine Scharen, mit den päpstlichen und guelfischen Truppen zusammen 60000 Mann, sammeln. Der Papst begleitet ihn mit seinem Segen, denn der Franzose hat ihm das volle Recht über die sizilische Kirche eingeräumt und hohen Jahreszins versprochen. Nach 12 glücklichen Jahren bricht nun über den ritterlichen Manfred das Verderben herein. Wichtige Posten erweisen sich in der Stunde der Gefahr als unverläßlich. Sogar die Sarazenen von St. Germano ergeben sich rasch. Als in der Schlacht bei Benevent Manfred seine Scharen dem Feind unterliegen sieht, legt er den Helm ab und findet im Gewühl der Kämpfer den gesuchten Heldentod. Die Kirche verfolgt den Tapferen über den Tod hinaus mit ihrem Haß. Der Bischof von Cosenza läßt die Leiche ausgraben und im Tal des Baches Verde schimpflich verscharren. Die Familie Manfreds gerät auf der Flucht in die Hände des unbarmherzigen Karl von Anjou, seine Gattin Helena von Epirus ist nach

fünfjähriger Gefangenschaft auf der Burg Nocera eines langsamen Hungertodes gestorben. Die drei Söhne Heinrich, Friedrich und Enzio haben, zumeist im Castel dell' ovo, ein qualvolles Gefangenenleben geführt, durch Hunger völliger Entkräftung preisgegeben. Heinrich soll dort noch 1309, also nach 45 Jahren, gelebt haben. Nur der einen Tochter Beatrix verhalf nach 18 Jahren der Gemahl ihrer Schwester Constanze, die glücklich noch vor dem Zusammenbruch Manfreds verheiratet worden war, durch harte Drohungen zur Freiheit.

Aber noch lebt in Deutschland der junge Konrad, der als Konradin, wie ihn die Italiener nannten, in der Geschichte steht. Vor ihm erscheint 1267 eine Gesandtschaft der Ghibellinen, in der die Städte Pisa, Pavia, Verona, Palermo und Luceria vertreten sind, und lädt ihn ein, das Erbe der Väter zurückzuerobern.

Der Franzose ist in Italien verhaßt. In Rom hat sich ein Verwandter Konradins, der Spanier Don Enrique, der Bruder Alfons' von Kastilien, zum Senator gemacht, er hat Einfluß in Tuszien gewonnen und will mit dem Thronräuber Anjou abrechnen. Sein Bruder sitzt in dem nahen Tunis und wird gleichfalls erscheinen, sobald ein Kriegsheer nach dem Süden aufbricht. So entschließt sich der junge Konradin, von Donauwörth, wo er bei seinem Oheim Ludwig II. von Bayern die Jugend verbracht, nach dem Süden zu ziehen. Er weiß, daß Sizilien die reichste unter den fünf Königskronen seines Vaters Friedrich ist. Hat er es erobert, dann kann er sich die anderen holen, denn noch gibt es eine starke Hohenstaufenpartei in Deutschland, noch gibt es Ghibellinen in Italien. Der 15jährige Jüngling zieht im Oktober 1267 aus, von einem stattlichen Ministerialenheer begleitet, zu dessen Ausrüstung er das letzte Gut des Hauses verkauft hat. Auf der Innbrücke von Innsbruck verfaßt er sein Testament, und der Zöllner wird als Zeuge genommen.

Von der ahnungsvollen Mutter, die vergebens gewarnt, nimmt er zu Stams Abschied. Sein Stiefvater aber, der Graf Meinhard von Görz und Tirol, sowie der bayrische Ohm geben ihm bis Verona das Geleite. Sein Oheim Graf Galvano Lancia ist bereits vorausgeeilt, ihm in Rom die Wege zu ebnen. Als ihm ein neuer Lombardenbund den Weg versperrt, gelingt es ihm, nach Pavia durchzukommen. Von hier gelangt Konradin mit Schiffen nach dem schon begierig harrenden Pisa. Der mutige Friedrich von Österreich, sein Jugendfreund, führt zu Lande die Truppen nach. Der Angriff gegen den französischen Usurpator kann beginnen. Don Fadrique ist bereits in Sizilien gelandet, Don Enrique aber hat die Welfen in Mittelitalien und Rom niedergeworfen, so daß sich die französischen Truppen aus Tuszien zurückziehen müssen. Die abziehenden Franzosen werden von den Deutschen bei Arezzo überfallen und fast völlig vernichtet.

Der Papst ist nach Viterbo geflüchtet, Konradin kann in Rom unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug halten. Mit berauschendem Prunk wird der hinreißende Jüngling empfangen. Auf dem Kapitol wird er bereits als Imperator ausgerufen. Nur eines Schlachtensieges bedarf es, und das zum Untergang sich neigende Haus der Hohenstaufen ersteht in neuer Herrlichkeit. Verstärkt durch die Spanier des Infanten und scharenweisen Zuzug hoffnungsvoller Ghibellinen, bricht das deutsche Heer zur Entscheidungsschlacht auf. Auf dem Weg nach dem Süden kommt es bei Scurcola in der Nähe von Tagliacozzo zur Schlacht. Unterliegt der Franzose, dann wird er flüchten müssen, so schnell ihn ein Roß tragen kann, denn seine Flotte ist bereits geschlagen, und in Sizilien dringt der zweite der spanischen Prinzen vor. Karl weiß, daß die heranstürmenden Deutschen unter ihrem Heldenführer im offenen Kampf unüberwindlich sind. So opfert er sein Heer und den Marschall, läßt einen anderen die Königsinsignien tragen, er selbst aber fällt, nachdem die deutschen Truppen sich nach Vernichtung der Gegner durch Plünderung der militärischen Zucht begeben, mit einer Schar auserwählter Ritter über die überraschten Sieger her, über die nun die Katastrophe hereinbricht. Sie fallen oder werden gefangen, um womöglich noch auf dem Schlachtfeld dem Henker des Anjou zu verfallen. Der Kronräuber wütet unter den Wehrlosen. Konradin und Friedrich sind geflüchtet, haben aber kostbare Zeit in dem rasch wieder guelfisch gewordenen Rom versäumt. Als sie endlich bei Torre Astura das rettende Gestade erreichen, läßt sie schon auf dem Meere der habsüchtige, vergebens einst von Friedrich II. sehr begünstigte Giovanni Frangipani greifen, um sie geradezu an Karl von Anjou zu verkaufen. Wie jubelt der auf! Den gefangenen Lancia hat er schon grausam verstümmeln, Don Enrique ins Castel dell' ovo verschwinden lassen, wo er bis 1291 schmachten wird. Nun tritt über den Kaiserssproß ein Gericht aus den ersten Richtern Italiens zusammen. Der ehrenwerte Guido von Sazara ist gegen die Verurteilung, da Konradin im Bewußtsein seines Rechtes gehandelt habe. Der feile Konrad von Bari aber stimmt für den Tod, und so wird durch rasche Beipflichtung des Usurpators gegen die Mehrheit der Richter die Todesstrafe über den Jüngling und Friedrich von Österreich gefällt. Den Spanier hatte er nicht gewagt, zum Tod zu verurteilen! So ist dieses Urteil nicht bloß eine Schande für den unritterlichen Franzosen, sondern auch für das zerrissene Deutschland, das teilnahmslos den Urenkel Barbarossas dem Scharfrichter verfallen ließ. Mit Blut in den Wangen müssen wir auch heute noch an das ungesühnte Verbrechen der Franzosen denken. Die beiden jungen Helden aber steigen kühn auf das Schafott. Was mag in der Seele des letzten Hohenstaufen vorgegangen sein, in dieser zarten Jünglingsseele, als er auf der Richtstätte, es ist der Karmeliterplatz, noch einmal das herrliche Land erblickt, nach dem seine verhängnisvolle Sehnsucht entbrannt war? Der Über-

lieferung nach wirft er vom Blutgerüst seinen Handschuh herab, damit man diesen seinem Schwager Pedro von Arragonien überbringe. Kämpfer bis zuletzt! Von seinem Freund Friedrich von Österreich werden die Worte überliefert: „Mutter, welches Leid bereite ich dir!" So sanken die beiden deutschen Kinder und Helden, mit ihnen das Haus der Hohenstaufen, weil das Deutschland des Interregnums nichts für nationale Ehre übrig hatte. Von dem Kaisergeschlecht leben noch eine Zeit die Söhne Manfreds, und noch vier Jahre in Bologna der herrliche Enzio, Kaiser Friedrichs Ebenbild und Liebling. Das Los der Gefangenschaft, die milder wird, als es keine Rettung mehr gibt, lindert ihm die schöne Bologneserin Lusia Viadagola, die im Kerker seine Gemahlin wird, als ihn Adelasia längst verlassen. Das Geschlecht der Bentivoglio rühmt sich, aus dieser Verbindung herzustammen. Zwei Hohenstaufinnen, Töchter des Kaisers Friedrich, Margarete, Albrecht des Unartigen Gattin, und Katharina, Nonne zu Montargin in Frankreich, sind 1270 bzw. 1279 gestorben. Das Haus der Hohenstaufen war erloschen.

Stöhnte die deutsche Heimat nicht auf, lief nicht ein Klagen von Kaiserpfalz zu Kaiserpfalz, als das Haupt des jungen Staufers fiel? Loderte nicht der Schrei nach Vergeltung auf? Die Hohenstaufenpartei plante wohl für das nächste Jahr einen Rachezug, jedoch es kam nicht dazu. Der blutige Kronräuber mochte sich glücklich fühlen. Konradins Mutter aber, die Herrin von Tirol, gründete zum Gedächtnis des Sohnes im stillen Oberinntal, im Angesicht der ernsten Berge, die Zisterzienserabtei Stams, wo heute noch die gestifteten Gebete für den unglücklichen Hohenstaufen verrichtet werden.

Und doch, Papst und Usurpator wurden ihres Sieges nicht froh. Bei seinem Sterben soll den Kirchenfürsten die Gestalt des hingemordeten Jünglings geängstigt haben. Karl aber verspürte 14 Jahre später die Rache des Schicksals, als sich die Sizilianer in der grauenvollen Sizilianischen Vesper alle Franzosen auf ihrer Insel für immer vom Leib schafften. Konradins Schwager Pedro kann sich Siziliens bemächtigen und es gegen den Franzosen behaupten. Ja, 1284 nimmt sein Admiral Ruggiero Loria den Sohn Karls in einer Seeschlacht gefangen und erreicht damit die Auslieferung wenigstens der Tochter Manfreds. Ohne seinen Sohn wiederzuhaben, ist Karl von Anjou, der Typus des frömmelnden Tyrannen, gestorben.

In Italien aber wütet der blutigste Bürgerkrieg. In jeder Stadt gibt es jetzt die sich tödlich hassenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen. Jede Parteirache stachelt zu fürchterlicher Rache der Gegenpartei an, und das Land, das der deutschen Herrschaft ledig geworden, blutet ärger denn je unter seinen Stadttyrannen. Je nach den lokalen Verhältnissen sind damals Guelfen oder Ghibellinen zu Tausenden hinter den dicken mittelalterlichen Gefängnismauern vermodert. Erbarmen hat der Bürgerkrieg noch nie auf der Welt gekannt,

am wenigsten damals. Aus diesen entsetzlichen Verhältnissen heraus stößt der große Dante den Sehnsuchtsruf nach dem Kaiser aus.

4. Werdende Herrscherhäuser – werdende Staaten im Staat

Die kaiserlose, die schreckliche Zeit – Die Machtstellung Ottokars – Rudolf von Habsburg – Begründung der habsburgischen Macht – Das kurze Königtum Adolfs – Albrecht der letzte König – Der romantische Kaiser Heinrich – Bürgerkrieg in Deutschland – Der Kurverein von Rense – Der kaufmännische Kaiser und seine Goldene Bulle – Rudolf der Stifter – Der faule Wenzel – Ruprechts hilfloses Königtum

Nach Konrads IV. Abzug aus Italien ist der letzte Schimmer einer deutschen Zentralgewalt erloschen. Wilhelm von Holland behält nur lokale Geltung und wird überdies bald, 1256, im Kampf gegen die Friesen erschlagen. Bei der Neuwahl, da nun König und Gegenkönig tot sind, kommen schmachvollerweise nur noch zwei Fremde in Betracht, der Spanier Alfons von Castilien und der Engländer Richard von Cornwallis. Die Entscheidung fällt durch Bestechung. Der Engländer soll die ganzen herrlichen Wälder von Cornwall zur Erlangung der nötigen „Handsalbe" haben abholzen lassen. Allein dem Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden soll er 12000 Mark Silber haben zahlen müssen. Jeder Fürst will für sein Territorium Geld oder Zugeständnisse herausschlagen. Der Engländer zahlt dem Bayern 18000 Mark Silber, dem Böhmen wahrscheinlich noch mehr. Aber auch dem Papst zahlt er, damit er seine Zustimmung gibt. So weit ist es mit dem deutschen Königtum gekommen. Der Trierer Erzbischof tritt für den Spanier ein, denn der hat ihm 20000 Mark Silber verehrt. Aber der Engländer dringt durch, da er auch dem Erzbischof von Mainz eine heilsame Handsalbe von 8000 Mark Silber bezahlt hat. So wird er „einstimmig" zum König gewählt und in Köln gekrönt. In den vier Jahren, die Richard in Deutschland weilt, soll er den Betrag von 8150000 Mark Silber verbraucht haben. Später kommt er nur noch zu seiner Vermählung mit der schönen Beatrix von Falkenstein nach Deutschland, wird aber bald vom Schlagfluß ereilt und stirbt 1272. Die Kurie hat übrigens ihre schließlich erkaufte Entscheidung zwischen den beiden Schattenherrschern bis 1267 verschoben und dann endlich den zahlungsschwächeren Alfons in den Bann getan. Bei der Wahl Richards 1257 treten zum erstenmal die sogenannten Kurfürsten hervor. Schon der niedersächsische Sachsenspiegel (ca. 1225), der das geltende Recht verzeichnet, kennt sie, spricht aber dem Böhmen das Wahlrecht ab, weil er kein Deutscher sei. Es sind die drei rheinischen Erzbischöfe und die Inhaber der sogenannten Erzämter: des Kämmerer-, Marschall-, Truchseß- und Mundschenkenamtes. Kämmerer ist der Brandenburger Markgraf, Marschall der Herzog von Sachsen, Truchseß der Pfalzgraf vom Rhein, Mundschenk aber seit den Tagen Heinrichs V. der Böhmenkönig.

Ordnung gibt es unter den Schattenkaisern nur, soweit sie der einzelne zu schützen vermag. Dabei wäre ein starker Kaiser so nötig! Es gilt, das große Erbe der Babenberger zu vergeben, auf das zwei Frauen, die Königswitwe Margarete und Friedrichs des Streitbaren Nichte Gertraud, auf Grund des Regensburger Privilegs Anspruch erheben. Gertraud wird die Gemahlin des Markgrafen von Baden, die Mutter des unglücklichen Friedrich von Österreich. Margarete aber heiratet trotz ihrer mehr als 40 Jahre der Böhmenprinz Ottokar, der sich 1251 Österreichs bemächtigt hat. Da Gertraud in zweiter Ehe den Enkel des Ungarnkönigs Bela IV. heiratet, verficht dieser ihre Ansprüche, bis endlich Böhmen und Ungarn das schöne deutsche Ostmarkenland im Frieden zu Ofen so teilen, daß Ottokar für Margarete Österreich, Bela für Gertraud aber die Steiermark erhält.

Ottokar ist inzwischen auch König von Böhmen geworden, das damals durch seine Bodenschätze das reichste deutsche Land ist. In Scharen ruft er Deutsche in seine Länder. Sachsen und Niederländer erscheinen als Städtegründer. 1256 gibt es schon 33 deutsche Städte, darunter Prag, Budweis, Pilsen, Kuttenberg, Kolin, Königgrätz, Iglau, Aussig und Leitmeritz. Böhmen fängt an, ein deutsches Land zu werden. Ottokar selbst rühmt sich der Abstammung von einer Tochter Philipps von Schwaben. Das Haus der Przemysliden ist eingedeutscht.

Der König unternimmt 1254—1255 einen Kreuzzug gegen die Preußen. Der Plan der Burg und späteren Stadt Königsberg geht auf ihn zurück. Zwölf Jahre später erscheint er nochmals, aber nur mit geringem Erfolg, im Ordensland.

Seinen Territorialbesitz baut der Machtbewußte, durch den Bischof Bruno von Olmütz, einen Schauenburger, gut beraten, erfolgreich aus. 1260 entreißt er den Ungarn durch die Siegesschlacht von Kroissenbrunn die Steiermark. Er muß nur der Babenbergerin Gertraud eine Jahresrente zahlen. Die Berechnungsehe mit Margarete, aus der er keine Kinder erhält, löst er nunmehr und heiratet Kunigunde von Masowien, eine Nichte Belas. 1269 erwirbt er durch ein Vermächtnis des Herzogs Ulrich Kärnten und Krain. Vom Reich holt Ottokar nur die schriftliche Belehnung Richards von Cornwallis ein. Das Interregnum ist für Ottokar ein Paradies. Sein Reich erstreckt sich nun vom Erzgebirge bis zur Adria, zum erstenmal die Sudetenländer mit Österreich einend.

Um dieselbe Zeit ist Bayern ohnmächtig, da es seit 1255 in die beiden Teile Oberbayern mit der Pfalz am Rhein und Niederbayern zerfällt. Nach dem Tode Konradins erwirbt sein Ohm Ludwig die staufischen Güter, darunter die Oberpfalz. Das zerstückelte Bayern wird erst spät wieder zu Kräften kommen. Ärger noch ist Schwaben zersplittert. Den Grafen von Württemberg, die auf dem Rotenberg bei Cannstatt sitzen, gehören Waiblingen, Urach und

Stuttgart, den Markgrafen von Baden unter anderm Pforzheim und Durlach. Im oberen Elsaß sind die Grafen von Habsburg begütert, die seit dem 11. Jahrhundert die Habichtsburg im Aargau besitzen, nach der sie heißen.

In Mitteldeutschland haben nur die Wettiner geschlosseneren Besitz. Bei planmäßigem Ausbau hätte dieser, fruchtbarstes Gebiet umfassend, der Kern eines neuen Königtums werden können. Sie herrschen vom Harz bis zu den Grenzbergen gegen Böhmen. Auch sind sie unermeßlich reich. Aber in dieser ersten Zeit der Territorialherrschaften mangelt die Gabe, das Erworbene festzuhalten, und so hat auch der Wettiner Heinrich geteilt, noch dazu schon bei Lebzeiten. Damit ist das Land in vier Teile zerstückelt. Er selbst behält nur Meißen, die Lausitz und das Pleißener Land. In mehreren Linien herrschen die Askanier. Eine jüngere Linie sind die Grafen von Anhalt und die Herzöge von Sachsen. Auch unter diesen gibt es seit 1260 zwei Linien, Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, das die Kurwürde besitzt. Die brandenburgischen Askanier haben ebenfalls zwei Linien, Stendal und Salzwedel. Auch die Welfen in Braunschweig-Lüneburg sind in zwei Linien zerfallen. Sie haben nach dem Süden Raum gewonnen, wo Otto IV. Göttingen gründet. Die hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg haben Neumarkt und Schwabach und nach dem Aussterben der Andechser Grafen auch Bayreuth und Hof erworben.



Das Babenberger Erbe

Von den geistlichen Fürsten sind die rheinischen die mächtigsten. Seit der Karolingerzeit haben sie bei jedem politischen Handel mit reichem Gewinn mitgetan. Allerdings gehört dem Kölner seit 1288 nicht mehr Köln. Er sitzt nunmehr in Bonn. Der Mainzer hat, vor allem in Thüringen und um Mainz

herum, zersplitterten Besitz. Dem Trierer gehört neben reichem Besitz um Trier noch Koblenz.

So gibt es in Deutschland eine wahre Fülle von Territorialherrschaften, jede vor die Versuchung gestellt, durch Erbteilungen die Zersplitterung des Reiches zu vergrößern, aber auch jede am Werk, den Schwächeren mit dem Ellenbogen fortzustoßen, um wachsen zu können. So kommt während des Interregnums überall der Wehrlose unter die Räder: so der Reichsbesitz, aber nicht mehr die Städte. Die haben sich vorgesehen. Die rheinischen Städte Köln, Mainz, Speyer, Bingen, Oppenheim, Straßburg und Basel haben sich 1254 zusammengeschlossen und wehren sich gegen die in Raubritterweise beginnenden unrechtmäßigen Zölle am Rhein. Ein Bundestag zu Worms schafft Rechte und Pflichten und bestimmt Strafen für Friedensbrecher.

Schon 1241 haben sich Hamburg und Lübeck verbündet, dann Hamburg mit Braunschweig, Bremen mit Lüneburg und den Städten am Harz, Lübeck mit Wismar, Rostock, Wolgast, Stralsund und Greifswald. Wehe dem Straßen- und Seeräuber, seit der mächtige Kaufherrenbund, die stolze Hansa, heranwächst! Sie gibt dem deutschen Namen neue Geltung im Norden. Wir können aus ihren Erfolgen ahnen, was aus einem einigen Deutschland im 13. und 14. Jahrhundert hätte werden können.

Mitten innerhalb der bunten Territorien wehrt sich verzweifelt der Ritter, für den es keine Verwendung mehr gibt und dessen große Zeiten mit den Römerzügen und der Ministerialenherrschaft in Italien vorbei sind. Er wehrt sich seiner Haut und, solange es keinen anerkannten Herrscher gibt, auch wirkungsvoll, aber als Raubritter, wie dies erschütternd das mittelhochdeutsche Gedicht vom Meier Helmbrecht zeigt. Da dieser Straßenraub immer noch einen Schimmer der alten Romantik und durch seine Wehrhaftigkeit auch von der Ehre des alten Rittertums besitzt, so stoßen zu ihm, wie wieder der „Meier Helmbrecht" zeigt, auch gewalttätige, arbeitsscheue und beutegierige Elemente aus der Bauernschaft, die das Unwesen noch mehren. So wimmelt es im damaligen Deutschland von Raubnestern, und die Faust verkörpert das Recht.

Die Fürsten beginnen wieder an eine Königswahl zu denken. Alfons von Kastilien, Philipp von Frankreich und Karl von Anjou rühren sich, aber der Papst braucht jetzt einen Deutschen als König, da ihm die Franzosen in Unteritalien zu mächtig sind und er nicht das Reich eines Friedrich wiedererstehen sehen möchte. Der beste deutsche Kandidat wäre mit seinem mächtigen Besitz und seiner deutschen Kolonisation in Böhmen und Mähren Ottokar gewesen. Seine Wahl hätte vielleicht das Schicksal der Sudetenländer endgültig im deutschen Sinn entschieden und damit dem Reich ein Bollwerk, zugleich Zentrum für Neukolonisation, gegeben.

Aber die Kurfürsten wollen ja keinen mächtigen deutschen König. Sie suchen sich aus den kleineren Dynastien einen tüchtigen Mann heraus, der

Ordnung hält, ohne ihnen selbst gefährlich werden zu können. So fällt ihre Wahl auf den tüchtigen Haudegen und emsigen Mehrer seiner ohnedies nicht unbeträchtlichen Habe, auf den Grafen Rudolf von Habsburg, der eben mit dem Bischof von Basel in Fehde liegt, um ihm eine Zahlung herauszupressen. Diesem Rudolf gehören der Sundgau im Elsaß und der Aargau und Thurgau in der Schweiz, dort auch mancher weitere Besitz und manche Hoheitsrechte. Sein Vetter Friedrich von Hohenzollern, der viel für diese Wahl gewirkt, überbringt ihm die Nachricht.

Da die Kurfürsten nichts um der höheren Ehre Gottes willen tun, muß ihnen Rudolf, den sie als wohlhabend kennen, die Wahlkosten vergüten. Er muß auch zusagen, sich bei wichtigeren Entscheidungen in sogenannten Willebriefen ihre Zustimmung einzuholen. Der kluge Habsburger aber kann seine Wähler auch noch anders gewinnen. Er hat sieben heiratsfähige Töchter. Am Abend seiner Krönung gibt er bereits eine dem Pfalzgrafen Ludwig zur Braut, eine andre dem Herzog Albrecht von Sachsen. Das geschieht am 24. Oktober 1273.

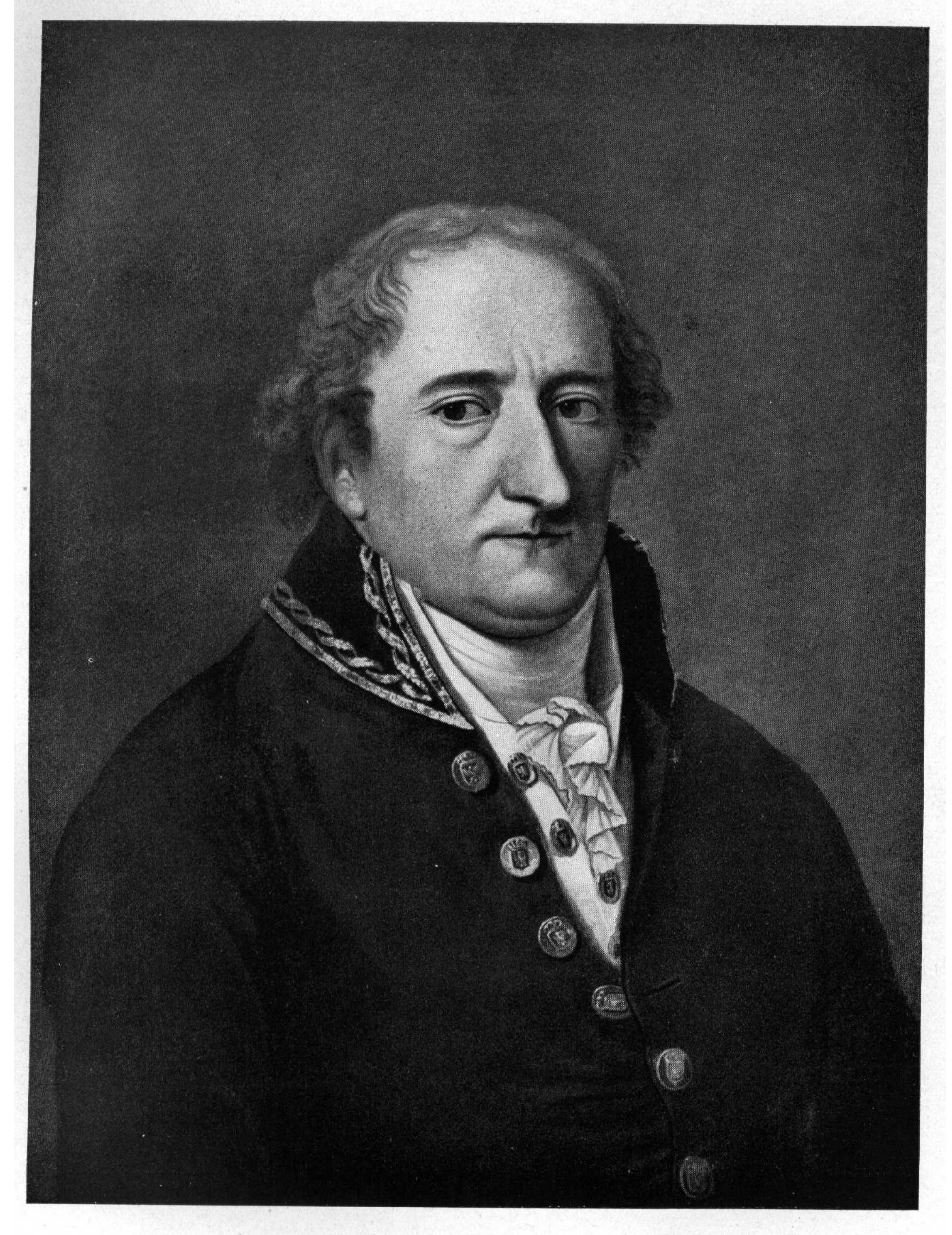
Dem Papst zeigt Rudolf I. (1273—1291) die Wahl mit der Bitte um die Kaiserkrone an. Er verzichtet auf die Ausübung jeder Herrschaft in Italien und bestätigt die alten Schenkungen. Mit Schaudern sehen wir, was aus der Königsmacht von einst geworden ist. Der Papst nimmt die Gesandtschaft freundlich auf und weist die des Böhmen, der darüber klagt, daß die böhmische Stimme bei der Wahl übergangen worden sei, ab. Bei einer Zusammenkunft zwischen Papst und König in Lausanne verspricht Rudolf einen Römerzug zur Krönung und einen Kreuzzug. Aus beidem ist nichts geworden. Der Papst findet keine Zeit zu mahnen, denn er ist schon im folgenden Jahr gestorben.

Der neue Herrscher aber steht bereits gegen den Böhmen, den er in behutsamster und griffsicherer Diplomatie angeht. Er sichert sich die kirchlichen Nachbarn Ottokars, den Erzbischof von Salzburg, den Regensburger und den Passauer Bischof. Im Herbst desselben Jahres 1274 läßt er sich durch den Reichstag die Vollmacht erteilen, alle seit Friedrichs Absetzung 1245 — diese Datierung wirkt allerdings erschütternd — dem Reich entfremdeten Gebiete einzuziehen. Aufgefordert, seine Lehen vom Reiche zu nehmen, erscheint der Böhmenkönig nicht. Auf einem Reichstag von Augsburg bestreitet er die Rechtmäßigkeit der vorgenommenen Königswahl und fordert die Belehnung mit allen seinen Ländern. Da er im Trotz verharrt, wird ein Jahr darauf die Reichsacht über ihn verhängt. Trotz seiner Zuversicht findet der Böhme an Rudolf seinen Meister. Schwäbische Herren, auf die er große Hoffnungen gesetzt, werden durch einen raschen Überfall Rudolfs zur Ruhe gebracht. Den Niederbayern, auch einen der Freunde Ottokars, gewinnt der König, indem er ihm seine Tochter Katharina vermählt. Durch eine Ehe zwischen Meinhards, des reichen Grafen von

Görz und Tirol, Tochter Elisabeth mit seinem Sohne Albrecht bringt er den mächtigen Landesherrn auf seine Seite, und so kann es mit sicherer Siegesaussicht gegen Ottokar gehen. Meinhard erobert Kärnten und Steiermark, Rudolf aber ist in Österreich eingerückt und zwingt Wien zur Ergebung. Dem Przemysliden sinkt der Mut. Er erscheint vor dem König, den er eben noch verhöhnt hatte, und nimmt von ihm den böhmischen Besitz zu Lehen, auf Österreich, Kärnten und Steiermark verzichtend. Eine Doppelhochzeit soll nach der Meinung des alten Praktikus Rudolf den Groll des Überwundenen in ehrliche Freundschaft verwandeln. Wenzel und die habsburgische Jutta, Hartmann und die böhmische Kunigunde sollen ein Paar werden.

Aber von seiner ungarischen Gemahlin bei seiner Rückkehr verspottet, kann sich Ottokar mit dem Abkommen von 1276 nicht abfinden. Er sieht, daß Rudolf Feinde erwachsen sind, stößt aber törichterweise den Ungarn vor den Kopf, mit dem sich nun der Habsburger, auch wieder durch einen Ehebund, verbündet. Mit Umgehung des gehässigen Niederbayern kann der König durch das Gebiet Meinhards ziehen, während Ottokar in Österreich eingefallen ist, wo er Waidhofen an der Thaya verbrennt, aber bei der Belagerung von Drosendorf und Laa kostbarste Zeit verliert. Bei Dürnkrut gelingt es Rudolf, der sich mit den Ungarn vereinigt hat, in einem heißen, den Tag füllenden Kampf die Böhmen zu schlagen, deren König auf dem Schlachtfeld bleibt. Da Wenzel minderjährig ist, kann Rudolf durch die Ehe Wenzels mit Jutta leicht die endgültige Versöhnung zustande bringen. In Böhmen muß Otto von Brandenburg, durch seine Ehe mit der Habsburgerin Elise des Königs Schwiegersohn geworden, zugunsten Wenzels gegen die Königswitwe Kunigunde eingreifen, die mit einem slawischen Großen ein Liebesverhältnis eingegangen. Rudolfs gleichnamiger Sohn aber heiratet Wenzels Schwester Agnes.

Welche kluge und in die Zukunft schauende Diplomatie des Habsburgers! Dabei die Härte in der Durchfechtung nötig gewordenen Kampfes. Dem König gelingt bald ein weit größerer Schachzug, indem er die Zustimmung der Kurfürsten für die Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogtümern Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und der Windischen Mark erreicht (Augsburg 1282), für die letzteren drei allerdings nur formell, da sie tatsächlich der treue Meinhard erhält. Aber Österreich allein ist schon eine ungemein wichtige Erwerbung. Rudolf hat zur Vorbereitung jahrelang in Wien geweilt. Mit diesem Erfolg beginnt die große Hausmachtpolitik der Habsburger und, durch sie angeeifert, auch der andern Fürstengeschlechter. Diese Politik ist für den deutschen König nach dem Sieg der Territorialgewalten in der letzten Stauferzeit die einzig mögliche. Denn nur, wenn der König selber Land erwirbt, also selbst ein mächtiger Territorialherr wird, kann er auch der Krone wieder Geltung geben. Und wenn später ein Habsburger,



Tafel 26. Freiherr vom und zum Stein

Der Freiherr vom Stein, feudaler Reichsherr, dann preußischer Beamter und Kabinettschef, zuletzt aber niemandem Diener als dem kommenden Großdeutschland, ist einer der mächtigsten Patrone der Erfüllungen unserer Zeit. Als Deutscher des alten Reiches erlebte er dessen Wiederaufrichtung nicht. Aber seine Person und sein Wirken wurden eine Großmacht.



Tafel 27. Fürst Blücher

Ein Soldat und Feldherr, entflammt von der Not seines Staates und Volkes, stürmischer Angreifer ohne Ansehen des Gegners, wurde Gebhard Leberecht Fürst von Blücher der unangenehmste, gefährlichste und schließlich entscheidendste Gegner Napoleons. Für alle Zeit und alle Völker ist der Name des „Marschall Vorwärts“ Begriff.

Luxemburger, Wittelsbacher oder Hohenzoller auf Landerwerb aus ist, dient er unbewußt der Möglichkeit einer neuen Einigung des Reiches. Allerdings führt dieser Weg jahrhundertelang durch die Wüste der Territorialpolitik. Als sich im 16. Jahrhundert eine Aussicht bot, viel rascher der unheilvollen Vergangenheit mächtig zu werden, hat sie das deutsche Volk leider nicht zu nützen verstanden.

Rudolf sähe sich gern zum Kaiser gekrönt, weil er dann leichter die Kurfürsten zur Wahl seines älteren Sohnes Albrecht zu bewegen vermöchte. Gelingt ihm dies, dann ist nicht nur sein Haus recht im Sattel, sondern auch der Krone wieder Stetigkeit, die erste Voraussetzung neuen Erstarkens, gegeben. Aber der Habsburger hat trotz mancher Demütigungen dem Papst gegenüber die Kaiserkrone nicht erhalten. Seine Opfer haben hier keine Früchte getragen. Vergebens die unselige, durch 35 Willebriefe gestützte Goldbulle von Wien, in der ein voller Verzicht auf den Kirchenstaat geleistet, ja das Wahlrecht der Fürsten aus päpstlicher Gunsterteilung abgeleitet wird! Vergebens die Verständigung des Ghibellinen und Teilnehmers am Zug Konradins mit dem Schlächter Anjou, dessen Sohn Rudolf seiner Tochter Clementia vermählt wird.

Auch die Sicherung der Westgrenze des Reiches gelingt dem König nicht recht. Trotz seiner Ehe mit der erst 14 Jahre alten Elisabeth von Burgund neigt dieses Land immer mehr zu Frankreich.

Dafür ist Rudolf erfolgreich in der Wiederherstellung der Sicherheit und Ordnung im Lande. In reisender Richterschaft erläßt er Landfriedensgesetze, deren Ausführung allerdings den Landesherren übertragen wird. Die Raubnester der Ritter fallen. 1290 bricht der König allein 66 Ritterburgen. In Erfurt sind ein Jahr zuvor 29 Raubritter enthauptet worden. In Schwaben möchte Rudolf gerne das alte Herzogtum unter seinem gleichnamigen Sohne, der auf Wunsch der österreichischen Stände 1283 von der Doppelbelehnung zurücktreten mußte, wieder aufrichten. Zweifellos hätte ein Gelingen dieses Planes dem bös zerrissenen Südwesten wieder Halt und Festigkeit gegeben. Aber der Habsburger scheitert an den Grafen von Württemberg, denen er in der Eßlinger Sühne (1287) die Reichsfreiheit bewilligen muß. Zur Wahrung des Reichsgutes führt der König neun Reichslandvogteien ein, zwei im Elsaß, zwei in Schwaben, je eine in der Ortenau, in Speyer, in der Wetterau, in Nürnberg und in Rothenburg.

Um den Landfrieden sichern zu können, muß sich der Habsburger bei den Städten, seinen alten Freunden, durch Steuern unbeliebt machen. Als Antwort treten alsbald falsche Friedriche auf. Tile Kolup (Dietrich Holzschuh), ein alter Mann, dem verstorbenen Kaiser ähnlich, hat bei den Bürgern von Neuß Erfolg. Er findet eine Zeit am unteren Rhein Anerkennung und amtiert als Herrscher, bis er endlich 1285 von der Stadt Wetzlar an Rudolf aus-

geliefert wird und auf dem Scheiterhaufen endet. Ähnliches geschieht in Lübeck, ähnliches zu Eßlingen in Schwaben. So geht das alte, von den Fürsten gemordete Kaisertum noch um.

Als Rudolf erkennt, daß die Kurfürsten für die Nachfolge seines harten, auf Gut und Macht bedachten ältesten Sohnes Albrecht nicht gewonnen werden können, stellt er den sanften Rudolf in den Vordergrund, der aber stirbt, gerade als die Fürsten dem Vater sich williger zeigen (1290). Vergebens sucht er nun Albrecht auf einem Hoftag von Frankfurt durchzubringen. Der Böhme, der Brandenburger, der Mainzer und der Kölner stehen dagegen.

Dem Habsburger versagt das Schicksal, den Versuch zu erneuern, an dessen Gelingen ihm so viel liegt. Er kann nicht einmal mehr den Pfalzgrafen von Burgund, den er 1289 mit Heeresmacht zur Annahme der Lehen gezwungen und der doch wieder zu Frankreich neigt, zur Ordnung bringen. Seine Lebenszeit ist vorbei. Die Gicht würgt an ihm, wie die naturalistische Grabfigur (s. Bildtafel 13), die noch zu seinen Lebenszeiten gemacht wird, unheimlich deutlich zeigt. Als ihm in Germersheim der Arzt verkündet, daß er nahe vor dem Ende stünde, entschließt sich Rudolf, immer noch der zupackende Machtbegründer, sofort nach Speyer aufzubrechen, damit niemand ihm den Platz in der Kaisergruft, der seinen Lebensaufstieg vom Grafen zum König erst krönt, streitig machen könne. So reitet der Vierundsiebzigjährige, neben ihm seine um 52 Jahre jüngere Frau und hinter ihm der Tod, dem weithin sichtbaren Dom entgegen. Er erreicht die Stadt noch, um hier am 15. Juli 1291 zu sterben.

Das Königtum vermochte der Habsburger aus seinem tiefen Sturz nicht mehr zur alten Größe emporzureißen. Er hat dies als Realpolitiker als unmöglich erkannt. Denn, nachdem das Kaisertum die große Schlacht um den Besitz der Universalmacht gegen das Papsttum verloren, war die Front der deutschen Königsmacht, von der ja in all diesen Jahren des Kampfes immer wieder Kräfte abgezogen worden waren, durchbrochen, ja an manchen Stellen, wie in Italien und Burgund, nahezu aufgelöst! Rudolfs Verdienst ist es, überhaupt der Krone wieder eine, wenn auch bescheidene Eigenposition errungen zu haben. Wäre ihm die Sicherung der Nachfolge Albrechts gelungen, hätte vieles ein anderes Gesicht gewinnen können. So sind es letzten Endes doch der Eigennutz und die Kurzsichtigkeit der Fürsten gewesen, die diesen Herrscher zum Schaden des Reiches um die volle Ernte des Lebens betrogen.

Nach dem Tode Rudolfs geht die Mehrheit der Kurfürsten über Albrecht hinweg und wählt den tapferen Kriegsmann Adolf von Nassau (1292 bis 1298), den Günstling der rheinischen Kurfürsten. Aber was bedeutet er neben Albrecht? Diesem verglichen ist Adolf wirklich der arme Graf, den der Bettelsack drückt, wie einst Ottokar in seinem zornigen Übermut den ungleich reicheren Rudolf benannt hatte. Dabei muß er für die zweifelhafte Königskrone an Handsalben und Unkosten den gesamten Besitz seines erst jungen Ge-

schlechtes verpfänden. Nach fast einem Jahr Feilschens und Intrigierens der Kurfürsten wird Adolf am 1. Juli 1292 gekrönt. Auf den Böhmenkönig gestützt, sucht sich der König eine Hausmacht zu erwerben, wobei er aber mit kaum verborgener Begehrlichkeit und weit größerem Ungestüm als der alte Rudolf zu Werke geht. Er zieht Meißen als ein erledigtes Reichslehen ein und erobert, Streitigkeiten im Haus der Wettiner nützend, auch Thüringen. Um sich finanziell zu festigen, verkauft er 1294 an den Italiener Matteo Visconti das Reichsvikariat von Oberitalien, wo schon wahre Ewigkeiten kein deutscher König mehr erschienen ist. Ein Versuch, mit den Engländern verbündet gegen Frankreich zu Felde zu ziehen, scheitert infolge eines demütigenden päpstlichen Verbots. Bald verdüstert sich der Himmel unheilvoll für den König, da sich der Böhme mit seinem österreichischen Schwager versöhnt und der Wettiner Friedrich der Freidige, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Sachsen und der Mainzer der Fronde beitreten. Nach Abschluß des Bündnisses wird im Juni 1298 über Betreiben des Mainzers die Absetzung Adolfs und die Wahl Albrechts durch vier Kurfürsten vollzogen. Der unverzagte König rückt mit einem Heer von Rittern und Städtern gegen die Fürstenverschwörung, vermag aber Albrecht, in dessen Heere sich viele böhmische und ungarische Reiter befinden, nicht vom Rhein fernzuhalten. In der entscheidenden Schlacht auf dem Hasenbühel bei Göllheim stürmt Adolf gegen die weitaus bessere Stellung Albrechts an und sucht, obwohl durch einen Sturz vom Roß bereits außerstande, einen Helm zu tragen, seinen hartherzigen Gegner persönlich zum Kampf auf. Durch einen Schwerthieb des Habsburgers verletzt, ist er bald darauf im Getümmel gefallen. Der Österreicher bleibt Sieger. Er ist in der angenehmen Lage, sich sogleich durch Freilassung zahlreicher Gefangener Gunst zu erwerben. Dem gefallenen Adolf aber wird von seinem Gegner der Platz in der Speyrer Kaisergruft versagt. Er ist erst nach der Ermordung Albrechts dorthin gelangt.

Nach der Schlacht noch einmal von den Kurfürsten gewählt, wendet sich König Albrecht I. (1298—1308) durch Franken, wo er einer von Rothenburg aus entstandenen Judenverfolgung aus Gründen der Sicherung der Judensteuer Einhalt gebietet, nach Nürnberg. Dort hält er im vollen Glanz des alten Königtums Hoftag, und die Kurfürsten versehen die Erzämter.

Als aber der ehrgeizige Gerhard von Mainz erkennt, daß Albrecht nicht der Mann ist, sich gängeln zu lassen, daß er planmäßig darauf hinarbeitet, seinen Sohn Rudolf zum deutschen König wählen zu lassen und damit die Erblichkeit der Krone anzustreben, gibt es die ersten Zusammenstöße. In Tull (Toul) vereinbart Albrecht mit dem französischen König Philipp IV., der eben damals vom Papst Bonifaz VIII. schwer bedrängt wird, ein Ehebündnis zwischen seinem Sohn Rudolf und Blanka, der Schwester des französischen Königs. Dieser aber fordert die deutschen Kurfürsten zu Bürgen des Vertrages,

in welchem Rudolf der Alleinbesitz Österreichs, der Braut aber als Morgengabe das Elsaß und Freiburg versprochen sind. Die Kurfürsten, von Albrecht nach Tull mitgebracht, verweigern die Unterzeichnung, wobei der Mainzer dem König geradeheraus sagt, er habe noch mehrere Könige in seiner Jagdtasche. Trotzdem kommt das Bündnis mit dem Franzosen zustande, eine wertvolle Stütze für den Habsburger, dem der Papst die Anerkennung versagt, indem er ihn als Königsmörder bezeichnet.

Die vier rheinischen Kurfürsten beschließen in einem Bündnis zu Heimbach, Albrecht als Königsmörder vor das Gericht des Pfalzgrafen zu ziehen. Aber der König zeigt den Übermütigen, wer der Herr ist. Im äußersten Nordwesten eben im Begriff, die freigewordenen Grafschaften Holland, Seeland und Friesland einzuziehen und den französierten Hennegauern diese fetten Bissen abzujagen, vernimmt er von dem Bündnis und kehrt sofort um. Er trifft seine Gegner, indem er am Rhein die unrechtmäßigen Zölle, die vor allem die Kurfürsten erheben, aufhebt, bald darauf auch alle seit Friedrich II. ungebührlich erhobenen Rheinzölle. Die Städte am Rhein, die ihren Handel kräftig aufblühen sehen, werden nun dem Papst nicht mehr glauben, wenn er in einer Bulle des Jahres 1301 den König vor seinen Richterstuhl lädt und ihm die Verfolgung der Kirche zum Vorwurf macht. Auf Anregung Albrechts gründen sie einen neuen Landfriedensbund, während der König durch eine schnelle Belagerung von Heidelberg den Pfalzgrafen am Rhein zur Unterwerfung zwingt. Dann geht es gegen den Mainzer, dessen feste Plätze Bingen und Burg Klopp mittels eines krebsähnlichen Belagerungsgeräts bezwungen werden. Der alte Intrigant Gerhard muß sich 1302 unterwerfen, bald auch der Kölner Erzbischof Wigbolt von Holte, dann auch Dietrich von Nassau, der Trierer. So hat mit dem König die Reichsgewalt einen glänzenden Sieg errungen. Inzwischen ist der Papst in seinem Kampf mit dem französischen Königtum anders als bei den Deutschen auf den Widerstand des französischen Volkes gestoßen. Er bedarf der Hilfe und erkennt nun den früher verdammten Königsmörder Albrecht an. Es kommt ein Bündnis gegen den Franzosen zustande, in welchem sich allerdings der Habsburger verpflichtet, seinen Sohn Rudolf nicht zum König wählen zu lassen. Doch soll Albrecht dafür vom Papst die Erblichkeit der deutschen und der Kaiserkrone verlangt haben. Alle Reichsangehörigen, die an Frankreich den Lehenseid geleistet, darunter die Herren von Bar, Lothringen und Burgund, werden von Rom ihrer Verpflichtung lediggesprochen. Aber unter dem Eindruck seiner schweren in Italien erlittenen Niederlage stirbt der Papst noch in demselben Jahre, und die Kurie orientiert sich, folgenschwer für die Zukunft, nach Frankreich hin.

Einen Augenblick lang taucht damals im äußersten Nordwesten Deutschlands eine große Aussicht auf. Das Grenzland Flandern, seit 1297 dem Reiche entfremdet, kann zurückgewonnen werden. Die tapferen Flanderer

haben in der Brügger Frühmette die übermütigen Franzosen getötet, und als aus Frankreich ein Ritterheer zur Rache heranrückte, sind die Bürger von Brügge und Ypern in der berühmten Sporenschlacht bei Kortryk die Sieger geblieben. 20000 Franzosen fallen, die Flanderer erbeuten 700 goldene Sporen. Aber der deutsche König erscheint nicht, das Grenzland in Schutz zu nehmen, und so können die Franzosen zwei Jahre später wiederkehren und ihre Macht in Flandern von neuem aufrichten (1304).

Der deutsche König ist leider im Südosten festgehalten. Durch das Aussterben des Hauses der Arpaden in Ungarn (1301) drohen gefährliche Machtverschiebungen. König Albrecht muß mit seinem Schwager Wenzel von Böhmen ein ernstes Wort sprechen. Der Böhme, von brennendem Ehrgeiz erfüllt und hochfliegenden Plänen hingegeben, dehnt sich in bedenklicher Weise aus. Er hat schon früher das Reichsvikariat für Meißen, das Pleißnerland und das Osterland erlangt. Nun gewinnt er die Herzöge von Beuthen, Teschen und Oppeln für sich, erobert 1291 Krakau und läßt sich 1300 in Gnesen zum König von Polen krönen. Als er im gleichen Jahre die Wahl seines Sohnes Wenzel zum König Ladislaus V. von Ungarn durchsetzt, hat er eine Machtfülle erreicht, die als nahe Gefahr die Loslösung Böhmens aus dem Gefüge des Reiches erscheinen läßt. Albrecht rückt mit einem Heere gegen den unzuverlässigen Schwager vor. Er geht geradeswegs auf das wichtige Kuttenberg, die Silberstadt Böhmens, los. Aber Wenzel kann sich durch sein Geld gewaltigen Zuzug auch aus dem Norden des Reiches erkaufen, so daß der Habsburger keinen entscheidenden Schlag wagen kann. Immerhin muß der Böhme auf Polen verzichten und die deutsche Oberherrschaft anerkennen. Im nächsten Jahre stirbt er, erst 34 Jahre alt, durch seine Ausschweifungen eines frühen Todes (1305). Sein Sohn kann sich in Ungarn gegen Karl Robert von Anjou, den Kandidaten des Papstes, nicht behaupten, und so ist der Traum des großböhmischen Reiches zerstoben. Ein Jahr später wird Wenzel III. ermordet. Mit ihm ist das Haus der Przemysliden erloschen (1306).

Albrecht erklärt Böhmen für ein erledigtes Reichslehen und belehnt seinen Sohn Rudolf damit. Gelingt es diesem, hier Fuß zu fassen, dann ist die Zukunft der Habsburger gesichert, dann kann sie niemand mehr von der deutschen Krone fernhalten. Da naht der erste Mißerfolg. Als Rechtsnachfolger König Adolfs will Albrecht auch Thüringen und Meißen an sich ziehen. Aber der königliche Feldhauptmann erleidet gegen Friedrich den Freidigen und Diezmann eine Niederlage. Als Albrecht, vom Rheine herbeigeeilt, im Bunde mit den Städten eingreifen will, entgleitet ihm durch den unerwarteten Tod seines Sohnes Rudolf das eben gewonnene Böhmen. Heinrich von Kärnten wird von den Böhmen zum König gewählt, und damit sind für Albrecht zunächst sowohl Thüringen wie Böhmen verloren.

Auch am Rhein gibt es neuen Kampf. Die alten gedemütigten Erzbischöfe

sind weggestorben, und die neuen Herren zeigen sich aufsässig. Nicht nur der Papst, sondern auch der König von Frankreich und der Graf von Württemberg stehen nun zu den Feinden Albrechts. Dieser weilt in seinen schweizerischen Stammlanden, mitten in gewaltigen Rüstungen für den Kampf. Vor dem Aufbruch zur großen Entscheidung wird nun der König durch seinen Neffen Johann — er ist in die Geschichte unter dem Namen Johann Parricida, d. h. der Vatermörder, eingegangen — im Bunde mit den mißvergnügten schweizerischen Adligen Eschenbach, Palm und Wart nach Übersetzung der Aare im Hohlweg, der nach Brugg führt, ermordet. Johann ist der Sohn jenes Rudolf, der 1283 von der Regierung der österreichischen Herzogtümer zurücktreten mußte, weil die Stände keine Doppelherrschaft wünschten. Dieser sollte damals entschädigt werden, war aber vorzeitig gestorben. Der kleine Johann wurde nun von seiner böhmischen Mutter Agnes mit Erbitterung gegen den hartherzigen Oheim Albrecht erfüllt, der nichts tue, seine Verpflichtung einzulösen. Vollends um Böhmen fühlt sich der Jüngling betrogen. Um alles im Leben habe ihn der unersättliche Albrecht gebracht. Noch am Morgen des 1. Mai 1308 hat er vergebens sein Recht erbeten und an dessen Stelle Vertröstungen und Geschenke erhalten, an denen ihm nichts liegt. Nun erstickt der Haß jede Besinnung, und am selben Nachmittag bereits geschieht die Mordtat an dem ahnungslosen Albrecht, der bei dem Überfall noch den Neffen um Hilfe anruft.

So sinkt der 60jährige König, an dessen Leben sich die letzte Hoffnung auf eine Wiedererhebung des deutschen Königtums knüpfte, am Vorabend des großen Entscheidungskampfes, in den er für die Rechte der Krone im Bund mit den deutschen Städten eingetreten war, ins Grab. Sein Mörder lebt, nach Rom geflohen, noch einige Zeit als Mönch und Häftling, bis er im Jahre 1313, erst 23 Jahre alt, stirbt. Einer von den einer grauenhaften Strafverfolgung verfallenen Verschworenen, Wart, wird aufs Rad geflochten und hat drei Tage zum Sterben gebraucht, von seiner Gattin, dem schuldlosen Opfer, bis zuletzt getröstet.

Gewiß einer der tüchtigsten unter den deutschen Königen, hat Albrecht für die Rechte der Krone gestritten, auch dort, wo er allzu begierig nach der Mehrung seiner Hausmacht griff. Mit seiner Gemahlin Elisabeth lebte der sonst kühle und harte Mann in einer glücklichen, mit 21 Kindern gesegneten Ehe. Von seinen Söhnen haben ihn Friedrich, Leopold, Albrecht, Otto und Heinrich überlebt. Keiner kann ihm auf dem Throne nachfolgen. Auch diese Aussicht zur Neufestigung der deutschen Krone durch ihre Vererbung in der Königsfamilie hat die wahnsinnige Tat des Parricida vernichtet.

Französische Ansprüche tauchen nun bei der Königswahl auf. In Rense kommt es nach acht Monaten der Beratung endlich zur Wahl des Grafen Heinrich von Luxemburg, eines tapferen und frommen Kriegsmannes,

für den besonders sein Bruder, Balduin von Trier, und der alte Intrigant Peter Aspelt von Mainz eingetreten sind. Der Erwählte steht dem französischen König sehr nahe. Er ist von diesem zum Ritter geschlagen worden, er spricht französisch mehr als deutsch.

Heinrich VII. (1308—1313) muß einen harten Preis für seine Wahl zahlen. Er muß den Erzbischöfen die widerrechtlichen Zölle erlauben und den Zollverlust aus der albertinischen Zeit nachzahlen. So sehen wir die unseligen Totengräber der deutschen Kaiserherrlichkeit des Mittelalters wieder eifrig am Werk, für sich aus dem Thronwechsel Vorteile herauszupressen.

Der König stellt in Süddeutschland den seit dem Tode Albrechts arg erschütterten Landfrieden wieder her. Er spricht die Reichsacht über dessen Mörder aus, versöhnt sich mit den Habsburgern und entzieht Eberhard dem Erlauchten von Württemberg, einem der trotzigsten Landfriedensbrecher, die schwäbische Landvogtei. Bald wird er auch in die Acht erklärt. Dem König gelingt es, seinem erst 14jährigen Sohn Johann die Krone von Böhmen zu verschaffen, wo der Adel Heinrich von Kärnten vertrieben hat. Er ernennt den Sohn zugleich zum Reichsvikar Deutschlands für die nächsten fünf Jahre, um — wohin ihn Gesandtschaften rufen — nach Italien zu ziehen, dessen größter Dichter Dante Alighieri ihn beschwört, als Friedensstifter den Garten des Reiches wieder in Ordnung zu bringen. In Dante lebt der alte Kaisergedanke um so lebendiger, als immer noch in den Städten seiner Heimat die Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen toben, wenn auch die alten Namen nicht mehr den alten Begriff verkörpern. Guelfen sind jetzt die unteren Stände, der Popolo, Ghibellinen aber die alten Geschlechter, die Comune. Die italienischen Städte sehnen den deutschen König herbei, um den furchtbaren Druck des Bürgerkrieges loszuwerden. Auch der Papst, der nun — sinnfälliges Zeichen der Niederlage gegen Frankreich — nach Avignon übergesiedelt ist, begrüßt den deutschen König, da ihm das Übergewicht der Franzosen schon zu drückend geworden war. Als Friedensstifter strömen Heinrich allenthalben die italienischen Ritteraufgebote zu. Auch Mailand muß ihm die Tore öffnen. Heinrich wird zum König der Lombarden gekrönt und mit seiner schönen Gemahlin Margarete vom Volke bejubelt. Bald aber zeigt sich das wahre Italien. Er entgeht mit Mühe einem hinterlistigen Mordanschlag des Guelfen Guido delle Torre, und alsbald erhebt sich Mailand. Der Kaiser, der unparteiisch auftreten wollte, sieht sich nun einen Ghibellinen genannt und muß in zeitraubendem Kampfe Crema, Cremona, Lodi und Brescia niederzwingen. Dabei fällt sein treuer Bruder Walram, und die Königin erliegt in Genua einer Seuche. Von hier geht es zu Schiffe nach dem altgetreuen Pisa und dann entlang der Küste gegen Rom, wo im Bunde mit den Orsini Robert von Anjou, der im König den Rächer Konradins wittert, sich der Engelsburg und des Vatikans bemächtigt hat. Hein-

rich aber kann sich den Weg in die Ewige Stadt bahnen, muß jedoch von den hinhaltenden päpstlichen Legaten die Kaiserkrönung geradezu erzwingen, die am 29. Juni 1312, wieder reichlich spät für die Gesundheit des deutschen Heeres, stattfindet.

Der Kaiser erkennt in Rom, daß es mit den Guelfen keine Verständigung gibt, ebensowenig wie alle Frömmigkeit einen deutschen König bewahrt, mit dem Papst in Streit zu geraten, wenn er ein ordentlicher Kaiser sein will. Er ernennt den König von Sizilien zum Admiral des Reiches gegen Robert von Neapel. In Pisa, wo er nach einer ergebnislosen Belagerung von Florenz den Winter verbringt, schleudert er unter dem Jubel der Städter seine Achterklärungen gegen die Guelfen in die Welt, setzt den König von Neapel ab und verurteilt ihn zum Tode. Wirst du endlich gerächt, Schatten des ermordeten Konradin? Die Pisaner opfern, was sie können, für einen neuen Feldzug. Die Abmahnung des Papstes weist der Kaiser zurück. Mit größter Energie wird gerüstet. Scharen aus Österreich sollen das Heer verstärken, Johann mit einem böhmischen Heere eintreffen. Auch Peter Aspelt wird mit nach Italien ziehen. Der Kaiser will sich durch eine Ehe mit Katharina von Österreich, der Tochter Albrechts, mit den Habsburgern endgültig versöhnen. Schon geht Heinrich gegen das guelfische Siena los, muß aber, erkrankt, von der Belagerung abstehen. Unmittelbar nach dem Empfang des Abendmahles durch einen Dominikaner ist er am 24. August 1313, am Tag der Unglücksschlacht bei Tagliacozzo, gestorben.

Das Innerste dieses Herrschers war beseelt von der Idee des weltordnenden Kaisertums. Sie ist die Flamme, die seine kurze Herrscherzeit durchglüht, sie reiht seine Regierung als eigenartiges Nachspiel den großen Staufertagen an. Aber nur mehr als Nachspiel. So wie das Schicksal dem wuchtigen Albrecht das Königsschwert aus der Hand gewunden, als er ausholte, den Gegnern der Krone den Vernichtungsstreich zu versetzen, sinkt auch der Luxemburger ins Grab, eben als er, ganz Kaiser und Richter der Welt, sich anschickt, die Blutschuld an Konradin zu rächen und den französischen Usurpator auszutreiben. Nach dem Tode Heinrichs kommt es nicht mehr zu dem großen Feldzug der deutschen Heere. Der Anjou blieb vom Glücke begünstigt.

Die Kaiserstadt Pisa hat dem toten Luxemburger in ihrem Dom die letzte Ruhestatt gegeben. Mit ihm ist das alte Kaisertum endgültig dahin.

Wer soll Nachfolger werden? Johann, sein Sohn, ist noch zu jung. Um den eigentlich berufenen Herzog Friedrich von Österreich, Albrechts Sohn, aus dem Felde zu schlagen, verfällt der Mainzer auf den Herzog Ludwig von Oberbayern, der auch ein Enkel Rudolfs von Habsburg ist. So wird denn dieser nach langem Schacher am 20. Oktober 1314 im Dom zu Frankfurt gewählt, mit Stimmen von Mainz, Trier, der Pfalz, Sachsen-Lauenburg und Böhmen. Tags zuvor aber ist Friedrich vom Kölner, vom Bran-

denburger, vom Sachsen-Wittenberger und von Heinrich von Kärnten in Sachsenhausen bei Frankfurt gewählt worden. Deutschland wird nun von einem Thronstreit heimgesucht, der volle acht Jahre mit Verwüstungen und Plünderungen vor allem im Süden getobt hat.

Mit dem Auftreten der Wittelsbacher gibt es nun ein drittes Geschlecht, das sich im Reich einrichten muß und durch Jahrzehnte Deutschland mit seinen Gebietserwerbungen beunruhigen wird. Im Streite zwischen Habsburgern, Luxemburgern und Wittelsbachern wird sich in wechselnden Bündnissen und Bruderkriegen die deutsche Geschichte ganz in eine innere verwandeln, und das Reich wird der hoffnungslosesten Auflösung entgegensteuern. Nach des Luxemburgers Tod war der einzig richtige Kandidat Friedrich. Dieser hätte als König die Möglichkeit vor sich gehabt, das Herzogtum Schwaben — alter Wunschtraum Rudolfs! — wiederherzustellen, da eben damals in Vollstreckung verhängter Reichsacht die Burgen des Württembergers zerbrochen wurden, der sich nach Besigheim in Baden flüchten mußte. Wir hätten dann nie einen Abfall der Schweiz vom deutschen Reichsgebiet erleben müssen. In seinem Haß gegen die Habsburger hat so der Erzbischof Peter Aspelt mit der Wahl des tapferen Friedrich auch eine große Möglichkeit des Reiches hintertrieben.

Ludwig erwirbt zu den Städtern, die hinter ihm stehen, einen wertvollen Bundesgenossen in den sogenannten Waldstätten, oder wie sie nach ihrem 1291 eidlich geschlossenen Ewigen Bunde heißen, den Eidgenossen. Das sind damals die Bewohner von Uri, Schwyz und Unterwalden, den drei Hochgebirgs- und Paßlandschaften am Anstiege zum St. Gotthard. Schon 1231 ist den Urnern die Reichsunmittelbarkeit zuerkannt worden, während sie früher unter habsburgischen Vögten standen; Friedrich II. hatte auch die Schwyzer reichsunmittelbar gemacht. Aber in der kaiserlosen Zeit erlangten die Habsburger über beide Ländchen wieder ihre Vogtschaftsrechte und befestigten sie auch in Unterwalden. Unter Rudolf sind sie durch Königsgewalt und Landvogtsrecht in diesen Gebieten doppelt geschützt. Nach seinem Tode aber bilden die drei Landschaften den Ewigen Bund gegen jeden fremden Richter, worunter die Habsburger gemeint sind. Adolf erteilt ihnen die erbetene Bestätigung der Reichsunmittelbarkeit. Jedoch unter Albrecht stellen die Habsburger ihre Rechte wieder her, um sie unter Heinrich wiederum zu verlieren. Bei der Doppelwahl treten nun die Bergbauern sogleich auf die Seite Ludwigs. Sie bestehen 1315 eine gewaltige Kraftprobe, indem sie zwischen dem Ägerisee und dem Berge Morgarten ein Ritterheer unter Führung des Habsburgers Herzog Leopold im Hohlweg überfallen und nahezu gänzlich vernichten. Diese Niederlage der ritterlichen Scharen, darunter der Aufgebote von Zürich, Luzern und Winterthur, macht gewaltiges Aufsehen. Die Eidgenossen haben sich damals ihre Reichsunmittelbarkeit erstritten.

Auf die Seite Ludwigs stellt sich der Böhme Johann, auf die Seite der Habsburger tritt Robert von Anjou, gegen den Leopold eben noch im Heere Heinrichs von Luxemburg tapfer gestritten. So sehr verwirrt der Bürgerkrieg die Begriffe nationaler Moral und ruft das Ausland ins deutsche Kraftfeld. Im Reiche kommt es nun bei Mühldorf zur Entscheidungsschlacht (1322), indem Friedrich der Schöne, auf die Hilfe des Bruders hoffend, sich den Scharen des Bayern entgegenwirft, der sich mit dem Böhmenkönig und dem Burggrafen von Nürnberg vereinigt hat. Nach heldenmütigstem Kampf unterliegt der Habsburger und gerät in die Gewalt des Siegers. Er wird auf die feste Burg Trausnitz gebracht. Sein Bruder Heinrich muß in Bürglitz in der Hand des Böhmenkönigs eine schwere Haft, mitunter in Ketten, ertragen und ist nach der Entlassung eines frühen Todes gestorben. Zum Dank für die Kriegshilfe verpfändet der Bayer dem Böhmenkönig das Egerland (1322). Es ist von da ab bis zur Befreiungstat Adolf Hitlers vom September 1938 im Verbande Böhmens, seit 1919 der Tschechoslowakei gewesen. Außerdem erhält der Luxemburger Zwickau, Chemnitz und Altenburg verpfändet. So steigt seine Macht; seine Schwester Maria wird bald danach Frankreichs Königin.

Der König und der Böhme aber kommen auseinander, als der Wittelsbacher auf dem Reichstage von Nürnberg sein erst achtjähriges Söhnchen Ludwig mit Brandenburg belehnt, auf das auch Johann Anspruch erhebt. Auch sonst gekränkt, macht der Luxemburger seinen Separatfrieden mit den Habsburgern. Diese kämpfen unversöhnlich auch nach dem Sturz Friedrichs weiter. Leopold verbündet sich sogar mit dem französischen König Karl IV., dem er die deutsche Krone verschaffen will, wenn dieser ihm Basel, Konstanz und den Besitz der Waldstätten sichert. Der fanatische Papst Johann XXII., eine Kreatur des französischen Königs, tritt dem Bunde bei. Persönlich gebrechlich, ist er ebenso anspruchsvoll für die Macht des Papsttums, dazu ein scharrender Geizhals, der für apostolische Armut kein Verständnis hat und 25 Millionen Goldgulden hinterläßt, als er, über 90 Jahre alt, stirbt. Johann maßt sich das Recht an, bei zwiespältiger Königswahl Prüfung und Billigung vorzunehmen. Wir sehen von nun ab den deutschen König im Kampf mit einem Papsttum, das seine innere Kraft längst verloren hat. Ein entschlossener Herrscher könnte nun alle die Demütigungen heimzahlen, die das Kaisertum durch die Päpste erfahren hat, und die Stellung des Reiches von aller päpstlichen Anmaßung befreien, denn der Papst findet mit seinen alten Kampfmitteln des Bannes und des Interdikts keinen rechten Widerhall mehr. Er ist überhaupt in seiner Avignoner Erniedrigung nicht mehr gefährlich. Aber Ludwig hat vollkommen versagt.

Unter Innozenz III. war als Gegengewicht zur Verweltlichung der Kirche die Gründung der Bettelorden erfolgt. Indes, Dominikaner wie Franziska-

ner hatten sich seither reich gebettelt, nur die Minoriten hielten äußerlich an dem Gelöbnis der Armut fest, indem sie den Papst zum Besitzer ihres ungeheuren Vermögens erklärten. Gegen diese Heuchelei fordert ein Teil des Ordens, die Fraticellen und Spiritualen, die Rückkehr zur apostolischen Armut. Die Lehre von der apostolischen Armut aber hat der Papst Johann XXII. als ketzerisch verdammt, worauf die Minoriten ihrerseits den Papst als Ketzer brandmarkten. Dazu kommen noch andere Gegensätze, indem der Papst gegen die allgemeine Kirchenlehre die Meinung vertritt, daß die Seelen der Abgeschiedenen erst am Jüngsten Gericht des Anblickes Gottes teilhaftig werden können. Darum erscheint er vielen in der Kirche als nicht rechtgläubig. Zugleich erheben sich auch von anderer Seite her Stimmen gegen das Papsttum, die das Verhältnis zwischen weltlicher und kirchlicher Macht in Ergänzung der Abhandlung des Aristoteles über die Politik in blendender Scholastikerlogik entwickeln. Mit den Schriften der beiden Minoriten Wilhelm von Occam und Bonagratia und des berühmten Pariser Professors, Arztes und Weltgeistlichen Marsilius de Raimundinis aus Padua geht das augustinische Weltbild vom Gottesstaat endgültig zu Grabe. Der Staat soll nicht bloß den Frieden sichern, sondern auch für das Wohl der Bevölkerung sorgen. Die Macht in ihm geht vom Volk aus, dem dessen gewählte Vertreter verantwortlich sind. Der Staat ist vollkommen von der geistlichen Gewalt unabhängig. Der Priester soll nur Seelsorger sein, und alle Priester ohne Unterschied sollen für das Heil der Seele sorgen. Dem Papst stehen keine größeren Rechte zu als den anderen. Nur für kurze Zeit kann ihm eine Konzil gewisse Vollmachten verleihen.

Marsilius und sein Freund Johann von Jandun erscheinen als Flüchtlinge am Hofe Ludwigs gerade zu einer Zeit, da der Würzburger Domherr Leypold von Bebenburg mit seinem Buch über das Recht des Reiches und des Imperiums das deutsche Staatsrecht begründet. Wäre ein richtiger Kaiser an der Spitze des Reiches gestanden, so hätte jetzt noch einmal die Absetzung des Papstes durch die Kaiser stattfinden können, wie einst auf der Synode von Sutri. Aber für Ludwig, der nur ein bauernschlauer Egoist ist und dazu noch um das Heil seiner Seele Besorgnis hegt, ist die gewaltige Bewegung der Zeit bloß eine schäbige Aushilfe, um die Bedingungen seiner Unterwerfung unter den Papst zu mildern.

Zuerst läßt er wohl in Sachsenhausen auf die Banndrohung des Papstes eine wuchtige Erklärung verlesen, in der es heißt, daß der König keiner Bestätigung durch irgend jemanden bedürfe, daß bei zwiespältiger Wahl herkömmlich das Schwert entscheide. Der Papst wolle den Untergang des Reiches, er sei ein Ketzer, da er die Armut der Kirche verwerfe, dazu ein grausamer Tyrann. Aber nach der nun erfolgten Bannung und Bedrohung mit der Absetzung (1324) sucht der Bayer, der eben bei Burgau gegen Leopold

eine Niederlage erlitten hat, die Versöhnung. Er schließt mit dem gefangenen Friedrich 1325 den Vertrag von Trausnitz ab, der dem Habsburger die Freiheit verspricht, wenn er seinen Bruder Leopold und den Papst dem König versöhnen kann. Im Falle des Scheiterns seiner Mission aber soll Friedrich wieder in die Haft zurückkehren. Der Habsburger findet jedoch unbedingte Ablehnung bei seinem Bruder und dem Papste. Dieser fordert von ihm, daß er nicht mehr in die Haft zurückkehre, spricht ihn seines Wortes ledig, ja bedroht ihn, wenn er es doch tue, mit dem Banne.

Wie sich jetzt und fortan Friedrich dem Bayern gegenüber verhalten hat, ist wohl eine der schönsten Episoden der deutschen Geschichte. Er kehrt in die Haft zurück. Ludwig verzichtet, durch diese Treue gerührt, auf die neuerliche Gefangensetzung des ehemaligen Freundes, ja in seiner verzweifelten Lage nimmt er ihn sogar zum Mitregenten an. Gegen den klugen Bayern erscheint fortan der Habsburger als ein reiner Tor. Ludwig bringt durch diese Mitregentschaft die französische Kandidatur Leopolds um. Dieser muß jetzt in die volle Versöhnung willigen, als er die enge Freundschaft seines Bruders mit dem Wittelsbacher sieht. Friedrich verwaltet sogar als ehrlichster Treuhänder bei einer Abwesenheit Ludwigs das Land Bayern. Die Verhältnisse aber ändern sich grundlegend, als mit dem Tod des kampfesfrohen Herzogs Leopold von Österreich (1326) die größte Gefahr für den Bayern vorüber ist. Als Friedrich nun mit ihm in Innsbruck eine vernünftige Teilung der Macht besprechen will, schiebt ihn der Freund beiseite. Der Habsburger ist bald danach (1330) gestorben.

Mit bloß 600 Reitern, aber mit der Macht der überall im Volke gegen den Papst eifernden Minoriten, geht Ludwig über die Alpen, um den schwerbedrängten Ghibellinen von Toskana zu helfen. Zu Pfingsten 1327 empfängt er die Eiserne Krone und in Rom aus den Händen von Sciarra Colonna, dem alten Feind der Päpste, der die Guelfen ausgetrieben hat, im Namen des römischen Volkes die Kaiserkrone. Der Papst wird wegen Majestätsbeleidigung und Häresie abgesetzt, ein Gegenpapst wird in dem Minoriten Pietro Rainalduzzi gewählt. Aber Ludwig ist es nicht ernst, an seinem Helfer auch festzuhalten. Und als die Römer von ihm Taten erwarten, vor allem den Kampf gegen den Anjou in Unteritalien, erweist sich der Kaiser mit seinem geringen Heere als machtlos. Vom Volke verwünscht, verläßt er unter peinlichen Szenen Rom. Im Frühjahr 1330 kehrt er nach Deutschland zurück.

Der Papst blieb mit seinem Bann hier erfolglos. In Brandenburg haben die Bürger von Berlin einen Propst, der sie aufhetzen wollte, erschlagen, und die Magdeburger haben das gleiche mit ihrem Erzbischof gemacht. Lebte ein Stück nur von dem alten Kämpfer Heinrich IV. in der Seele Ludwigs, so könnte er dem Kaisertum zu einem Triumphe über das innerlich absterbende Papsttum verhelfen. Ludwig aber benimmt sich, obwohl gerade da-

mals durch die schwere Erkrankung des Habsburgers Albrecht und die Jugend seines Bruders Otto mit Österreich eine Verständigung möglich wird, dem Papste gegenüber nicht wie ein aufrechter Mann. Allerdings muß der Kaiser ständig mit Sorge auf den geschäftigen Johann von Böhmen blicken, der sich eben in den Besitz von Schlesien gesetzt hat und nun als ein gefährlicher Projektemacher sein Augenmerk auf Brandenburg richtet. Dieser Johann hat nichts von dem Idealismus seines Vaters, höchstens wenn es heißt, im Turnier oder besser noch im Schlachtgetümmel zu fechten. Er ist ein Unterhändler, der seine Partner fast immer hereinlegt, ein reisender Schuldenmacher, der seine Gläubiger betrügt. Es gelingt ihm, in seiner ewigen Geschäftigkeit den früheren Böhmenkönig, Herzog Heinrich von Kärnten, der keine Söhne hat, zu einer Ehe seiner Erbtochter Margarete Maultasch mit Johanns erst neunjährigem Sohne Johann Heinrich zu bestimmen. Damit aber hat der Luxemburger seine Krallen in dem wichtigen Lande Tirol. Ja, als biederer Guelfe ist er in Oberitalien erschienen und hat bald die ganze Lombardei in seine Hand gebracht. Von hier aber bricht er wieder nach Deutschland auf, zu neuer Länderjagd, und läßt die ganze Sorge für die zweifelhafte oberitalienische Herrschaft seinem erst 15jährigen Sohne Karl, der die Aufgabe auch tadellos löst. Dem Kaiser Ludwig aber verspricht Johann, die Versöhnung mit dem Papste zu erwirken, und unternimmt zu dem Zwecke eine Reise nach Avignon, bei der allerdings nichts Gedeihliches herauskommt. Der Wittelsbacher ist dem Intriganten aufgesessen, und es ist sein Glück, daß der alte Johann XXII. im Jahre 1334 stirbt. Auf dem Totenbett muß der ewig Streitbare seine Ketzerei über die Anschauung Gottes widerrufen. So mächtig sind die Minoriten geworden! Aber auch von seinem Nachfolger Benedikt XII. kann der Kaiser trotz peinlicher Demütigungen und geradezu Selbstbesudelungen keine Lösung aus dem Bann erhalten, weil der Franzose jenen zur Fortsetzung des Kampfes anstachelt. Da die Kurie immer höhere Forderungen stellt, werden schließlich die Kurfürsten nervös, denn das Vorgehen des Papstes setzt auch ihr Wahlrecht in Zweifel und schafft einen Zustand der Unsicherheit in Deutschland. Durch die Predigten der Minoriten belehrt, sind auch die Städte gegen die römischen Forderungen, und es geht eine reformationsähnliche Gärung durch Deutschland. Am 16. Juli 1338 treffen sich die Kurfürsten unter den Nußbäumen von Rense, einem Platz genau an der Grenze der Gebiete der vier rheinischen Kurfürsten, und fassen folgenden Beschluß: „Durch gegenwärtige öffentliche Urkunde sei es allen bekannt, daß im Jahr der Fleischwerdung 1338 am 16. Juli bei dem Königshofe Rense oberhalb des Rheins, wo die Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches sehr häufig zusammenzukommen pflegten, um über die Wahlen oder andere Reichsgeschäfte zu verhandeln ... geurteilt haben, daß dies dem Rechte und der altbewährten Gewohnheit des Reiches entspreche, daß,

nachdem jemand von den Kurfürsten des Reiches oder dem größten Teil dieser Fürsten, auch in Uneinigkeit zum römischen König gewählt worden ist, er nicht der Ernennung, Anerkennung, Bestätigung, Zustimmung oder Ermächtigung des apostolischen Stuhles bedarf zur Übernahme der Verwaltung der Rechte und Güter des Reiches oder des Königstitels." Dieser Beschluß wird in Frankfurt durch eine feierliche Erklärung des Königs erweitert. Auch die kaiserliche Würde stamme unmittelbar von Gott. Der von den Kurfürsten Gewählte sei damit auch Kaiser geworden und habe das Recht, sich Kaiser zu nennen. Im September 1338 wird auf einem gewaltigen Reichstag vor der alten Castorkirche in Koblenz der Frieden im Reich geboten und die Heerfahrt gegen Frankreich beschlossen, dem englischen König Eduard III. aber die französische Krone zugesprochen. Jedoch der Kaiser läßt es wieder bei dieser Aufwallung bewenden und setzt seine Friedensbemühungen bei dem unversöhnlichen Papst fort.

Nur in Fragen seiner Hausmacht ist er zielbewußt. Zwar als 1335 mit dem Tode Heinrichs Kärnten und Tirol zur Neubesetzung fällig werden, kann ihm für den jungen Heinrich und Margarete Maultasch der geschickte Karl von Böhmen Tirol entziehen, während die Habsburger sich ihren Anteil Kärnten, Krain und die windische Mark gesichert haben. Aber Ludwig gelingt es, die Ehe des jungen Luxemburgers in Tirol zu zerbrechen, das durch den harten Steuerdruck gegen seine böhmischen Herren aufgebracht ist. Die Landesherrin führt über ihren Gemahl bei den Ständen Beschwerde, daß er die Ehe mit ihr nicht vollziehen könne, und so wird eines Tages der 22jährige Johann Heinrich auf der Rückkehr von einer Jagd nicht mehr in das Schloß eingelassen und des Landes verwiesen (1341). Margarete findet bei Ludwig dem Bayern Schutz, als sie sich dessen Sohn zur Gemahlin anbietet. Der Kaiser willigt ein, und es kommt auf dem Schlosse Tirol bei Meran zur Hochzeit, obwohl kein Geistlicher die Ehe einsegnen will, da die alte kirchlich nicht geschieden ist. Ludwig bindet die neue Ehe kraft des Rechtes, das ihm der Staatsrechtler Marsilius von Padua zuspricht. Er belehnt seinen Sohn auch noch mit Kärnten, wodurch er sich die Habsburger verfeindet. Es ist sein Glück, daß gerade damals der alte Johann von Böhmen sein Augenlicht verliert und nicht persönlich Rache nehmen kann. In seiner Ländergier zieht Ludwig beim Tode des letzten Grafen von Holland für seine Gemahlin Margarete, die Schwester des Verstorbenen, auch Holland, Seeland, Friesland und den Hennegau ein, wodurch er sich die Engländer zu Feinden macht, die auch Rechte zu erheben vermochten.

Trotz der kläglichen Bitte des Kaisers, der dem Papste schreibt, daß seine Seele nach Gnade lechze, bleibt dieser unerbittlich und fordert von Ludwig die Niederlegung seines Amtes. Die Kurfürsten sind über diese demütigenden Verhandlungen des Kaisers aufgebracht. Sie beschließen eine Gesandtschaft

nach Avignon, um die Würde des Reiches wiederherzustellen, und reden bereits von einer Neuwahl in Deutschland. Vergebens trachtet Ludwig, den gefährlichen Johann von Böhmen auf einer Zusammenkunft in Bacharach zu versöhnen. Er kann sich zum Verzicht auf Tirol nicht entschließen, und als Johann bereit ist, sich für 20000 Mark Silber und die Verleihung der Niederlausitz versöhnen zu lassen, erheben die Söhne Einspruch. Karl äußert, sie würden ohnedies nichts von dem Gelde zu sehen bekommen, da es der Vater sicher wieder vergeuden würde. Ludwig trachtet nun, sich durch ein Bündnis mit den Ungarn zu halten, aber der Papst hat bereits alle Vorkehrungen getroffen, um gegen den verhaßten Wittelsbacher einen Gegenkönig aufzustellen. Es ist Karl, der mit seinem Vater Johann, dem alten Meisterdiplomaten, eben in Avignon weilt. Der Luxemburger muß dem Papste die Erfüllung all der Forderungen versprechen, die Ludwig vorgelegt worden sind: Italien nur mit päpstlicher Erlaubnis zu betreten, in Rom nur einen Tag zu weilen, Ludwigs und seiner Beauftragten Verordnungen in Italien aufzuheben und die strittigen Grenzfragen zugunsten des Königs von Frankreich zu entscheiden.

So wird denn der Wittelsbacher, der immer nur ein Halber war, vom Papst abgesetzt, den er so leicht im Bund mit den Minoriten hätte besiegen können. Daß sich der Kaiser bei seiner inneren Schwäche überhaupt so lange zu halten vermochte, verdankt er nur der Fahrigkeit seines Gegners Johann von Böhmen, der nie alle die Minen springen ließ, die er mit fast sportlicher Begeisterung gegen den Bayern legte. Der große Frühling weltlicher Macht aber, der so verheißungsvoll geleuchtet, ist wieder auf lange vom Schnee zugedeckt. Es ist die Schuld des Wittelsbachers.

Vom Reichtum der Luxemburger gekauft, fallen die rheinischen Kurfürsten und auch der Herzog von Sachsen Karl zu, und in Rense wird dieser 1346 gewählt. Aber im Bund mit den Städten und den eifernden Minoriten stellt sich der Bayer zum Kampf. Karl hat zunächst wenig Erfolg. Noch ist die Entscheidung in dem großen Streit nicht gefallen, als Ludwig auf einer Bärenjagd bei Brugg an der Ampfer im Oktober 1347 plötzlich stirbt. Der Stern des Böhmen und seines vom Westen des Reiches her stammenden, mit Frankreich eng verbündeten Hauses kann nun aufgehen.

König Johann erlebt diese glückliche Wendung nicht mehr. Obwohl erblindet, hat es den alten Kämpen dorthin gelockt, wo sein Herz zu Hause ist, wo eben Schwerter aneinanderschlagen und Lanzen gebrochen werden. Wenn der Engländer gegen den Franzmann zu Feld zieht, darf an der Seite des Franzosen der Luxemburger nicht fehlen. So findet denn der alte Raufer und Unheilstifter dort seinen Tod, wo er im Leben am anständigsten gewesen ist und seine Zeche auch wirklich bezahlt hat, im ehrlichen Männerkampf auf dem Schlachtfelde. Er rückt in die Kampflinie ein, als bei Crecy (26. August 1346) die Banner seiner Freunde zu sinken beginnen, und teilt als

Blinder, angeschmiedet an einen Ritter, der ihn führen muß, kräftige Hiebe aus, bis er erschlagen wird. Sein Sohn Karl aber ist rechtzeitig von dem Unglücksschlachtfeld gewichen, auf dem sein Vater mit 25000 Franzosen zu liegen kam.

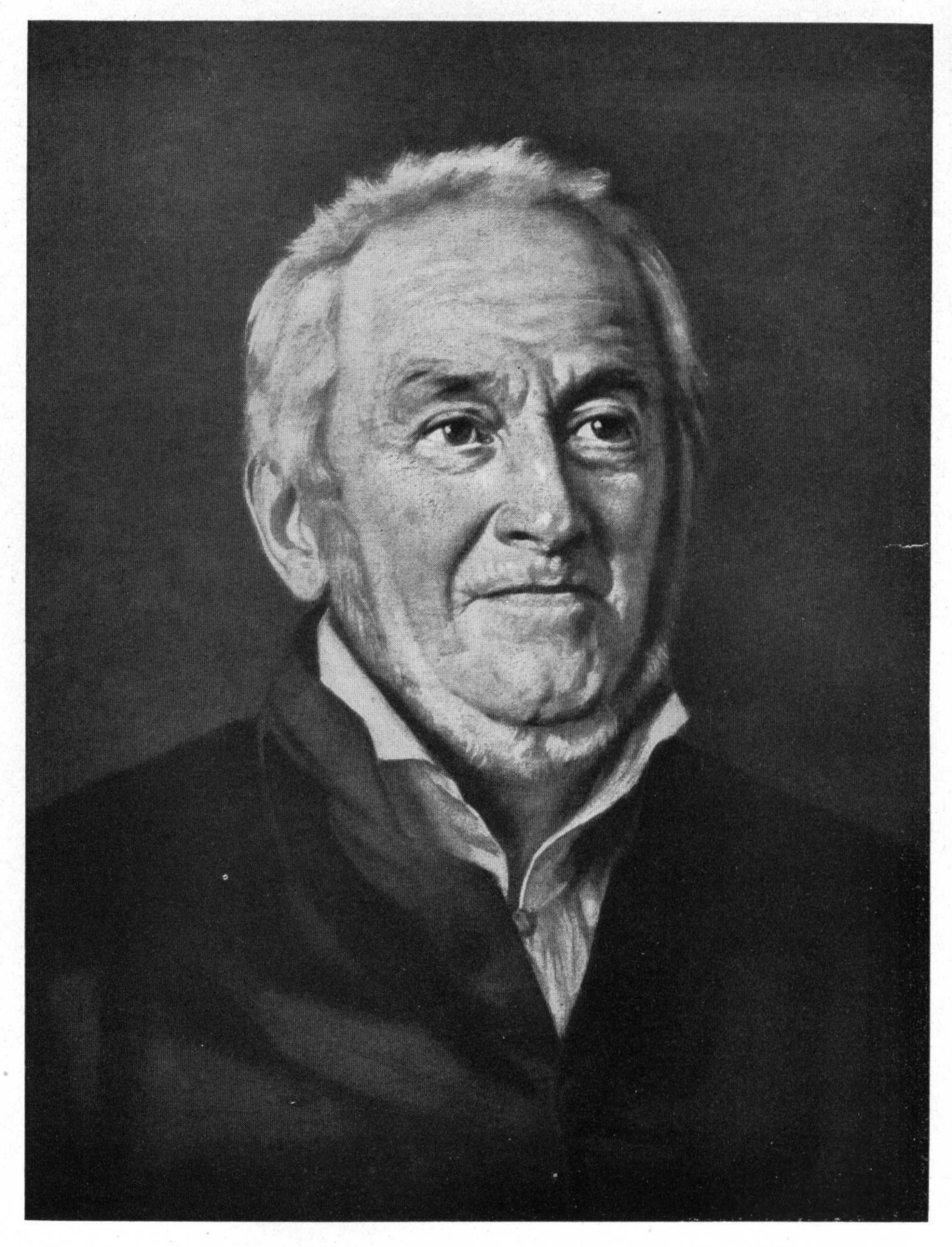
Niemand kann nach dem Tod Ludwigs das Königtum des Luxemburgers verhindern. Dieser Karl IV. (1347—1378) hat sich schon in der Jugend als geschickter Politiker und Finanzmann bewährt. An der Pariser Universität zu erstaunlicher Gelehrsamkeit herangebildet, die Freude seiner Lehrer, hatte er mit 14 Jahren Abschied nehmen müssen, um dem Vater in seinem zweifelhaften italienischen Unternehmen, das nicht von Dauer war, zu helfen. Er hat dabei in Italien die hohe Schule einer gerissenen Staatskunst gelehrig durchgemacht. Später tritt er seinen Gegnern als ein Meister der Ränke und echter Sohn des alten Ränkeschmieds Johann gegenüber, nur viel konsequenter und äußerlich korrekter, darum aber zehnmal gefährlicher und erfolgreicher. Und was für ein tüchtiger Verwaltungsmann ist doch dieser Kaiser! Unter schwierigen Verhältnissen in Tirol bewährt, hat er später das durch die Verschwendungssucht Johanns ganz heruntergekommene Böhmen wieder in Ordnung gebracht und den königlichen Besitz wiederhergestellt. Hier ist er dann endgültig Herrscher geworden, den Vater hat er mit einer Geldsumme abgefertigt. Geld wird überhaupt eine der stärksten Waffen dieses Lebens. Den letzten Schliff erhält dann Karl als Teilnehmer an den geschäftigen Reisen seines Vaters, an der Seite des alten Kartenmischers und Kulissenbewegers.

Nun huldigen ihm die 34 Städte des großen Städtebunds, wie es Regensburg und Nürnberg bereits getan, wie es auch die rheinischen Städte tun. Die Habsburger gewinnt er, indem er seine Tochter Katharina dem Herzog Rudolf IV. verlobt. Von den Wittelsbachern hat keiner den Schneid, sich gegen ihn zu stellen, und den englischen König, der nach der deutschen Krone greifen möchte, weiß er durch kluge Unterhandlungen von dem Plane abzubringen. Den Meißner, den nun die Wittelsbacher aufstellen wollen, kann er durch reiche Zahlungen gänzlich gewinnen. Zudem schweigt in Deutschland damals die Politik fast gänzlich, da seit Weihnachten 1347 vom adriatischen Hafen Spalato ausgehend das schreckliche Sterben des Schwarzen Todes durch unser Land stürmt, durch die engen Gassen der Städte, denen noch alle sanitären Einrichtungen mangeln. Mit dieser Pest, zum Teil ihr voraus, läuft durch ganz Deutschland eine unbarmherzige Austilgung der Juden, die durch ihren Wucher und wohl auch durch ihr herausforderndes Benehmen sich allenthalben verhaßt gemacht haben. Zahllos sind damals die Juden, dem Tod entfliehend, aus Deutschland, wo sie sich überall eingenistet hatten, nach dem Osten geflüchtet, wohin sie ihr altertümliches Deutsch, vermischt mit hebräischen Brocken, getragen haben, so daß bis tief in den Osten hinein, ja sogar später bis nach Sibirien, dieses Jiddisch-Deutsch erklingt. Der



Tafel 28. Scharnhorst

Der Niedersachse Scharnhorst, Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht und Neugründer des preußischen Heeres, erlag 1813 seiner in der Schlacht erlittenen Verletzung noch vor dem Siege der von ihm wie kaum einem zweiten vorbereiteten deutschen Erhebung und Freiheit als einer der edelsten deutschen Patrioten.



Tafel 29. Ernst Moritz Arndt

Als Erwecker der Nation in einer Zeit tiefer Bedrückung, liederstark und mächtig bezwingender Worte, kämpfte der Rügener Bauernsohn Arndt gegen Napoleon. Auch in seinem späteren Leben blieb er der treue, unermüdliche Vaterlandsfreund, immer noch ratend und rufend zu Deutschlands Glück.

Schwarze Tod wird in Deutschland auch durch die Büßerscharen der Geißler oder Flagellanten weitergetragen. So häufen sich überall die Leichen zu Bergen.

Bald rückt der neue König den Wittelsbachern auf den Leib, und zwar an ihrer empfindlichsten Stelle, in der Mark Brandenburg, wo der Markgraf Ludwig wenig beliebt ist und die Fürsten ringsum ihm feindlich gesinnt sind. Und da taucht nun, eine der seltsamsten Begebenheiten der Geschichte Deutschlands, ein alter Mann auf, der erklärt, der Markgraf Waldemar von Brandenburg zu sein. Er sei fast 30 Jahre lang durch eine Wallfahrt im Heiligen Lande festgehalten worden. Nun war der wirkliche Waldemar im Jahre 1319 gestorben und ganz ordnungsgemäß beerdigt worden, aber der Erzbischof von Magdeburg schenkt dem Abenteurer sogleich unbedingten Glauben, und bald stehen dem Heimkehrer Heerscharen der Nachbarn zur Verfügung, um sein Land von den Wittelsbachern wiederzugewinnen. Karl IV., eben im Kampf, Ludwig in Frankfurt an der Oder zu bezwingen, erteilt nach einigem Zögern dem falschen Waldemar die Belehnung. Aber auch die Wittelsbacher sind nicht müßig gewesen. Es gelingt ihnen, den Grafen Günther von Schwarzburg zum Gegenkönig zu erheben, einen mutigen Haudegen, aber armen Teufel, dem nur eine einzige Burg, Greifenstein bei Schwarzburg, gehört. Nach einigem Klingenkreuzen am Rhein bewegt der Böhmenkönig seinen bald durch einen Schlaganfall gelähmten Gegner durch kluge Unterhandlungen, vom Gegenkönigtum abzustehen, indem er ihm die Kosten seiner Unternehmung in der Höhe von 20000 Mark Silber vergütet. Als der arme Günther ganz kurz darauf stirbt, gibt ihm Karl mit den Fürsten in vornehmer Weise das Geleite in seine Grabstätte in der Frankfurter Borromäuskirche. Bald darauf kommt auch der endgültige Frieden mit den Wittelsbachern zustande (1350). Der falsche Waldemar wird vom König fallen gelassen und taucht am Anhalter Hofe unter. Karl gibt den Wittelsbachern die Mark zurück, allerdings verkleinert um die Lausitz, die er selber behält. Mit Freuden kann der König ein Jahr später die Zertrümmerung der gewaltigen Wittelsbachischen Hausmacht sehen, indem Ludwig die Mark seinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto dem Finnen überläßt. Der holländische Besitz des Hauses geht nach dem Tod der Kaiserswitwe Margarete auf ihren Sohn Wilhelm, von diesem auf seinen Bruder Albrecht über, der eine neue Linie der Wittelsbacher bildet. Als dann auch Niederbayern unter Stephan, dem letzten Sohn des verstorbenen Kaisers, wieder selbständig wird, sind glücklich alle seine Söhne mit Ländern versorgt. Aber mit dieser Zersplitterung ist zugleich das ehedem so mächtige Geschlecht zur Ohnmacht verdammt, zumal ihm bald Tirol entgleitet und Karl ihm später auch die Mark mit seinen Listen abzuängstigen weiß.

Bald darauf hilft der König seinen habsburgischen Verbündeten in der

Schweiz, ihre alte Stellung gegen das 1351 abgefallene Zürich, wie auch gegen Luzern, Zug und Glarus wiederzuerringen. Aber der feste Zusammenhalt der Eidgenossenschaft macht einen Erfolg schwer, zumal die Habsburger durch mancherlei Zwischenfälle von einem vollen Einsatz ihrer Kräfte abgehalten sind. Schließlich müssen 1355 im Frieden von Regensburg die Städte Zug, Glarus und Luzern in den Machtbereich der Habsburger zurückkehren. Die Züricher aber gehören weiter, wenn auch in freierer Stellung, dem Bund der Eidgenossen an.

Der Feldzug Karls gegen die Eidgenossen wird durch seinen ersten Römerzug unterbrochen. Er geht nicht mit Heeresmacht, wie sein Großvater Heinrich VII., über die Alpen. Karl ist kein Romantiker wie der erste Luxemburger. Das hat er eben noch in der Art bewiesen, wie er Cola di Rienzo behandelte. Dieser, ein Wirtssohn, hatte durch einige Zeit hindurch in Rom als Volkstribun eine theatralische republikanische Herrschaft aufgerichtet und die Vertreter des Papstes verjagt. Schließlich aber selber zum Bedrücker geworden und von den unbeständigen Römern verjagt, war er zu Karl nach Prag geflüchtet, um ihn zum Römerzug aufzufordern und mahnende Schreiben des großen Dichters Francesco Petrarca zu überbringen. Aber der Luxemburger bewundert nur rein technisch die Beredsamkeit des Römers, läßt sich durch sein Flehen nicht rühren, ja, nimmt ihn schließlich als Rebellen gegen den Papst und überspannten Schwärmer auf der Burg Raudnitz gefangen. Als Rienzo mit der Offenbarung herausrückt, er sei der uneheliche Sohn Kaiser Heinrichs, weist ihn Karl IV. mit grausamer Überlegenheit ab. Schließlich liefert er ihn der Kurie aus, die sich seiner zur Wiederherstellung ihrer Macht im Kirchenstaate bedienen will. Dort hat ihn das Volk dann als einen Verräter totgeschlagen.

Was soll man nach dieser Vorgeschichte von dem kommenden Römerzug erwarten? Der Luxemburger tritt auf als überaus geschickter Politiker, als guter Geschäftsmann, der keine Lorbeeren erstreiten, keine Herrschaftsrechte erzwingen will, sondern die noch bestehenden in klingende Münze umwandeln möchte. Ein Meister der Unterhandlung, hat er dabei die verhandlungsgeschulten italienischen Städte hineingelegt und ohne Schwertstreich gewaltige Summen nach Haus gebracht. Von den Florentinern kassierte er dafür, daß er die Stadt nicht betreten hat, als Abschlagssumme für nicht entrichtete Steuern den erklecklichen Betrag von 100000 Goldgulden ein. Bezeichnenderweise haben ihm die ghibellinischen Pisaner bei seiner Nächtigung, wenig begeistert über einen solchen Römerzug, den roten Hahn auf den Palast gesetzt. In Mailand empfängt Karl die Eiserne Krone und erhebt gegen entsprechende Gebühren die Visconti zu Reichsvikaren. Bei den Verhandlungen mit italienischen Städten, die oft ganze Nächte dauern, trägt der König immer sein mildes Lächeln zur Schau, wie er auf der Trifoliumsgalerie des Prager

Doms und auf dem Wandgemälde auf der Burg Karlstein mit seiner dritten Gemahlin Anna von Jauer erscheint. Er kann auch nach all diesem milden Lächeln mit guten Ergebnissen von den Verhandlungen weggehen, der Meisterdiplomat, dem Verhandeln zum Lebenselixier geworden ist, ebenso wie das Verwalten und Mehren seiner Macht. Am Ostersonntag 1355 empfängt er in Rom programmäßig die Kaiserkrone, um programmäßig und vertragsgetreu die Stadt nach dem Krönungsmahle vor der Dämmerung zu verlassen. Dafür findet selbst Petrarca, der Freund des Kaisers, Worte der herbsten Verurteilung. Aber Karl geht unbekümmert rasch nach Deutschland zurück, befriedigt über das Erreichte, mit wohlgefüllten Kassen, nur bedrückt durch das Wissen, daß sich ein solcher Fischzug bloß einmal in heiliger Zeit machen läßt.

In Rom noch hat Karl seinem Erblande Böhmen besondere Rechte verliehen, die jetzt in dem umfangreichsten Reichsgesetz der älteren deutschen Geschichte auch allen anderen Kurländern zugestanden werden. Auf den Reichstagen von Nürnberg und Metz (1356) wird die bedeutungsvolle Bulle verkündigt und erwächst zu Gesetzeskraft. Nach ihrem Goldsiegel die Goldene Bulle genannt, enthält sie 30 Gesetzesartikel, die Bestimmungen über die Königswahl, Krönung und Stellvertretung des Königs in der Zeit der Vakanz, Zahl und Reihenfolge, Rechte und Aufgaben der Kurfürsten und Maßnahmen zur Sicherung des Landfriedens.

Wahl in Frankfurt und Krönung in Aachen sind nun Reichsgesetz. Gewählt wird mit Stimmenmehrheit, und diese Wahl gilt als einmütig vollzogen. Der erste unter den Kurfürsten ist der König von Böhmen wegen seiner königlichen Würde, die übrigen Kurfürsten sind der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg und die drei rheinischen Erzbischöfe. Der Bayer und der Herzog von Sachsen-Lauenburg sind damit für alle Zeiten aus dem Kurfürstenkollegium gedrängt. Die Kurfürsten verkörpern von da ab gemeinsam mit dem Kaiser die Majestät des Reiches. Wer sie ermorden will, soll als Majestätsverbrecher dem Schwerte verfallen. Ihre Länder dürfen nicht geteilt oder zergliedert werden. Dadurch wachsen sie in ihrer Bedeutung gegenüber den Territorien der anderen Fürsten, die gerade damals peinlich oft geteilt worden sind. In ihren Ländern erhalten die Kurfürsten alle Regalien, „die gesamten Gold- und Silbergruben, die Zinn-, Kupfer-, Eisen-, Blei- und sonstigen Metallbergwerke, sowie die Salzbergwerke“. Sie dürfen „Juden halten“, dürfen Zölle erheben und in jedem Ort und Teil ihres Kurlandes Gold- und Silbermünzen prägen lassen. Im Gerichtswesen erhalten sie das berühmte Ius de non appellando, d. h. daß keiner ihrer Untertanen das Recht hat, gegen „Prozesse und Urteilssprüche“ der Kurfürsten an irgendein Gericht Berufung einzulegen. Ebenso wird ihnen das Ius de non evocando erteilt, wonach keiner ihrer Untertanen außerhalb des Gebietes der Kur-

fürsten vor ein anderes Gericht geladen werden darf. Damit ist das Königsgericht für weite Reichsteile völlig ausgeschaltet. Die Kurfürsten erhalten das Recht der Erbfolge der Erstgeburt. Alles in allem gewinnen sie eine Stellung, die für die übrigen Reichsfürsten eine Herabsetzung ihres Ranges bedeutet. Keines von den alten Stammesländern hat sich zu behaupten vermocht.

Die Goldene Bulle legt das Gewordene fest und läßt die ganze Grausamkeit der Entwicklung erkennen, die mit dem deutschen Königtum auch die alten Stammesgebiete, die Stammesherzogtümer, hat verkümmern lassen. Das Königtum hat vor den Kurfürsten endgültig kapituliert. Und was bedeuten neben diesen noch die mächtigen süddeutschen Geschlechter der Wittelsbacher und Habsburger, was die alten Herzöge von Sachsen? Die Wittelsbacher, seit dem Tode des Kaisers Ludwig an Saft und Kraft verkümmert, müssen die Brüskierung hinnehmen, aber die Habsburger, deren Haupt gerade jetzt der stolze, ehrgeizige Rudolf IV. ist, fügen sich nicht und melden ihre Ansprüche an, so daß neben die bevorzugten Kurlande eines Tages ein noch bevorzugteres Österreich treten wird. Der päpstliche Anspruch wird in der Goldenen Bulle nicht erwähnt, aber durch die Verfügung, daß während der Vakanz der Krone der Pfälzer als Erztruchseß des Heiligen Reiches im Gebiete Süddeutschlands, der Sachsenherzog aber im Gebiete des sächsischen Rechts das Verweserrecht besitze, ist er praktisch erledigt.

Mit dem Papste steht es damals schlecht, da sein Herr, der König von Frankreich, bedrängt wird. Auf dem Reichstage von Metz erscheint der französische Thronfolger als Hilfeflehender. Bei Maupertuis haben die Franzosen eine furchtbare Niederlage gegen die Engländer erlitten, ihr König selbst ist in Gefangenschaft geraten. Unverzeihlich bleibt, daß der Luxemburger diese Gelegenheit nicht wahrnimmt, um die schon bedenklich angenagte Westgrenze des deutschen Reiches wiederherzustellen. In eigenen Angelegenheiten ist er weit eifriger gewesen, in Metz aber erweist er sich doch als der Erztiefvater des Heiligen Römischen Reiches. Er hat auch durch Belehnungen französischer Prinzen im Burgundischen eine bedenkliche Entwickelung eingeleitet und noch in seinem letzten Lebensjahr 1378 dem französischen Kronprinzen das Generalvikariat in der Dauphiné und die Statthalterschaft im Königreich Arelat auf Lebensdauer verliehen.

Während die Wittelsbacher zur Zeit Karls sich offenkundig im Verfall befinden, stellt das Schicksal für einige Zeit dem großen Mehrer der luxemburgischen Hausmacht einen Habsburger an die Seite, unleugbar den Bedeutendsten seines Hauses seit Albrecht. Der vierte Rudolf, ausgezeichnet durch seine planmäßige Sorge um Ausbau und Sicherung des habsburgischen Besitzes in der Schweiz, ist damals der eigentliche Regent Österreichs, da seine Brüder noch unmündig sind. Die Geschichte hat ihm, der von seiner Aufgabe aufs tiefste beseelt ist, den Beinamen „Der Stifter“ gegeben. Von diesem

Manne geht die stärkste Gegenwirkung gegen die Goldene Bulle aus. Aber nicht als direkter Kampf! Der Habsburger überreicht einfach dem Kaiser Urkunden seines Hauses, in welchen Österreich von früheren deutschen Kaisern Rechte zugebilligt erhielt, die denen der Kurfürsten gleichkommen, sie zum Teil noch übertreffen. Es handelt sich um jenes Bündel von Urkunden, die unter dem Namen des privilegium majus die Geschichtsforschung beschäftigten, bis sie als Fälschungen erkannt wurden. Ihr Kern ist das alte, hier erweiterte privilegium minus von 1156. Um dieses gruppieren sich Urkunden anderer Kaiser; in einer von ihnen lesen wir mit Schmunzeln Bewilligungen von Cäsar und Nero. Die Herzöge von Österreich haben das Recht, den Namen Pfalzerzherzog zu führen. Sie rangieren unmittelbar hinter den Kurfürsten und sind fast sämtlicher Verpflichtungen gegen das Reich ledig, während dieses ihnen in allen Bedrängnissen treue Hilfe leisten soll. Diese Urkunden, wohl im Winter 1358/59 in der Wiener Hofburg erzeugt, erwecken das Befremden des in solchen Dingen immerhin nicht unerfahrenen Kaisers, der sich an seinen Freund Petrarca um Auskunft wendet. Als dieser hohnvolle Zweifel an der Echtheit äußert, bleiben sie unerledigt in der Prager Hofburg liegen. Der Kaiser nötigt den österreichischen Herzog, die bereits geführten stolzen Titel eines Fürsten in Schwaben und Elsaß und eines Pfalzerzherzogs abzulegen. So sind Kaiser und Herzog auseinandergekommen. Der rührige Österreicher bringt alsbald Bündnis und Erbvertrag mit dem König von Ungarn zustande, auf dessen Reich Karl ebenfalls sein Auge geworfen hat.

Rudolf kann es seinem Schwiegervater nicht verzeihen, daß ihm die Hoffnung auf die luxemburgische Herrschaft durch die 1361 erfolgte Geburt eines Kaisersohnes (von dem hocherfreuten Vater, der das Gewicht des Kindes in Gold der Kirche schenkt, Wenzel genannt), durchkreuzt wurde. Dafür aber gelingt dem Habsburger die Erwerbung von Tirol, wo Ludwig und Margarete Maultasch nur ein schwächliches Söhnlein, Meinhard, besitzen, dem vorausschauend bereits Margarete, Rudolfs Schwester, verheiratet worden war. Schon Albrecht der Lahme hat die Gunst des Herrscherpaares erlangt, indem er die Anerkennung ihrer skandalösen Ehe durch den Papst erreichte. Nach dem 1361 erfolgten Tode Ludwigs, dem bald der schwächliche Meinhard ins Grab folgt, kommt der rechtzeitig verständigte Rudolf eilig durch das Pustertal nach Tirol, das ihm die Mutter Meinhards und eigentliche Landesherrin, Margarete Maultasch, als „eine ewige unwiderrufliche Gabe, die man nennet unter den Lebenden“, zu Bozen in Zeugenschaft der Tiroler Stände, darunter auch der „Landleute von Tirol“ (also der Bauern), überträgt (1363). Die Wittelsbacher sind zu spät gekommen. In Brünn erlangt Rudolf die Anerkennung des Kaisers und schließt bei dieser Gelegenheit eine Erbeinigung ab, wonach bei einem Aussterben des einen der Häuser das andere dessen gesamten Besitz erben soll. Durch diesen Ver-

trag wird die Verbindung Österreichs mit Böhmen angebahnt, die den kommenden Jahrhunderten ihr Gepräge gibt.

Rudolf selbst ist kinderlos geblieben, aber zwei seiner schönsten Werke leben noch heute fort. Das eine ist die Wiener Universität, gegründet nach dem Muster der Prager Universität Karls IV. Die Wiener Universität ist die zweite unter den deutschen Universitäten; die dritte ist 1386 in Heidelberg, die vierte 1388 in Köln, weitere dann 1392 in Erfurt, 1409 in Leipzig, 1419 in Rostock, 1456 in Greifswald, 1460 in Freiburg i. Br. und in Basel, 1472 in Ingolstadt, 1473 in Trier, 1477 in Mainz und Tübingen, 1502 in Wittenberg und 1506 in Frankfurt a. d. Oder errichtet worden. Das zweite unter den Werken des Stifters ist die Grundsteinlegung zum Umbau der Stephanskirche in Wien. Der unermüdlich tätige Dynast, der einzige bedeutende Gegenspieler Karls IV., ist 1365, erst 26 Jahre alt, gestorben. Seine Brüder, an Jahren noch jung, müssen sich fortan überall an den Kaiser anschließen.

Vom Druck dieser Persönlichkeit befreit, wendet sich Karl der Erwerbung der Mark Brandenburg zu, wobei ihm die Uneinigkeit der Wittelsbacher zugute kommt. Seine Tochter Katharina, die Witwe Rudolfs des Stifters, vermählt er unter Abschluß eines Erbvertrages mit Otto dem Finnen. Dann nötigt er den hilflosen Schwiegersohn durch geschickte Manöver und endlich durch harten Druck, gegen den Widerstand des ganzen geschädigten Wittelsbacher Hauses 1373 im Vertrag von Fürstenwalde die Abtretung der Mark gegen 500000 Goldgulden und Überlassung einiger Gebiete in der Oberpfalz ab. Der Kaiser offenbart alsbald seine Geschicklichkeit in der Verwaltung heruntergekommener Gebiete und führt die Mark aus ihren unruhigen Verhältnissen zu dem Zustand der Ordnung, der in Böhmen herrscht, so daß die brandenburgischen Stände schon 1374 selber die Erbeinigung mit Böhmen beantragen.

1368 ist Karl zum zweiten Male nach Italien gegangen, um den Papst Urban zu stützen, den er zur Rückkehr nach Rom bestimmt hatte und der nun unter Meidung des trümmerhaften Rom in Viterbo sitzt. Der Kaiser erscheint mit stattlicher Heeresmacht, muß aber, da ihm militärische Erfolge versagt bleiben, wiederum durch geschickte Unterhandlungen lösen, was mit der Schwertesspitze nicht erzwungen werden kann. In Rom, wo er zwei Monate weilt, erweist er dem Papst den Marschalldienst. Der Aufenthalt in Italien bedeutet sonst nichts, als daß es nachher mehr Privilegien und Lehenstitel gibt und daß Karl dafür ansehnliche Summen nach Hause bringen kann. Zur größten Erbitterung der Römer kehrt auch der Papst, dem der Kaiser ja wirklich wenig geholfen, wieder nach Avignon zurück.

Das letzte Werk des Luxemburgers ist die Sicherung der Nachfolge seines unwürdigen Sohnes Wenzel. Rudolf von Habsburg war die Erreichung der Thronfolge des hochbegabten Albrecht mißlungen, Karl IV. ist stärker vom

Glück begünstigt. Seine Handsalben haben das ihrige dazu beigetragen. Der König hat auch nicht gezögert, Städte zu verpfänden, um die erforderlichen Mittel dafür aufzubringen. Während so Wenzel 1376 gewählt wird, schließen sich die Städte Oberdeutschlands um Ulm zusammen und weigern die Huldigung für den neuen König, ehe das verpfändete Donauwörth aus der Pfandschaft nicht entlassen worden ist. Karls Bundesgenossen erleiden in dem nun ausbrechenden Kampfe Niederlagen, die Bayern 1377 bei Alpeck und im gleichen Jahr Ulrich von Württemberg, der Sohn des Greiners, in der blutigen Schlacht bei Reutlingen. Der Kaiser, gegen das feste Ulm erfolglos, überläßt die Regelung der Angelegenheit seinem Sohne, der sich zu Rothenburg o. d. Tauber mit den Städten verständigt. Die Verpfändungen werden gelöst, und der Bund erhält die Zusage, daß sein erbittertster Feind, der Graf von Württemberg, nie Landvogt des Reiches werden dürfe. Nach diesem Frieden legen die Ulmer den Grundstein für ihr gewaltiges Münster, dessen Turm der höchste in deutschen Landen werden soll. Während so die oberdeutschen Städte triumphieren, erreicht um die gleiche Zeit im Norden die Hansa eine stolze Höhe ihrer Macht.

Stets auf sein Haus bedacht, erlangt der Kaiser die nach der Goldenen Bulle allerdings völlig unnötige Zustimmung des Papstes zur Wahl seines Sohnes Wenzel und dann, unter starkem Ellbogendruck gegen die nach dem Tode Rudolfs hilflosen Habsburger, die Ehe seines Sohnes Sigmund mit der Erbtochter des Königs Andreas von Ungarn und Polen. Die von ihm in mühsamen Verhandlungen erstrebte Übersiedlung des Papstes nach Rom erreicht er noch, doch macht der Tod des willfährigen Gregor XI. die Franzosen zu neuer Papstwahl geneigt, die der vierte Karl vergebens durch einen Besuch bei seinem Neffen, dem fünften französischen Karl, abzuwenden trachtet. Besorgt um das drohende Schisma, reist der Kaiser von Paris ab. Ende November 1378 weilt er bereits nicht mehr unter den Lebenden.

Den Entwicklungen, die sich in den letzten Menschenaltern vollzogen hatten, stand er gegenüber, wie man unabwendbare Tatsachen betrachtet, die der kühle Realist zu seinem Vorteile verwendet. Sein Vorteil war aber niemals das Reich, sondern nur die Förderung seiner Hausmacht. Da indes seine Dynastie unmittelbar nach seinem Tode verfiel, bleibt sein Werk eine Einzelleistung, ohne Bedeutung für die Zukunft.

Erschütternd ist es, daß damals der Norden in keinem Zusammenhang mit dem übrigen Reich und dessen Geschichte steht und ganz allein seine Kämpfe gegen die Dänen ausfechten muß. Die prächtige Hansa, unterstützt nur durch die Grafen von Holstein, erringt glänzende Erfolge, die uns ahnen lassen, was unser Volk durch seine Zersplitterung lange Jahrhunderte hindurch versäumt hat. Einig sind wir Deutschen das gewaltigste Volk in der Welt.

Warum mußten wir uns so oft zum Jubel der andern zerfleischen? Die Hansa ist damals neben dem Ritterorden, der eben seine größte Stärke erreicht, mehr als der Kaiser die Vertreterin der Größe unseres Volkes. In Drittel gegliedert, reicht sie von Middelburg bis Reval und von Köln bis Thorn und Dorpat. Die niederdeutschen Städte führen ein starkes Regiment auf dem Meere und schützen ihren Besitz und ihre Niederlassungen. Als der dänische König Waldemar IV. Atterdag stark um sich greift und in Wisby auf Gotland den Städten zu nahe tritt, rüstet der tapfere Städtebund und erobert im Bunde mit Schweden, Norwegen und Holstein unter dem tapferen lübischen Bürgermeister Hans Wittenborg die dänische Hauptstadt Kopenhagen. Als dann die Hansa Helsingborg nicht erobern kann, muß sie den Dänen in einem Waffenstillstand Wisby überlassen. Jedoch fünf Jahre später (1367) greift sie erneut an, und Waldemar wird zur Flucht genötigt. Die Hansa erobert Kopenhagen, 1369 auch Helsingborg, und die Dänen müssen im Frieden von Stralsund (1370) Bedingungen eingehen, die ihr Land praktisch zu einem Besitz des Städtebundes machen. Der Kaiser hat zu alledem nichts beigetragen. Wie groß aber waren doch die Kräfte der deutschen Nation trotz ihrer Zersplitterung!

Ein Meisterwerk dürfen wir Karl IV. nicht absprechen: die segensvolle Verwaltung von Böhmen, wo er den Adel zum Gehorsam bringt und das Land aus der tiefen Verwahrlosung durch den Schuldenmacher Johann zu prächtiger Blüte erhebt. Was hat dieser König nicht alles aus der Stadt Prag gemacht! Was uns noch heute in dieser leider unserem Volke entrissenen vielgepriesenen Stadt zu begeistern vermag, ist das Werk dieses „Erzvaters von Böhmen". Über die Moldau wird eine steinerne Brücke geschlagen, der hohe Turm an ihrem Ende, der Altstädter Brückenturm, wird aufgerichtet, die Theinkirche wird gebaut, und der Bau des mächtigen St. Veitsdomes beginnt. In der Nähe von Prag, im Tal der Beraun, wird auf steilen Uferfelsen die mächtige Burg Karlstein gesetzt, des Königs liebster Aufenthalt. Alle diese Werke entstammen deutschen Meistern, wie Peter Parler von Gmünd. Nur ein Franzose, Matthias von Arras, ist darunter, aber kein einziger Tscheche. In Prag wird damals, wie in so vielen deutschen Städten zu dieser Zeit, die Neustadt errichtet, durchaus von deutschen Bürgern bewohnt. Die 1348 gegründete Prager Universität, die erste in Deutschland, entfaltet ein mit Jubel aufgenommenes Leben des Geistes. An ihr gehen tausende, überwiegend deutsche Studenten ihren Studien nach. Aber durch diese Gründung vermag sich auch eine tschechische Intelligenz zu entfalten, die schon ein Menschenalter nach Karl über die Deutschen herfallen und deren Schicksal auf lange Zeit besiegeln wird.

Wie gewaltig ist Karls Hausmacht! Durch seine Ehe mit der Erbin von Schweidnitz und Jauer gehört ihm nun ganz Schlesien, er besitzt die Lau-

sitzen und die aufblühende Mark Brandenburg. Seine vierte Ehe mit der walkürenartigen Tochter des Herzogs von Pommern, die Eisen zu brechen verstand, bedeutet ein Herantasten an die Küsten der Ostsee, ein feines Konzept des Meisters verratend, dessen Verwirklichung ihm der Tod durchkreuzt hat. Westlich von Böhmen besitzt er die Oberpfalz, durch die er bis an die Tore von Regensburg und Nürnberg herrscht. Dazu kommt noch nicht unbeträchtlicher Streubesitz in Süddeutschland. Alles dies hat er als Klassiker der Hausmachtspolitik mit Ränken und Klugheit, geschicktem Makeln und brutalem Zugriff zu erreichen gewußt. Ja, wenn ihm ein gleich Tüchtiger gefolgt wäre! Wenn nur Böhmen mit Brandenburg verbunden geblieben wäre! So aber sind die wahren Erben des großen Luxemburgers durch die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit des Sohnes die Tschechen geworden.

Karl hat übrigens sein Reich durch sein Testament selbst zerstückelt, indem er an Wenzel nur Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz vererbt, Mähren aber unter böhmischer Oberhoheit an seinen Neffen Jodok (Jobst) gibt, die Neumark rechts der Oder, verbunden mit der östlichen Lausitz, seinem dritten Sohne Johann als Herzogtum Görlitz überläßt, seinem zweiten Sohne Sigmund aber trotz der Erbeinigung die Mark Brandenburg überträgt.

Das nächste Menschenalter nach dem Tode des böhmischen Erzvaters ist gekennzeichnet durch elementares Hervorbrechen der Zwistigkeiten im Reich, die sich bis zur Auflösung aller Ordnung steigern, aber auch durch den völligen Verfall des luxemburgischen Hauses und zwar in fortschreitendem Maße, je nachdem dessen einzelne Mitglieder die Volljährigkeit erlangt haben. Wenn wir inmitten dieser Verhältnisse den König Wenzel (1378—1400) erblicken, der mit 17 Jahren die Krone übernimmt, um ihrer im Alter von 39 Jahren in aller Form wieder entkleidet zu werden, der in der Weltgeschichte unter dem Namen „der Faule" weiterlebt, als unwürdiger Vergeuder der geringen Königsmacht, die sich unter seinem begünstigten Vater wieder angesammelt hatte, so kann uns bei gerechter Würdigung der Verhältnisse, die dieser Luxemburger vorfand, eines vom Westen nach Osten verdüsterten Horizonts, nicht er allein als der Schuldige erscheinen. Der weltkluge Karl hatte nichts getan, das Aufkommen der Wirren zu verhindern, die wie Schlinggewebe den Thron seines ratlosen und früh verbrauchten Sohnes umwuchern. Dem unerfahrenen Wenzel stand kein Leitstern am Himmel, und er hat in den Angelegenheiten des Reiches auch die Möglichkeiten nicht zu nutzen verstanden, die das Schisma geboten hat. Nicht einmal die Kaiserkrone vermochte er sich daraus zu holen. Der stärkste Hebel, der dieses Leben politisch in Bewegung zu setzen vermag, die Sorge um die Hausmacht, veranlaßt ihn, sich in den deutschen Angelegenheiten schwankend zu zeigen, und zu einer Zeit, da ein deutscher König mit ganzer Kraft und keuchendem Atem als Kämpfer für die Ordnung hätte ringen und, wenn es sein mußte, auch hätte fallen sollen, ist er

immer nur halben Herzens, nach Böhmen oder Ungarn schielend, im Sattel gesessen und ist darum schließlich aus allen Sätteln, nicht nur aus dem deutschen, geworfen worden. Nur mühsam, zum schweren Nachteil des Landes, hat er sich später noch einmal als König von Böhmen festsetzen können.

In Deutschland vermag sich in den Erschütterungen des Schismas der römische Papst Gregor durchzusetzen, ohne daß Wenzel, der immer zu seinen französischen Verwandten herübersieht, daran ein Verdienst gehabt hätte. Auf dem Reichstag zu Frankfurt (1380) verspielt der König die größte Aussicht seiner Regierung, indem er ein Bündnisangebot der Städte, ihm gegen jedes Gegenkönigtum zu helfen, von sich weist. Die Städte brauchen ein Bündnis für ihren mächtig gewachsenen Handel zum Schutze vor der drohend zusammengeballten ritterlichen Macht und gegen die Übergriffe der mächtigen Reichsfürsten, unter denen Leopold III. von Österreich der angriffslustigste ist. Es gibt damals größere Ritterbünde, in Hessen die sogenannten Hörner, in Süddeutschland den brimmenden Löwenbund, den St. Georgenschild, St. Wilhelmsbund und die Sternritter, die Falkner in Westfalen. Zu Speyer schließen sich 1381, um Straßburg und Frankfurt geschart, die mittelrheinischen und niederelsässischen Städte zusammen. Das geht gegen die Ritter, aber auch gegen den Herzog Leopold, und Wenzel kann in den drohenden Gefahren nicht durchdringen. Seine Landfriedensversuche scheitern, da sich der König ganz auf die Seite der Fürsten und des Adels gestellt hat, um diese für seinen Römerzug zu gewinnen. So führen weder der Nürnberger Reichstag, noch die Heidelberger Stallung zu einer Versöhnung. Dann aber nähert sich der König den Städten, mit denen gemeinsam er eine Aktion gegen die Juden durchführt, die den Städtern gewaltige Mittel in die Hand gibt, aber auch Wenzel erklecklichen Anteil verschafft. Die Juden hatten sich trotz der Verfolgung (1356) in den Reichsstädten zu behaupten vermocht, nur auf dem flachen Lande, wo sie sich seit 1200 eingenistet hatten, sind sie endgültig verschwunden.

Bald darauf zieht sich ein Gewitter über dem streitlustigen Herzog Leopold zusammen. Zu Konstanz verbünden sich am 21. Februar 1385 30 schwäbische, 13 rheinische, sowie die vier Schweizer Städte Bern, Solothurn, Zürich und Zug. Allerdings kommt es zu der vereinbarten gegenseitigen Hilfeleistung nicht, da die Städte in ihrer durch den Sieg der Zünfte durchgesetzten demokratischen Verfassung zu weitreichenden Unternehmungen nicht befähigt waren. So sind den Schweizer Städten die Eidgenossen wertvoller geworden als die Hilfe des Städtebundes. Vereint mit diesen können sie den österreichischen Besitz überfallen und am 9. Juli 1386, an einem heißen Sommertage, das Ritterheer des Herzogs Leopold bei Meyerholz, unfern von Sempach, bis zur Vernichtung besiegen. Den Schweizern kommt die Schwüle des Tages, in der die gepanzerten Ritter erlahmen, zugute. Ihre scharfen Hellebarden

richteten ein furchtbares Blutbad an. Die Geschichte von dem heldenmütigen Winkelried, der sich hier für die Seinen geopfert haben soll, ist eine Sage.

Unter den Erschlagenen des blutigen Tages liegt auch der Herzog von Österreich, erst 35 Jahre alt. Von brennendem Ehrgeiz erfüllt, von tatkräftigem Willen beseelt, aber zu ungestüm in seinem Wesen und zu gewalttätig in seinem Vorgehen, hatte dieser Herzog schon zu Beginn der siebziger Jahre seinem älteren, aber sanften Bruder Albrecht III. die Verwaltung von Vorderösterreich, d. h. Tirols und der Vorlande, abgepreßt. Im Jahre 1379 war es dann zu Neuberg an der Mürz zur förmlichen Teilung gekommen, bei der Leopold dem Bruder alle österreichischen Länder mit Ausnahme von Ober- und Niederösterreich abnötigte. Durch diese Teilung ist die Kraft der Habsburger in der entscheidenden Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts erheblich geschwächt worden. Darüber ist schließlich der ganze Besitz des Hauses in der Schweiz, der noch 1380 hoffnungsvolle Entwickelungsmöglichkeiten in sich barg, verlorengegangen. Zunächst allerdings hatte Leopold III. seine Macht zu mehren gewußt. 1375 war die Grafschaft Feldkirch westlich des Arlbergs durch Kauf in seine Hand geraten, vier Jahre später hatte er die schwäbische Landvogtei als Pfand erworben, 1381 die Herrschaft Hohenberg in der Schwäbischen Alb in seine Hände gebracht, ein Jahr darauf die Unterwerfung der Hafenstadt Triest am Adriatischen Meere erlebt. Immer weiter drängte der hastige Mehrer seiner Habe, vor allem in Richtung auf Treviso, während in der Schweiz zahlreiche Burgen in Pfandschaft geraten waren — schon seit den Geldnöten des schönen Friedrich — so daß das Land den Eidgenossen ziemlich wehrlos in der entscheidenden Stunde offen lag. Albrecht III., zum Schutze der Rechte seiner unmündigen Neffen Wilhelm Leopold, Ernst und Friedrich herbeieilend, kann trotz einer 1388 durch die Glarner empfangenen Niederlage bei Näfels den Besitz des Gesamthauses im wesentlichen wahren. Die Eidgenossen belagern vergebens das habsburgische Rapperswyl. Es kommt zum Waffenstillstand, der bis 1415 dauern soll, in welchem Zug, Glarus und Luzern den Eidgenossen verbleiben.

König Wenzel ist inzwischen dem Städtebund selber beigetreten, läßt aber seine Bundesgenossen 1388 bei neuen Unruhen in Süddeutschland im Stich. Als die Städte dann geschlagen sind, sitzt der König glücklich zwischen zwei Stühlen. Die Städte erliegen den Ritterbünden infolge der ewigen Mängel städtischer Demokratien, die auch in großen Augenblicken ihrer Geschichte über kleinliche Selbstsucht nicht hinauskommen können. Einzeln zum Kampfe gestellt, werden sie einzeln geschlagen. Die Nürnberger und Eßlinger erliegen Eberhard dem Greiner von Württemberg in der heißen Schlacht von Döffingen (1388), in der Ulrich von Württemberg, der Sohn des Greiners, fällt. Am Rhein aber besiegt Ruprecht von der Pfalz den Rheinischen Bund bei Worms, und die Frankfurter unterliegen 1389 vor den Toren ihrer

Stadt bei Eschborn. Im Frieden von Eger (1389) wird den Städtern die Aufnahme von Pfahlbürgern verboten. Zugleich wird mit der Verkündigung eines Landfriedens ein Verbot aller Bünde, der Städter sowohl wie der Ritter, erlassen. Zur Wahrung des Friedens wird ein Neunerkollegium eingesetzt, in dem der König nur noch eine Art von Schiedsrichter oder Beschwichtigungshofrat darstellt. Er hat aufgehört, der alleinige Friedensstifter und Friedenswahrer zu sein. Wenzel aber kehrt als ein im Kern gebrochener Mann, über dessen Absetzung man bereits redet, in seine Heimat zurück.

Durch den Tod Ludwigs von Ungarn wurde im Jahre 1382 das gewaltige ungarische Erbe verfügbar, mit dem seit 1370 auch die Krone von Polen verbunden war. Der Erbfall geschieht zu einer Zeit, da Sigmund und Maria, Bräutigam und Braut, noch unmündig sind, während die Königswitwe, eine leidenschaftliche Bosnierin, den Luxemburger ausschalten will. Es gelingt ihr, mit der polnischen Krone ihre andere Tochter krönen zu lassen. Bald darauf wird diese veranlaßt, den Litauer Wladislav Jagiello zu heiraten, wodurch sich eine gefährliche Zusammenballung der Macht von Litauen und Polen ergibt, die dem deutschen Ritterorden zum Verhängnis wird. Der Habsburger Wilhelm ist als Bräutigam der jungen Hedwig zum Schaden des Reiches durch den Litauer verdrängt worden. Im Osten macht sich fortan eine deutschfeindliche Bewegung geltend.

Sigmund kann sich in Ungarn erst durch mehrere Feldzüge durchsetzen, wobei er seine Braut Maria aus der Hand von Aufständischen befreien muß, während ihre Mutter, die Ränkestifterin Elisabeth, vom Adel ermordet wird. Aber es ist nicht mehr das großungarische Reich, das er erwirbt. Die Wojwoden der Moldau und Walachei lösen ihre Abhängigkeit, die Polen haben Rotrußland mit Lemberg in ihre Hand gebracht, und im Süden erleiden die Serben 1389 gegen die Türken, die 1368 in Europa Fuß gefaßt haben, eine vernichtende Niederlage. Sigmund kostet der Kampf um Ungarn schweres Geld, er muß die Marken an seine Vettern Jobst und Prokop verpfänden. Ein schwerer Schlag ist es für ihn, daß seine Gattin Maria schon 1395, erst 25 Jahre alt, stirbt. Bald darauf zieht der König in Kreuzzugsstimmung mit stattlichem Ritterheer gegen die Türken, auch von 6000 Franzosen unterstützt, die aber durch ihr anmaßendes Auftreten mehr Schaden als Nutzen bringen. Die Osmanen greifen das Kreuzheer mit überlegenen Kräften an und besiegen es 1396 völlig bei Nikopolis. Sigmund kann sich nur mit Hilfe des Burggrafen von Nürnberg auf ein Schiff retten und so dem Untergange seines Heeres entrinnen; auf weitem Umwege über den Bosporus ist er in sein Reich entkommen. Aber auch in Ungarn hat er durch die Unbotmäßigkeit des Adels schlechte Zeiten durchzumachen. Im Jahre 1401 sitzt er monatelang als Gefangener in der Ofener Burg und im Schlosse Wyschegrad. In Zara läßt sich der Anjou Ladislaus von Neapel zum König krönen, wird aber

von dem wieder zu Kräften kommenden Sigmund aus dem Felde geschlagen.

Was ist inzwischen in Deutschland geschehen? Wenzel erscheint hier fast gar nicht mehr. Seine Lebenskraft erschlafft bedenklich, er ergibt sich in Böhmen Ausschweifungen, besonders auch der Trunksucht. Er wird ein Spielball der Intrigen seiner eigenen Verwandten und des übermütigen böhmischen Adels. Immer mehr macht sich eine Adelsanarchie geltend, der unselige Nährboden für den Hussitensturm, der, kein Menschenalter später, zum Unglück vor allem der Deutschen Böhmens, über das Land hinwegbrauste. Der König ist mit dem Erzbischof von Prag, Johann von Jenzenstein, verfeindet, er läßt, als dieser seine Ratgeber in den Bann tut, den Kirchenfürsten festnehmen und in einem seiner furchtbaren Wutanfälle den Generalvikar Johann von Pomuk foltern und in die Moldau werfen (1393). Dem nun gegründeten Herrenbund schließt sich der tückische und geldgierige Jobst an und verbündet sich mit Albrecht III. von Österreich und Wilhelm von Meißen. Der König wird 1394 im Kloster Beraun von seinen Gegnern gefangengenommen und nach Österreich verschleppt. Das Eingreifen seines Bruders Johann von Görlitz und seines Vetters Prokop rettet den Bedrängten, der nun den verräterischen Jobst auf dem Karlstein gefangensetzen läßt. Aber der unverträgliche König verfeindet sich auch mit dem anständigsten seiner Verwandten, Johann von Görlitz, der bald darauf, wie man behauptet hat, am Gift gestorben ist. Als Vermittler von Wenzel bevollmächtigt, arbeitet Sigmund insgeheim am Sturze seines Bruders, während Wenzel die Hilfe des falschen Jobst anstreben muß.

Während so die Kaiserfamilie sich in widerlichen Machtkämpfen verzehrt, wächst unter den Kurfürsten die Erbitterung hoch. Schon 1397 versucht man, einen Reichsverweser einzusetzen. Man braucht in dem Gestrüpp von Selbstsucht, in der inneren Friedlosigkeit und dem Schisma doch noch einen Kaiser. Wenzel erscheint besorgt im Reiche und sucht seinen Halt an den Städten, unterhandelt dann in Frankreich über die Beilegung des Schismas, ohne damit seine erschütterte Stellung in Deutschland wiederherstellen zu können. Seine Zeit ist abgelaufen. Der Mainzer, der Kölner und der Pfälzer schließen 1399 den Bund von Boppard ab, zu dem alsbald der Nürnberger, der Thüringer, der Kurfürst von Sachsen und der von Trier stoßen. Man beschließt, Wenzel der Königswürde zu entkleiden. Auf dem Reichstag vorgeladen, erscheint er nicht, auch nicht in Oberlahnstein im August 1400. Die rheinischen Kurfürsten beschließen am 20. August zu Rense die Absetzung Wenzels als eines „versäumlichen, entbehrlichen Entgliederers des Reiches“. Unter den sieben Vergehen, die ihm vorgehalten werden, ist die Preisgabe von Reichsbesitz, da er 1395 an Giangaleazzo Visconti die Herzogswürde verlieh! Gewiß hatten die Kurfürsten, seit ihrem Bestehen Saboteure der Gewalt

des Reichsoberhauptes, nicht das geringste moralische Recht, einen König wegen Versäumnissen am Reiche abzusetzen, so beispiellos freilich die Unfähigkeit, ja Unwürdigkeit Wenzels auch war.

Der Pfalzgraf Ruprecht (1400—1410) wird zum König gewählt. Ein tapferer Mann, der aber durch keine außerordentlichen Fähigkeiten den Mangel an Mitteln und Kräften, der seine kurze Herrschaft kennzeichnet, auszugleichen vermochte. Wenzel freilich erweist sich auch in dieser Angelegenheit als der Faule, obwohl er auf die erste Nachricht von seiner Absetzung bei seinem Patron, dem heiligen Wenzel, geschworen hatte, mit Ruprecht abzurechnen. Aber ringsum von Verrat umlauert, verfällt er wieder in seine Lethargie und begnügt sich damit, die Gültigkeit seiner Absetzung zu bestreiten. Der neue König muß den rheinischen Kurfürsten geloben, ihren Rechten nie zu nahezutreten, die neuen Zölle zu beseitigen, die auf dem Rhein errichtet sind, und keine neuen ohne ihre Zustimmung zu errichten, Mailand wieder zum Reich zu bringen und diesem das bedrohte Brabant zu erhalten, wenn es ledig werde. Aber welche Mittel stehen dafür dem Pfalzgrafen zur Verfügung? In Mailand sitzen die mächtigen Visconti, sie haben starke Festungen, kriegserprobte Söldner und verwegene Söldnerführer, die Condottieri. In Brabant aber lauern schon die Burgunder auf den Tod Wenzels von Luxemburg, des Oheims des abgesetzten deutschen Königs. Ruprecht kommt gar nicht dazu, sein Versprechen einzulösen, denn König Wenzel gibt 1406, als Brabant verfügbar wird, dieses Land ebenso wie Luxemburg an Anton, den Sohn Philipps des Kühnen von Burgund, der sich mit Elisabeth, der Tochter von Wenzels Bruder Johann, vermählt hat.

Ruprecht findet die Unterstützung der Städte nicht. Der Papst weigert ihm die Kaiserkrönung, indem er anmaßend den Kurfürsten das Recht bestreitet, den König abzusetzen. Der Pfälzer will sich dann zum Endkampf gegen Wenzel wenden, kehrt aber im Bayrischen Wald um, um auf den Ruf der Florentiner, die ihm 200000 Goldgulden für die Hilfe gegen die Visconti anbieten, sich nach Italien zu wenden. Hier hofft er, ein Mehrer des Reiches zu werden. Aber auf der Fahrt machen die Florentiner bei dem König, dem Feilschen, Markten und Kassieren nicht so im Blute liegt wie den Luxemburgern, mit den Zahlungen Schwierigkeiten. Von einer Reichsfahrt ist keine Rede. Mit ihm ziehen bloß der Lothringer, der Bayer und der Burggraf von Nürnberg, endlich der streitbare Leopold IV. von Vorderösterreich; außerdem italienische Parteigänger. Aber bei Brescia erleidet das Heer durch einen Ausfall der Städter eine schwere Niederlage. Kurze Zeit danach kehrt der Habsburger in die Heimat zurück. Der König kommt noch bis Padua und Venedig, wo ihn die Pracht des Reichtums der Dogen blendet, aber zum Schluß muß er seine Krone verpfänden, um den würgenden Druck der Schulden loszuwerden. Sein Ansehen ist dahin, als er im Frühjahr 1402 in Deutsch-

land wieder erscheint. Auch der Ruf der deutschen Tapferkeit ist erschüttert; die Italiener haben sich zum ersten Male als militärisch überlegen gezeigt, denn die italienischen Tyrannen verfügen über Geld und geschulte Kräfte, die vor allem im Festungskampf erfahren sind, während die Deutschen noch in der längst veralteten Rittertaktik stecken.

Die Folge der Niederlage ist, daß Wenzel sich wieder kräftig regt und der Visconti ihn einlädt, nach Italien zu kommen, um sich die Kaiserkrone zu holen. Doch fällt der unglückselige Böhme bald wieder in die Hand eines seiner lieben Verwandten, diesmal Sigmunds, und wird wieder nach Österreich verschleppt. Durch neue Schwierigkeiten, die dem treulosen Sigmund in Ungarn erwachsen, kann der König, mit Jubel begrüßt, in Böhmen wieder seinen Einzug halten. An den Römerzug aber ist für ihn nicht zu denken, denn der Visconti ist gestorben, und seine Söhne sind unmündig.

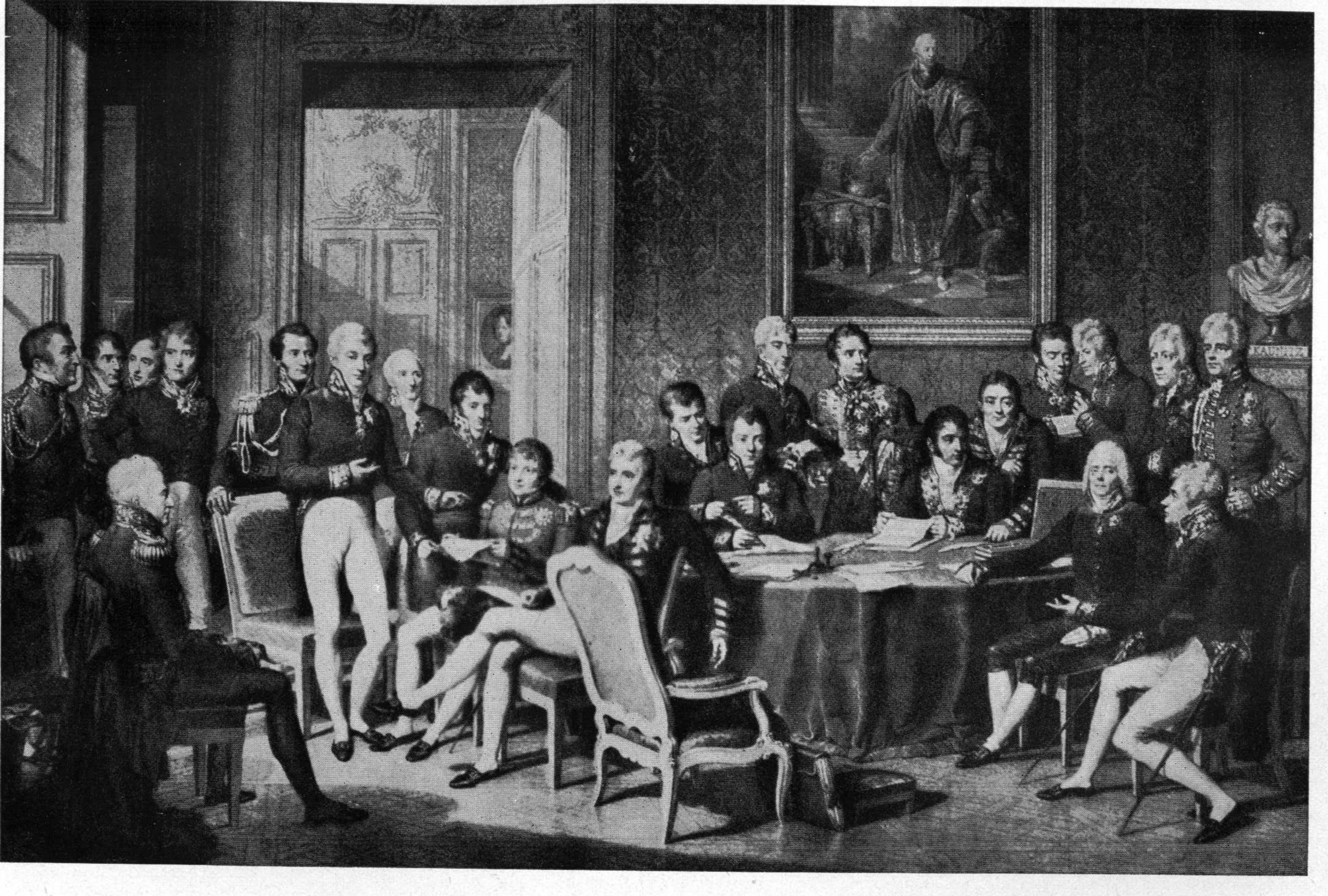
Gegen Ruprecht erheben sich nun die Städte, und der Mainzer Erzbischof, der als ein geschulter Intrigant einst seine Wahl im Jahre 1400 zustande gebracht hatte, knüpft nun einen Fürsten- und Städtebund gegen den König zusammen. Dieser muß 1406 den Bund anerkennen und 1407 mit dem Erzbischof von Mainz unter demütigenden Bedingungen Frieden schließen. Von da ab hat Ruprecht keine größere Macht mehr als der Böhmenkönig. Er sucht in seiner Not Zuflucht bei dem in Rom residierenden Papst Gregor XII.

Inzwischen ist eine gewaltige Bewegung der Geister heraufgezogen, die nicht nur das Schisma beseitigen will, sondern auch eine Reform der Kirche wünscht, die durch ihre großen finanziellen Erfordernisse seit der Übersiedelung nach Avignon völlig verweltlichte. Die Päpste hatten in Avignon viel zur Erhaltung der französischen Machtstellung beigesteuert, der französischen Krone allein in den Jahren 1345—1360 3517000 Goldgulden geliehen, ein schwindelnd hoher Betrag, von dem viel deutscher Herkunft gewesen sein muß, der uns aber auch die Augen öffnet über die Bedeutung des avignonesischen Papsttums. Schwere Mißbräuche der oberhirtlichen Gewalt und Entfaltung eines rücksichtslosen Steuersystems vermochten allein die riesigen Erfordernisse zu bestreiten, die mit der Erringung der Universalmacht an die Kirche herangetreten waren. Solche Mißbräuche waren die Annaten, d. i. die Vorausbezahlung des Jahreseinkommens der zu einem geistlichen Amte Ernannten, die Gebühr der Bischöfe für die Konfirmation, die bei den deutschen Erzbischöfen nicht unter 10000 Goldgulden ausmachte, die Palliengebühren, endlich die sogenannten Exspektationen, Vorauszahlungen, die sich der Papst von den Anwärtern auf ein bestimmtes geistliches Amt leisten ließ. Ein geschicktes System von Versetzungen beschleunigte das Tempo des Gebühreneinlaufes. Allenthalben machte sich in der Kirche ein arges Mißbehagen geltend, vornehmlich gegen den Papst als Spitze dieses Systems von Miß-

bräuchen. Die weltliche Besteuerung der Kirche war im 13. Jahrhundert als Simonie zu Fall gebracht worden. Jetzt war der Papst selber ein Hort der Simonie, so daß bereits der Spruch umging, daß in Rom alles käuflich sei. Die Dinge kommen in rasche Bewegung, seit Frankreich von den Päpsten in Avignon abzurücken beginnt. Die Kardinäle beider Päpste fordern ein Konzil zur Entscheidung der strittigen Fragen, das 1409 als ein allgemeines zu Pisa zusammentritt. Der machtlose Ruprecht versucht vergebens, die Nichtbeschickung mit vielen und auch vernünftigen Argumenten zu erreichen, während Wenzel durch die Anerkennung des Konzils sein Königtum wieder in Erinnerung bringt.

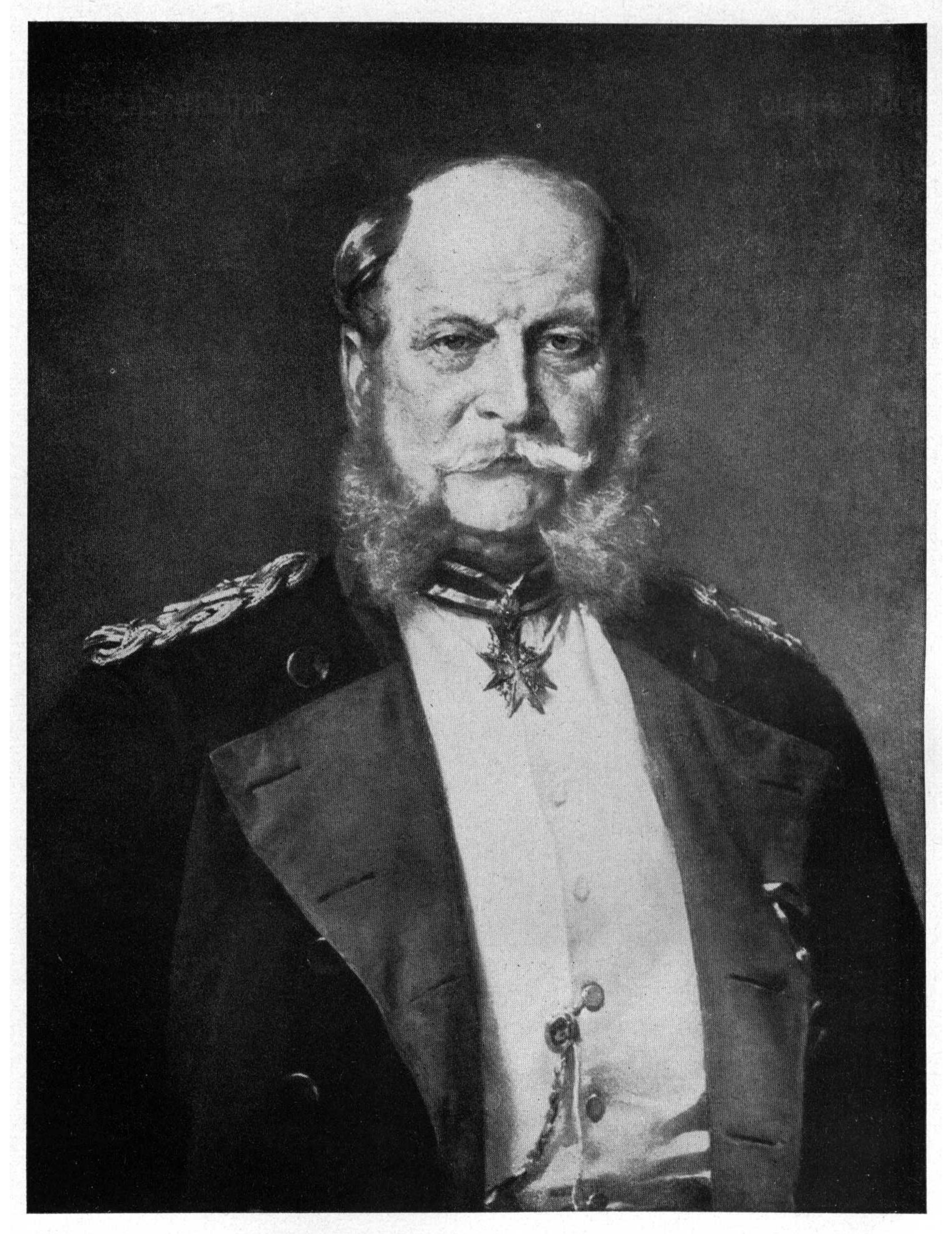
Das Pisaner Konzil mit seinen vier Patriarchen, 160 Bischöfen und Äbten, 12 Erzbischöfen und 22 Kardinälen führt zu keiner Reformation, sondern zu der von Ruprecht vorausgesagten Wahl eines dritten Papstes, Alexanders V., der die Frage der Kirchenreformation alsbald einschlafen läßt. Kurz danach fällt der Mainzer Erzbischof endgültig von Ruprecht ab. Mitten in den Zurüstungen zum Kampfe stirbt der König auf der Burg Landskron (1410). Rührend wirkt es, wenn der tief Enttäuschte letztwillig anordnet, daß die Krone aus seiner Hinterlassenschaft verkauft werden solle, damit wenigstens die Schulden gedeckt werden können, die er bei den kleinen Leuten gemacht habe. In dieser traurigen Lage des braven Ruprecht offenbart sich der tiefe Sturz der deutschen Königsmacht, die finanzielle Hilflosigkeit des Trägers der Krone. Es kann sich künftig nur noch ein reicher Fürst erlauben, das altertümliche Dekorationsstück aufs Haupt zu setzen.

Die Kurfürsten können sich über die Vergebung der Krone nicht einig werden. Die einen wählen den Luxemburger Jobst, die andern Sigmund, den König von Ungarn. Für diesen setzt sich besonders der Burggraf von Nürnberg, dem er Brandenburg verpfändet hat, ein. Wenzel erklärt sich mit der Wahl von Jobst einverstanden, wenn ihm der Titel „älterer römischer König und künftiger Kaiser" gewahrt bleibe. Ihm geht es um den Schein, nicht um die Macht, deren Zweifelhaftigkeit und Vergänglichkeit er genugsam kennengelernt. Immerhin gibt es jetzt, so wie nach dem Pisaner Konzil, drei Päpste, die ihre Echtheit verfechten, drei deutsche Könige, deren armseligster allerdings Wenzel ist, an dem jeder von den beiden andern Gewählten bereits die Stiefel gerieben. Ein auffallend früher Tod Jobstens (1411) bringt die Erlösung, denn Sigmund gelingt es alsbald, sich mit seinem Bruder zu einigen. Wenzel behält Königstitel und Reichsinsignien, erhält die Hälfte der zweifelhaften Reichseinnahmen und soll von Sigmund auf einem etwaigen Zug um die Kaiserkrone Hilfe erhalten. Außerdem überläßt ihm dieser aus dem Erbe Jobstens Mähren und die Lausitz. Durch diesen Vergleich erhält das Reich endlich wieder ein Oberhaupt.



Tafel 30. Der Wiener Kongreß

Friedensstifter mit vielen Mängeln, aber unvergleichlich gerechter, anständiger und weitblickender als die Friedenskonferenz von Paris 1919, schuf der Wiener Kongreß die Neuordnung Europas nach dem Menschenalter der französischen Kriege.



Tafel 31. Kaiser Wilhelm I.

Ein Kaiser, der seinem großen Staatsmanne nie erschütterte Treue gehalten, war Wilhelm I. die unbedingte Voraussetzung für das Gelingen des Lebenswerkes von Bismarck. Nicht Wilhelm der Große kann er genannt werden, aber ein Herr voll Zuverlässigkeit und Ritterart, ein tapferer, väterlicher Monarch.

5. Um die Reichsreform

Der Kaiser der Konzile – Das Konzil von Konstanz – Hus und sein Ende – Herzog Friedrich mit der leeren Tasche – Keine Kirchen- und keine Reichsreform – Das Morden der Hussitenkriege – Das Baseler Konzil und der Friede mit den Utraquisten – Die Reformation Kaiser Sigmunds – Ein unerfülltes Kaisertum – Auflösungserscheinungen unter Friedrich III. – AEIOU – Das klägliche Ergebnis von Basel – Todeskampf des deutschen Ritterordens – Ladislaus Postumus und die Nationalkönigtümer in Böhmen und Ungarn – Burgund – Karl der Kühne – Deutschland hofft auf Maximilian – Der letzte Ritter – Die Reformreichstage und ihr peinlicher Ausgang – Gemeiner Pfennig und Reichskammergericht – Die auswärtigen Händel des Kaisers – Maximilian enttäuscht – Hausmachtpolitik – Erstes Auftreten Luthers und die Stellungnahme des Kaisers

Als ein reiches und fleißiges Volk, dessen Städte in glückhaftem Handel, aber auch in stolzer Entfaltung der Künste blühen, das sich anschickt, neben dem Wunderwerk seiner Dome auch Höchstleistungen der Plastik und Malerei, sowie der profanen Baukunst hervorzubringen, tritt das deutsche in das 15. Jahrhundert ein. In seinem weiten Lebensraum ragen unzählige Burgen der Fürsten und Ritter, Türme und Mauerzinnen seiner Reichs- und Landesstädte, regt sich ein Übermaß mutiger, einsatzbereiter Kräfte. Aber bei all diesem Reichtum und der stolzen Wehrhaftigkeit erscheint unser Volk im ganzen gesehen und politisch gewertet wie gelähmt. Denn sein Reich ist fast schon aufgelöst in zahllose Territorien, ohne einheitliche Gewalt und durchgreifendes Recht, von innerem Krieg geradezu unaufhörlich durchzittert. Es droht aus den Fugen zu gehen, wenn nicht eine einschneidende Reform gelingt. Sie herbeizuführen ist die große Aufgabe des Jahrhunderts, und sie ist ungelöst geblieben. Wie eine tiefe Tragik liegt es über unsrer Geschichte, daß wir damals, statt als das stärkste Volk Europas unsre erfolgreiche Ausbreitung nach allen Richtungen des winkenden Ostens vorzutragen und mit geschlossenem Einsatz zu sichern, nur eine innere Politik des Dynastienhaders und der Ständekriege kannten. Die Antwort darauf hat uns das Schicksal in Gestalt der klaffenden Wunden gegeben, die Deutschland fortan tragen mußte: Gefährdung und teilweiser Verlust des Ordenslandes, Tschechisierung Böhmens, Verlust der Schweiz, Aufkommen der Türkengefahr, Ende der deutschen Besiedlung im Osten und Erstarken der Slawen. Erst im 18. Jahrhundert konnten wir, sehr spät und begrenzt, und auch da bald durch inneren Zwist gelähmt, zur Wiederaufnahme der Kolonisation schreiten.

Während so die deutsche Volkskraft für die großen Aufgaben der Nation brachliegt und die Reichsreform unumgänglich erscheint, geht auch merklichste Erschütterung durch den Organismus der Kirche, und auch hier kündigt sich die Notwendigkeit von Reformen an. Schon der erste Kaiser dieser zur Entscheidung drängenden Zeit, Sigmund, wird mit beiden Erfordernissen zu rechnen haben und um ihre Bewältigung ringen, ohne allerdings durchzu-

dringen. Da dann der Kaiser, dem unter den Kaisern in der deutschen Geschichte die längste Regierungszeit gegönnt ist, der tatenlose Friedrich III., jede Entscheidung in die Ferne schiebt und auch sein hochbegabter Sohn Maximilian versagt, bleiben Reichsreform und Kirchenreform ungelöst dem 16. Jahrhundert aufgespart.

Sigmund (1410—1437) ist zweifellos der begabteste unter den Söhnen Karls, wie der früh verstorbene Johann der persönlich ehrenwerteste gewesen ist. Wie sein vielgewandter Vater versteht er es, politische Möglichkeiten zu nützen, ehe sie verflattern. Seine glänzende Diplomatie wird durch seine großen Sprachkenntnisse unterstützt. Wäre er zugleich ein tüchtiger Soldat und guter Verwalter gewesen, er hätte einer unserer hervorragendsten Kaiser werden können. Aber Sigmund ist auf dem Schlachtfeld nicht zu Hause, und im Geldausgeben wird er ein erschütterndes Gegenstück zu seinem Großvater. Wie der alte Johann von Böhmen ein Leichtsinniger, ein Verschwender und Schuldenmacher! So hat er den ihm in sehr wertvoller Ausführung verliehenen englischen Hosenbandorden in der ersten Geldnot versetzt, bis er Gläubiger fand, die ihm halfen, das Juwel wieder auszulösen.

Bei seiner Wahl steht Sigmund eben in einem Krieg gegen die Venezianer, wobei er bezeichnenderweise einen Teil seines ungarischen Besitzes, die 13 deutschen Gemeinden in der Zips, an die Polen verpfändet, bei denen sie dann bis ins 18. Jahrhundert geblieben sind. Ohne den mächtig auf dem italienischen Festland um sich greifenden Gegnern im wesentlichen Abbruch tun zu können, schließt der König dann einen Waffenstillstand ab (1413). Bald darauf gelingt es ihm, in behendem Zugreifen einen großen Erfolg davonzutragen. Für Unterstützung, die er Johann XXIII., dem zweiten Pisaner Papst, gewährt, weiß er diesen zur Einberufung eines allgemeinen Konzils zur Reform der Kirche zu verpflichten. Es soll am 1. November 1414 in der Stadt Konstanz eröffnet werden. Hier soll auch die Beseitigung des Schismas erfolgen. Immer noch gibt es nämlich drei Päpste, von denen keiner weichen will, deren jeder seine Anhänger hat. Zugleich soll die Frage des Prager Universitätsprofessors Hus erledigt werden, der wegen ketzerischer Lehren im großen Kirchenbann steht. Hus hat unter der schwachen Regierung Wenzels eine mächtige Bewegung in Böhmen hervorgerufen, die besonders unter dem Adel und der bäuerlichen Bevölkerung um sich greift und einen gewalttätigen Charakter annimmt. Sigmund kann es nicht gleichgültig sein, was sich da in seinem künftigen Erbland an Unheil anspinnt.

Es ist der besondere Erfolg dieses Königs, daß er auf dem Konzil als Schirmvogt der Kirche den Vorsitz führen wird. Noch einmal reckt sich das Kaisertum für eine flüchtige Zeitspanne auf seinen ehrwürdigen alten Platz, den es unter den Ottonen und ersten Saliern eingenommen. Noch einmal scheint die altgeheiligte Würde mehr zu sein als eine prächtige Dekoration,

wenn jetzt der König Sigmund, durch persönliche Geschicklichkeit manchen Mangel an tatsächlicher Macht verbergend, den Verhandlungen präsidiert und auch in den Vorbesprechungen sich durch seine Beredsamkeit zur Geltung zu bringen weiß.

Alles setzt seine Hoffnungen auf dieses Konzil, denn die kirchlichen Mißstände sind seit Pisa noch ärger geworden. Reform an Haupt und Gliedern muß die Parole lauten. Das Unglück der damaligen Kirche ist die Pfründe. Geistliches Einkommen und Ausübung des Amtes werden voneinander getrennt. Die Pfründe wird freizügig. Häufung der Pfründen tritt ein, indem Begünstigte nun das Einkommen mehrerer Kirchenstellen verzehren, die geistlichen Verpflichtungen aber durch einen Provisor versehen lassen, der, elend bezahlt, in keiner Weise eine Stütze der Kirche oder des religiösen Lebens genannt werden kann. Es gibt auch viel zuviel Geistliche. An der Prager Metropolitankirche allein sollen es 300 gewesen sein. Leicht können sich gegen diese Mißstände Sekten erheben, die außerhalb der Kirche das religiöse Glück ihrer Anhänger verwirklichen wollen. Die Kirche gilt damals als Stätte der Korruption und hat ihre Verwurzelung in der breiten Masse verloren. Noch sucht das Jahrhundert, die Reform der Kirche in der Kirche herbeizuführen. Man hofft noch, das Papsttum bewegen zu können, Maßnahmen zur Heilung der Kirche an Haupt und Gliedern seine Zustimmung zu erteilen. Aus diesem Streben erheben sich die Konzile.

Weit stattlicher als das Pisaner weist das Konzil von Konstanz 150 Bischöfe, 100 Äbte, 33 Erzbischöfe, 29 Kardinäle, 3 Patriarchen, aber auch 300 Doktoren, darunter den Kanzler der Pariser Universität, Jean Charlier de Gerson, auf. Über 18000 Prälaten und 80000 Laien haben sich in jenen Jahren in Konstanz eingefunden. Trüber Ahnungen voll ist auch, durch Sigmund bewogen, der Papst Johann XXIII. in Konstanz eingeritten. Er hofft, die Versammlung auf die Besprechung der Irrlehren des Oxforder Universitätsprofessors John Wiclef und seines Schülers Hus abzulenken, denn er weiß, daß es mit seinem Papsttum vorbei ist, wenn die Frage der Beseitigung des Schismas erst einmal zur Beratung kommt. Wiclef leugnet die Lehre über die Umwandlung von Brot und Wein während des Meßopfers (die Transsubstantiation), er verwirft die Ohrenbeichte und die Lehre vom Ablaß, ebenso die Verehrung der Heiligen. Johannes Hus, 1369 in dem tschechischen Dorf Hussinetz geboren, vertritt, Gelehrter und Priester zugleich, die Lehre Wiclefs und tritt für die evangelische Armut und den Empfang des Altarsakraments in beiden Gestalten ein. Durch Werbereisen steht ihm besonders sein Freund Hieronymus von Prag zur Seite, der dem böhmischen Hochadel angehört. Aus Abneigung gegen die Deutschen, schon wegen seiner demütigenden Absetzung, duldet König Wenzel die deutschfeindliche Bewegung, die früh aus dem Hussitentum losbrandet. Die Tsche-

chen bestimmen den König, die Verfassung der Prager Universität zuungunsten der Deutschen umzustoßen.

Diese erste deutsche Universität war in vier Nationen eingeteilt. Die Deutschen hatten bisher drei von den vier Stimmen innegehabt und machten vier Fünftel aller Studierenden aus. Nun erhalten die Tschechen drei, die andern Nationen zusammen nur eine Stimme. Als die Beschwerde des Rektors Baltenhagen abgelehnt wurde, haben die deutschen Studenten unter Führung ihrer Professoren die Universität verlassen, zunächst 2000 an der Zahl, dann weitere Tausende. Durch sie ist im gleichen Jahre 1409 die Universität Leipzig gegründet worden, während die Prager Universität von da ab zu verdorren beginnt.

Als Hus, endlich in den großen Kirchenbann getan, von Prag verbannt wird, wiegelt er die Bauern in der Gegend von Tabor in Südböhmen, wo er sich aufhält, für die neue Lehre auf. Nun lädt ihn der König unter Zusicherung freien Geleites nach Konstanz. Daselbst noch vor dem König eingetroffen, wird er bald vom Konzil als Ketzer und Gebannter verhaftet, so daß ihn Sigmund bereits als Gefangenen antrifft. Da aber die vom König nun angedrohte Abreise von Konstanz das Ende der Kirchenreform bedeutet hätte, läßt sich Sigmund beruhigen und es bei einer erfolglosen Einsprache bewenden. Er erwirkt immerhin für Hus, zu dessen Gunsten der böhmische Adel einen mächtigen Protestbrief übersandt hat, das Recht der Verteidigung. Dieser weigert sich, seine Schriften und Aussprüche zu widerrufen, obwohl das Konzil bereits vorher durch Verurteilung der Lehren Wiclefs den Weg zur Verurteilung des Tschechen geebnet hat. Als mutiger Kämpfer leugnet Hus die Autorität des Konzils, in Glaubenssachen zu urteilen. So wird er denn am 6. Juli 1415 nach einer letzten Vernehmung als Ketzer erklärt und gemäß den fürchterlichen Ketzergesetzen des Papstes Innozenz III. der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben. Aus der Sitzung weg wird er, nach einem vergeblichen Appell an den König wegen des gebrochenen Geleites, zum Scheiterhaufen geführt. Sigmund errötet, aber dem Ketzer gegenüber sind ihm die Hände gebunden. Er kann nur nochmals Hus zum Widerruf auffordern lassen. Dieser aber verweigert hartnäckig den Widerruf und ist als Märtyrer für seine Sache gestorben, ebenso wie ein Jahr nach ihm Hieronymus von Prag.

Inzwischen sind bereits die Wogen über Papst Johann XXIII. zusammengeschlagen. Wohl ist die Überzahl der italienischen Kleriker für ihn, aber Sigmund erreicht die Abstimmung nach Nationen getrennt, wodurch das Übergewicht ausgeschaltet wird. Johann verläßt nun mit Hilfe des ihm ergebenen Herzogs Friedrich von Vorderösterreich das Konzil, um dieses dann für aufgelöst zu erklären. Aber die Sache nimmt eine böse Wendung. Der Burggraf von Hohenzollern bemächtigt sich des Papstes, der, nun endgültig gestürzt, von Burg zu Burg als Gefangener wandern muß. Die einen

Augenblick in Konstanz drohende Panik hatte der König durch eine persönliche Ansprache verhindert. Das Konzil erklärt, daß es über dem Papst stehe und sich vor der Lösung seiner Aufgabe nicht auflösen werde.

Herzog Friedrich von Tirol, später Friedrich mit der leeren Tasche genannt, wird von Sigmund zur Verantwortung vorgeladen. Als er vor dem Gericht des Königs nicht erscheint, wird er in die Acht erklärt, und die Nachbarn werden aufgefordert, sich seines Landes zu bemächtigen. Nicht weniger als 400 Fehdebriefe langen bei dem unglücklichen Herzog ein. Auch die Eidgenossen wenden sich gegen ihn, der sich gegen solche Übermacht nicht zu wehren vermag. Alle Besitzungen der Habsburger im Aargau, auch Schaffhausen, Frauenfeld, Winterthur, Dießenhofen und Waldshut gehen verloren. Der Stein, die mächtige Herzogsburg bei Baden, geht eben in Flammen auf, als der König nach vollzogener Unterwerfung Friedrichs den Auftrag zur Einstellung der Feindseligkeiten erteilt. So ist die uralte Herrschaft der Habsburger im Aargau binnen siebzehn Tagen zusammengebrochen. Im Breisgau, der den Habsburgern seit 1368 gehört, ist Breisach gefallen, im Sundgau Pfirt und Altmünster. Selbst Feldkirch ist Friedrich durch den Grafen Toggenburg entrissen worden. Nach 11 Monaten der Haft gelingt dem Herzog die Befreiung. Friedrich hat später sein Gebiet wieder in seine Hand bringen können, nur der Aargau ist nicht mehr zurückgewonnen worden. Auch König Sigmund kann aus der Beute der Schweizer nur Schaffhausen, Dießenhofen und Winterthur zu Reichsstädten verwandeln.

Da der alte Papst Gregor abdankte und Johann durch seine Flucht erledigt ist, versucht der König, die Abdankung des Spaniers Benedikt, der in Konstanz nicht erschien, durch eine persönliche Besprechung zu erreichen. Doch die Reise erweist sich als ergebnislos. Sigmund wendet sich auch nach Paris und London, um in dem schon so lange tobenden Krieg zwischen England und Frankreich den Frieden wiederherzustellen, dessen Vermittlung er für sich als Oberhaupt der Christenheit in Anspruch nimmt. Erfolg hat er keinen, und er kehrt, weit entfernt, Friedensstifter geworden zu sein, aus England zurück. In Deutschland findet er den Tiroler Friedrich der Haft entronnen. Hinter diesem steht nun sein Landvolk, so daß Sigmund ihn wieder in Gnaden aufnehmen muß.

In Konstanz erreicht der König, daß nun auch Benedikt als verstockter Schismatiker abgesetzt wird. Nach dieser Lösung der causa unionis könnte die dritte Frage der Beratungen, die causa reformationis, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, in Angriff genommen werden. Aber die großen Kirchenherren, die in Konstanz versammelt sind, haben selbst zuviel bei einer strengen Reform an Einnahmen zu verlieren, um sich allzu energisch an sie heranzumachen. Die Italiener, Spanier, Franzosen und schließlich auch die Engländer drängen auf eine Papstwahl, und es ist unter diesen Umständen schon eine bedeutsame Leistung, daß es dem König wenig-

stens gelingt, fünf Generalreform-Dekrete zustande zu bringen, in denen unter anderem festgelegt wird, daß der neugewählte Papst dauernd Konzile zur Herstellung der Kirchenreform abhalten solle, das nächste nach fünf, das zweite nach sieben und die folgenden alle zehn Jahre. Nun willigt auch der König in eine neue Papstwahl, aus der Otto Colonna als Martin V. hervorgeht. Aber es kommt nun genau so, wie es die Deutschen und Sigmund vorausgesagt: der neue Papst bringt mit großem Geschick die Reformbestrebungen für dieses Konzil, und damit für immer, zu Fall. Das Ergebnis sind nur mit den Vertretern der einzelnen Nationen vereinbarte Sonderverträge (Konkordate). So darf Sigmund auf fünf Jahre den Zehnten der kirchlichen Einnahmen behalten, was ihm trefflich zustatten kommt. Schon Ende April 1418 findet die letzte Sitzung des Konzils statt.

Konstanz wird die Veranlassung zu den Hussitenkriegen (1419—1436), die dem Deutschtum Böhmens einen furchtbaren Schlag versetzen. Konstanz wird der Anlaß zum Verlust des habsburgischen Besitzes in der Schweiz, damit aber auch zur Lösung der Eidgenossenschaft aus dem Reichsverband. Und die dritte große Entwicklung, die mit Konstanz zusammenhängt, ist die Belehnung Friedrichs V. von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg (1417). Der König hat diesem treuen Parteigänger das Land schon 1411, und 1415 auch die Kurwürde verschafft. Auf dem Obermarkt zu Konstanz erfolgt nun die feierliche Belehnung. So ist die Mark Brandenburg, für deren Erwerbung Karl IV. die besten Kräfte seines Lebens geopfert hat, durch das Versagen und das mangelnde Interesse der Söhne dem luxemburgischen Hause wieder entglitten.

Die von Sigmund auf einer Fürstenversammlung in Konstanz erhoffte Reichsreform ist nicht gelungen. Der enttäuschte König sagt mit bitteren Worten den Ständen, die deutsche Krone bringe ihm nur Mühe, er sei willens, sich ganz nach Ungarn zurückzuziehen.

Bald nach dem Ende des Konzils erhebt sich aus dem Scheiterhaufen der beiden tschechischen Märtyrer jener Brand, der Sigmund bis knapp vor dem Tode an der Besitzergreifung der böhmischen Länder hindert, die ihm durch den endlich eingetretenen Tod des gänzlich überflüssigen Wenzel sonst mühelos zugefallen wären.

In Böhmen lebt im Adel wie in der Bauernschaft maßlose Erbitterung wegen der Verbrennung ihres Glaubenshelden. Schon kommt es zur Plünderung von Klöstern und Kirchen. Magister Jacob von Mies, ein einflußreicher Vertreter der Universität, erklärt, das Abendmahl sei nur gültig, wenn es in beiden Gestalten gereicht werde. Diese Lehre gewinnt so allgemein Raum, daß die Hussiten auch Utraquisten (weil sie beides, Leib und Blut, als Meßopfer empfangen wollen) genannt werden. Der träge Wenzel verhält sich zuerst duldend, dann gebietet er, die vertriebenen Geistlichen wieder zurückzuführen. Als er den Hetzer Johann Jesenitz aus Prag austreibt und die

Entwaffnung der Bevölkerung verlangt, bricht die Revolution aus. Von dem Prediger Johann von Seelau, vor allem aber durch den unheimlich düsteren Ritter Ziška aufgehetzt, stürmt die Menge am 30. Juli 1419 das Neustädter Rathaus in Prag, um ihr Mütchen an den deutschen Ratsherren der Stadt zu kühlen, voran, den Kelch in der Hand, der fanatische Seelau und neben ihm der blutgierige Ziška. Der Bürgermeister, sechs Ratsherren, ein Unterrichter und sechs Gerichtsdiener werden in die Spieße der auf der Straße harrenden Menge geworfen. Nun sieht der törichte Wenzel, was er mit seiner weibischen Gefügigkeit gegen seine hussitische Gemahlin Sophie angerichtet hat. Wie tobt er jetzt in seinem Zorn! Ein Schlaganfall lähmt den rasenden König, der, noch ehe es mit ihm zum Sterben kommt, seinen Bruder Sigmund anruft, Ordnung zu schaffen.

Kurz nach seinem Begräbnis in Königsaal bricht das Morden los. Sigmund ist den Tschechen als Deutscher und als Mörder ihres Glaubenshelden Hus verhaßt. Der König versäumt es, durch einen Krieg mit Venedig am persönlichen Erscheinen verhindert, sich rechtzeitig in den Sattel zu setzen. Trotz einer dann im Dezember 1419 erfolgten Huldigung der Stände in Brünn kann der Fanatismus im Lande nicht beruhigt werden, so daß sich Sigmund in Breslau zum Krieg gegen die Aufrührer entschließt. Der Papst Martin V. läßt das Kreuz zur Vertilgung der Hussiten predigen. Aber die Tschechen erweisen sich in ihrem fanatischen Kampfesmut gegen die Ritterheere der deutschen Fürsten, die mangelhaft ausgerüstet und auch zahlenmäßig unzulänglich sind, als durchaus überlegen. Durch die militärische Ohnmacht des zerrissenen deutschen Reiches können sie ein Heldenzeitalter erleben. Ziška siegt am 14. Juli 1420 bei Prag, am 1. November desselben Jahres bei Wyscherad. Die Hussiten bieten nun die Krone von Böhmen dem Polenkönig Wladislav an, dann, als dieser ablehnt, seinem Bruder Witold von Litauen. Dieser sendet seinen Neffen Korybut nach Böhmen, um den Rebellen zu helfen. Sigmund sieht sich im Kampfe nur von seinem Schwiegersohn, Herzog Albrecht V. von Österreich, und den Wettinern richtig unterstützt, denen er 1423 die Kurwürde von Sachsen-Wittenberg verliehen hat. Wohl gelingt es ihm, Mähren in seine Hand zu bringen, aber Ziška erringt bei Deutschbrod (1422) einen entscheidenden Sieg, und die Hussiten können sogar zum Gegenangriff auf die benachbarten deutschen Landschaften schreiten. Deutschland jedoch bietet das erbärmliche Schauspiel, daß der Nürnberger Reichstag 1422 die vorgeschlagene Reichssteuer gegen die Hussiten ablehnt, daß auch die Einführung einer Reichsmatrikel für die Stellung von Truppen nicht zur Durchführung gelangt. Der beschlossene Reichskrieg unter der Führung Friedrichs von Brandenburg scheitert. Als Ziška 1424 stirbt, haben die Tschechen in dem entlaufenen Mönch Prokop dem Kahlen einen ebenso verwegenen Feldherrn. Das sächsische Truppen-

aufgebot wird 1426 bei Aussig völlig geschlagen, ein Kreuzheer läuft ein Jahr später bei Mies auf das bloße Anmarschieren der Taboriten, so genannt nach der neugegründeten Stadt Tabor, zurück. Ein neuer Versuch Sigmunds um eine Reichskriegsreform scheitert. Die Hussiten aber drängen aus ihrem durch den Bürgerkrieg verheerten Lande heraus und suchen mit mörderischen Überfällen Meißen, Sachsen, Brandenburg, die Oberpfalz und Österreich heim. Kurfürst Friedrich von Brandenburg muß 1430 im Beheimsteiner Vertrag mit den Hussiten einen Waffenstillstand abschließen. Ein neues Kreuzheer, das durch die Predigten des Kardinals Julian Cesarini zustande gekommen ist, vermag wohl südlich von Eger in Böhmen einzubrechen, läuft aber 1431 bei Taus vor den Scharen des Prokop auseinander. So ist das territorial zerrissene Deutschland geradezu wehrlos und erlebt eine schmähliche Zeit.

Nun sucht das inzwischen zusammengetretene Konzil von Basel (1431 bis 1449) Unterhandlungen mit den Rebellen, die in die gemäßigten Kalixtiner und in die fanatischen Taboriten gespalten sind. Gegen Zugeständnis des Abendmahls in beiden Gestalten (Prager Kompaktaten, 1433) wird der Friede mit den Kalixtinern hergestellt, worauf diese in der blutigen Schlacht von Böhmisch-Brod am 30. Mai 1434 die verwilderten Horden der Taboriten zusammenhauen. Prokop fällt in der Schlacht. Sigmund aber erkennt die Kompaktaten an und verpflichtet sich im Sommer 1436 auf dem Landtag von Iglau, daß in den böhmischen Ländern nur Tschechen ein Amt bekleiden dürfen. Nun wird er endlich als König in den verwüsteten Sudetenländern anerkannt, deren einst so stolzes deutsches Bürgertum durch die Hussitenhorden gedemütigt, in manchen Städten sogar völlig ausgerottet worden ist, wo der verrohte tschechische Adel, durch die Einziehung der reichen Kirchengüter eine sehr starke Macht geworden, nunmehr das entscheidende Wort spricht und die Bauern endgültig in Leibeigenschaft versunken sind.

Sigmund hat noch während des Hussitenkrieges in Italien die Eiserne Krone erworben und am 31. Mai 1433 die Kaiserkrönung in Rom erhalten, wo er den Papst Eugen IV. bewog, die von diesem bereits verfügte Auflösung des radikal auftretenden Konzils von Basel zurückzunehmen. Die Bemühungen des Königs um eine Reichsreform aber sind endgültig gescheitert. Auch kommt es nicht zu der erstrebten Reform der Gerichte, so daß sich noch immer die heimlichen oder westfälischen Femegerichte behaupten können, die an Stelle der Königsgerichte und in der Überzeugung des Volkes sogar als solche in ganz Deutschland großen Einfluß errungen haben. Sigmund zieht sich enttäuscht in seine böhmischen Länder zurück. Am 9. Dezember 1437 ist er zu Znaim am Altersbrand gestorben, nachdem er noch die Huldigung der Großen seiner weitgebreiteten Hausmacht für seinen Schwiegersohn Albrecht V. von Österreich veranlaßt hat, da er selbst keine Söhne besitzt.

Ohne Anteilnahme des Reiches hat sich während der Regierungszeit des liebenswürdigen, aber unbeständigen Sigmund die schwere Niederlage des deutschen Ritterordens vollzogen, eine Tragödie sowohl binnendeutscher Gleichgültigkeit wie stammesmäßiger Zwietracht unter den Deutschen. Die streitbaren Ordensherren hatten unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382) den Höhepunkt ihrer Macht erlebt. Der Orden hat aber durch seine eigene Handelspolitik seine sechs großen Städte Kulm, Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg und Braunsberg, die auch Mitglieder der Hansa sind, sich verfeindet, ebenso die Bauern und den preußischen Landadel, der die Ordensritter wegen ihrer meist süddeutschen Abkunft als fremd ablehnt. So wird ihm die 1401 vollzogene Vereinigung Litauens mit Polen gefährlich. Da die Litauer zu Christen werden, geht dem Orden die Möglichkeit zu Kreuzfahrten gegen sie und damit erheblicher Zuzug an streitbaren Rittern verloren. Das neuerstarkte Polen, in welchem das deutsche Bürgertum seine Geltung eingebüßt hat, drängt nach dem Meere und besiegt in der Schlacht bei Tannenberg den Hochmeister Ulrich von Jungingen (15. Juli 1410). Die Niederlage kommt zustande, weil der preußische Adel, vor allem der sogenannte Eidechsenbund, im Augenblick der Entscheidung vom Schlachtfeld desertiert. Nur der heldenmütige Widerstand der Marienburg rettet den Orden vor der Vernichtung. Im Frieden von Thorn muß er Samogitien, bald darauf auch die Grafschaft Driesen und die Neumark abtreten. Ein Versuch des tüchtigen Heinrich von Plauen, den Orden zu reformieren und das Verhältnis zum Adel und zu den Städten zu bessern, endet 1413 mit seinem Sturz und seiner Gefangennahme. Der Orden aber verfällt nun immer mehr. Kurzsichtigerweise lehnt er das Angebot Sigmunds, in den Lehnsverband des Reichs aufgenommen zu werden, ab. In naher Zukunft wird er isoliert schweren Stürmen entgegengehen.

Daß Sigmund dem Volke gewisse Hoffnungen auf eine Reform im Reiche erweckt hat, beweist die bald erschienene Schrift „Die Reformation König Sigmunds", in welcher diesem ein großzügiges Programm zur Heilung der Schäden des Reiches in den Mund gelegt wird: Säkularisation der geistlichen Fürstentümer, strenge Klosterzucht, Beschränkung der geistlichen Einkommen, aber auch Aufhebung der Zünfte und Abschaffung der Hörigkeit.

Nach dem Aussterben der Luxemburger wird im Reiche Albrecht von Österreich als Albrecht II. (1438—1439) zum König gewählt. Der verantwortungsbewußte, in langen Hussitenkämpfen erprobte König kann aber im Reiche zunächst nicht erscheinen, da er mit den Polen zur Erkämpfung der böhmischen Erbschaft die Klingen kreuzen und schon im April 1439 sein ungarisches Reich gegen einen Angriff des Sultans Murad II. beschützen muß, nur wenig von den ungarischen Ständen unterstützt. Albrecht II. ist niemals dazu gekommen, im Reich einzugreifen, wo die Anwesenheit dieses tatkräf-

tigen Herrschers wegen des durch das Vorgehen der Reformpartei auf dem Baseler Konzil ausgebrochenen Schismas von größter Bedeutung gewesen wäre. Er erliegt, erst 42 Jahre alt, einem Sumpffieber.

Die Wahl der Kurfürsten fällt nun auf den Herzog Friedrich V. von Innerösterreich (Kärnten, Krain, Steiermark, die windische Mark und Triest), der zugleich der Vormund für den minderjährigen Sohn Friedrichs mit der leeren Tasche von Vorderösterreich (Tirol und die sogenannten Vorlande, d. h. die habsburgischen Besitzungen westlich des Arlbergs und beidseits des Rheins) ist. Friedrich wird auch der Vormund des nachgeborenen Sohnes Albrechts II., des jungen Ladislaus Postumus (d. i. der Nachgeborene), dem das Erbe von Böhmen und Ungarn und von Österreich (Ober- und Nieder-Österreich) zufallen soll.

Der neugewählte König Friedrich III. (1440—1493) ist ein tatenscheuer Herrscher, der auch dort den Kampf vermeidet, wo er überlegene Kräfte besäße, der sich am wohlsten fühlt bei seinen Sammlungen oder in seinen Gärten von Wiener Neustadt, der ungern seine Hofburg verläßt und von den politischen Geschäften nur die diplomatische Unterhaltung schätzt, in der er auch eine unbestreitbare Meisterschaft sich erworben hat. Er ist Künstler im Hinhalten und hat im Grunde alle seine Gegner nur deshalb überwunden, weil er sie zu überdauern, d. h. zu überleben gewußt hat. Der dem Handeln abgeneigte und gegen jedes stärkere Auftreten seiner Widersacher hilflose König hat trotz der mißlichsten Lagen, in die er in seinem Leben gelangte, mit eiserner Zuversicht und erstaunlicher Zähigkeit an die künftige Größe seines Hauses geglaubt, welchen Glauben er in der vielgedeuteten Buchstabenfolge AEIOU (ausgelegt als Austria erit in orbe ultima, d. h. Österreich wird währen bis ans Ende der Welt) zum Ausdruck brachte, die er an allen seinen Bauten anbringen ließ. Da dieser Herrscher im Jahre 1453 das privilegium majus Rudolfs IV. bestätigte, sind nun die habsburgischen Herzogtümer zu Erzherzogtümern, das Haus zu einem Erzhaus geworden.

Auf dem Konzil von Basel hatte die radikale reformfreundliche Partei den Papst Eugen abgesetzt und den Herzog Amadeus von Savoyen als Felix V. zum Gegenpapst erhoben. Während es den Franzosen gelang, in dem Streit der beiden kirchlichen Parteien durch die Pragmatische Sanktion die Abschüttelung der empfindlichsten Kirchenlasten zu erreichen, hatten die deutschen Fürsten, voran der schwunglose König selber, nur Sondervorteile im Auge, so daß für Deutschland als Ganzes aus dem Baseler Konzil keine Besserung herausgekommen ist. Friedrich III. erreicht gegen Anerkennung des Papstes Eugen das Nominierungsrecht für die Bistümer Trient, Triest, Brixen, Pipen (Pedena) und Chur, Einfluß auf geistliche Benefizien und auf seine Klöster, sowie die Zusicherung der Kaiserkrönung und einer Geldbeisteuer. Er gebietet dann, Eugens Nachfolger, Nikolaus V., als wahren Papst

anzuerkennen, und zwingt das widerspenstige Konzil, die Stadt Basel zu verlassen, worauf die Unterwerfung der Reformpartei erfolgt. Deutschland aber hat aus der günstigen Streitlage durch seine Zerrissenheit keine wertvollen Dauerreformen zu erringen vermocht. Daß dies so geschah, war das Werk eines der gerissensten Unterhändler, des italienischen Humanisten Enea Silvio Piccolomini, der 1458 den Dank der Kurie erreicht, indem er, obwohl der Typus eines Weltmannes, obwohl ohne richtigen geistlichen Werdegang, zum Papst Pius II. erwählt wird.

Zu Aachen 1442 gekrönt, versucht Friedrich, im Bunde mit Zürich den verlorenen Aargau wieder zurückzuerobern. Als aber die Züricher von den Eidgenossen geschlagen werden, ruft der König die verwilderten beutegierigen Scharen der Armagnacs in das Land, die ihm helfen sollen, die Schweizer niederzuwerfen. Die französischen Söldnerhorden finden jedoch am Siechenhause bei St. Jacob an der Birs am 26. August 1444 einen so blutigen Empfang, daß sie trotz Vernichtung der Schweizer Heldenschar den Weitermarsch aufgeben und mordbrennend im Elsaß einfallen, welches Land sie nicht mehr verlassen wollen. Mit Mühe kann die Bande wieder ausgetrieben werden. Der König aber wird von den Fürsten wegen dieser Ereignisse so unmutig behandelt, daß er darauf durch 27 Jahre bei keiner Reichsversammlung mehr erschienen ist. Die Stadt Zürich kehrt 1450 in den Verband der Eidgenossenschaft wieder zurück.

Ohne daß der Habsburger, der 1452 als letzter deutscher Herrscher die Kaiserkrönung in Rom empfangen hat, irgendwie eingreift, tobt in Deutschland der blutige und an Verwüstungen reiche Stände- und Städtekrieg (1449 bis 1453), in welchem der Markgraf Albrecht Achilles von Ansbach über das blühende Nürnberg herfällt, das sich aber nach einem verwüstenden Kriege zu behaupten vermag. Ein ähnlicher Streit wütet im nordwestlichen Deutschland um Soest. Immer neue Fehden durchzucken das Reich. Alle Bemühungen um eine Landfriedensreform schlagen fehl, ebensosehr durch den Eigennutz der Reichsstände, wie durch die hilflose Schwäche und Tatenunfähigkeit des Kaisers. Schon erwägt man die Absetzung Friedrichs oder wenigstens, ihm einen Koadjutor zur Seite zu stellen, wobei an Philipp von Burgund, an Albrecht VI. von Österreich, an Friedrich von Brandenburg, aber auch an den Böhmen Georg von Podiebrad gedacht wird. Aber die Bemühungen führen zu keinem Ziel, da der Kaiser mit hinhaltender Diplomatie sich zu behaupten weiß und in Albrecht Achilles von Ansbach eine starke Stütze besitzt.

Daß bei solchen Zuständen im Reich und bei solcher Teilnahmslosigkeit des Herrschers die Grenzgebiete zum Abbröckeln kommen, kann wahrhaftig nicht wundernehmen. In Mailand macht sich der Visconti, ohne sich um das Reich zu bekümmern, unabhängig, und im Jahre 1460 wählen die Stände von Holstein im Bunde mit den Ständen von Schleswig den dänischen

König Christian I. zu ihrem Herrn und erklären zugleich mit seiner Zustimmung ihre unzertrennbare Verbundenheit. Auf über vierhundert Jahre ist damit Holstein dem Reich entfremdet worden. Zu gleicher Zeit muß der Orden seinen Todeskampf als nordische Großmacht ausfechten. In Preußen erheben sich ohne nationale Hemmungen die Städte gegen seine Herrschaft und erhalten Hilfe durch den Polenkönig Kasimir IV. Der Orden unterliegt. Nach verwüstenden Kämpfen am 19. Oktober 1466 zum Frieden von Thorn gezwungen, muß er unter Anerkennung der polnischen Oberherrschaft für den Rest des Ordensstaates den Polen das Kulmer Land, Michelau, Pommerellen und Marienburg sowie die beiden Werder überlassen. Erst durch den Übertritt des Hochmeisters Albrecht von Hohenzollern zum Luthertum (1525) und die damit verbundene Verweltlichung des Landes sind für dieses wieder bessere Zeiten herangebrochen. Das Reich aber hat der Niederlage des Ritterordens teilnahmslos zugesehen.

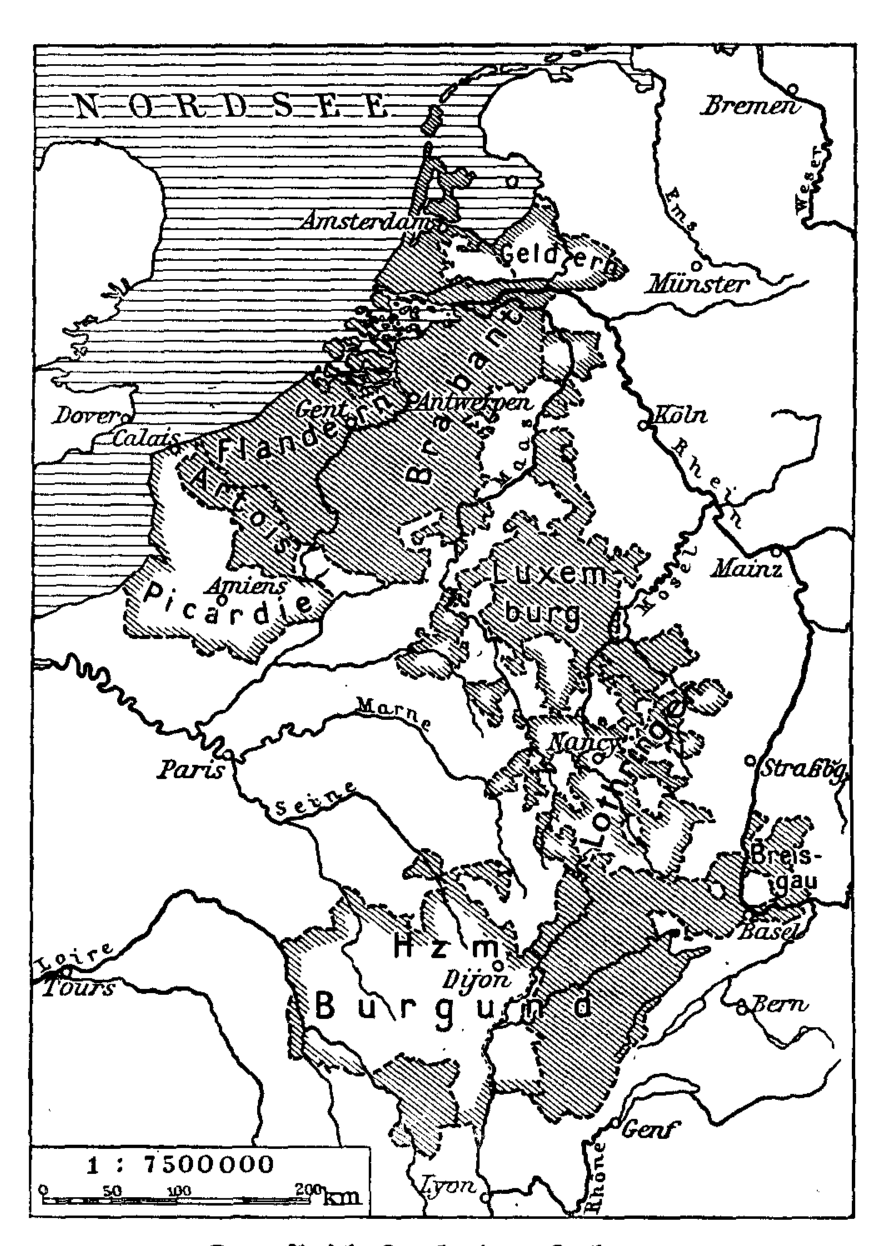
Der Kaiser ist durch die Vormundschaft für seinen Neffen Ladislaus schwer belastet. Er kann nicht Herr der widerstrebenden Stände werden, die gerade in diesem Jahrhundert als Macht aufgekommen sind. Weder in Ungarn noch in Böhmen will man etwas von seiner vormundschaftlichen Verwaltung wissen. Die Ungarn erküren den Türkenhelden Johannes Hunyadi zum Reichsverweser, nachdem König Wladislav von Polen, den sie zuerst (1440) zum König erhoben, in der Schlacht bei Varna (1444) gegen die Türken sein Leben eingebüßt hat, und Herzog Albrecht von Bayern, auf den dann ihre Wahl fiel, die Krone ablehnte. Da sich Friedrich weigert, sein Mündel auszuliefern, wählt der böhmische Landtag 1452 Georg von Podiebrad zum „Gubernator". Schließlich kann Ladislaus, da der Kaiser gezwungen ist, ihn freizugeben, dem Namen nach die Regierung in Österreich, Böhmen und Ungarn übernehmen. Als er aber bei der Abwehr der Türken zu Belgrad 1457 an der Pest stirbt, gehen Ungarn und Böhmen den Habsburgern verloren. Um Österreich bricht im Habsburgerhause ein Streit aus, den erst später der Tod des streitbaren Bruders Albrecht VI. zugunsten des kampfscheuen Kaisers löst. Die Böhmen haben den Utraquisten Georg von Podiebrad zum König gewählt, der auch vom Kaiser belehnt wird. Der Ehrgeiz des Böhmen, der zu den Wettinern und Hohenzollern verwandtschaftliche Beziehungen hergestellt hat, geht auf das römische Königtum. In Ungarn wird 1458 des Johann Hunyadi Sohn Matthias Corvinus zum König erwählt. Friedrich III., den eine Gegenpartei zum König erhoben, verzichtet, vor einem Kampf zurückschreckend, 1463 auf die ungarische Krone. Sigismund von Vorderösterreich ist gerade damals in einen Konflikt mit dem Bischof Nikolaus Cusanus (dem berühmten Philosophen) von Brixen verwickelt und wird vom Papst gebannt. Während dieses Streites aber bemächtigen sich die Schweizer, erfreut über die neue Bedrängung der

Habsburger, 1458 Rapperswyls, 1460 des Sarganzer Landes und des Thurgaus. Winterthur, den letzten habsburgischen Besitz, verpfändet der ewig geldbedürftige Sigismund 1467 an Zürich. Er ist ebenso wie der Thurgau nicht mehr an die Habsburger zurückgekommen.

Der Böhme Georg gerät mit der Kurie in Streit und wird als rückfälliger Ketzer vom Papst 1466 seiner Würden für verlustig erklärt, worauf ein neuer Hussitenkrieg ausbricht. Der katholische Adel ruft den König von Ungarn ins Land. Bald danach (1469) wird Matthias zum König von Böhmen gekrönt, doch weiß sich der verschlagene Tscheche bis zu seinem Tode (1471) unbesiegt zu halten. Die Böhmen aber wählen jetzt den Polen Wladislav zum König. Der Kaiser kann in die ganze Entwicklung nicht eingreifen, da er in neue Kämpfe mit seinem Adel verstrickt ist.

Um diese Zeit vollzieht sich der Zusammenbruch einer gewaltigen Macht, die sich, das alte lotharingische Zwischenreich erneuernd, in die Westflanke Deutschlands und in den Osten Frankreichs eingekrallt hatte. Ihr Kern war das französische Herzogtum Burgund (die Bourgogne), das der französische König Johann II. 1363 seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen verlieh. Dieser gewann die Grafschaften Nevers und Charolais und als Lehen des deutschen Reiches die Freigrafschaft Burgund, 1384 auch Antwerpen, Flandern und die Grafschaften Artois und Rethel dazu. Er wußte Johanna von Brabant dazu zu bewegen, seinem Bruder Anton Brabant und Limburg zu vermachen, die 1430 an die burgundische Hauptlinie fallen. Johann der Unerschrockene vermählte sich mit Margarete von Holland, der Tochter des Wittelsbachers Albrecht von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Verwandtschaftliche Beziehungen zu den deutschen Fürsten am Rhein, auch zu den vorderösterreichischen Habsburgern und den Grafen von Württemberg verstärkten die Position des neuen Herrscherhauses. Philipp der Gütige (1419—1467) entreißt nun die holländischen Besitzungen der rechtmäßigen Erbin Jakobäa von Bayern und kauft 1429 Namur. 1443 überläßt ihm die Luxemburgerin Elisabeth von Görlitz das heruntergekommene Lützelburg. Kaiser Sigmund hatte dem Burgunder die Belehnung mit den Reichslehen verweigert und die Reichsrechte auf die Bourgogne wieder lebendig gemacht, aber diesen Bemühungen keinen kriegerischen Nachdruck zu geben vermocht. Unter Friedrich können sich die Herzöge ruhig wieder ausbreiten, und Philipp verlangt von diesem die Belehnung mit seinem Besitze als Königreich, dem die Herzogtümer Geldern, Cleve, Jülich, Mark und Mörs, die Grafschaft Vaudemonde und die Herzogtümer Bar und Lothringen als lehensrührig angeschlossen werden sollen. Die Verhandlungen kommen aber zu keinem Abschluß. Philipps Sohn, Karl der Kühne (1467—1477), macht das Bistum Lüttich von sich abhängig, zwingt dem Herzog von Geldern und Zütphen sein Gebiet ab (1473) und benützt die Geldbedürftigkeit Sigis-

munds von Tirol, um den Sundgau und die Landgrafschaft Oberelsaß, die Grafschaft Pfirt, die Grafschaft auf dem Schwarzwald, Schloß und Stadt Breisach und die Städte Rheinfelden, Säckingen, Lauffenburg und Waldshut pfandweise an sich zu ziehen. Der Herzog ist nun bereit, seine Tochter Maria an Maximilian, den Sohn Friedrichs, künftigen römischen König und Kaiser, zu geben, wenn Friedrich ihm die Kaiserkrone verschaffe. Jedoch eine Trierer Zusammenkunft (1473) führt zum Bruche. Der Tiroler bemächtigt sich, verbündet mit dem französischen König Ludwig XI. und versöhnt mit den Schweizern, der Pfandgebiete, während Karl der Kühne am Rhein beschäftigt ist. Der Herzog sieht sich auch von den Schweizern in der Freigrafschaft Burgund überfallen und verständigt sich darum mit dem König von Frankreich. Er bemächtigt sich Lothringens



Das Reich Karls des Kühnen

durch die Einnahme der Herzogsstadt Nancy (1475), worauf er sich gegen die Schweizer wendet und Granson am Neuenburger See erobert. Trotz seiner ausgezeichneten Artillerie wird er aber hier von den Eidgenossen am 1. März 1476 mit Übermacht geschlagen. Als dann der Herzog mit neugesammelten Kräften Murten belagert, erfechten die zum Entsatz heranrückenden Schweizer, wiederum mit Übermacht angreifend, einen neuen Sieg. Mit Mühe entronnen, rüstet Karl in seinem Stammland ein neues Heer aus. Indessen erobert

der Herzog von Lothringen im Bund mit den Eidgenossen sein Land zurück. Als Karl nach Mitte Oktober wieder vor Nancy steht, eilt ein Heer von Schweizern dem Lothringer zu Hilfe. Der Herzog wird am 5. Jänner 1477 bei Nancy völlig geschlagen und bleibt auf dem Schlachtfelde. Karl hat keinen Sohn. In die Verlobung seines einzigen Kindes Maria mit Maximilian hatte er eben noch (1476) gewilligt. Der hilflosen Zwanzigjährigen entreißt der französische König das Herzogtum Burgund, die Freigrafschaft Artois, die Picardie und den Hennegau. Die von den Ständen bedrängte Herzogin ruft, „ehe es zu spät", Maximilian zu Hilfe, der auf abenteuerlicher Brautfahrt eintrifft und am 19. August 1477 in Gent mit ihr die Ehe schließt. Friedrich III. vermittelt gegen Frankreich ein Bündnis mit den Eidgenossen, sein Sohn aber schlägt in glänzender Waffentat die Franzosen bei Guinegate (1479), während die Schweizer die Freigrafschaft zurücknehmen. Als aber Maria durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde frühzeitig stirbt (1482), wollen die Stände die Vormundschaft des Habsburgers über sein erst vierjähriges Söhnchen Philipp nicht anerkennen. Sie klagen über das wilde Wesen des Erzherzogs und dessen deutsche Ratgeber. Die Stände erzwingen noch im gleichen Jahre den Frieden von Arras mit Frankreich, der diesem die Picardie und das Herzogtum Burgund überläßt. Maximilians Tochter Margarete aber wird als zweijähriges Kind nach Paris geschickt, um später als Gemahlin dem Dauphin Artois, die Freigrafschaft, Macon, Auxerre, Charolais und Bar sur Seine zuzubringen. Bei Nichtzustandekommen oder Kinderlosigkeit dieser Ehe soll Philipp die Länder zurückerhalten. Maximilian weiß sich schließlich durch geschicktes Eingreifen in die Parteikämpfe von Flandern als Regent und Vormund für seinen Sohn zur Geltung zu bringen. Jedoch 1488 wird er von den aufsässigen Ständen in Brügge durch Überfall gefangen genommen, und erst auf das Anrücken eines Reichsheeres, an dessen Spitze der Kaiser persönlich steht, wird Maximilian, der inzwischen römischer König geworden ist, freigegeben. Er zwingt dann selbst 1489 die Stände Flanderns zum Gehorsam.

Die Herrschaft der Burgunder über die Niederlande war eine französische. Die in Brüssel residierenden Herzöge brachten französische Ratgeber und Adlige in das deutsche Flandern mit, und von ihrer Herrschaft ging eine fortschreitende Französierung aus. Durch Maximilian aber kamen die Länder, schwierig genug, an das Reich zurück, dessen Westgrenze nun an der Mündung und am Oberlauf des Rheins eine gewaltige Stützung erfuhr. Die große Macht der Stände machte allerdings ein stärkeres Einwurzeln des Habsburgers im Land unmöglich, und die so unerhört erfolgreiche Heirat seines Sohnes Philipp mit der spanischen Erbin Johanna führte zu einer Entdeutschung des Herrscherhauses, die wiederum die tatsächliche Rückeingliederung der Nordwestmarken verhinderte. Allerdings wurde auch so dem

Umsichgreifen der ausdehnungsbedürftigen Franzosen ein Riegel vorgeschoben.

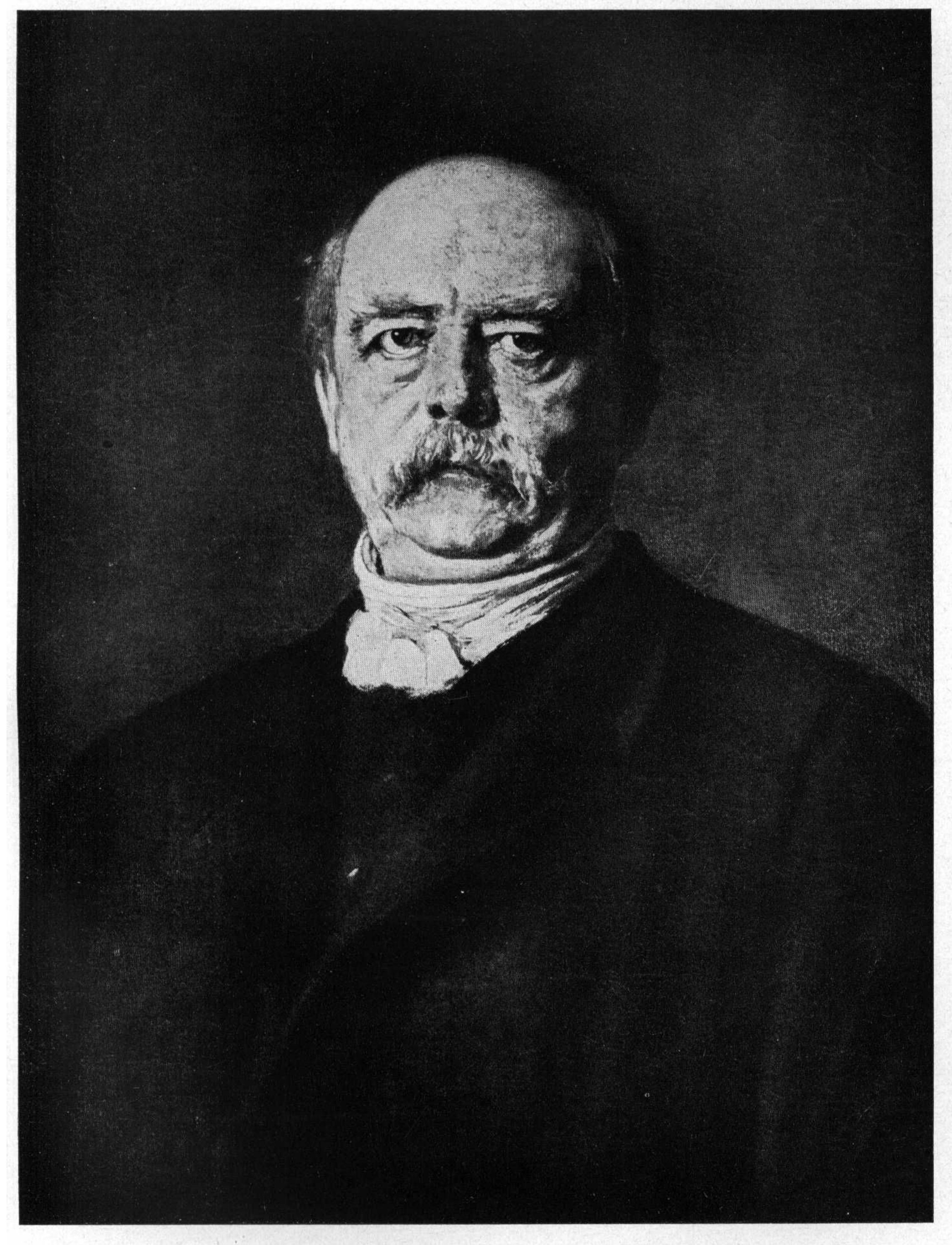
Wir kehren zu Friedrich III. in sein Stammland Österreich zurück. Matthias Corvinus hat ihm 1477 den Krieg erklärt und nach einer kurzen Pause, die durch einen Einfall der Türken in Ungarn zustande kommt, dem Kaiser den größten Teil seiner Länder, 1485 auch Wien, entrissen. Die Kurfürsten betreiben nun gegen den Willen des alten Friedrich die Wahl Maximilians zum römischen König, damit er, der in den Kämpfen mit Frankreich sich so bewährt hatte, dem Reich die österreichischen Länder zurückbringe. Daß der Erzherzog am 16. Februar 1486 nur unter Widerstreben des Vaters gewählt werden konnte, ist ein ungewöhnlicher Fall in der deutschen Geschichte.

Aber auch Maximilian kann nur durch den Tod des Königs Matthias Corvinus sich Österreichs wieder bemächtigen. Der Feldzug, der mit schwäbischen Truppen geführt wird, führt nach glücklichem Kampf gegen ein ungarisches Heer bei Stuhlweißenburg zum Frieden von Preßburg (1491). Hier sichert Wladislav, der nach dem Tode des Matthias die Krone Ungarns erlangt hat, ihm die Nachfolge nach Erlöschen seines Mannesstammes zu, ebenso die Unterstützung bei seiner Bewerbung um die böhmische Krone.

Das Haus Habsburg erfährt kurz zuvor eine neue Stärkung seiner Machtstellung, indem Sigismund von Tirol gegen eine finanzielle Unterstützung der Regierung Tirols und der Vorlande zugunsten seines Neffen Maximilian entsagt. Damit ist zum ersten Male seit 1379 der Besitz des Erzhauses wieder geeinigt.

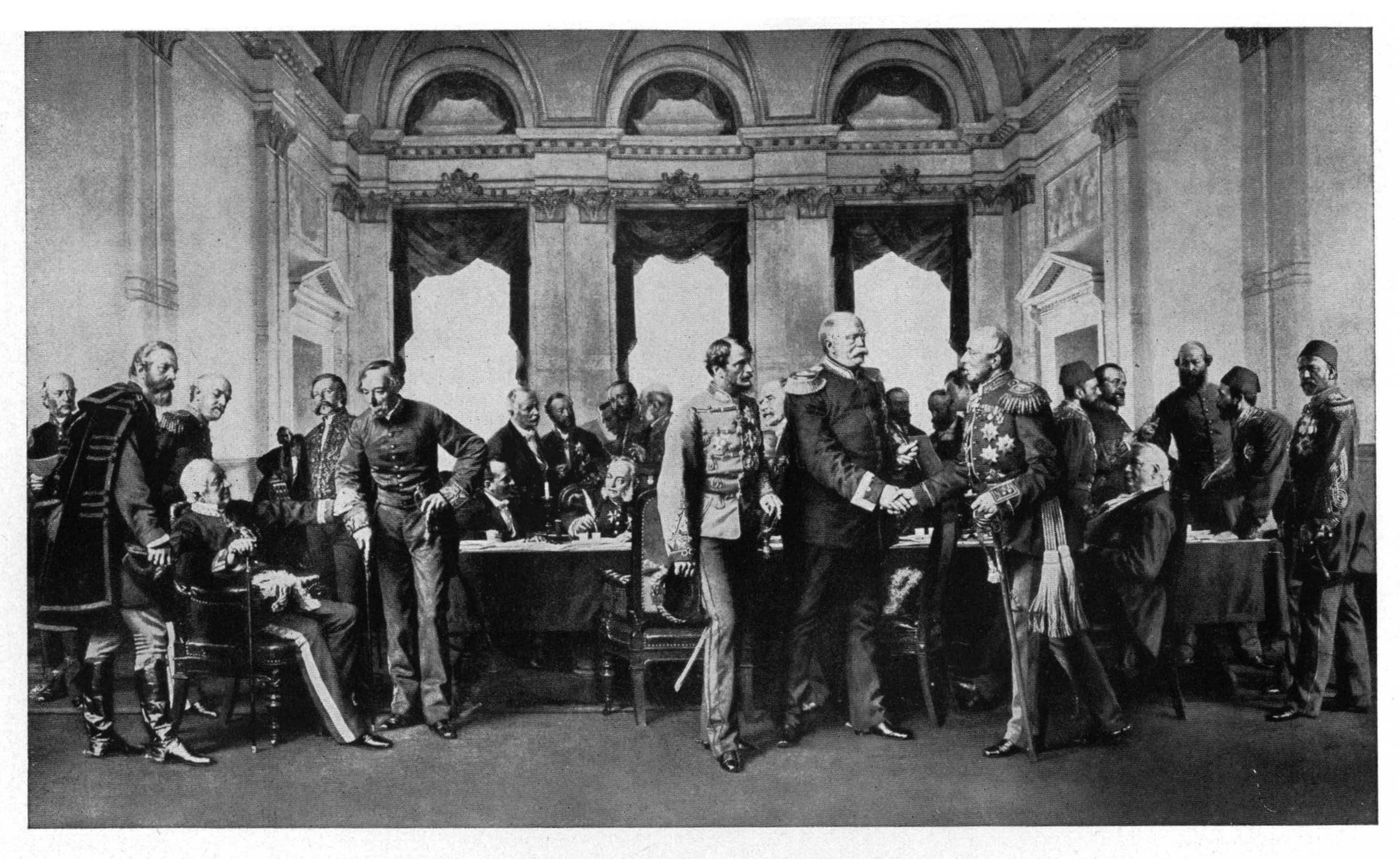
Im Südwesten Deutschlands gelingt dem Kaiser die Zusammenfassung der gerade hier arg zersplitterten Reichsstände wenigstens zum Teil, indem am 14. Februar 1488 zwischen dem Erzherzog Sigismund von Österreich, dem Grafen Eberhard von Württemberg, der Rittergesellschaft zum St. Georgenschild und 22 Reichsstädten „des Reiches und des Kaisers Bund in Schwaben" (der Schwäbische Bund) zustande kommt. Jeder der vier Teilnehmer muß 3000 Mann zu Fuß und 300 Reiter für die Erhaltung des Friedens stellen. Der Schwäbische Bund, dessen Haupt Sigismund, dann Maximilian wird, hat sich in der Folge nicht nur als eine Stütze für den deutschen Südwesten, sondern besonders auch für die Herrschaft der Habsburger erwiesen.

Die Gründung des Schwäbischen Bundes ruft wieder den Gedanken an eine Reichsreform wach, zumal die Nachbarländer, die über eine starke Zentralgewalt verfügen, so kraftvoll auftreten können. Vom Kaiser ist allerdings nichts mehr zu erwarten. Alle Hoffnungen richten sich auf den römischen König Maximilian. Dieser muß sich damals mit den Franzosen herumschlagen, da König Karl VIII. die Verlobung mit Margarete von Österreich löst und Maximilians in Stellvertretung bereits angetraute Braut, Anna von der Bretagne, abspenstig macht. Der Franzose weigert sich, das vereinbarte



Tafel 32. Otto von Bismarck

Auf dem Schicksalswege vom alten Reich römisch-deutscher Prägung zum Deutschland der Deutschen hat Otto von Bismarck als Schmied des Zweiten Reiches die stolze Zwischenlösung geschaffen, die den grauenhaften Zusammenbruch von 1918 überdauerte. Der harte, unerschütterliche Kämpfer und Meister der auswärtigen Politik bleibt stets einer unserer Größten.



Tafel 33. Der Berliner Kongreß

Der Berliner Kongreß am Ende des Russisch-Türkischen Krieges beseitigte schwere europäische Kriegsgefahr durch die Meisterschaft Bismarcks. Ein Deutscher gab so dem Erdteil den Frieden und dem Balkan erträgliche Ordnung, die über dreißig Jahre Bestand hatte.

Heiratsgut seiner ehemaligen Braut Margarete herauszugeben. Maximilian schlägt um des doppelt empfangenen Schimpfes willen los und erzwingt 1493 im Frieden von Senlis die Abtretung von Artois, Charolais und Burgund, sowie die Rückgabe der Tochter.

Friedrich III. ist auch nach der Wiedereinnahme von Wien in seiner Zufluchtsstätte Linz verblieben, wo er sich seinen gelehrten Spielereien widmet. Am 19. August 1493 stirbt er an der Ruhr, nachdem er ein Alter von 78 Jahren erreicht und zum Schaden des Reiches 53 Jahre regiert hatte, während welcher Zeit sich die Nachbarn an deutschem Land vergreifen durften, der Kaiser aber unfähig war, sein eigenes Land zu behaupten. Die Kaiserkrone war unter ihm jeder Geltung beraubt worden. Schwerflüssigen Wesens, namhaft nur in seiner Zähigkeit und Ausdauer, war er in einer kampfbewegten Zeit zumeist ein Stubenhocker gewesen, nicht bereit, für die eigene Sache zu kämpfen, und darum auch durch längere Jahre aus seinem Besitztum vertrieben, ein Flüchtling im weiten Reiche.

Wie anders der Sohn! Ein Ritter im echtesten Sinne des Wortes, ein schneidiger Reiter, in Abenteuern erprobt, in allen Schwierigkeiten und Händeln beherzter Kämpfer, scharf die Klinge gegen die Franzosen, ein kühner Ritter im Turnier. Unerkannt tritt er einmal in die Schranken und hebt einen französischen Prahlhans, gegen den niemand aufzustehen wagte, aus dem Sattel. Über seine Verwegenheit auf der Jagd berichtet uns die Legende von dem kühnen Gemsenjäger Maximilian auf der Martinswand. So steht er vor uns, immer zum Kampf bereit, immer die Ohren geöffnet für die Kunde eines Abenteuers, dem Fernen, Romantischen näher zugetan als dem Nahen. So recht ein Ritter von König Artus' Tafelrunde, an der ja auch sein Herz trotz der ganz anders gewordenen Welt noch immer hängt, wie seine Dichtung „Der Teuerdank" (1517) beweist, die als letzter Ritterroman die schon fast 400 Jahre zurückliegende höfische Tradition noch einmal aufnimmt, ehe sie für immer verklingt. Er liebt die deutschen Heldendichtungen und läßt sie durch seinen Schreiber Hans Ried, den Zöllner am Eisack, im „Ambraser Heldenbuch" (1504) sammeln. Wir verdanken diesem Kaiser so die einzige Überlieferung unseres zweiten großen Nationalepos, der „Gudrun". Dabei aber ist Maximilian nicht in eine weltfremde Romantik verloren. Wie ein Adler beobachtet er die Vorgänge der Welt, stets bereit, sich einer winkenden Gunst des Schicksals zu bedienen und eine lockende Beute heimzutragen. Er ist stolz darauf, daß er vom Kriege etwas versteht. Die Landsknechte, die erste deutsche Truppe, die nach dem Niedergang des deutschen Kaisertums wieder den Ruhm der deutschen Waffen in die Welt trägt und auch mit der Unbesiegbarkeit der Schweizer gründlich aufgeräumt hat, sind seine Schöpfung. Er ist der Begründer der kaiserlichen Artillerie, und seine Geschütze sind seine besonderen Lieblinge, die er im Geist schon an

beherrschenden Plätzen Stellung nehmen läßt, an der Tiberbrücke vor Rom, gegen die Türken, wo sie niemals im Kampf erklungen sind. Wer dem Kaiser sein Geschütz verspottet, hat sich ihn zum persönlichen Feind gemacht. Da kann er rachsüchtig sein, wie es Peter Pienzenauer von Kufstein erfahren mußte, dem es den Kopf kostete, daß er die Kanonenkugeln des kaiserlichen Belagerers von der Feste Geroldseck hinunterkehren ließ. Maximilian versteht sich auch auf das Plattnergewerbe. In der Reichsstadt Nürnberg, wo die großen Meister Peter Vischer und Albrecht Dürer zu Hause sind, ist er ein gern gesehener Gast. Hätte es nur nicht immer an Geldmitteln gefehlt! So kann er den Künstlern die gewünschte Förderung nicht gewähren. So kann er aber auch in der großen Politik nie zu einer richtigen Kraftentfaltung kommen. Die beiden gefährlichen Gegner, Türken und Franzosen, hat er richtig erkannt. Aber niemals in den 26 Jahren seiner Regierung kann er gegen den König von Frankreich mit ausreichenden Mitteln ins Feld ziehen. Er muß sich gegen ihn mit brüchigen Koalitionen behelfen. Gegen die Türken ist er überhaupt nie zum Schlagen gekommen. Und da er ewig in Geldnot ist, bleibt er ewig auf die Stände seiner Erblande und als Kaiser völlig auf die Bewilligungen der Fürsten angewiesen. Die Reichsreform ist ihm keine Phrase, er will den alten Bau mit neuem Leben erfüllen, und Schwung genug besitzt er dazu. Aber auch hier verläuft alles im Sande. Die partikularen Gewalten sind zu mächtig geworden. Der Kaiser kann nichts mehr ausrichten, selbst wenn er beharrlicher bei einer Sache bliebe, als dies in seiner Veranlagung liegt. Wieviel glücklicher ist doch der König von Frankreich! Märchenhafte Mittel, gemessen an dem Elend, mit dem sich Maximilian herumschlagen muß, stehen ihm zur Verfügung. Der Kaiser aber hat selbst in seinen Erblanden, für deren zweckmäßige Verwaltung er wahrhaft landesväterlich sorgte, Schulden machen müssen. Als es mit ihm zum Sterben kommt, da findet er, der sich sein Leben lang auf den Schlachtfeldern seiner Zeit herumgeschlagen hat, kaum ein Plätzchen, wo er den Leib zum letzten Quartier betten kann. Innsbruck, das er so heiß geliebt, für das er sehr viel getan, sperrt ihm die Tore, da die Schulden von seinem letzten Aufenthalt noch nicht beglichen worden sind. Als er stirbt, als ein Einsamer fast ohne Familie stirbt, kann der Kaiser nirgends die Frucht seiner heißen Bemühungen sehen, abgesehen von dem einen, daß sein Enkel Karl aus der Ehe Philipps mit Johanna von Kastilien und Aragonien nun doch in Spanien regiert. Er selber ist eigentlich zeitlebens trotz reicher Begabung und einer Fülle von Interessen, trotz eines Mutes, der mit keinem Einsatz kargte, durch die Ungunst der deutschen Verhältnisse ein Kaiser ohne Reich geblieben, und zwar unverdient, während es Friedrich III. verdientermaßen gewesen ist. Bei Maximilian fällt uns die Tragik der deutschen Geschichte besonders ins Auge. Wie peinlich ist es, schließlich auch diesen Herrscher, statt daß seine großen Ziele zur Erfüllung gelangt wären, sich dem

leichtfertigsten Glücksspiel der Hausmachtvergrößerung hingeben zu sehen, aus dem durch beispiellose Schicksalswendungen dann Dauerhafteres und Entscheidenderes herauswächst als aus seinen Bemühungen um die Reichsreform und den Schutz der Reichsgrenzen.

Auf Maximilian I. (1493—1519, s. Bildtafel 14) richten sich allgemeine Hoffnungen. Auch die Fürsten wollen damals noch ein lebendigeres und wirksameres Reich, ganz besonders aber die Bürger in den Städten und die geistlichen Gebiete, die unter der allgemeinen Anarchie im aufgelösten Reich am meisten leiden. Was haben in der Zeit des steirischen Friedrich nicht die Schwachen oder, besser gesagt, die leiden müssen, die nicht ihren Lebensunterhalt und ihr Gedeihen direkt auf die Ausplünderung anderer und auf Gewalttätigkeit gesetzt hatten! Es war nacktestes Faustrecht gewesen, und die Hand dieser Mächtigen lag besonders schwer auf den Bauern, die im Reichstag keine Vertretung besaßen. Ja, wenn die einmal reden werden, dann kann für den Kaiser eine neue Zeit heraufkommen!

Als Maximilian zu seinem ersten Reichstag in Worms einreitet, lassen ihn schon äußere Sorgen ganz besonders auf einen günstigen finanziellen Abschluß der Reichsreformfrage drängen. Karl VIII. von Frankreich ist in Italien eingefallen und greift bedrohlich auf der Halbinsel um sich; Neapel ist in seine Hand geraten. Vier Tage nach der Eröffnung sehen wir Maximilian bereits die „Große Liga" mit dem Papst, Venedig, Mailand und Ferdinand dem Katholischen von Aragonien gegen den ihm auch persönlich verhaßten französischen König abschließen (1495). In Worms tritt dem Habsburger sein bedeutendster Gegenspieler in den Reichsgeschäften, der Erzbischof Berthold von Mainz, entgegen. Während Maximilian durch die Reichsreform die Stärkung der kaiserlichen Macht erstrebt, will dieser als Sachwalter der mächtigeren Fürsten einen bundesstaatlichen Charakter der durchzuführenden Reformen, einen Reichsrat aus 17 der bedeutenderen Fürsten, der die Finanzen und die äußere Politik überwacht. Das ist eine Art ständiger Reichstagsausschuß, der für den Herrscher nichts übrig lassen wird. Auch verlangen die Stände ein ständiges Reichsgericht, das Reichskammergericht, das fortan auch das Recht der Ächtung besitzt, das bisher nur der Kaiser geübt hat. Dieses Gericht ist aber eine unbedingte Notwendigkeit, und nur wenn es rasch zum Arbeiten kommt und seine Entscheidungen auch durchgesetzt werden, kann der trostlosen Unsicherheit, die das Reich erfüllt, gesteuert werden. Es soll seinen Sitz in Frankfurt am Main haben, seinen Vorsitzenden der Kaiser berufen, die 16 Räte, von denen acht Gelehrte des römischen Rechts sein müssen, sollen von den Reichsständen ernannt werden. Ein ewiger Landfriede soll zugleich mit dem Reichskammergericht beschlossen werden. Der Kaiser verlangt dafür eine „eilende" Hilfe, um den Römerzug antreten zu können, der natürlich unter den obwaltenden Verhältnissen zugleich den König von Frankreich treffen

wird. Neben der eilenden fordert er noch eine „währende" Hilfe, zunächst für 10 bis 12 Jahre, um das Reich vor den begehrlichen Nachbarn beschützen zu können. So kommt es in Worms zur Errichtung des Reichskammergerichts in der von den Ständen vorgeschlagenen Form und zur Verkündigung des ewigen Landfriedens. Den Reichsrat vermag der Kaiser abzuwenden. Für die finanziellen Erfordernisse wird der „gemeine Pfennig" ausgeschrieben, die erste direkte Reichssteuer, auf die der König sogleich für die Bedürfnisse des Franzosenkrieges eine Anleihe in Höhe von 150000 Gulden aufnehmen darf. Bei der Einkassierung der Reichssteuer ergibt sich allerorts zumindest arge Säumnis. Von dem geringen Betrag, der tatsächlich eingegangen ist, haben die Erbländer des Kaisers einen wesentlichen Teil geleistet. So ist aus der geplanten großen Kraftanstrengung nichts geworden. Das Reichskammergericht wieder wird von der übermütigen Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein abgelehnt. Schon ein Jahr nach seiner Eröffnung muß es wegen Mangels an Mitteln aufgelöst werden.

Was hilft es, wenn ein Reichstag zu Lindau (um die Jahreswende 1496/97) von neuem den gemeinen Pfennig beschließt und als Frist zur Zahlung für jedermann den 5. März festlegt! Der Kaiser hat inzwischen, begreiflich bei seinen geringen Mitteln, in Italien keine Lorbeeren pflücken können. Der Mißerfolg, den er bei der Belagerung von Livorno erlitten, trübt sein Ansehen bei den versammelten Reichsständen, die nun auch, verständnislos für die von Frankreich drohenden Gefahren, in dem italienischen Unternehmen nur habsburgische Hausmachtspolitik des Kaisers erblicken.

Die Ausschreibung der Steuer wird in jenem Teil des Reiches überhaupt abgelehnt, der sich seit zwei Jahrhunderten unter geschicktester Ausnützung der innerdeutschen Verhältnisse immer mehr von allen Verpflichtungen dem Reich gegenüber gelöst hat und durch die monopolartige Stellung seiner bis zur Einrichtung der Landsknechtstruppe unbesiegten Wehrmacht der Soldempfänger Europas geworden ist. Es sind die Schweizer, deren Selbstgefühl, seit sie den kühnen Karl von Burgund geschlagen haben, ins Ungemessene wuchs, von denen man nur etwas haben kann, wenn man, wie das die französischen Könige tun, gut zu zahlen weiß, die aber unter keinen Umständen bereit sind, selber auch nur einen Groschen zu geben. Das Reich verlangt eine Steuer, so wollen sie eben nicht mehr beim Reiche sein! So muß Maximilian auch hier das Schwert ziehen, ohne in diesem Krieg, der der Schwabenkrieg genannt wird, Erfolge erringen zu können. Im Frieden von Basel (1499) werden die Schweizer als bloß reichsverwandt erklärt und bleiben vom gemeinen Pfennig verschont. Auch das Reichskammergericht darf sich nicht mehr auf die Schweiz erstrecken. Unter dem Eindruck des neuen Sieges örtlicher Selbstsucht treten Basel und Schaffhausen im Jahre 1501 der Eidgenossenschaft bei.

Trotz begeisternder Reden, mit denen der Kaiser auf den Reichstagen von

Freiburg und Überlingen die Notwendigkeit eines energischen Krieges gegen die Franzosen schildert, die inzwischen auch Mailand in ihren Besitz gebracht haben, erhält er nicht die erforderliche Hilfe. Die Versammlung folgt seinem Gedankenfluge nicht. Berthold von Henneberg sieht die Stunde gekommen, mit dem Reichsregiment zugleich die Kontrolle über die gesamte Außenpolitik des Kaisers zu übernehmen. Auf dem Reichstag von Augsburg (1500), den Maximilian mit einem hinreißenden Ausschreiben einberufen hat, wird als Entgelt für die Gewährung einer unmittelbaren militärischen Hilfe, die im Weg einer allgemeinen Reichsaushebung erfolgen soll, aber ebenso wie der gemeine Pfennig praktisch genommen auf dem Papier bleibt, das dem Kaiser verhaßte Reichsregiment eingeführt. Es ist klar, daß ein Monarch von dem Temperament und dem Tätigkeitsdrang Maximilians diese Einrichtung als peinliche Fessel empfinden muß, gegen die er sich mit allen Mitteln der Sabotage zur Wehr setzt. Dem Kaiser ist übrigens in dieser Sache sein erbittertster Gegner, die Geldnot, zu Hilfe gekommen, die zur Auflösung des kostspieligen Reichsregiments führt, ebenso wie auch leider das Reichskammergericht aus Mangel an Mitteln 1502 wieder auseinandergeht. Welch eine Schande für das damals in jeder Beziehung kraftstrotzende Reich! Die Kurfürsten erwägen nun die Absetzung des Kaisers, doch ohne Erfolg, da er die Gunst des Volks für sich hat und auch tatsächlich seine Gegenspieler überragt, besonders seit 1504 sein Widerpart Berthold tot ist.

Die Lage Maximilians bessert sich. Mit Ludwig XII., dem Nachfolger des verstorbenen Karl, scheinen sich günstigere Beziehungen anzubahnen. Zudem kann sich der Kaiser in einem Erbfolgekrieg, der unter den Wittelsbachern tobt, mit Waffengewalt als Schiedsrichter durchsetzen. Albrecht von der Linie Bayern-München hat ihn zu Hilfe gerufen, da der Pfälzer als Schwiegersohn des verstorbenen Bayern-Landshuters Schatz und Hauptstadt in seine Hand bringen konnte. Der Kaiser verfügt eine Teilung des Besitzes. Albrecht soll alles Land südlich der Donau, der Pfälzer nördlich der Donau erhalten. Der Habsburger selbst nimmt für sich Rattenberg, Kitzbühel, Kufstein und Brixlegg in Anspruch. Der widerspenstige Pfälzer wird von Maximilian im Bund mit den mächtigsten süddeutschen Fürsten und dem Schwäbischen Bund bei Menzesbach unweit von Regensburg völlig geschlagen. Maximilian erobert dann Kufstein, und auch die trotzige Feste Geroldseck über der Stadt muß sich nach dem Einlangen der schweren Geschütze Purlepaus und Weckauf ergeben. Im Kölner Frieden wird am 3. Juli 1505 der kaiserliche Teilungsvorschlag angenommen. Wenn nur Maximilian Zeit und Ausdauer findet, den errungenen Sieg auszubauen!

Aber die Mittel des Kaisers bleiben trotz dieses schönen Erfolges, gemessen an denen des Franzosen und der Venezianer, mit denen er nun in Streit gerät, kümmerlich genug. Es mangelt ihm immer am Geld, seine Landsknechte

durch längere Zeit zusammenzuhalten. Mit dieser Truppe könnte er sonst sowohl die Franzosen in die Schranken weisen als auch im Reich eine Reform zugunsten einer starken Zentralgewalt zustande bringen. Immerhin bewilligen die Stände auch so jetzt auf dem Reichstag von Konstanz 1507 die Aushebung von 12000 Mann. Allerdings hat Maximilian für seinen geplanten Römerzug 30000 fordern zu müssen gedacht. Dafür willigt der Kaiser in die Wiederherstellung des Reichskammergerichtes, das nun eine dauernde Einrichtung wird. Auch die schon 1505 auf dem Kölner Reichstag beschlossene Matrikel zur Aufbringung von Geld und Truppen durch die einzelnen Territorien bleibt nun bestehen.

Mit den zu Konstanz bewilligten Mitteln zieht der Kampfesfrohe nach Italien, sich die Kaiserkrone zu holen, was der Papst, die Franzosen und die Spanier ungern sehen. So ballen sich alsbald unüberwindliche Schwierigkeiten zusammen. Seit der Habsburger 1500 als Erbe der ausgestorbenen Görzer Grafen Görz, Gradisca und Idria erworben hat, ist er den Interessen der Venezianer zu nahe gerückt. So halten jetzt Söldnerscharen des Dogen die Alpenpässe besetzt, und Maximilian hat Mühe genug, mit seinen Truppen auch nur bis Trient zu gelangen. Da seine Kräfte für einen Weitermarsch zu gering sind, muß der „letzte Ritter" seinen Plan aufgeben. Er nimmt den Titel „Erwählter römischer Kaiser" an (1508) und verzichtet auf die Krönung. Dem Papst wäre es auch unangenehm genug gewesen, wenn der Kaiser bis Rom vorgedrungen wäre. Fortan haben die deutschen Könige alsbald nach erfolgter Wahl den Kaisertitel geführt. So hat Maximilian mit seinem allerdings durch die Umstände erzwungenen Schritt mit dem alten, zur bloßen Formalität gewordenen Brauch aufgeräumt.

Nachdem der Römerzug mißlungen, sehen wir den Kaiser sich mit den Venezianern herumschlagen. Aber er besitzt nur 8000 Mann. Die Reichshilfe hat die verheißene Höhe nicht erreicht, und die erhoffte Verstärkung durch die Schweizer ist ausgeblieben. Die Venezianer können, zum Angriff übergehend, dem Kaiser sogar Triest, Görz und Portenau entreißen, so daß dieser wohl oder übel mit den Verhaßten einen dreijährigen Waffenstillstand abschließen muß. Er schließt sich mit seinen bisherigen Feinden, den Franzosen, den Spaniern und dem Papst zur Liga von Cambrai zusammen, erhält aber keine Hilfe aus Deutschland, da der Krieg gegen die Venezianer besonders in Süddeutschland nicht populär ist. Der Kaiser schlägt sich mit wechselndem Erfolg. 1509 siegt er bei Agnadello an der Adda, kann dann aber Padua nicht nehmen. 1511 dringt er bis zu den Lagunen vor. Aber die Bündnisgruppierung ändert sich. Der Papst schließt sich mit Spanien zur Heiligen Liga (so benannt, weil der Papst sie abgeschlossen) gegen die Franzosen zusammen, und bald ist auch Maximilian dem Bund beigetreten. Bei Guinegate in Flandern erficht der Tapfere über die schwere französische Reiterei einen entschei-

denden Sieg. Aber die Franzosen setzen sich in Italien durch den glänzenden Sieg von Marignano durch (1515). Hier sind die Schweizer durch die Landsknechte überwunden worden. Der Zauber ihrer Unbesiegbarkeit ist dahin. Nun kommt es zum Frieden, mit dem Karl, der Enkel des Kaisers, den Anfang macht. Im Dezember folgt Maximilian zu Brüssel (1516). Er muß den Venezianern gegen eine Zahlung von 200000 Goldgulden das entrissene Verona zurückgeben, wofür er von diesen die Südtiroler Städte Ala, Riva, Rovereto, Mori und die Val Sugana erhält. Die Franzosen behaupten Mailand, die Spanier Neapel. Karg genug ist die kaiserliche Ernte aus so langen Jahren heißer Kämpfe. Das Errungene kommt lediglich seiner Hausmacht zugute. Das Reich hat eben seine Rechte in Oberitalien zu wenig gewahrt. Es war, so sehr der Feuergeist Maximilian auch darauf drängte, zu einer kraftvollen Politik nicht mehr fähig. Nun haben die deutschen Rechte in Oberitalien zugunsten der dort eingenisteten Franzosen zu bestehen aufgehört.

Der Kaiser wird an dies alles wahrlich nicht mit Befriedigung zurückdenken. Auch im Reich kann er nichts Erfreuliches mehr zustande bringen. Die Zeit, da die Gemüter für eine Reichsreform empfänglich gewesen, ist unwiederbringlich dahin. Der Reichstag zu Köln (1512) bringt noch eine Einteilung des Reiches in 10 Kreise, auch wird dem Kaiser in bescheidenerem Maß als früher ein gemeiner Pfennig bewilligt. Es bleibt aber wieder nur bei dem Beschluß. Ein Jahr später, auf dem Reichstag zu Worms, läßt sich Maximilian durch seine Tochter Margarete vertreten, die seit dem frühen Tod von Philipp mit der Statthalterschaft in den Niederlanden betraut ist. Wieder das gleiche Spiel: hohe Geldforderungen des Kaisers, wieder Ablehnung durch die Stände. Dann ist es eine Zeit mit Reichstagen still, man merkt Maximilian die Resignation an. Der Reichstag zu Mainz (1517) findet ein unruhiges Reich. Als wenn es keinen Landfrieden gäbe, schlägt sich der unbändige mächtige Reichsritter Franz von Sickingen mit der Stadt Worms herum. Auch Speyer hat über ihn zu klagen. Eine Kommission, die dem Reichstag berichtet, erklärt diese Fehden mit dem zu langsamen Geschäftsgang beim Reichskammergericht, dessen Urteile nur selten zur Ausführung gelangen. Die Acht findet keinen Respekt mehr. Der allgemein getretene Bauernstand beginnt sich unheimlich zu regen. Zugleich erschallen Klagen über die ungeheure Ausbeutung durch Rom. Die allgemeine Gärung läßt nur mit Besorgnis in die Zukunft blicken. Der alt gewordene Kaiser verhandelt zu Augsburg auf seinem letzten Reichstage (1518) wegen der Nachfolge seines Enkels Karl. Ihm als dem Erstgeborenen möchte er die Kaiserkrone verschaffen, während er den jüngeren Ferdinand 1515 mit Anna, der Tochter des ungarischen und böhmischen Königs Wladislav, verheiratet. So klingt das Wirken des Kaisers in vorausschauende Arbeit für seine Dynastie aus. Auch zwei seiner Enkelinnen vermählt er: Maria mit dem jungen Ludwig von Ungarn — es war

also eine Doppelhochzeit, die zu Wien gefeiert wurde — und Isabella mit Christian II. von Dänemark.

Maximilian hat die Probleme, die er vorgefunden, nicht gelöst. Die Stände wollten keine Opfer bringen, und ohne Opfer war eine Reichsreform eben unmöglich. Zugleich ergab sich für seine Regierungszeit durch das Umsichgreifen der Franzosen stets ein Primat der äußeren Politik, für das die Reichsstände kein Verständnis besaßen. Maximilian, der das Kaisertum aus seiner Verschlafenheit herausgerissen, war stets gezwungen, mit unzulänglichen Mitteln zu kämpfen. So erscheint er oft zum Söldnerführer oder Condottiere erniedrigt, wo der Sinn seines Kampfes und der Kampfespreis bedeutsam genug gewesen sind. Viel hat er sich selbst verrammelt, da sein lebendiger Geist stets mehrere Pläne auf einmal verfolgte. Aber, er war doch ein Kaiser, der sich sehen lassen konnte, der nicht hinter seiner Zeit zurückstand, sondern inmitten einer kraftstrotzenden Epoche in der ersten Linie gestanden ist, geistesfreier Gefährte ihrer großen Geister, Freund ihrer Künstler, Kämpfer in ihren Schlachten und Fehden, hineinverwickelt in jedes politische Geschehen seiner Zeit. So reiht sich der letzte Ritter der Reihe unserer prächtigsten Kaiser des Mittelalters an, wie er durch sein Schicksal eine unserer tragischen Gestalten geworden ist. Und noch in den letzten Monaten seines Lebens — der Kaiser ist am 12. Jänner 1519 gestorben — erhob sich der Sturm, der alsbald über ganz Deutschland hinwegbrausen sollte, unser Geschick auf Jahrhunderte hinaus bestimmend — die deutsche Reformation. Maximilian hat noch von dem ersten Auftreten Luthers erfahren. Seine Entscheidung darüber war die Weisung an Luthers Landesherrn Friedrich den Weisen, daß er den sächsischen Mönch wohl behüten möge.

6. Reformation und Gegenreformation

Veräußerlichte Kirche, erschüttertes Vertrauen – Werdegang Luthers – Ablaßhandel und Thesen – Kaiser Karl V. – Luther in Worms und auf der Wartburg – Karls Franzosenkriege – Die Tragödie der Reichsritterschaft – Der Bauer steht auf – Vordringen der neuen Lehre – Schmalkaldener Bund und Zuspitzung der Gegensätze – Bürgerkrieg – Das Augsburger Interim – Moritz von Sachsen – Abdankung des überlisteten und enttäuschten Kaisers – Ferdinand I. – Maximilian II., der Kaiser der enttäuschten Hoffnungen – Beginnende Gegenreformation – Der seltsame Rudolf – Mißerfolge der Evangelischen durch inneren Zank und Kursachsens Versagen – Die Union und Liga – Sturz des Kaisers

Nachdem die Tätigkeit der Konzile im 15. Jahrhundert erfolglos geblieben, steht auf einmal die kirchliche Revolution vor uns.

Am Ende des erbitterten Kampfes zwischen den Hohenstaufen und Innozenz IV. hatte das Kaisertum seine überragende weltliche Geltung eingebüßt, nachdem es seine geistliche Macht schon im 11. Jahrhundert verloren


Der Kampf um das Zweite Reich
Kaiserreich Österreich
Königreich Preußen
H.H. = Hessen-Homburg
K.H. = Kurfürstentum Hessen
L.D. = Lippe-Detmold
M.St. = Mecklenburg-Strelitz
O. = Oldenburg
S.L. = Schaumburg-Lippe
1 Königinhof
2 Trautenau
3 Liebau
4 Goito
Die Länder in Flächenfärbung gehören dem Deutschen Bund an. — Die Jahreszahlen geben die Zeit der Erwerbung an.
Maßstab 1 : 7000000
50 0 50 100 150 200 km
NORDSEE
OSTSEE
KGR. DÄNEMARK
KGR. SCHWEDEN
KGR. NIEDERLANDE
KGR. BELGIEN (seit 1831)
KGR. FRANKREICH
KGR. SPANIEN
SCHWEIZ
KGR. SARDIN. (bis 1861)
KGR. HANNOVER
KGR. SACHSEN
KGR. BAYERN
KGR. WÜRTTEMBERG
KGR. POLEN
KAISERREICH RUSZLAND
Galizien
Böhmen
Mähren
Schlesien
Brandenburg
Pommern
Westpreußen
Ostpreußen
Posen
Westfalen
Tirol
Venetien
Lombardei
Kirchenstaat
Grhz. Toscana
Bosnien
Serbien
TÜRKEI
MONTENEGRO
ADRIAT. MEER
KGR. BEID. SIZILIEN
Corsica
Suchenwirth, Deutsche Geschichte
Bearbeitet von K. Paul
Georg Dollheimer Verlag in Leipzig


Das deutsche Sprachgebiet in Europa
Verbreitung der deutschen Sprache in Europa:
Deutsches Reich 79000000
Schweiz 3000000
Frankreich 1700000
Polen 1200000
Europ. Rußland 1170000
Rumänien 800000
Südslawien 700000
Ungarn 600000
Danzig 420000
Luxemburg 300000
Italien 250000
Belgien (mit Eup.-Mal.) 150000
Niederlande 115000
Lettland 70000
Dänemark 60000
Großbritannien 40000
Estland 18000
Spanien 15000
Liechtenstein 12000
Schweden 10000
Norwegen, Finnland je 5000
Portugal, Griechenl. je 2000
NORWEGEN
SCHWEDEN
DÄNEMARK
ESTLAND
LETTLAND
LITAUEN
NORDSEE
OSTSEE
ENGLAND
NIEDERLANDE
BELGIEN
DEUTSCHES REICH
PROTEKTORAT BÖHMEN U. MÄHREN
POLEN
RUSZLAND
SLOWAKEI
KARPATO-UKRAINE
UNGARN
RUMÄNIEN
JUGOSLAWIEN
SCHWEIZ
ITALIEN
FRANKREICH
SCHWARZES M.
Gotland
Bornholm
Hälsingborg
Kopenhagen
Malmö
Trälleborg
Riga
Libau
Memel
Tilsit
Königsberg
Kowno
Wilna
Flensburg
Kiel
Lübeck
Hamburg
Rostock
Danzig
Köslin
Emden
Bremen
Stettin
Thorn
Amsterdam
Hannover
Berlin
Frankfurt
Posen
Warschau
Pinsk
Magdeburg
Lodz
Brüssel
Köln
Kassel
Leipzig
Dresden
Glogau
Breslau
Aachen
Chemnitz
Reichenberg
Koblenz
Frankfurt
Beuthen
Karlsbad
Prag
Troppau
Krakau
Lemberg
Luxemburg
Paris
Metz
Saarbrücken
Nürnberg
Iglau
Brünn
Olmütz
Straßbg.
Karlsruhe
Stuttgart
Krumau
Znaim
Kaschau
Czernowitz
Preßburg
Passau
Linz
Freiburg
Braunau
Salzburg
Mülhsn.
München
Wien
Budapest
Bistritz
Basel
Zürich
Bern
Innsbruck
Graz
Meran
Bozen
Villach
Klagenfurt
Genf
Lyon
Kronstadt
Agram
Temesvar
Turin
Venedig
Fiume
Gottschee
Bukarest
Constanza
Genua
Belgrad
Suchenwirth, Deutsche Geschichte
Bearbeitet von J. Ahlemann
Georg Dollheimer Verlag in Leipzig
Grenze der deutsch-russischen Interessengebiete nach dem Abkommen vom 28. September 1939

hatte. Es verblaßt zu einer bloßen Zierde, zu einem Machtanspruch, über den die Gewalten der Welt ruhig ihre Entwicklung weitergehen. Nur einmal, in der Zeit der Konzilien, vermag ihm die Geschicklichkeit Sigmunds eine Art Weltanerkennung zu verschaffen, die sich aber sogleich verflüchtigt, als es dem Kaiser mißlingt, die Kirchenreform herbeizuführen. Das im Kampf mit den Hohenstaufen siegreich gebliebene Papsttum gelangt im 14. Jahrhundert in Abhängigkeit von der französischen Krone und hat seine innere Kraft seit seinem Aufenthalt in Avignon völlig eingebüßt. So erhebt sich schon im 14., mehr aber noch im 15. Jahrhundert, gegenüber den offenkundigen Verfallserscheinungen der völlig verweltlichten Kirche der Ruf nach der Reform, deren Zustandekommen durch die Geschicklichkeit und falsch angebrachte Energie der Päpste verhindert wurde. Die Kirche bleibt, besonders in Deutschland und Italien, wo sich die weltlichen Gewalten zum Unterschied von Frankreich während der Konzilsbewegung nur teilweise oder gar nicht eine Einflußnahme gesichert haben, reformbedürftig und ist der Stein des Anstoßes geworden. Sie wird vom Volk als lästige Versorgungsanstalt empfunden. Die Familien des deutschen Hochadels erblicken in den Domherrenstellen und Bischofssitzen erwünschte Möglichkeiten der Versorgung für ihre jüngeren Angehörigen. Das Amt wird nur um seiner Erträgnisse willen erstrebt. Um die Einnahmen zu erhöhen, sucht man mehrere Ämter zu verwalten. Da setzt man Prokuratoren ein, mißmutige und gedrückte Existenzen mit armseligem Gehalt, die nun auf ihre Weise zum Schaden der Kirche ihr oft jämmerliches Einkommen aufzurunden trachten. Auch das Streben nach guter Vorbildung für die kirchlichen Ämter sinkt. Der Rentenempfänger braucht ja schließlich keine besondere geistliche Schulung, er ist froh, wenn er von der unangenehmen Begleiterscheinung seiner Einnahmen, dem geistlichen Amt, wenig Belästigung in seinem sonstigen Leben erfährt. So sinkt die Bildung des Klerus, und er ist längst nicht mehr der Vertreter der Wissenschaften und Künste, weder im höchsten Sinne des Wortes, noch in den bescheidenen Kenntnissen der Schule.

Eine solche Kirche kann auch nur eine äußerliche, sich in materiellen Leistungen erschöpfende Frömmigkeit finden. Ihr unheimlicher Reichtum bedeutet ein wachsendes Ausgesetztsein und ein mächtiges Hindernis für wahre Frömmigkeit. Zur Empörung der deutschen Nation münden unter den mannigfaltigsten Namen hohe Abgaben nach Rom und werden dem deutschen Leben entzogen. Deutschlands Kirche ist zur Provinz welscher Ausbeutungssucht geworden. Fremde Geistliche erhalten zu ihrer würdigen Ausstattung eine oder mehrere Pfründen in Deutschland, dessen Boden sie vielleicht nie betreten. Das sind die berüchtigten „Reservationen" des Papstes, sein Verfügungsrecht über oft die reichsten und bedeutendsten deutschen Kirchenstellen. Ein Maximilian muß sich zeitlebens mit seiner Finanznot herumschlagen,

während ein Vielfaches dessen, was er schließlich bewilligt erhält, nach Rom wandert. So häuft sich immer mehr Zündstoff der Empörung auf.

Eine zahllose Geistlichkeit und zahlreiche Klöster verwalten das geistliche Leben. Allein Nürnberg zählt sieben Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Dieser ganze Apparat, dem sechs Erzbischöfe und über 30 Bischöfe in Deutschland vorstehen, erschöpft sich in Äußerlichkeiten. Das ganze religiöse Leben ist nur noch eine Registratur für die Werke der Barmherzigkeit, die mit großer Veräußerlichung um des Seelenheils willen dargebracht werden. Auch an den geistigen Fundamenten der Kirche, wie sie die Scholastik des Mittelalters geschaffen hatte, rüttelt eine neue Zeit. Die Scholastik war eine Lehre der Disziplin, strenger Unterordnung des eigenen Denkens unter Dogma und Kirchenlehre und verbot selbständiges Forschen. Die geistigen Kräfte des Menschen sind von ihr nur logisch-formal geschult worden, nicht zu eigenem Denken, sondern zur Verteidigung der Autorität der Kirche. Schon die Mystik, die im 14. Jahrhundert in Meister Ekkehart, Johannes Tauler und Heinrich Suso ihre überragendsten Vertreter gefunden, war eine stille Opposition, weil ihre Anhänger die Gottheit aus dem Herzen heraus erfassen wollten. Nun aber geht vollends eine neue Richtung in siegreichem Ansturm durch Deutschland. Der Humanismus, der überall an die Antike anknüpft, hat von vornherein sein Fundament außerhalb des Christentums. Ihm schwebt die Hochblüte der antiken Wissenschaft vor Augen, er fühlt sich durch sie zum Wetteifer angespornt. Die asketische Welt ist für ihn versunken. Seine neue Weltfreude regt sich über alle Hemmungen und Vorschriften hinweg und macht auch vor dem Kirchlichen nicht halt. Und wie man ernst an die Arbeit geht, das eigene Leben nachzuprüfen, um Veraltetes und Unwahres auszuscheiden, geht man sehr unbefangen an die Betrachtung mancher kirchlichen Lehrmeinungen. Wenn sie auch äußerlich der Kirche weiter angehören, zuckt doch über das Antlitz dieser Weltweisen ein Spott, der uns anzeigt, daß sie im Herzen nicht mehr auf dem Boden des alten kirchlichen Glaubens stehen. Alten Schriften nachzuspüren, ist ihre besondere Freude. Ihr Auge beginnt, sich kritisch zu schärfen gegen vieles bisher unbedenklich Hingenommene. So hat der Italiener Laurenzo Valla die im Mittelalter so ungeheuer bedeutende Konstantinische Schenkung mit kritischem Geiste als eine Fälschung erkannt. In Deutschland ist der Humanismus schulmäßiger, gründlicher, aber auch pedantischer. Durch die restlose Einführung des Lateinischen als Sprache der Gebildeten zieht er eine unglückselige Trennungslinie durch das Volk und überfremdet die Bildung. Die deutschen Humanisten reinigen die biblischen Überlieferungen, indem sie in streng wissenschaftlicher Arbeit den biblischen Text in seiner ihnen erreichbaren Urfassung herstellen, der gelehrte Niederländer Erasmus von Rotterdam, in der ganzen damaligen Welt hochberühmt, den griechischen Urtext

des Neuen Testaments, der Schwabe Johannes Reuchlin den hebräischen des Alten. Schon gibt es Reibung mit unduldsamen kirchlichen Kreisen. Der vorsichtige, aber auch charakterlose Erasmus vermeidet den Kampf, aber Reuchlin muß ein scharfe Fehde mit den Kölner Dominikanern ausfechten, bei der ihm schließlich Kaiser Maximilian zu Hilfe kommt. Am Ende dieses Streites blitzt in einer Spottschrift zunächst ungenannter Humanisten die bitterste Kritik an den bestehenden kirchlichen Verhältnissen auf. Es sind die lateinischen „Briefe der Dunkelmänner", an denen der schärfste Geist der neuen Richtung, Ulrich von Hutten, mitgearbeitet hat. Der fränkische Ritter, früh in ein Wanderleben geworfen, das ihm Kampf, Entbehrungen und eine unheilbare Krankheit gebracht, führt hier und in seinen späteren Schriften, den Dialogen, die schärfste Feder gegen die herrschende Kirchenentartung. Es ist das Hinreißende an ihm, daß er sein ganzes Leben kämpferisch auffaßt, daß seine Parole „Ich hab's gewagt" für all sein Tun maßgebend geworden ist. Aus nationaler Begeisterung schließt er sich später Luther an und schreibt von da ab nur mehr in deutscher Sprache. An Sickingens Plänen um die Erhebung der Reichsritterschaft hat er Anteil. Auf der Ebernburg haben die beiden Freunde große Entwürfe geschmiedet. Nach dem Zusammenbruch Sickingens weilt Hutten gänzlich verarmt auf der einsamen Insel Ufenau im Züricher See, durch den Schweizer Reformator Zwingli mit dem Notwendigsten versehen. Hier ist der kranke Ritter im Jahre 1523 erst 35 Jahre alt gestorben.

Ganz besonders in Erscheinungen wie Ulrich von Hutten mußte der Humanismus der Kirche schweren Abbruch tun und ihre Autorität bei den Gebildeten erschüttern. Trotzdem lebt in der Bevölkerung ein Bedürfnis nach dem Religiösen. Es sucht aber seine Auswirkung außerhalb der kirchlichen Organisation. Dem haben die Mystiker ihre Geltung und ihren Einfluß zu verdanken. Ihr Weg der Herzensversenkung in Gott jedoch bleibt ein einsamer und läßt sich nicht in die Regeln der Kirche einfügen. Bei ihnen gilt der kleine Kreis gottbegeisterter Seelen, aber für keine Hierarchie, ja nicht einmal für ein Priestertum ist hier richtig Platz. Nun lebt aber in der breiten Masse von damals ein Bedürfnis nach Erlösung, gerade weil das 16. Jahrhundert ein solches geräuschvoller Lebensfreude, eines derben Genusses und festen Zupackens ist. Kommt nun der Mann, der all diese Stimmungen aufzurufen vermag, den in der Tiefe der Nation seit langem grollenden Trotz gegen das ausbeutende Rom, die Sehnsucht nach einer die Herzen erfassenden, nicht auf den Geldbeutel bezogenen Religiosität, das nationale Selbstbewußtsein, wie es die Edelsten unter den Humanisten bekunden, den Willen nach der Gründlichkeit, die Mißstände abzustellen und mit der Leichtfertigkeit auf religiösem Gebiet aufzuräumen, dann wird das Volk, wenn er als Volksmann die Massen zu bewegen vermag, mit der ganzen Wucht und Ursprünglichkeit dieses Jahrhunderts mitgehen. Dann wird alles in Bewegung kommen, was so

lange in der Nation nach Entfaltung drängte. Darum ist es wie ein mächtiger Frühlingssturm über Deutschland gegangen, als der Wittenberger Mönch aus der Welt seines Herzenschristentums heraus den Kampf mit der organisierten Kirche formal gewordener Religiosität aufnahm. Martin Luther (s. Bildtafel 16) ist von seinem Volk als ein Befreier empfunden worden.

Einfacher Eltern Kind, wird er am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Bauernstamm ist seine Familie. Sein Vater Hans Luther hat den Pflug verlassen. Er ist ein Bergmann, der es später durch seine Tüchtigkeit zu Wohlstand gebracht. Nach harter Kindheit wird Luther schon durch den Schulbesuch in Magdeburg und Eisenach früh auf sich selbst gestellt. 1501 kommt er auf die Universität in Erfurt. Aus seinem Rechtsstudium reißt ihn ein inneres Erlebnis und veranlaßt ihn, zum Schmerz des Vaters in den strengen Orden der Augustiner-Eremiten in Erfurt einzutreten.

Hier beginnt sein Ringen um Gott. Die Brüder und sein Mönchtum können ihm in dieser Not nicht helfen. Es ist die Frage: Wie kann ich Gott wegen meiner Sünden versöhnen? Lange hält ihn dieser Gedanke in quälender Seelenbedrängnis, bis er endlich zu der befreienden Erkenntnis gelangt, daß diese Versöhnung Gottes ein Werk der göttlichen Gnade um Christi Opfertodes willen sei. Auch seinem Oberen Staupitz verdankt er hilfreichen Rat. Nach seiner Priesterweihe (1507) widmet er sich theologischen Studien und wird ein Jahr darauf nach Wittenberg als Lehrer an die Universität geschickt. Eine Frage, die seinen Orden betrifft, führt ihn mit einem anderen Bruder im Winter 1510 nach Rom, wo er in tiefer Rührung seinen Einzug hält. Allerdings nimmt er sehr schlechte Eindrücke aus der Ewigen Stadt mit, ohne daß diese seine tiefe Frömmigkeit erschüttern können. Weit schärfer hat einige Jahre später der streitbare Hutten gesehen. In Wittenberg steigt Luther zur Würde eines Subpriors auf, und es vergehen sieben Jahre eifriger Arbeit, die sein Gottvertrauen stärken und seine Seelenzweifel heilen.

Er ist ein Fertiger, als der Streit mit dem Ablaßkrämer Tetzel beginnt. Dieser Dominikaner bereist Deutschland und verkündet einen allgemeinen Ablaß der Sünden zugunsten des Baus der Peterskirche. In Wirklichkeit dient dieser zur Hälfte der Versorgung der Verwandten des Papstes Leo X. Es ist der fünfte Ablaß, der in Deutschland seit dem Beginn des Jahrhunderts, also in 17 Jahren, gepredigt worden ist. Ohne viel Bußwerk ist er gegen Barzahlung zu bekommen. Ein Agent des großen Handelshauses Fugger in Augsburg reist auch pünktlich mit Tetzel, um das Inkasso vorzunehmen, denn die Fugger haben dem Papst bereits 30000 Gulden auf die Geldeingänge geliehen. Der Zahlungskräftige kann für sich selber Vergebung der Sünden und Befreiung von den bevorstehenden Qualen des Fegefeuers finden, aber er kann auch die Seelen schon abgeschiedener Verwandter durch seine Geldspende und eine bloß formale Buße aus der Feuerpein befreien. Luther hört von diesem

Unwesen. Bis Wittenberg dringt der ablaßwerbende Dominikaner nicht, denn Kursachsen hat ihm den Eintritt verboten. Als aber auch aus Wittenberg fromme Seelen in die Nachbarschaft zu Tetzel strömen, um ihre Sünden gutzumachen, greift Luther als Seelsorger ein. So schlägt er am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Tore der Schloßkirche von Wittenberg, in denen er den Ablaß bekämpft. Es sind die schicksalsvollsten Leitsätze, die je das Abendland bewegt haben. Obwohl Luther nur an seine Pfarrgemeinde dachte, entzündet der alsbald ausbrechende Streit ganz Deutschland und läßt die Macht der Kurie erbeben, wie noch niemals zuvor. Sünden, so erklärt Luther, können nur durch die Gnade Gottes Vergebung finden, Seelen können nicht durch Ablaß aus den Qualen des Fegefeuers befreit werden.

Der betroffene Tetzel stellt Gegenthesen auf. Auch der streitbare Ingolstädter Professor Eck rührt sich. In Luthers Erwiderung verschärfen sich die ursprünglichen Erklärungen noch. Auch Italien meldet sich nun. Einflußreiche Kreise dringen in Rom darauf, rasch gegen Luther vorzugehen. Dieser hat nach Rom ein Rechtfertigungsschreiben abgesandt. Zu dem Prozeß, den die Scharfmacher wünschen, kommt es nicht, da Herzog Friedrich der Weise seine schützende Hand über ihn hält. Luther ist beauftragt, sich binnen 60 Tagen in Rom zur Rechtfertigung einzufinden, aber der Kardinal-Legat Thoma de Vio aus Gaeta, genannt Cajetanus, stößt auf dem Reichstag von Augsburg beim alten Kaiser und bei den Kurfürsten auf Ablehnung, so daß er sich herbeiläßt, den widerspenstigen Mönch in Deutschland zu verhören, was mit dessen vorläufiger Rettung gleichbedeutend ist. Das Verhör findet vom 12. bis 14. Oktober 1518 in Augsburg statt. Wie später in Worms, ist Luther zunächst versöhnlich und beeindruckt. Er fällt dem Kardinal-Legaten zu Füßen, der ein leichtes Spiel zu haben hofft. Als aber Cajetanus Widerruf der Irrtümer und das Versprechen, den Frieden nicht mehr zu stören, fordert, erwacht der eigentliche Luther. In schriftlicher Widerlegung der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen offenbart er einen felsenharten Willen. Auch der Papst kann irren, hat doch selber der heilige Petrus geirrt. Er verlangt die Widerlegung aus der Schrift. Es ertönt die unbeugsame Wendung: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Gegen diesen unheimlichen Menschen bleibt dem Legaten und Kardinal nur noch die Autorität seines hohen Ranges. Er befiehlt ihm, zu widerrufen. Aber jetzt geschieht das für Cajetanus Unerhörte: Luther weigert sich, dem Befehle Folge zu leisten. Ehe er Augsburg verläßt — und er tut gut damit — verfaßt er die Schrift, die von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst appelliert.

Schon hat Cajetanus das päpstliche Breve in der Hand, das Luther in seine Gewalt bringen soll, der in Rom bereits zum Ketzer erklärt worden ist. Aber der Kardinal, der die Stimmung auf dem Reichstag kennengelernt, ist für ein behutsameres Vorgehen. So wird der Kämmerer Karl von Miltitz zu Fried-

rich dem Weisen, dem Landesherrn des widerspenstigen Mönchs, entsendet. Er überbringt jenem die „Goldene Rose“ und hofft ihn durch diese Gunstbezeigung zu einem energischeren Vorgehen gegen Luther zu bewegen. Aber der Kurfürst läßt sich nicht bestimmen, hat ihm doch Maximilian selbst gesagt, er solle den Mönch fleißig bewahren. Friedrich fordert ein deutsches Schiedsgericht, und so muß sich Karl von Miltitz zum Weg der Unterhandlung bequemen. Am 3. Jänner 1519 hat er mit Luther in Altenburg eine Zusammenkunft. Gegen Zusage einer Untersuchung seiner Angelegenheit durch einen deutschen Bischof verpflichtet sich Luther zu schweigen, wenn auch seine Gegner schweigen würden. Das ist ein Zugeständnis, dessen er bald enthoben wird, denn diese, voran der Professor Eck, wollen über die Sache keine Ruhe walten lassen, sie wollen Luther auf ein offenkundiges Abweichen von den Kirchenlehren festlegen, um dann erst recht gegen ihn vorgehen zu können. Eck hat mit Luthers Kollegen und Anhänger Karlstadt (Dr. Andreas Bodenstein aus Karlstadt) eine Disputation zu Leipzig vereinbart und dabei ohne Nennung des Namens auch Luther herausgefordert, der darum auch bei der am 27. Juni beginnenden Disputation anwesend ist. Da Karlstadt dem gewandten Dialektiker Eck alsbald unterliegt, greift Luther am 4. Juli ein. In diesem Streit leugnet er die Unfehlbarkeit der Konzile und verläßt damit den Boden der alten Kirche.

Der Streit auf der Pleißenburg zu Leipzig macht den Humanisten klar, daß es sich bei dem Wittenberger nicht um bloßen Mönchszank handelt. Nun stellt sich der feurige Ulrich von Hutten mit seiner schneidigen Feder auf Luthers Seite und opfert sogar die guten Beziehungen zum Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, einem Hohenzollern, der durch den Kampf gegen den Ablaßhandel persönliche Schädigung erfuhr. Hutten reist, allerdings erfolglos, für Luther zum neuen Kaiser. Schon vor der Disputation zu Leipzig hatte sich der junge Professor des Griechischen an der Universität Wittenberg, Philipp Melanchthon (Schwarzerd) aus Bretten, dem Reformator angeschlossen. Auch die Hussiten wenden sich an Luther, der die ihm übersandten Schriften von Hus studiert.

Es entstehen drei Flugschriften, in denen Luther sich nicht mehr bloß als persönlicher Streiter für eine Kirchenlehre fühlt. Er will die Sache seines Volkes gegen die „Romanisten“ ausfechten. In seiner Person erhebt sich das politisch jahrhundertelang durch den römischen Papst mißbrauchte, finanziell von den Welschen ausgesogene, durch das Wesen der Verfallskirche sich völlig überfremdet fühlende Volk. Luther läßt im August 1520 seine wie Fanfarenstöße der Deutschheit wirkende Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“, dann die lateinische „De captivitate babylonica ecclesiae praeludium“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ erscheinen. In der ersteren lehnt er einen eigenen

Priesterstand ab. Jeder Christ ist zugleich Priester und hat das Recht, in Glaubensfragen Stellung zu nehmen und die Schrift auszulegen. Es gibt kein päpstliches Monopolrecht in Glaubenssachen. Der Papst ist nicht allein berechtigt, ein Konzil einzuberufen. Das Konzil muß frei von päpstlicher Beeinflussung sein. In der zweiten Schrift verwirft Luther die Siebenzahl der Sakramente und läßt nur noch die Taufe, das Abendmahl und die Buße gelten. Der Laie hat das Recht, den Kelch zu erhalten. In der dritten Schrift führt er aus, daß der Christenmensch frei sei und niemandem untertan. Zugleich mahnt er zu echter Nächstenliebe, indem er erklärt, der Christenmensch sei ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan. Wir sehen, aus dem Streit um den Ablaß ist etwas viel Mächtigeres geworden. Es geht um die Frage des Verhältnisses des Menschen zu Gott. Aus der Reformation, wie sie die Konzile verfechten wollten, ist ein Kampf des deutschen Menschen um seinen Gott geworden. Der Streit geht also um den Kern aller Dinge. Es sind ewige Probleme, keine subalternen Mißstände mehr.

Indessen bleibt man in Rom nicht müßig. Vor allem ist es der Scharfmacher Eck, der schürt und den Prozeß gegen Luther, schon aber auch gegen dessen kurfürstlichen Schützer betreibt. Wieder ist Cajetan für behutsames Vorgehen, dringt aber nicht durch. So wird die Bannbulle gegen den Glaubensstreiter vollzogen. Aber die Wittenberger Professoren weisen sie zurück, und Luther darf es wagen, vor dem Elstertore zu Wittenberg die päpstliche Bulle am 10. Dezember 1520 zu verbrennen. Damit war aller Welt kundgetan, daß es mit der Allmacht des Papstes in kirchlichen Dingen vorbei ist. Ein Sturm des nationalen Selbstgefühls ist gegen eine jahrhundertelange Bedrückung durch Rom entfesselt. Aus den Bindungen des Mittelalters hebt sich ein neues nationales Deutschland empor. Wird es, woran unendlich viel hängt, die ganze Nation erfassen? Wird es dem deutschen Volk mit einem neuen Verhältnis zu Gott zugleich ein neues Reich bringen? Das alte Reich ist nicht mehr zu reformieren. Die von Maximilian mit so guter Absicht und so großer Begeisterung unternommenen Versuche haben das erst recht bewiesen. Das Schicksal hat die größten Fragen aufgerollt, und Deutschland geht der größten Entscheidung entgegen. Wird das deutsche Volk reif und stark genug sein? Die Beantwortung der Frage muß zum großen Teil in der Person des Mannes liegen, der nun von den Kurfürsten an Stelle des verstorbenen Maximilian zum Kaiser gewählt wird.

Der neue Herrscher, der durch seine Stellungnahme im großen Glaubensstreit für lange der deutschen Geschichte das Gepräge gegeben hat, ist als Enkel Maximilians und Sohn Philipps am 24. Februar 1500 zu Gent geboren worden. Früh verwaist, spät sich entwickelnd und lange Zeit schwächlich, ist Karl der Erziehung seiner trefflichen Tante Margarete und den Lehren des streng kirchlich eingestellten Utrechter Theologen Hadrian überlassen.

In der Politik unterweist ihn, der später selbst ein Meister darin werden sollte, der gewandte Herr von Chièvres, *Wilhelm von Croy*. Auch als er mit 15 Jahren mündig wird und die Regierung der Niederlande antritt, behält der unermüdliche Erzieher und Ratgeber seinen großen Einfluß. Nach dem Tode des Großvaters Ferdinand ist Karl auch König von Spanien, das eben damals durch die Auswirkung der Entdeckungsfahrten des Columbus und die Eroberung von Mexiko zu geradezu märchenhafter Macht emporsteigt. Von 1517 bis 1520 weilt der junge Monarch in seinem Königreiche.

Von den vier Großeltern Karls sind zwei spanischen, die Großmutter väterlicherseits französisch-burgundischen und nur einer, Maximilian, deutschen Blutes. In seiner Jugend hat Karl nicht Deutsch gelernt. Das Hochdeutsche ist ihm auch immer im Grunde fremd geblieben. Er spricht Französisch und Flämisch, dieses am liebsten. In seinen Adern rollt das schwere Blut seiner Mutter Johanna, die später in Trübsinn verfiel und bis 1555 auf dem Schlosse von Tordesillas als Königin von Spanien ein umnachtetes Leben führte. Wir können uns den Kaiser selbst auch nicht richtig fröhlich vorstellen. *Ein starker Ernst und zurückhaltende Art liegen in seinem Wesen.* Er ist nicht leicht in seinen Entschlüssen, aber er weiß an ihnen festzuhalten. Je länger er Kaiser ist, um so mehr wächst er in die große Politik hinein. Seine Entschlüsse wird er, ein kluger, herber Schweiger, verheimlichen und dann auf einmal damit hervortreten, wenn sich's der Gegner nicht versieht. Von seiner Würde hat er die höchste Vorstellung, in seinem spanischen Königreich wird sein Wille auch wirklich Gesetz. In Deutschland aber sieht er sich überall gehemmt. Da sind alle die zahlreichen Herren, die auf ihre Rechte pochen und sich dem Kaiser gegenüber viel herausnehmen dürfen. Wie muß der stolze Karl diese Hemmungen schmerzlich empfinden, die überall seinem Willen in die Quere laufen! Wie lodert in ihm der Triumph auf, als er die ewig widerspenstigen Fürsten nach der Schlacht bei Mühlberg kleinbekommt. „Landgraf, ich will dich lachen lehren!" In diesem zornigen Ruf gegen den übermütigen Philipp von Hessen offenbart sich der verletzte Kaiserstolz. Und Kaiser ist Karl von ganzem Herzen. Man kann bei ihm nicht sagen, daß er das Reich *seinen Hausmachtinteressen dienstbar gemacht* habe. Denn sein ewiges Herumschlagen mit dem übermächtig gewordenen Frankreich hat für Deutschland den gefährlichst um sich greifenden Gegner in Schach gehalten. Und wir werden noch den alten Kaiser zur Wiedereroberung von Metz ausziehen sehen, werden seine tiefe Bedrückung erleben, als ihm die Wiederherstellung der Unversehrtheit des Reiches nicht mehr gelingt. Er *ist* ein Kaiser, indes bei stark deutscher Wesensart doch nur ein Kaiser ohne Volk, Kaiser eines universalen, römisch bestimmten Reiches mit weitem, sich erst allmählich minderndem Abstand zur deutschen Nation.

Karl V. ist im mittelalterlichen Sinne von seiner Pflicht durchdrungen, die



Tafel 34. Reichspräsident von Hindenburg

Generalfeldmarschall im Weltkrieg und Reichspräsident bis zu seinem Tode! Das Schicksal gönnte Hindenburg keine Rast, aber es gab ihm für das Übermaß des persönlichen Einsatzes das höchste Glück. Er durfte durch die Berufung Adolf Hitlers die Erneuerung Deutschlands einleiten und den ersten Aufstieg des Dritten Reiches erleben.



Tafel 35. Krieger vom Grabmal des Unbekannnten Soldaten
vor dem Armee-Museum in München. Von Professor Hermann Bleeker.

Kirche zu schützen. So wird er, auf den die derbe Art eines Luther seiner ganzen Erziehung nach keinen Eindruck macht, Kämpfer für etwas Vergangenes — gegen die neue Zeit. Darum hat er in diesem Kampf bei all seinen politischen Fähigkeiten und reichen Mitteln, gegen die besehen sein Großvater Maximilian zeitlebens ein armer Teufel gewesen ist, am Ende unterliegen müssen, und das deutsche Volk, gegen dessen heiße Religiosität er sich zur Rettung des alten Glaubens wandte, vermochte dem Unterlegenen auch nicht mehr gerecht zu werden. Denn Schweres ist durch diesen Herrscher geschehen. Wenn es ihm auch nicht möglich wurde, den Lutherschen Glauben in Deutschland auszurotten, er hat seinen Sieg aufgehalten und die Gegenkräfte, die sich dann in der Gegenreformation zusammenballen, recht eigentlich erst entfesselt. Ohne seine hemmende Hand, ohne die Wucht seiner so lange in Europa siegreichen Waffen, ohne die Wirkung seines mächtigen Beispieles, wäre die neue Lehre zu einem raschen restlosen Sieg in Deutschland gelangt. So hat Karl letzten Endes wider sein innerstes Wollen die Zweispaltung des Glaubens im Reiche herbeigeführt, indem er für das Mittelalter stritt, das die Nation eben damals mit der ganzen Inbrunst einer großen Bewegung überwinden wollte. Wenn Maximilian, obwohl er der letzte Ritter genannt wird, in eine neue Zeit hineinweist, so ist das Antlitz Karls letzten Endes der Vergangenheit zugekehrt, so modernen Charakter sein absoluter Staat und seine vielseitige, schwer enträtselbare Politik, die der ganzen Welt galt, auch trugen.

Karl V. (1519—1556, s. Bildtafel 15) ist nur mit Mühe gegen die Kandidatur des französischen Königs Franz I., und nur durch das Eintreten Friedrichs des Weisen, der selbst die Krone ablehnte, am 28. Juni 1519 gewählt worden. Es war sehr günstig für die Wahl, daß gerade damals der Schwäbische Bund, der immer für habsburgische Interessen zu haben war, den franzosenfreundlichen, gewalttätigen Ulrich von Württemberg aus seinem Lande vertrieben hat. Karl muß sich jedoch zu einer Wahlkapitulation verpflichten, in welcher er einem Reichsregiment zustimmt und verspricht, sich in deutschen Dingen nur des Rates von Deutschen und des Deutschen als Amtssprache zu bedienen, sowie keine fremden Truppen ins Land zu führen.

Auf dem ersten Reichstage zu Worms erhält der Kaiser, politisch noch völlig von Chièvres, der übrigens vor dem Ende der Tagung einer Grippeepidemie zum Opfer fällt, gelenkt, die von ihm geforderte Unterstützung in Gestalt von 4000 Reitern und 20000 Mann zu Fuß, willigt aber dafür in ein Reichsregiment, in das er nun selber zwei Räte entsendet, in welchem ihm auch die wichtigsten Entscheidungen vorbehalten bleiben. Nur wenn er abwesend ist, darf das Reichsregiment beschließen. Dieses und das nun wieder ins Leben gerufene Reichskammergericht erhalten ihren Sitz in Nürnberg. In Worms werden zugleich die habsburgischen Rechte auf Böhmen und Un-

garn, sowie Innerösterreich und Österreich auf den in Spanien aufgewachsenen Ferdinand übertragen. Ein Jahr später erhält er in der Brüsseler Teilung auch Vorderösterreich dazu (7. Februar 1522). Diese Teilung ist endgültig geblieben.

In Worms soll auch die kirchliche Frage geregelt werden. Aber es kommt nicht zur sofortigen Ächtung Luthers, die seine haßerfüllten Gegner wollen, denn der Kaiser muß auf Friedrich den Weisen Rücksicht nehmen. Außerdem verhält sich gerade damals der Papst — es ist der große Mäzen und politische Meisterlügner Leo X. — höchst zweifelhaft gegen Karl. Luther wird dadurch eine Art Druckmittel der kaiserlichen Politik gegen den Papst. Der Kaiser sieht auch den reißenden Absatz von Luthers Flugschriften in Worms, seine Popularität in Deutschland. So erhält denn der Reformator freies Geleit, um auf dem Reichstag zu erscheinen, wo er, unterwegs durch stürmische Begrüßungen ermutigt, mit stattlicher Begleitung am 16. April 1521 einreitet. Tags darauf vor den Reichstag berufen, ist er zunächst durch die stattliche Versammlung der Würdenträger beirrt, spricht aber nach einer Bedenkzeit von 24 Stunden mit großer Festigkeit. Von Eck verhört, erklärt er, daß er seine antipäpstlichen Schriften nicht widerrufen könne, die Schärfe in seinen persönlichen Streitschriften aber bedaure er. Als ihm Eck weiter zusetzt, leugnet er die Unfehlbarkeit der Päpste und der Konzile. Seine letzten der Überlieferung nach gesprochenen Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ gehen in dem Tumult unter, der sich nach seinen energischen Erklärungen erhoben hatte. Der Kaiser, auf den Luther nur einen abstoßenden Eindruck gemacht hat, fordert, daß mit diesem als Ketzer verfahren werde. Aber die Kurfürsten setzen neue Verhandlungen durch, die indessen an Luthers Mißtrauen scheitern. Eck verkündet diesem am Abend des 24. April, daß er abzureisen hätte. Sein freies Geleit gelte 21 Tage, dann werde gegen ihn verfahren werden. Der Kaiser hat damit verschmäht, gegen den mutigen Mönch so vorzugehen, wie einst Kaiser Sigmund gegen den unglücklichen Hus.

Auf der Rückreise erfolgt am 4. Mai jener durch seinen Landesherrn vorbereitete und Luther mitgeteilte Überfall, der ihn auf einige Zeit aus den Augen seiner Feinde bringt. Denn niemand sucht auf der starken Wartburg in dem Junker Georg den umstrittenen Reformator.

In Worms hat sich inzwischen der Kaiser mit dem Papst versöhnt und gegen den König von Frankreich verbündet. Am selben Tage, da er mit dem Papst einig wird, verhängt Karl — hierin zum erstenmal sehr persönlich auftretend — im Wormser Edikt die Reichsacht über Luther, legt es aber erst, als die Widerstrebenderen unter den Fürsten abgereist sind, der Versammlung vor. Zugleich wird verfügt, daß kein Buch ohne geistliche Zensur gedruckt werden dürfe. Die Bücher Luthers sollen verbrannt werden.

Junker Jörg auf der Wartburg aber macht sich daran, die Übersetzung der Bibel mit aller Gründlichkeit vorzunehmen. In ihr hat er zugleich, dem Brauch der sächsischen Hofkanzlei folgend, die hochdeutsche Schriftsprache angewendet und ihr durch den großen Erfolg seines Werkes zum Heile deutscher Volkseinheit sogar in Niederdeutschland und in der Schweiz zum Siege verholfen. Das Neue Testament ist bereits 1522, das Alte erst 1534 erschienen. Durch den Kanzler Spalatin bleibt Luther zugleich in Verbindung mit der Welt. Flugschriften und Schreiben aller Art flattern aus der Wartburg hinaus.

Christengemeinden im Sinne der Freiheit des Christenmenschen bilden sich, vor allem im Kursächsischen. Die altkirchlichen Einrichtungen verfallen. Eifrige Unterführer treten auf, so besonders Luthers früherer Kollege Karlstadt. Er fordert die Aufhebung des Zölibats, das Abendmahl unter beiden Gestalten und Abschaffung der Beichte und der Bilder, die ihm als Götzendienst erscheinen. Besonders radikal tritt Gabriel Zwilling, ein früherer Zwickauer Augustiner, auf, der zu Beginn 1522 in Wittenberg einen Bildersturm hervorruft. Damit beginnt die Reihe der sinnlosen Verwüstungen, die mit dem deutschen Kunstgute aus dem Mittelalter an verschiedenen Orten so jammervoll aufräumt. Wie eine Seuche geht diese kunstfeindlichste Bewegung, die es je gegeben, über die deutsche Erde. Wir sehen, wie von diesem Wahnsinn befallen, in dem Münster der Wiedertäuferzeit der berühmte Beldensnyder gegen sein eigenes Werk als Sündhaftigkeit wütet. Schon erscheint der Tuchmacher Storch in Wittenberg als Sendling Thomas Münzers aus Zwickau. Wie dieser fühlt er sich unmittelbar vom Heiligen Geist beseelt. Er erkennt auch die Bibel nicht mehr an, nur die göttliche Eingebung. Luther fühlt die kommenden Gefahren. Er merkt es, wie der Kurfürst Friedrich der Weise mit Rücksicht auf das Reichsregiment anfängt schwierig zu werden. Freiheit ist nur für den Menschen, der in sich selber Zucht zu halten vermag. Die Schwarmgeister aber führen im Namen der Freiheit Axthiebe gegen die Freiheit. Luther erscheint in Wittenberg und stellt das Treiben ab. Er beläßt die alten Kirchenverhältnisse. Das Neue soll sich allmählich aus dem Bedürfnis der neuen Gemeinden heraus bilden. Karlstadt aber, fortan mit Luther zerfallen und ihn bekämpfend, wird vom Kurfürsten aus dem Lande gewiesen. Er ist 1541 in der Schweiz der Pest erlegen.

Die neue Lehre greift um sich. Fürsten wie Philipp der Großmütige von Hessen und Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, treten zu ihr über.

Kaiser Karl hat Deutschland wieder verlassen. Er will das übermächtig gewordene Frankreich demütigen. Als Enkel der Maria von Burgund erhebt er Anspruch auf das Herzogtum Burgund. Artois und Flandern sollen aus der französischen Oberherrschaft gelöst, die Dauphiné, die Provence,

Mailand und Genua dem Reich wiedergewonnen werden. Die Franzosen aber hoffen, sich Neapel zu erstreiten. In der ersten Zeit dieses Krieges ist der Kaiser durch eine Erhebung in Spanien schwer gehemmt. Seit 1525 aber ist er der fast unumschränkte Herr in seinem Lande und kann sich bedingungslos auf seinen Adel verlassen. Nach wechselndem Kampfe erobert der spanische General Prospero Colonna die Stadt Mailand, und am 27. April 1522 erringen die Kaiserlichen unter Georg von Frundsberg bei Bicocca einen Sieg. Bald darauf tritt Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, der mächtigste Vasall des Königs Franz, auf die Seite des Kaisers. Aber der Patriotismus der Franzosen bringt die damit verbundene Erhebung in Südfrankreich zum Scheitern, und der Prinz muß als landloser Flüchtling sein Vaterland verlassen. Nach erbittertem Hin und Her der Kämpfe in Italien und Südfrankreich erscheint Franz I. in Oberitalien und schließt die Kaiserlichen in Pavia ein. Zum Entsatz rücken mit Scharen von deutschen Landsknechten Karl von Bourbon und Georg von Frundsberg heran. Mit 13000 Deutschen, 6000 Spaniern, 3000 Italienern und 2100 Reitern besiegen sie in der großen Schlacht von Pavia am 23. und 24. Februar 1525 die Franzosen, deren Schweizer Truppen von den Landsknechten geworfen werden. Der Sieg ist zur Entscheidung des Krieges geworden, da sich unter den Gefangenen des blutigen Tages auch der König von Frankreich befindet. Ein verräterischer Bund Franz Sforzas in Mailand mit dem Papst sucht die schwer erkämpfte Machtstellung Karls nochmals zu erschüttern. Aber der kaiserliche Feldherr Pescara erweist sich gegen die Nachstellungen des Verrates als unerschütterlich. Durch scheinbares Eingehen auf die Gedanken der Verschwörer gelingt es ihm, ihre Pläne zu durchkreuzen. Er hat eben die drohende Gefahr abgewendet, als er, erst 36 Jahre alt, stirbt. Der König von Frankreich aber, der nach Spanien gebracht wird, muß für die Wiedererlangung seiner Freiheit im Frieden von Madrid (14. Jänner 1526) auf Mailand verzichten und das Herzogtum Burgund an Karl abtreten. Im Herzen ist er entschlossen, den Vertrag, den auch seine Stände ablehnen, zu brechen.

Durch diesen Krieg mit Frankreich, wie auch durch die drei folgenden, erhält der deutsche Westen Ruhe. Siegt der Kaiser, dann kommen auch längst entfremdete Gebiete zum Reiche zurück. Allerdings wird er dann die Macht haben, die Glaubenssache in Deutschland einer raschen Entscheidung entgegenzuführen. Bis dahin aber gibt es nur halbe Maßnahmen, die der Reformation zugute kommen.

In Deutschland hat sich inzwischen eine Tragödie ereignet. Die Reichsritterschaft, die keine richtige Lebensmöglichkeit mehr besitzt, schlägt unter der Führung des trotzigen Franz von Sickingen gegen die geistlichen Fürsten los, um durch deren Beseitigung ihre Lage zu bessern. Aber der überraschende

Vorstoß auf Trier im Spätsommer 1522 mißlingt, und gegen den Reichsritter verbünden sich der Pfalzgraf bei Rhein, der Trierer Erzbischof und Philipp von Hessen. Das Reichsregiment hat Sickingen geächtet, und diesmal wird die Acht für ihn verhängnisvoll. In der Burg Landstuhl bei Kaiserslautern eingeschlossen und um die erwartete Hilfe betrogen, sieht Sickingen seine Mauern unter dem Feuer der feindlichen Geschütze zerbrechen und wird selbst durch eine Kanonenkugel tödlich verletzt. Er erliegt seiner Wunde am 7. Mai 1523. Der Landstuhl wie auch seine übrigen Burgen fallen in die Hand der Feinde, selbst die starke Ebernburg mit ihren 36 Geschützen. Die Reichsritterschaft ist um den letzten Rest ihrer Bedeutung gekommen.

Das Reichsregiment kann sich nicht durchsetzen. Eine von Ferdinand gegen die Türken erbetene Hilfe, die unter ihrem Sultan Soliman dem Prächtigen gewaltig um sich greifen, kommt nicht zustande. Das Wormser Edikt erklärt ein Nürnberger Reichstag für undurchführbar. Binnen einem Jahr soll ein allgemeines Konzil auf deutschem Boden stattfinden, bis dahin aber der Zank verboten sein, und die Prediger sollen nur das Evangelium und die Schrift lehren. Ein beschlossener Reichszoll scheitert an der Selbstsucht der Städte, der Fürsten und an der Weigerung der Niederländer. Das Reichsregiment siedelt schließlich, in seinem Ansehen schwer erschüttert, nach dem österreichischen Eßlingen über. Zur Durchführung des Wormser Edikts ist drei Jahre nach seiner Erlassung noch nichts geschehen. Aber in Regensburg bildet sich ein Bund der kirchentreuen Kreise, in welchem sich die bayrischen Herzöge, Ferdinand von Österreich, der Erzbischof von Salzburg und elf süddeutsche Bischöfe zusammenschließen. Sie werden in ihrem Gebiete das Wormser Edikt durchführen und ihren Untertanen den Besuch der Universität Wittenberg verbieten.

Indessen ist durch die religiöse Erregung jene Bewegung ausgelöst worden, die sich schon im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts als ein unheimliches Wetterleuchten angekündigt hat, jetzt aber als ein entsetzliches Gewitter über dem Himmel von Mittel- und Süddeutschland steht. Die Bauern erheben sich. Der Aufruhr erfolgt zunächst in dem völlig zerstückelten, von zahlreichen kleinen und kleinsten Territorien durchsetzten Schwaben und Franken. Eine alte Wunde der deutschen Geschichte, die Zertrümmerung seiner Südwestflanke, die noch aus den Kämpfen der Stauferzeit und aus dem Interregnum herstammt, bricht plötzlich auf. Alle die kleinen Herren hier haben, um sich behaupten zu können, auf ihre Untertanen, die Bauern voran, aber auch auf die Städter, Last auf Last gehäuft, in den kleinen Territorien oft in zügellosem Übermut. Die Grundherren nehmen den Bauern allmählich die gemeine Mark, das Wald- und das Jagdrecht. Die Fürsten kümmern sich nicht um die Flurschäden, die durch ihre Jagden den Bauern erwachsen. Aber wehe dem Landmann, wenn er mit einer Waffe in den

Wäldern getroffen wird! Der Herzog Ulrich von Württemberg droht den Bauern, die er dabei ertappt, mit der Strafe der Blendung. Verarmte städtische Kreise sympathisieren mit der wachsenden Gereiztheit der Bauern. Besonders schwer werden die geistlichen Zehnten empfunden. Verhaßt ist zumeist auch der ritterliche Grundherr, der, selbst in wirtschaftlichen Nöten, mit den Fürsten und vornehmen Städtern wetteifern will und die Mittel dazu aus seinen Untertanen herausschindet.

Der Funke der religiösen Begeisterung aber bringt die sozialen Brände zum Auflodern. Die Bauern mißverstehen die Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen, die ja auch durch die umherziehenden Prediger oft falsch ausgedeutet wird. Durch das allgemeine Priestertum hofft man, die ausbeutende Kirche loszuwerden. Wie muß der Bauer seine harten Fäuste ballen, bereit, nun all das abzuschütteln und zu vergelten, was so lange auf ihm gelastet hat! Daß eine solche Erhebung von Gedrückten und so lange angesammeltem Haß zu schwerer Gewalttat führen muß, wenn sich kein Lenker findet, nach dem ersten Strafgericht die aufstehenden Massen vom sinnlosen Taumel der Rache zu befreien und in eiserner Disziplin auf die Erringung möglicher Ziele zu lenken, ist klar.

Zuerst geht es in der badischen Grafschaft Stühlingen los. Hans von Bulgenbach gründet in Waldshut die evangelische Brüderschaft. Bald sind der Klettgau, der Thurgau, dann auch der Hegau mitgerissen. Im Februar 1525 stehen die Algäuer gegen den Bischof von Augsburg auf. Sendlinge und Flugzettel verbreiten die Erhebung in dem zerrissenen Gebiet mit reißender Geschwindigkeit. Städte wie Memmingen und Kempten schließen sich an. Die Bauern verjagen den habsburgischen Statthalter in Stuttgart, der hier seit der Vertreibung des Herzogs sitzt. Bald sind auch das östliche Schwaben, das Elsaß und der Breisgau im Aufstand. An den Klöstern kühlt sich der langgespeicherte Zorn. So gehen St. Blasien, Masmünster und Lorch in Flammen auf. Am 2. Mai 1525 wird auch die alte Hohenstaufenburg zerstört. Eine Stätte deutschen Weltruhmes versinkt.

Der Aufstand hat ein Programm, die zwölf Artikel. In diesen wird freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden und Predigt eines unverfälschten Evangeliums gefordert. Die Zehnten mit Ausnahme des großen Zehnten, den die Bauern mit Rücksicht auf die Bibel beibehalten, sollen abgeschafft werden, ebenso die Leibeigenschaft. Sie fordern freie Jagd und freien Fischfang, freie Nutzung des Waldes mit Ausnahme dessen, was die weltlichen und geistlichen Herren durch Kauf erworben haben. Die willkürlich gesteigerten Fronden sollen verschwinden. Lasten nur nach dem Herkommen, Dienste nur in den Zeiten, die den Bauern passen! Herrendienst gegen angemessene Bezahlung, Milderung der Pachtzinsen, Aufhebung unangemessener Geldstrafen! Wiederherstellung der gemeinen Mark, Aufhebung des Tod-

falles, d. i. die Auslieferung des Besthauptes beim Tod des Hofbesitzers! Der 12. Artikel aber erklärt die Bereitwilligkeit, jede der elf Forderungen aufzugeben, wenn sie der Heiligen Schrift widerspreche.

Den Verfasser dieser Forderungen kennen wir nicht. Der maßvoll gehaltene Inhalt hätte Verhandlungen möglich machen können, doch fehlt der maßgebende Führer der Bauern. Manche Grundherren haben die Forderungen angenommen, andere, auch mächtigere unter ihnen, neigten dazu. Auch Ritter schließen sich der Bewegung an. Florian Geyer tritt an die Spitze des Schwarzen Haufens, Götz von Berlichingen übernimmt die Führung im Odenwald, wo Georg Metzler den Hellen Haufen oder das evangelische Heer gesammelt hat. Auch Wendelin Hippler ist bei diesem. Aber ehe Berlichingen die Führung übernimmt, sind schwere Gewalttaten geschehen. Das Benediktinerkloster Schöntal an der Jagst wurde niedergebrannt, und am 16. April haben die Bauern Weinsberg und die Burg Weibertreu genommen und den Grafen Helfenstein mit über 20 Edelleuten am dritten Ostertag Spießruten laufen lassen. Trotzdem treten Städte wie Heilbronn und Wimpfen mit ihrem Geschütz den Bauern bei, auch zahlreiche Edelleute. Berlichingen erobert die Stadt Würzburg, wo sich die Bürger anschließen. Aber der Marienberg, der die Stadt überragt, wird unter der Führung des Sebastian von Rotenhahn von den Bischöflichen behauptet.

Eine Zeitlang zuckt aus dem Morden und Plündern eine große Idee auf: Reichsreform auf dem Boden der zwölf Artikel, Reichsparlament und Reichsregierung in Heilbronn, Steuern nur noch für den Kaiser, in ganz Deutschland eine Münze, ein Maß, ein Gewicht; deutsches Recht an Stelle des römischen; das Reichskammergericht Obergericht für alle Stände, Einziehung der Kirchengüter zum gemeinen Nutzen, Ende des Wuchers der großen Handelshäuser, unerschütterlicher Landfrieden in Deutschland. Dieser großartige Entwurf soll aus der Feder von Wendelin Hippler stammen. Mit einem Schlag wäre so die im Sand verlaufene Reichsreform wieder aufgelebt, im Sinne der Aufrichtung einer starken, kaiserlichen Gewalt. Bürger und Bauern hätten sich auf diesem Boden erst richtig einwurzeln können, und auch für den Reichsritterstand hätte sich ein Weg gefunden, ihn aus seinen sinnlosen Raufhändeln zu lösen und in das Gefüge der Nation einzugliedern. Aber wo war damals, wo in Mord und Brand und Plünderung, in Rache und Gegenrache die kluge Erwägung schweigt, die Autorität, diese Gedanken auch durchzusetzen? Außerhalb des wilden Streites stehen zwei Männer, berufen einzugreifen. Der eine das Oberhaupt des Reiches, der andere unbedingte Autorität für unheimlich viele Deutsche seiner Zeit.

Aber der Kaiser schlägt sich mit den Franzosen herum, um ihnen Mailand und Burgund abzunehmen, und ahnt nicht, daß in Deutschland bei dieser erdbebenartigen Erschütterung jetzt mehrere Mailand und mehrere Burgund zu

gewinnen sind, wenn er durch die Macht seiner Landsknechte Ruhe gebietet und genial und vorurteilsfrei eingreift. Karl V. ist eben kein Deutscher und ist zudem seiner Denkart und Kaiseridee nach an die alte Kirche gebunden. Das schlägt jede ausgreifende Kaiserpolitik von vornherein zu Boden. Der andere Mächtige aber muß wegen der feindseligen Haltung des Kaisers gegen seine Lehre vorsichtig auftreten und darf nichts tun, was den Blitz herabbeschwören könnte. Er muß sich auf die Fürsten stützen, und diese stehen gegen die Bauern. Aus seiner Mönchszeit her ist ihm Auflehnung mit Waffengewalt verhaßt, doch bedenkt er nicht, daß er selbst die folgenschwerste Auflehnung gebracht hat, daß Wort und Lehre auch Waffen und oft noch schicksalsvollere sind als Morgensterne und Hellebarden. Er vergißt, daß es seine Aufgabe ist, sich als nationaler Reformator und Liebling des Volkes um die zu kümmern, die auf Grund seiner Parole von der Freiheit des Christenmenschen zu den Waffen gegriffen haben. Luther ist leider kein politisches Genie. So geht alles seinen Gang. Der Kaiser versäumt seine beste Stunde, er und der Reformator enttäuschen die Bauern. Luther fordert sogar in einer wilden Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" die Fürsten auf, dem Aufstand mit brutaler Gewalt ein Ende zu bereiten.

So flutet die revolutionäre Bewegung ohne Führer dahin. Die Götz von Berlichingen und Florian Geyer sind Haudegen, von denen der letztere für eine untergehende Sache als Held zu sterben weiß, aber Führer sind sie nicht. Der Aufruhr wird immer zügelloser und reift dem erbarmungslosen Schwert der Rächer entgegen. In Mitteldeutschland hat Thomas Münzer die Scharen aufgerufen, und sie hausen entsprechend dem fanatischen Temperament ihres Erweckers. Bildersturm und Klosterbrand! Der austilgende Krieg soll ein Gottesstreit sein. Thomas Münzer will als Werkzeug des rächenden Gottes dessen Gericht, das er für nahe bevorstehend hält, bereiten. In Mühlhausen in Thüringen ist der Sitz seiner Herrschaft. Der Aufstand tobt nun vom Südwesten Deutschlands bis nach Thüringen, bis ins Vogtland und bis ins Erzgebirge.

Aber schon gehen die Ritter- und Landsknechtsheere des Schwäbischen Bundes und der Fürsten die Bauernhaufen an, die zu ernstlichem Widerstand gar nicht fähig sind. Thomas Münzer erliegt bei Frankenhausen den sächsischen Herzögen und dem Landgrafen von Hessen. 35 Jahre alt, wird er nun hingerichtet. Im Vogtland und im Erzgebirge, früher schon im Fuldischen, wird es still. Die elsässischen Bauern müssen sich, bei Zabern eingeschlossen, dem Herzog Anton von Lothringen ergeben, der sie — es sind ihrer 17000 — unter Bruch des vereinbarten freien Abzuges niedermetzeln läßt. Die württembergischen Bauern schlägt der Truchseß von Waldburg bei Sindelfingen. Weinsberg wird aus Rache für den Helfensteiner verbrannt. Die Bauern vom Rhein müssen bei Bruchsal die Waffen strecken.

Der Helle Haufen versucht vergebens, sich des Marienbergs zu bemächtigen, dann zieht er rückwärts. Der Ritter Berlichingen läßt am 29. Mai heimlich die Bauern im Stich; die Verlassenen werden am 2. Juni 1525 bei Königshofen an der Tauber vom Truchseß gestellt und niedergehauen. Zwei Tage danach endet auch der Schwarze Haufen Florian Geyers bei Ingolstadt und Sulzdorf. Der tapfere Ritter ist bald darauf in der Nähe von Schwäbisch Hall gefallen. Im Juni bricht über die Städte Würzburg und Rothenburg ein schweres Strafgericht herein. Der große Bildschnitzer Thilman Riemenschneider hat bei der Folter, die über ihn als einen am Aufstand der Bürger gegen ihren bischöflichen Herrn Beteiligten verhängt wurde, seine kunstfertige Hand auf immer verloren.

Nach diesen fürchterlichen Mai- und Junitagen mit ihrem blutgierigen Morden und entsetzlichen Strafgerichten senkt sich Totenstille über das zertretene Land. Der Bürgerkrieg ist aller Kriege grausamster und so oft sinnlosester. Im Bauernaufstand sind in Franken allein 50 Klöster und 292 Burgen zerstört, in Thüringen mindestens 70 Klöster vernichtet oder geplündert worden. Und nach all diesem Schrecklichen ist die Lage der Bauern fast überall schlechter als zuvor. Das Landesfürstentum hat den Nutzen.

Noch halten sich die Bergleute und Bauern im Salzburger Bergland. In der benachbarten Steiermark haben sich Schladming und Eisenerz den Aufständischen angeschlossen. Erst im September werfen bayrische und schwäbische Truppen und im Ennstal die Österreicher die Erhebung nieder. Noch einmal flammt die Empörung im nächsten Jahre auf, bis ihr das Blutgericht von Radstadt im Juli 1526 ein Ende bereitet. Das einzige Land, wo die Bewegung einen Erfolg gebracht hat, ist Tirol, wo Erzherzog Ferdinand eine Besserung der Lage gewährt. Allerdings gehören die Bauern hier schon seit jeher den Ständen an. Überall sonst ist so unendlich viel Blut sinnlos vergossen worden. Und wo war bei alledem der Kaiser geblieben? Er saß ferne in Spanien und freute sich des Triumphes über den französischen König.

In Deutschland verschärft sich die Stimmung zwischen den religiösen Parteien. Einem katholischen Dessauer Bündnis tritt das Gotha-Torgauer Bündnis des Kurfürsten Johann von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen gegenüber.

Karl, dessen Ankunft in Deutschland erwartet wird, sieht sich in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt, dem sich in der Liga von Cognac Venedig, Florenz, Mailand und der Papst verbündet haben. Ein Vormarsch deutscher Landsknechtshaufen unter dem alten Georg von Frundsberg bringt die Sache des Kaisers in Italien zum Sieg. Gradewegs rücken Frundsberg und Karl von Bourbon auf den Kirchenstaat los. Der Papst versucht vergebens, sich loszukaufen, die spanischen Söldner und die Landsknechte bestehen auf der Plünderung der Ewigen Stadt. Georg von Frunds-

berg erleidet bei der Meuterei seiner Soldaten einen Schlaganfall und muß das Heer verlassen. In Schwaben ist der alte Soldatenvater schon am 20. August 1528 gestorben. Inzwischen haben die Belagerer sich bereits im Mai der Stadt der Päpste bemächtigt. Karl von Bourbon ist beim Sturme gefallen, um Mitternacht setzt die grauenhafte Plünderung ein, die viele Tage dauert, das ärgste Zorngericht, das die Ewige Stadt jemals betroffen hat. Nur gegen schwere Zahlung erlangt der Papst Waffenstillstand. Spanier und deutsche Landsknechte, unter ihnen auch viele Anhänger der neuen Lehre, bewachen ihn. Da die Waffen des Kaisers trotz mancher Wechselfälle in Italien siegreich bleiben, kommt es zu Barcelona zum Frieden mit dem Papst, mit Franz I. am 5. August 1529 zum Frieden von Cambrai, den die unermüdliche Tante des Kaisers, Margarete, und Luise, die Königinmutter von Frankreich, zustande gebracht haben.

Für die neue Lehre bedeutet der Krieg eine Atempause. Obwohl auf dem Reichstag zu Speyer die altgläubigen Stände das Übergewicht haben, wird am 27. August 1526 beschlossen, daß es jeder Stand mit seinem Bekenntnis halten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. Luther kann die Erfahrungen des Bauernkrieges verwerten. Er sieht, daß die freien Gemeinden nicht voll verwirklicht werden können und stützt sich nun auf die Obrigkeit. Die Reichsstände regeln die landeskirchlichen Einrichtungen. Kursachsen geht voraus. Im Norden wird Luther durch den wackeren Johannes Bugenhagen unterstützt. Der Reformator stellt nun die evangelische Lehre in Katechismen zusammen. Er trägt seit 1524 die Kutte nicht mehr und hat ein Jahr darauf die frühere Nonne Katharina von Bora geheiratet.

Im Jahre 1526 erliegt der ungarische König Ludwig den Türken unter ihrem großen Sultan Soliman in der Schlacht bei Mohacs und kommt auf der Flucht ums Leben. Da er kinderlos blieb, ist nach dem alten von Maximilian abgeschlossenen Erbvertrag der Habsburger Ferdinand allein erbberechtigt. Gegen Anerkennung der hussitischen Landeskirche und reiche Bestechungen gelingt es ihm, sich als König von Böhmen durchzusetzen, was seine Machtstellung in Deutschland gewaltig hebt. In Ungarn aber ist inzwischen der Wojwode von Siebenbürgen Johann Zapolya zum König gewählt worden. Aber auch Ferdinand wird gewählt. Sein Feldherr, Graf Niklas Salm siegt bei Tokay über Zapolya, der flüchten muß. Indes, Sultan Soliman will das Königtum Ferdinands nicht anerkennen, und so steht ein gefährlicher Waffengang bevor, der erste von vielen verheerenden Türkenkriegen.

Die Stimmung in Deutschland verschärft sich. Ferdinand und der Kurfürst von Brandenburg, sowie andere Reichsstände wenden sich unter gleichzeitiger Beseitigung von Mißständen im kirchlichen Leben mit scharfen Verfügungen gegen die neue Lehre. Die altgläubige Mehrheit des Speyerer

Reichstages von 1529 hebt den Beschluß des ersten Speyerer Reichstages auf. Die Evangelischen sollen künftig in katholischen Ländern nicht mehr geduldet werden, wohl aber die Katholiken in evangelischen Ländern Schutz genießen. Weitere Beitritte zur neuen Lehre werden nicht mehr gestattet. Die evangelischen Reichsstände legen gegen diesen Reichstagsbeschluß Protest ein. In Gewissensfragen gebe es keinen Mehrheitsbeschluß. Diese Protestanten von Speyer sind sieben Fürsten (Kursachsen, zwei Hessen, Brandenburg-Ansbach, zwei Braunschweiger und Anhalt), und 13 Reichsstädte (Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Isny, St. Gallen, Weißenburg, Winsheim). Seitdem heißen die Anhänger der neuen Lehre Protestanten.

Unter den Protestanten entwickeln sich innere Gegensätze. In der Schweiz ist ein neuer Glaubenslehrer, Huldreich Zwingli, aufgetreten. 1484 zu Wildhaus am Fuße des Säntis geboren, ist er nach humanistischen Studien in Wien und Basel Pfarrer in Glarus und Einsiedeln geworden. Als Feldprediger der Schweizer Söldner war er Zeuge der Schlacht bei Marignano. Zurückgekehrt, lernt er die Schriften Luthers kennen und verbindet sie mit eigenen Gedanken zu einer neuen Einheit. So wird er der Reformator der Schweiz, will aber nicht nur die kirchlichen, sondern auch die erkannten politischen Mißstände in der Heimat abstellen. Er ist Gegner des Ablaßhandels und für die Rechtfertigung durch den Glauben, aber auch Gegner des Reislaufens, das ist das Außerlandziehen der Schweizer in fremdem Solde. Die Schweizer Städte, vorerst Zürich, St. Gallen, Basel und Bern, schließen sich ihm an. Zürich kündigt die bestehenden Pensionsverträge mit Frankreich. In den Urkantonen, für die das Vermieten der Wehrkraft der einzige Erwerb der armen Bevölkerung ist, finden die Mahnungen des Reformators leidenschaftliche Ablehnung. Zürich, Konstanz und Bern, dann auch andere Städte der Schweiz, verbünden sich im Grundrecht christlicher Burgrechte. Aber auch die katholischen Kantone, fünf an der Zahl, verbünden sich zu Waldshut untereinander und mit Österreich. Zwingli hat in Süddeutschland, in Straßburg, einen Bundesgenossen gefunden. Der Landgraf von Hessen, der die Notwendigkeit des Zusammenschlusses erkennt, vermittelt zwischen Luther und Zwingli, die einander nicht kennen. Der Wittenberger erblickt in dem Schweizer einen Schwarmgeist; er ist ihm zu radikal, denn Zwingli gestattet die Verteidigung des Glaubens. Das durch Vermittlung des Landgrafen vom 2. bis 4. Oktober 1529 geführte Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli scheitert, da der Schweizer im Abendmahl nur eine Erinnerungsfeier an Christus erblickt, Luther aber an seine Gegenwart glaubt. Politische Erwägungen über die Notwendigkeit des Zusammengehens beeinflussen die beiden auf den Glauben gerichteten Gottesmänner, besonders aber Luther, nicht. So bleiben die Bündnisbemühungen

Zwinglis Stückwerk. Nur Straßburg und Hessen sind mit den Schweizer Städten verbündet.

Während so Deutschland nicht nur politisch, sondern auch religiös zerrissen ist und der Kaiser noch in der Ferne weilt, bricht Sultan Soliman mit einem gewaltigen Heere, angeblich 250000 Mann, von Konstantinopel auf, um Ungarn zu unterwerfen. Im türkischen Siegeslager von Mohacs huldigt ihm Zapolya. Nach heldenmütigstem Widerstand einer kleinen Schar deutscher Landsknechte kommt Ofen in die Hand der Osmanen. Nun schwebt die furchtbarste Gefahr über Wien. Wehe Süddeutschland, wenn das Heer des Padischah die Stadt zu erobern vermag. In dieser Not ruft Luther in seiner Schrift vom „Krieg wider die Türken" zum Kampf auf, und es sammelt sich ein Entsatzheer. Inzwischen verteidigt mit 17000 Landsknechten, Böhmen und Spaniern, der 71jährige Graf Niklas Salm die Stadt. Die Belagerung dauert vom 24. September bis 14. Oktober 1529. Die Türken brechen drei Breschen in die Mauern, aber die beiden ersten Male scheitert der Sturm, und beim dritten schaudern die Angreifer vor der todesmutigen Entschlossenheit der Landsknechte zurück. Diese sind damals zweifellos die besten Soldaten. Der Sultan bricht mit dem Anrücken der kühlen Jahreszeit die Belagerung ab, indes, der Kampf um Ungarn wird ohne Erbarmen, verbunden mit schweren Heimsuchungen für die österreichischen Alpenländer, weitergehen.

Der Kaiser hat sich inzwischen in Bologna mit Papst Clemens VII. versöhnt und am 24. Februar 1530, umgeben von 3000 Landsknechten, mit seiner Gemahlin Isabella von Portugal die Kaiserkrönung und zwei Tage vorher, die Krönung mit der Eisernen Krone erhalten. Dann geht er nach Augsburg zum Reichstag, wo die Religionsfragen, die Türkengefahr und die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König behandelt werden sollen. Karl ist jetzt durchaus selbständig geworden, sein Auftreten ist diplomatisch abgewogen, er gibt seine eigenen Ansichten nicht preis, scheint aber versöhnlich zu sein. Die Protestanten wünschen eine Verständigung, auch Luther, besonders aber Melanchthon. Das dem Kaiser auf dem Reichstag überreichte, von Melanchthon ausgearbeitete **Augsburger Bekenntnis** weist unter 28 Artikeln nur 7 von der katholischen Lehre abweichende auf. Man lehnt die Zwinglianer und Schwarmgeister ab, die eine eigene Konfession (die Tetrapolitana) verfassen, die von Straßburg, Memmingen, Lindau und Konstanz unterzeichnet wird. Der Kaiser aber nimmt sie gar nicht an. Für die Augustana, das Augsburger Bekenntnis, fordert er ein Gegengutachten der Katholiken. Als dieses, die Konfutation, eingereicht wird, erklärt der Kaiser das Augsburger Bekenntnis für widerlegt und verlangt die Unterwerfung. Trotz des großen Entgegenkommens Melanchthons, der schließlich sogar die Bischofsgewalt anerkennen will, wird an dem Wormser Edikt festgehalten. Nach Abreise des Kurfürsten von Sachsen und vor ihm schon des Landgrafen von Hessen beschließt die

katholische Mehrheit Bann, Reichsacht und Verfolgung durch das Reichskammergericht für jeden, der nicht bis Mitte April umkehrt.

Die Evangelischen sehen, daß jetzt jede Verständigung unmöglich ist. Schließen sie sich nicht zusammen, dann werden die Räder über sie hinweggehen. Auch Luther und sein Kreis erklären nun den Widerstand gegen den Kaiser für erlaubt. In Schmalkalden schließen sich am 31. Dezember 1530 Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, der Braunschweig-Lüneburger, der Anhalter, der Graf von Mansfeld und 24 Reichsstädte zusammen. Nürnberg hält sich fern. Am 27. Februar 1531 wird die Bundesurkunde besiegelt. Bald treten auch norddeutsche Städte, wie Braunschweig und Lübeck, in den Bund ein. Das Ende des Jahres bringt eine Bundeskriegsverfassung. Bei einem Krieg in Oberdeutschland soll der Landgraf, bei einem solchen in Westfalen und Sachsen der Kurfürst die Hauptmannschaft führen. Kriegshilfe wird bei einem Angriff katholischer Fürsten geleistet. Die Bundesgenossen werden gegen eine Wahl Ferdinands zum römischen König gemeinsam Protest einlegen. Trotz des Schmalkaldischen Bundes aber ist dieser am 5. Jänner 1531 zum König gewählt worden. Aus Eifersucht gegen die Macht der Habsburger nähern sich die Bayern dem Schmalkaldischen Bunde. Indessen hat Zwingli seinen Heldentod gefunden, und die süddeutschen Städte suchen, soweit dies noch nicht geschehen, den Anschluß an die Schmalkaldener.

Zwinglis Ziel war die Reformierung und zugleich politische Erneuerung der gesamten Schweiz. Das Übergewicht der alten fünf Orte will er gebrochen sehen; durch eine Lebensmittelsperre sollen sie eingeschüchtert werden. Diese aber entschließen sich zum Losschlagen und werfen sich mit 8000 Mann von Zug aus gegen Kappel, wo 2000 Züricher unter Hauptmann Göldli halten. Auf dessen eiligen Hilferuf erscheinen aber nur 700 Züricher, darunter der tapfere Zwingli, der am 11. Oktober 1531 als mutiger Kämpfer für seine Sache fällt. Die Reformierten sind unterlegen. Sie behalten wohl ihre Religion, doch soll in den Gemeinden, die den Kantonen gemeinsam gehören, den Reformierten die Rückkehr zum alten Bekenntnis offenstehen. So feiert die Gegenreformation in Glarus und im Aargau die ersten Triumphe.

Die Zwinglianer vereinigen 1536 die vier Staatskirchen von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen zur ersten helvetischen Konfession. Im evangelischen Süden des Reiches gewinnen die Lutheraner allmählich die Oberhand. So ist eine neue Abtrennung der Schweiz von Oberdeutschland erfolgt.

Sachsen und Hessen verständigen sich im Kloster Scheyern am 26. Mai 1532 mit dem französischen König Franz I. zum Schutz der deutschen Libertät, woran sich auch Bayern beteiligt. Fürstenegoismus, der nicht mehr vor Reichsverrat zurückscheut, und Religionspolitik verstricken sich ineinander.

Auf den Habsburgern aber lastet die Sorge um Ungarn schwer. Es gelang 1530 nicht, Ofen zurückzunehmen. Sultan Soliman verlangt die Unter-

werfung und lehnt eine Verständigung ab. Da er mit 200000 Mann einen neuen Heereszug zu unternehmen droht, rät Ferdinand seinem Bruder zum Einlenken gegen die Lutheraner. Der Kaiser verfügt bereits im Sommer 1531 die Einstellung der gegen die Neugläubigen wegen der Kirchengüter beim Reichskammergericht schwebenden Prozesse. Nach einer Verhandlung in Regensburg willigt er am 23. Juli 1532 in den Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens, der allerdings nur bis zur Entscheidung durch ein „Gemeines, freies, christliches Konzil" dauern und nur auf die bisherigen Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes beschränkt bleiben soll.

So können sich auf dem Tullner Feld bei Wien zum Kampf gegen die Türken 80000 Krieger sammeln. Aber inzwischen hat bereits die Festung Güns unter Niklas Jurischitz in einem wahren Heldenkampf den Sultan über drei Wochen aufgehalten, so daß sich dieser mit einer formalen Huldigung der Stadt begnügt und seine Truppen vor Graz führt. Plündernde Türkenscharen, die durch die steirischen Täler bis an die Enns vorgedrungen sind, werden auf ihrem Rückwege durch Schärtlin von Burtenbach, den Augsburger Feldhauptmann, zum größten Teil aufgerieben. Leider löst sich das deutsche Heer an der Grenze Ungarns auf, die entscheidende Abrechnung unterbleibt. So werden die Türkenschrecken auch weiterhin die östlichen Gebiete Österreichs heimsuchen.

Karl, der noch in Augsburg seinen Bruder Ferdinand mit Württemberg zu belehnen vermochte, sieht nun in Deutschland einen festgefügten Bund gegen sich. Durch einen Überfall und Sieg bei Lauffen am Neckar kann mit französischem Geld der vertriebene Herzog von Württemberg 1534 zurückkehren, der in seinem Lande alsbald mit der Reformation beginnt. In Tübingen wird das „Stift", die später so berühmt gewordene Pflanzstätte für evangelische Geistliche, errichtet. Ferdinand aber muß im Kaadener Frieden (29. Juni 1534) die Wiedereinsetzung Ulrichs anerkennen, der Sitz und Stimme im Reichstag erhält, wenn auch das Land ein österreichisches Lehen bleibt. Dafür wird der Habsburger nun von den Schmalkaldenern als König anerkannt.

Der Protestantismus dringt vor. Bugenhagen kann in Pommern die lutherische Kirche einrichten, Anhalt, Mecklenburg, Lüneburg und Schwarzburg treten zur neuen Lehre über, ebenso die großen Reichsstädte Augsburg und Frankfurt, aber auch westfälische Städte wie Minden und Soest.

Gefährlich wird den Protestanten die Entwicklung der westfälischen Stadt Münster. Hier haben sich die Schwarmgeister unter Bernhard Rothmann aus Stadtlohn in den Besitz der Gemeinde gesetzt. Dieser, früher ein Zwinglianer, ist in den Bann der Wiedertäufersekte geraten, die sich auf Grund der Lehre von Hans Denck gebildet hat und in den Niederlanden durch den Druck der Verfolgungen auch selber fanatisch unduldsam geworden ist. Sie glauben an das nahe Bevorstehen des Weltunterganges und betreiben

um so fieberhafter zur Rettung der Seelen die Taufe der Erwachsenen. Rothmann predigt bereits im Mai 1533 gegen die Kindertaufe. Bald gehört den Wiedertäufern die Mehrheit im Rat, Bernhard Knipperdolling wird Bürgermeister. Jan Mathys, ein Bäcker aus Harlem, das Haupt der niederländischen Täufergemeinde, hält in der Stadt seinen Einzug als Prophet. Wer nicht Wiedertäufer wird, muß unter Zurücklassung seiner Habe auswandern. Münster wird für die von allen Seiten her verstärkten Schwärmer das neue Zion. Ein Bildersturm „reinigt" die Kirchen, auch die Bibliothek wird zerstört. Der schwächliche Rothmann hat nichts mehr zu sagen. Jan Mathys fällt im Kampf mit den Truppen des Bischofs, der mit der Einschließung der Stadt begonnen hat. Sein Nachfolger wird Jan Bockelson (Bockholt), ein 25jähriger Schneider aus Leiden. Er führt eine apostolische Gütergemeinschaft ein, aus der bald eine Weibergemeinschaft wird. Die Andersgesinnten werden durch blutigen Terror niedergehalten. Bockelson nennt sich „von Gottes Gnaden der König des neuen Israel" und sendet Apostel aus. Der Bischof aber erhält nun Unterstützung, besonders vom Landgrafen von Hessen, und kann in der Johannisnacht 1535 sich durch Überrumpelung der Stadt bemächtigen. Rothmann fällt, Knipperdolling und Bockelson werden am 22. Jänner 1536 unter ausgesuchten Martern hingerichtet. Der Bischof aber macht dem evangelischen Bekenntnis ein Ende. Die Schwarmgeisterei hat so eigentlich nur der Reaktion zum Siege verholfen.

Während in Münster die Herrschaft der Wiedertäufer zu Ende geht, stürzt im Norden Deutschlands ein Mann von seiner Machthöhe, der, glühendster Vaterlandsliebe voll, die alte Geltung der Hansastadt Lübeck wieder aufrichten und ihr die Herrschaft über das Baltische Meer wiedererobern wollte.

Seit dem 15. Jahrhundert war die Hansa im Rückgang. Die binnenländischen Städte gerieten stärker unter die Macht der Fürsten und fielen großenteils für den Bund aus, der zum Schluß nur noch Lübeck, Wismar, Rostock, Greifswald, Stralsund, Hamburg, Bremen und Lüneburg umfaßt. Im Handel machen die niederländischen Städte schwere Konkurrenz. Dringen sie auch in die Ostsee ein, dann ist es mit den Geschäften der Hansa bald vorüber. Politisch leidet der alte Bund durch das Erstarken der dänischen Macht und die Übergriffe des dänisch-holsteinischen Adels. Im Frieden von Malmö wird der Sund den Niederländern geöffnet, die auch in Norwegen, Schonen und Gotland Zutritt erhalten. So unterstützen die Hansestädte den Abfall Schwedens von Dänemark unter Gustav Wasa. In Dänemark wird dann der gewalttätige König Christian II. durch Friedrich I. gestürzt, der die Unterstützung Lübecks sucht. Sein Sohn Christian III. aber lehnt sich an den Kaiser an, indem er diesem als dem Herrn der Niederländer durch Öffnung der Ostsee für deren Handel entgegenkommt.

In diesem Jahre (1533) wird der Hamburger Jürgen Wullenwever

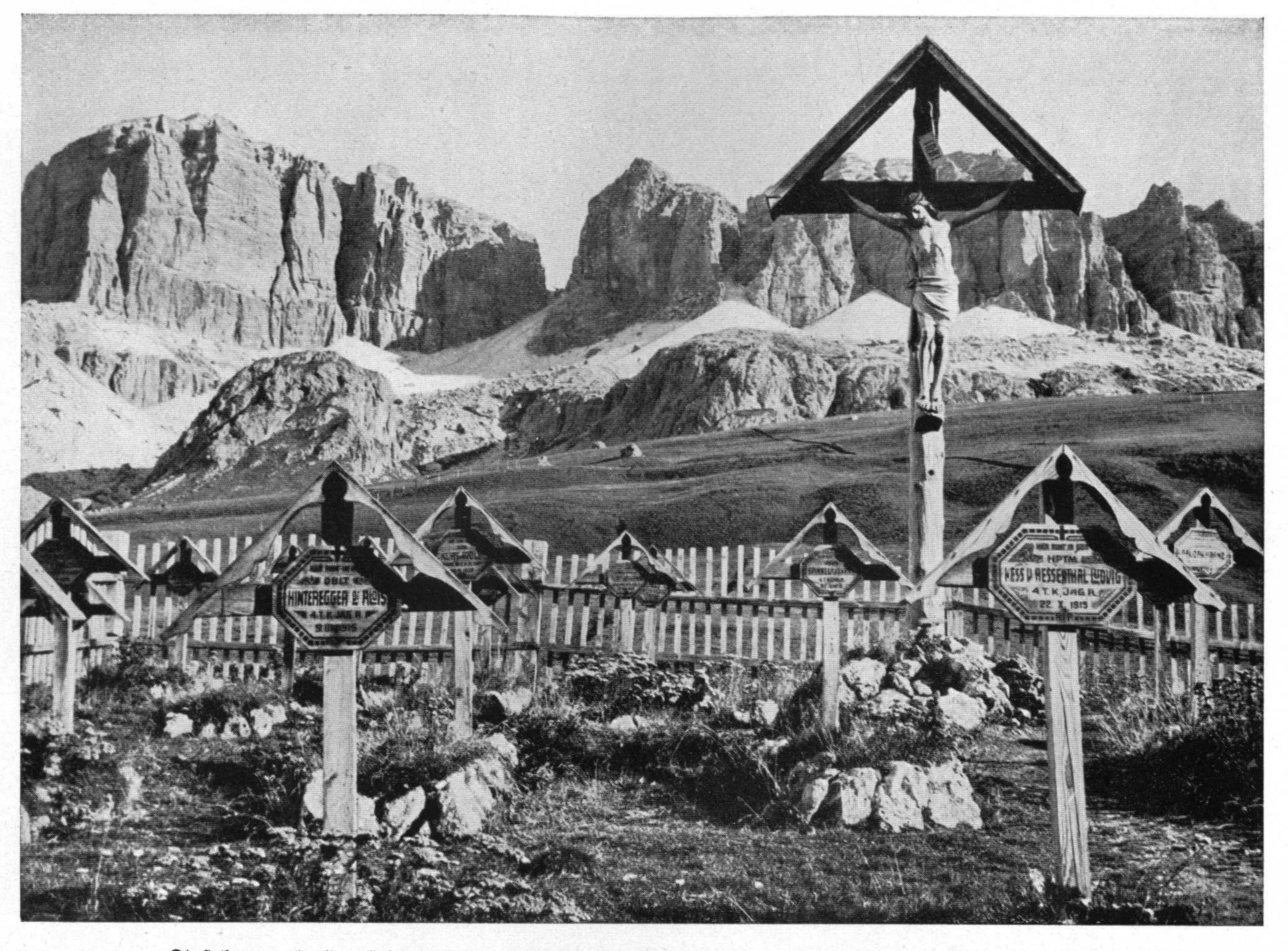
Bürgermeister von Lübeck. Er verhilft mit dem Luthertum auch der Demokratie in der Stadt zum Sieg. Der kühne Mann will die mißliche Lage der Lübecker ändern, indem er den in Haft gehaltenen, gestürzten Dänenkönig Christian II. gegen Friedrich auf den Schild hebt, für ihn aber, der die Herrschaft nicht ausüben kann, den Grafen Christoph von Oldenburg als Statthalter kürt. Zugleich sollen auch in Dänemark und Holstein die Demokraten ans Ruder kommen. Am 12. Mai ruft er die Bürger von Lübeck zum Kampf für das Königtum Christians auf, wobei ihm als Siegespreis Helsingör und Helsingborg, Kopenhagen und Malmö, das südöstliche Schweden, Gotland und Bornholm, sowie zur besseren Verbindung mit Hamburg Trittau und Segeberg vorschweben. Erreicht er dazu noch die entscheidende Stimme bei der Königswahl in Dänemark, dann hat Lübeck nicht nur die verhaßten Niederländer aus dem baltischen Meere auszuschließen vermocht, sondern auch die alte Machtfülle der Hansa aus ihren besten Tagen wieder hergestellt. Das große lübische Geschwader von 16 Kriegsschiffen kann Malmö, Kopenhagen, Seeland, Fünen, Schonen und die dänischen Inseln zur Huldigung für den Statthalter Christoph gewinnen. Aber zu Lande erleidet der Lübecker Söldnerführer Marx Meyer gegen die Aufgebote des holsteinischen und dänischen Adels einen Mißerfolg, und Lübeck wird vom Lande her blockiert. Wullenwever sieht sich gezwungen, mit Christian III. für Holstein Frieden zu machen, für den Kampf in Dänemark sucht er die Hilfe Albrechts von Mecklenburg. Trotzdem erliegt das lübische Geschwader einer von Johann von Rantzau geführten Flotte, und damit ist das Schicksal der Unternehmung Wullenwevers entschieden. Zugleich fordert der Kaiser unter Achtsdrohung binnen sechs Wochen die Wiederherstellung der alten patrizischen Verfassung. Wullenwever dankt am 26. August 1535 ab. Die Lübecker erkennen im Frieden von Buxtehude (14. Februar 1536) König Christian III. an und erhalten ihre alten Privilegien wieder zugesprochen. Der Aufstand in Dänemark aber bricht nun rasch zusammen. Wullenwever, der mit 2000 Landsknechten gegen den holstischen Adel auszieht, gerät in die Hand des Erzbischofs von Bremen, der ihn an Herzog Heinrich von Braunschweig ausliefert. Dieser läßt den letzten Vorkämpfer der Hansagröße enthaupten, nachdem er ihm durch die Folter die sinnlosesten Selbstbeschuldigungen abgepreßt hatte (1537).

Der Kaiser hat inzwischen mit Hilfe der Flotte des Genuesers Andreas Doria den Seeräuber Chaireddin Barbarossa in Tunis niedergeworfen und kehrt im Triumph über Sizilien zurück. In Rom veranlaßt er den Papst Paul III., für Mitte des nächsten Jahres ein Konzil nach Mantua einzuberufen. Die Protestanten aber lehnen die Teilnahme ab, Luther begründet die Ablehnung in den scharf die Gegensätze der Lehre begründenden Schmalkaldischen Artikeln. (Neujahr 1537.) Das Konzil erscheint den Protestanten



Tafel 36. Conrad von Hötzendorf

Der stärkste Wille im sterbenden Österreich-Ungarn, Reformator der Armee und unermüdlicher Mahner, suchte Franz Conrad von Hötzendorf die sinkende Habsburgermonarchie durch eine letzte Kraftentfaltung zu retten. Er kämpfte hart und zäh gegen das Schicksal, bis er vom letzten Kaiser der Doppelmonarchie undankbar fallen gelassen wurde. Der gedankenreiche Feldmarschall überlebte noch sieben Jahre das Ende Altösterreichs.



Tafel 37. Heldenfriedhof der Tiroler Kaiserjäger am Pordoijoch in den Dolomiten

Sie starben, diese Herrlichkeit zu hüten / Hier schlafen sie im Frieden ihrer Berge.

nicht als ein freies. Die Gegensätze verschärfen sich, als der kaiserliche Vizekanzler Held am 10. Juni 1538 die christliche Einigung von Nürnberg zwischen dem Kaiser, dem König Ferdinand, dem Herzog von Sachsen, den Bayernherzögen, den braunschweigischen Herzögen und den Erzbischöfen von Mainz, Magdeburg und Salzburg zustandebringt. Die bedrohten Schmalkaldener knüpfen neue Fäden nach Frankreich, aber auch nach Dänemark an. Indes das Kriegsgewitter verzieht sich, denn der Kaiser ist wieder mit den Franzosen — es ist sein dritter Krieg (1536—1538) mit Franz I. — in Kämpfe verwickelt. Der Papst vermittelt nach wechselvollem Krieg eine 10jährige Waffenruhe; beide Teile behaupten ihren augenblicklichen Besitz.

In Ungarn hat Ferdinand durch den Sieg seines Feldhauptmanns Katzianer bei Esseg den Frieden von Großwardein erkämpft, der eine Dreiteilung des Landes herbeiführt. Der Westen und der Norden gehören ihm, die Mitte ist türkisch, Siebenbürgen und einige östliche Komitate werden Zapolya zugestanden, nach dessen Tod sie an Ferdinand kommen sollen.

Da dem Kaiser trotz dieser Friedensschlüsse die Hände noch immer gebunden sind, bewilligt er den Protestanten im Frankfurter Anstand vom 19. April 1539 die Sistierung der Reichskammerprozesse und Schutz für die neuen Glaubensgenossen. Allerdings nur für 18 Monate, worauf ein Religionsgespräch erfolgen soll. Damit ist die Entscheidung verschoben, aber die Lage der Protestanten hat sich doch erheblich gebessert. In Sachsen wird nach dem Tode des Herzogs Georg 1539 die Reformation eingeführt, in Brandenburg bewilligt Kurfürst Joachim II. vier Jahre nach dem Tode seines Vaters eine Kirchenordnung, die stark lutherisch gefärbt ist. Sein Bruder, Markgraf Hans von Küstrin, tritt offen auf die Seite der Reformation. Auch der alte Kardinal Albrecht überläßt in seinem Stifte Magdeburg und Halberstadt den zum größten Teil bereits evangelischen Ständen gegen Übernahme des Hauptteils seiner Schulden das Recht zur Reformation. 1545 ist dann der alte Herr gestorben. Am Rhein aber tritt — unmittelbarer Nachbar der Niederlande — der mächtige Herzog von Cleve, dem auch Mark, Ravensberg, Jülich, Berg und Geldern gehören, 1543 zum neuen Bekenntnis über. Auch der Erzbischof Hermann von Wied will reformieren, findet aber im Domkapitel unüberwindliche Schwierigkeiten. Jedenfalls ist die neue Lehre, begünstigt durch den Nürnberger Religionsfrieden, auf der ganzen Linie im Vormarsch. Ganz Deutschland scheint evangelisch zu werden.

Indessen finden zu Hagenau 1540, dann zu Worms (ab November 1540) die vom Kaiser gewünschten Religionsgespräche statt, die ebenso wie Verhandlungen auf dem Reichstage von Regensburg trotz großer gegenseitiger Annäherung durch das Nein Luthers und im katholischen Lager des Professors Eck, des päpstlichen Nuntius Morone und der Bayern scheitern. Gerne hätte der Kaiser das Vereinbarte als interimistische Reichsreligion verkündet

und für die noch offenen Streitfragen Duldung vereinbart. So aber muß der Reichstagsabschied, wie er gegen den Protest der Lutheraner zustande kommt, wieder auf das Konzil oder eine Reichstagsentscheidung verweisen. Die Evangelischen erreichen jedoch durch eine kaiserliche Deklaration den Schutz des Religionsfriedens auch für künftige Übertritte, und dem Reichskammergericht dürfen auch evangelische Mitglieder angehören.

In diesem Jahre gelingt es dem Kaiser, den Landgrafen Philipp von Hessen, der durch seine von Luther erlaubte Doppelehe mit dem schönen Hoffräulein Margarete von der Sale nach Reichsgesetzen als Bigamist mit den schwersten Strafen bedroht ist, dazu zu bewegen, den Schmalkaldener Bund von einer Verbindung mit Frankreich, England und Cleve, das eben der kaiserlichen Politik schwere Sorgen bereitet, fernzuhalten. Dafür trägt ihm der Habsburger die Doppelehe nicht nach. Auch den Kurfürsten von Brandenburg gewinnt der Kaiser, indem er dessen Kirchenordnung zustimmt. So hilft sich der Meister der Staatskunst in sehr schwieriger Lage.

In Ungarn ruft nach dem Tode Zapolyas dessen Witwe ihr Söhnchen Sigismund zum König aus, zu dessen Schutz der Sultan im Felde erscheint. Ein deutsches Heer unter Wilhelm von Roggendorf wird vernichtet, worauf Soliman Ofen und die Mitte des Landes selber in Besitz nimmt, während er Siebenbürgen als türkisches Lehen dem jungen Sigmund beläßt. Karl ist im gleichen Jahre durch eine erfolglose Unternehmung gegen die Seeräuber von Algier beschäftigt. Die deutsche Türkenhilfe, die der Reichstag von Speyer 1542 bewilligt hat, gibt nach einem vergeblichen Sturm auf Pest den Angriff wieder auf. Die Bedrängung des Hauses Habsburg ist groß, da auch Frankreich wieder gegen den Kaiser in Waffen steht.

Karl V. aber beseitigt die Gefahr seiner Lage, indem er mit Heeresmacht den isolierten Herzog von Cleve überfällt und ihn im Vertrag von Venlo (6. September 1543) zwingt, die Reformation in seinem Lande rückgängig zu machen, sowie Geldern und Zutphen auszuliefern. Der Krieg mit den Franzosen fällt ihm nach diesem Erfolg leichter. Auch evangelische Fürsten, wie Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, Hans von Küstrin und Moritz von Sachsen dienen in seinem Heer. Die Engländer greifen an der Seite des Kaisers in den Krieg ein. Erfolgreich rückt Karl mit seinem Heere bis an die obere Marne, dann weiter gegen Paris, schwenkt dann bei Chateau Thierry nach Norden ab und erobert Soissons. Trotz dieser großen Erfolge willigt der Kaiser in den Frieden von Crespy, in welchem er dem zweiten Sohn des Königs Franz durch eine Ehe mit einer von seinen oder Ferdinands Töchtern den Besitz der Niederlande oder Mailands zusichert. Dafür verpflichtet sich der Franzose, dem Kaiser zur Wiedervereinigung des Glaubens zu helfen und ebenso auch im Kampf gegen die Türken. Auch Ferdinand hat mit dem Sultan eine Waffenruhe abgeschlossen. Kaiser und König

machen sich für die bevorstehende deutsche Entscheidung frei. Die Zeit der Zugeständnisse ist vorbei. Paul III. beruft 1545 überraschend ein Konzil nach Trient ein. Die Protestanten lehnen es als offenbar unfrei ab. Der von ihnen auf dem Reichstage zu Worms 1545 beantragte dauernde Frieden wird von Karl abgelehnt. Der Kaiser hat sich insgeheim bereits einer hohen päpstlichen Geld- und Truppenhilfe versichert. Um den Krieg unbedingt zum Austrag zu bringen, wahrt der Papst dieses Geheimnis nicht. Auf dem Reichstag von Regensburg erscheinen die Häupter der Schmalkaldener nicht mehr, ihre Gesandten erhalten auf die Frage nach der Bedeutung der kaiserlichen Rüstungen zweideutige Antworten.

Noch vor dem Ausbruch des Kampfes stirbt am 18. Februar 1546 der Mann, um dessen Werk sich der große Kampf entzündet: Martin Luther. Der evangelischen Kirche wird damit der überragende Führer geraubt, der allein über die Autorität verfügte, sich beim Streit der zahlreichen Lehrmeinungen durchzusetzen. Nach seinem Tod ergibt sich bald ein häßlicher Zwist zwischen den unduldsamen Magdeburgern und den Wittenbergern, deren Haupt der sanftmütige Melanchthon bleibt.

Die Schmalkaldener sehen nun auf einmal den schon lange gefürchteten Krieg vor sich. Dabei herrschen im Bunde arge Verstimmungen auch zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Herzog Moritz von Sachsen. Die beiden Wettinischen Linien, die albertinische und die ernestinische, sind in Zwist über das Stift Meißen geraten, wo sie gemeinsame Herrschaftsrechte üben. Eine Tagung zu Frankfurt versucht, bei Beginn der Zuspitzung des Gegensatzes zum Kaiser dem Bunde eine größere Schlagfertigkeit zu geben. Trotzdem kommen alle Entschlüsse, die immer wieder vom Geld der süddeutschen Städte abhängen, nur sehr schleppend zustande. Um so entschlossener und klüger handelt der Kaiser, der die inneren Gegensätze unter den Schmalkaldenern kennt und zu benützen versteht. Karl liefert in der Vorbereitung des Krieges sein diplomatisches Meisterstück. Er sichert sich die Unterstützung des Bayernherzogs Wilhelm, dem er die Hand einer Tochter seines Bruders Ferdinand verspricht und Hoffnungen auf eine Überlassung der Pfälzer Kur macht. Aber noch wertvoller ist ein zweiter Geheimvertrag des Kaisers. Moritz von Sachsen, der den Sieg Karls voraussieht und nicht auf das schlechtere Roß setzen, auch in seinem Ehrgeiz den Kurhut der anderen Wettiner Linie erwerben möchte, läßt sich vom Kaiser die kursächsischen Länder zusichern, wenn er imstande ist, sie zu erobern. Gegen Anerkennung des Konzils wird ihm die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt zugesichert. Laienkelch, Priesterehe und evangelische Rechtfertigungslehre werden ihm zugebilligt. Ähnlich verständigt sich Karl auch mit dem Markgrafen Hans von Küstrin, mit Albrecht Alkibiades von Brandenburg und Erich von Braunschweig. Mit Joachim II. von Branden-

burg kommt es erst während des Krieges zu einem Vergleich. Indem so die norddeutschen Protestanten von vornherein dem Streite fernbleiben, zum Teil im Lager des Kaisers stehen, verliert der Krieg für das Bewußtsein mancher evangelischer Kreise seinen Charakter als Glaubenskrieg und kann leichter als Straffeldzug gegen die widerspenstigen Schmalkaldener auftreten.

Dem Landgrafen und der Reichsstadt Augsburg, die am energischesten über der gemeinsamen Sache wachen, gelingt es, die übrigen zum Kampf aufzurufen. In einer Vereinbarung von Ichtershausen beschließen Johann Friedrich und Philipp den Angriff auf den Kaiser, ehe dieser noch seine aus Italien und den Niederlanden langsam heranrückenden Truppen gesammelt hat. Sie erklären öffentlich, daß Karl die Wahlkapitulation gebrochen hätte, worauf sie dieser am 20. Juli in Acht und Aberacht tut. Die Schmalkaldener versäumen den raschen Angriff auf den zunächst fast wehrlosen Kaiser. Obwohl sie nach der Vereinigung der oberdeutschen Truppen mit den sächsisch-hessischen über ein Heer von 60000 Mann und einen so erprobten Feldherrn wie Schärtlin von Burtenbach verfügen, lassen sie sich nach der erfolgten Eroberung von Donauwörth durch Rücksicht auf die tatsächlich gar nicht mehr bestehende Neutralität Bayerns davon abhalten, geradewegs auf den Kaiser vorzurücken. Dieser kann sich so mit den niederländischen Truppen, die Max von Büren heranführt, vereinigen, worauf die Schmalkaldener den Rückzug antreten. Als sich die beiden Heere bei Giengen gegenüberstehen und die Herbstkälte unter den spanischen und italienischen Truppen Karls aufräumt, setzt sich Moritz, an Kursachsen den Krieg erklärend, am 27. Oktober 1546 nach vorheriger Verständigung mit König Ferdinand gegen Kursachsen in Bewegung. Damit ist der Widerstand der Schmalkaldener an der Donau, denen auch der Sold bereits zu mangeln beginnt, ins Herz getroffen.

Johann Friedrich verläßt mit seinem sächsischen Heere das gemeinsame Lager und geht in Eilmärschen nach dem Norden, sein Land zurückzuerobern, während sich Philipp, bisher der Entschlossenste, in allzurascher Verdrossenheit in sein Land zurückbegibt. Zu einem Sonderfrieden, auf den sein Schwiegersohn Moritz hinarbeitete, läßt er sich allerdings nicht herbei.

Nachdem von den süddeutschen Städten eine nach der andern ihren Frieden mit dem Kaiser geschlossen, kann auch Augsburg, das vergebens von Schärtlin von Burtenbach zum Widerstande aufgefordert wird, sich nicht zum Kampfe entschließen. Schärtlin wird entlassen, die Stadt unterwirft sich. Selten sind mächtige Städte so rasch zusammengebrochen wie die süddeutschen, die so reiche Mittel besitzen, eine vorzügliche Artillerie und starke Befestigungen. Sie wollen den Frieden um jeden Preis, um den Handel nicht gestört zu sehen. Als sich der Kaiser überall als gemäßigt erweist, auch in der religiösen Frage, macht jede ihren Sonderfrieden. Sie müssen

allesamt erhebliche Zahlungen leisten, Ulm 100000 Gulden, Augsburg 150000, Heilbronn 20000, sogar das kleine Isny in Schwaben 12000 Gulden. Der Herzog von Württemberg, der auch gegen den Kaiser gestanden, erhält gegen 300000 Gulden Zahlung sein Land wieder eingeräumt, die Pfälzer werden vom Kaiser stillschweigend begnadigt und verlieren zur Erbitterung der bayerischen Linie die Kurwürde nicht. Der Kölner Erzbischof Hermann von Wied jedoch, der sein Bistum reformieren wollte, muß auf seine Stelle verzichten, worauf sein Nachfolger den Reformversuchen ein Ende setzt.

Der Kaiser wendet sich nun gegen das Kernland der Lutheraner, Sachsen-Wittenberg, wo der zurückkehrende Johann Friedrich Teile seines Landes zurückgewonnen und das albertinische Thüringen erobert hat. Johann Friedrich hat es versäumt, eine rasche Feldzugsentscheidung zu erzwingen. So ist er, als der Winter ins Land bricht, mit seinem Vetter, der ihm so hinterhältig in den Rücken gefallen ist, nicht fertig geworden. Der Krieg erstarrt zum Kleinkampf, ein Aufstand der böhmischen Städte zum Schutze ihrer Privilegien kommt dem Kurfürsten von Sachsen zugute. Zugleich verhält sich der Papst Paul III., dem die Macht des Kaisers zu hoch gestiegen erscheint, zweifelhaft. Er verlegt das Konzil nach Bologna, so daß es nicht mehr als ein freies bezeichnet werden kann. Die Franzosen drohen mit neuem Krieg, und nur durch eine glückliche Wendung hat sich der kaisertreue Andreas Doria gegen Fiesco von Lavagna, den Vertrauensmann der Franzosen, behauptet. Aber der Kaiser, kaum jemals zäher und unerschütterlicher als in diesen Tagen, läßt sein Heer, bei dem er trotz erschütterter Gesundheit weilt, mit aller Geschwindigkeit nach Sachsen vorrücken. In Eger erreicht ihn die Nachricht vom Tod seines alten Widersachers Franz I. von Frankreich. Das kaiserliche Heer rückt in zwei Kolonnen durch das Meißener Land nach der Elbe. Der verzagte Johann Friedrich wird auf dem Abmarsch in das starke Wittenberg, wo er zunächst seine Zuflucht sucht, bei Mühlberg auf der Lochauer Heide zum Kampf gestellt und am 24. April 1547 völlig geschlagen. Alle Geschütze, Fahnen und Wagen des Heeres sind in der Hand der Sieger und, was mehr ist, der verwundete Kurfürst selber. Endlich seines Gegners, der so lange das Durchgreifen der kaiserlichen Macht gehindert, der ihm noch kurz zuvor die Krone vom Haupte reißen wollte, mächtig, herrscht ihn der Kaiser mit den Worten an: „Bin ich jetzt Euer gnädigster Herr und Kaiser?" Aber, trotzdem sein Feldherr Alba darauf drängt, mit dem Gefangenen, der in des Reiches Aberacht steht, nach dem Recht des Krieges zu verfahren, kann sich der Kaiser zu solcher Handlung an dem nicht entschließen, der noch kurz zuvor ein mächtiger Reichsfürst gewesen. Er läßt sich auch nicht durch Scharfmacher verleiten, Luthers Grab anzutasten und die Leiche dem Ketzergericht preiszugeben. Karl begnügt sich damit, dem zum Tode verurteilten Johann Friedrich die Wittenberger Kapitulation

(19. Mai 1547) aufzuzwingen, in welcher dieser die Kurwürde abtritt und gegen Verzicht auf seinen gesamten Besitz die Ämter Gotha, Eisenach und Weimar erhält. Das von ihm verlorene Land fällt an Moritz, was davon böhmisches Lehen ist, an Ferdinand. Die erhoffte Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt indessen wird dem Albertiner nicht zuteil. In Wittenberg läßt der Kaiser den evangelischen Kultus unberührt. Er wünscht einen Reichstagsbeschluß, dem sich dann alle fügen sollen.

Der gewaltige Erfolg rundet sich weiter. Der noch immer trotzende Landgraf gelangt in die Gewalt des Kaisers und zwar auf Grund eines Abkommens, das Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachsen mit Philipp vermittelt haben, wonach sich dieser auf Gnade und Ungnade ergibt, sich durch Fußfall demütigt, seine Festungen schleift, 150000 Gulden Kriegsentschädigung zahlt, dafür aber ihm ewiges Gefängnis erspart bleiben soll. Obwohl die beiden Fürsten dem Landgrafen auf eine unverbindliche Äußerung des Kaisers hin erklärt haben, daß er überhaupt kein Gefängnis erdulden müsse, läßt der Habsburger ihn, der sich am 19. Juni 1547 dann wirklich in Halle stellt, in Haft nehmen. Die Beschwerde der beiden Kurfürsten hat keinen Erfolg. Der Kampf ist beendet. Auch die böhmischen Städte müssen sich Ferdinand wieder unterwerfen.

Der siegreiche Weltherrscher sucht jetzt weitgehende Gedanken über die Reform des Reiches zu verwirklichen, die einen stark nationalen Charakter tragen. Er will zur Stärkung der Zentralgewalt einen Reichsbund, dessen Tagungen die Reichstage ersetzen sollen. Eine Reichsrente soll den Unterhalt eines starken Reichsheeres ermöglichen, was der Grenzsicherung wie auch der kaiserlichen Macht zugute käme. Unter Straffanktion verbietet der Kaiser, daß Deutsche bei fremden Mächten Dienste nehmen. Aber anstatt selber auf dem Ulmer Tage, den er dafür einberufen hat, zu erscheinen, ist er noch im Norden beschäftigt und versäumt die günstigste Gelegenheit. Die partikularistische Eigensucht der Stände kommt bald wieder zu ihrem Recht. Auf dem Augsburger Reichstage, der durch das starke militärische Auftreten Karls den Namen des geharnischten Reichstages erhalten hat, war dann nichts Rechtes mehr zu erreichen. Durch die Intrigen der Bayern und die Unverläßlichkeit seines Bruders Ferdinand wird der Entwurf auf die lange Bank geschoben. Der Kaiser fordert die Zurückverlegung des Konzils nach Trient, vor dem Eintreffen der Protestanten dürfe nichts in den zwischen beiden Teilen strittigen Angelegenheiten beschlossen werden. Aber der Papst verhält sich durchaus selbstsüchtig, die Jesuiten drängen in Trient zur Unnachgiebigkeit. Legt man hier die Glaubenssätze, ohne die Protestanten zu hören, in starrer Härte fest, dann ist das Schiedsrichteramt des Kaisers dahin und zugleich die Glaubensspaltung verewigt. Schmerzerfüllt muß Karl auf eine Dauerlösung verzichten und eine deutsche Augenblickslösung anstreben, also ein Interim.

Der Naumburger Bischof Julius von Pflug, ein gemäßigter Katholik, wie er dem Kaiser, der ein Kompromiß braucht, angenehm ist, arbeitet einen Entwurf aus, der das Trennende möglichst zurückstellt und das Einigende in den Vordergrund rückt. Aber dieser Entwurf kommt durch die Hetze des bayrischen Kanzlers Eck als Augsburger Interim nicht als deutsches Gemeinbekenntnis zustande, sondern nur als für die evangelischen Länder gültig. Als kaiserliche Reformation sichert es diesen Laienkelch, Priesterehe und Aufhebung der Fastengebote bis zur Entscheidung durch das Konzil. Die Ordnung des Gottesdienstes soll nach katholischer Art geschehen, die bischöfliche Gewalt wiederhergestellt werden. So haben nur die Katholiken von dem Interim Vorteil, der Kaiser aber, der so heißen Herzens und keineswegs mit sturer Unduldsamkeit nach der Glaubenseinigung strebt, ist durch seine Nachgiebigkeit gegen den Druck der katholischen Fürsten um das Vertrauen der Protestanten gebracht. Zwischen den strengen Lutheranern in Magdeburg und den zum Entgegenkommen rasch fertigen Melanchthonianern erhebt sich heftige Fehde. Süddeutsche Städte fügen sich dem Interim, das widerstrebende Konstanz wird in die Acht erklärt. Da die erhoffte Hilfe durch die Schweizer ausbleibt, muß sich die Stadt am 15. Oktober 1548, um der Vollstreckung der Acht zu entrinnen, der Herrschaft Ferdinands ergeben, der nun hier die Rekatholisierung durchführt. Moritz von Sachsen weiß sehr geschickt Zeit zu gewinnen und dann bloß ein formales Zugeständnis zu machen. Der gefangene Landgraf stimmt in der Hoffnung, die Freiheit wiederzuerlangen, dem Interim zu. Nur Johann Friedrich erweist sich auch in der Haft als unerschütterlich. Hamburg, Bremen und Braunschweig lehnen die Zwischenlösung ab, besonders aber die stolze Stadt Magdeburg, wo die aus Wittenberg geflüchteten unentwegten Lutheraner, voran der Professor Matthias Blatzich, genannt Flatius Illyricus, sich befinden.

So bleibt das Interim vielfach nur auf dem Papier. Auch das wieder flottgemachte Tridentiner Konzil bringt keine Lösung.

Der Kaiser ist bei der Entfaltung seiner Macht in Zwist mit seiner wichtigsten Stütze in Deutschland, seinem Bruder Ferdinand, geraten. Er will nämlich seinem Sohn Philipp die Nachfolge auf dem Kaiserthron übertragen, die Ferdinand seinem eigenen Sohn Maximilian sichern möchte. Philipp ist vom Vater bereits nach Deutschland gerufen worden, hat aber durch sein hochfahrendes Wesen abstoßend gewirkt. So muß der Kaiser seinen Neffen Maximilian, den er mit seiner Tochter Maria verheiratet und in Spanien gehalten hat, nach Deutschland kommen lassen, wo dieser verbittert eintrifft. Ferdinand verpflichtet sich zwar noch, für die Nachfolge Philipps, die Karl wegen der Unentbehrlichkeit der spanischen Kriegsmacht für das Reich als notwendig ansieht, zu wirken, aber da die Fürsten seine wahre Meinung kennen, sind sie um so mehr dagegen. Der Reichstag von Augsburg

(1550 bis 1551) stellt gegen den Willen des Kaisers ein eigenes Exekutionsheer auf, um die Acht an der Stadt Magdeburg zu vollstrecken. Kurfürst Moritz von Sachsen wird mit der Vollstreckung beauftragt und leitet im Januar 1551 die enge Einschließung der Stadt ein. Inzwischen bildet sich eine Verbindung unzufriedener evangelischer Fürsten. Hans von Küstrin, Albrecht von Preußen und Johann Albrecht von Mecklenburg schließen sich zu gemeinsamem Widerstande zusammen. Diesen Verteidigungsbund verwandelt, die Führung an sich reißend, Kurfürst Moritz von Sachsen zu einem Angriffsbund. Seit dieser Fürst seinen Vetter aus der Kurwürde gedrängt, hat er, der den eigenen Glaubensgenossen als Judas gilt, keine rechte Ruhe mehr gefunden. Er fürchtet die unergründliche Politik des Kaisers, fürchtet von Karl oder seinem Nachfolger (der kränkliche Kaiser denkt bereits daran, sein Haus zu bestellen) eine Umwandlung der Dinge, die mit einem Schlag die Ernestiner obenauf, die Albertiner aber bergab bringen könnte. Er hat Magdeburg nicht erhalten, fühlt sich auch vom Kaiser wegen der noch immer währenden Haft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, gekränkt. So schwenkt er zu den Verschwörern ab und knüpft Verbindungen mit König Heinrich II. von Frankreich an, dem er im Vertrage von Friedewalde (Ende 1551) die Stifte Metz, Toul und Verdun ausliefert, gegen namhafte Hilfe der Franzosen für die deutschen Fürsten und die deutsche Libertät. So wird der König von Frankreich als „Retter der germanischen Freiheit und der gesamten Fürsten" den Kaiser durch einen Angriff auf die Westflanke des Reiches beschäftigen, nachdem ihm deutsche Fürsten die bedrohten Marken aufgeriegelt haben. Ohne Widerstand können die Franzosen Toul und Verdun in ihre Hand bringen, Nancy und durch treulosen Handstreich des französischen Feldherrn Montmorency auch die deutschgesinnte Stadt Metz. Der Schöffenmeister und die deutschtreuen Mitglieder des Rates werden niedergestoßen. Nach neuer Eroberung begierig, bietet der König von Frankreich den rheinischen Kurfürsten ein Bündnis an, doch lehnen diese, wie auch die Stadt Straßburg, gewitzigt durch das Geschehene, ab.

Krank in Innsbruck weilend, wurde der Kaiser von den Ereignissen völlig überrascht. Er hat wohl bis zum letzten Augenblick auf den Einfluß von Moritz' kaiserlich gesinntem Rat Christoph von Karlowitz gehofft. Seinem schwerflüssigen Wesen nach braucht er Zeit, sich in die neue Lage hineinzufinden, ist auch sicherlich bitter enttäuscht über die Kälte seines Bruders den kaiserlichen Sorgen gegenüber. So beauftragt er ihn, mit Moritz zu verhandeln. Ferdinand, der früher schon mit dem Albertiner Beratungen gehabt hat, trifft vom 19. bis 23. April mit ihm in Linz zusammen. Der Sachse fordert einen dauerhaften Religionsfrieden, falls die Bekenntnisse sich nicht einigen ließen, fordert schließlich auch die Freilassung des Landgrafen. Dies kann Ferdinand sicher zusagen, während er das übrige auf den Reichstag

verweist. Vom 26. Mai an soll im Reich Waffenstillstand gelten. Um noch vorher die Entscheidung herbeizuführen, stürmt der kluge, kalte Rechner Moritz nach Innsbruck, wo der Kaiser an seiner Gicht darniederliegt. Nach einem Sieg bei Reutte dringt das kurfürstliche Heer in Tirol ein. Die Ehrenberger Klause wird erstürmt, nur eine Meuterei der Landsknechte verhindert Moritz am sofortigen Vordringen, so daß der „alte Fuchs" aus der Falle entrinnen kann. Der Kaiser kündigt vor seinem Aufbruch von Innsbruck dem gefangenen Johann Friedrich die Freiheit an, veranlaßt ihn aber, seiner Flucht nach Villach zu folgen. Moritz hält am 23. Mai seinen Einzug in Innsbruck. Der Papst aber hat mit Vergnügen unter dem Vorwand, daß die Sicherheit des Konzils bedroht sei, dieses aus Trient vertagt.

Von Villach aus betreibt der Kaiser eifrige Rüstungen und beginnt mit gewohnter Geschicklichkeit, den gefangenen Johann Heinrich gegen Moritz von Sachsen auszuspielen. Zu gleicher Zeit findet in Passau die Tagung der neutralen Reichsstände statt. Moritz gelingt es hier, die Fürsten auf seine Seite zu bringen. Binnen sechs Monaten soll ein Reichstag zusammentreten, der den konfessionellen Ausgleich versuchen soll. Die Entlassung des Landgrafen Philipp wird noch einmal festgelegt. Die kaiserlichen Vertreter sind nicht durchgedrungen. Ferdinand muß sich den Fürsten schon wegen der Türkenhilfe gefügig zeigen. Der Kaiser entschließt sich nach schwerstem Widerstreben, am 15. August den Passauer Vertrag zu unterzeichnen. Er hofft allerdings, auch dieser möchte, wie so manches Übereinkommen seiner Regierungszeit, ein unerfülltes Provisorium bleiben. Um dies aber zu erwirken, muß er die letzte Kraft seines ausgehenden, fast völlig erschöpften Lebens verwenden, die Franzosen aus den deutschen Westmarken auszutreiben, deren Festsetzung in Metz ihm auch als Herrn der Niederlande wegen der Verbindung mit der Freigrafschaft Burgund und von da nach Mailand unerträglich ist. Wir sehen also Karl sich auf seine kaiserliche Pflicht nach außen besinnen, ehe er die Entscheidung mit seinen deutschen Widersachern sucht, ein Gedankengang, der die ungebrochene politische Kraft dieses alten Meisters offenbart. Aber die Franzosen haben mit großen Anstrengungen und unter Schleifung von 19 Kirchen und 6 Abteien (alten Denkmälern deutscher Baukunst und Frömmigkeit!) Metz zu einer gewaltigen Festung gemacht, die nun der Herzog von Guise gegen den Kaiser verteidigt, der keinen Erfolg zu erringen vermag. Krankheiten zwingen 1553 das geschwächte Heer zum Rückzug. Nur die eiserne Energie des Herzogs von Alba verhindert den Eintritt einer Katastrophe. Der Kaiser ist über diesen entscheidenden Mißerfolg nach so vielen unerhörten Glücksfällen seines Herrscherlebens tief enttäuscht. Metz aber blieb von da ab über dreihundert Jahre französisch. Als die Stadt 1871 an Deutschland zurückkehrte, war sie ihrem Herzen nach nicht mehr deutsch.

Der Kaiser fühlt sich zutiefst müde und ist auch körperlich gebrochen. Wohl

gewinnt er noch den wilden Albrecht Alcibiades, muß ihn aber schließlich fallen lassen, da dieser ein förmlicher Plünderer geworden ist. Ferdinand aber, des Kaisers Bruder, hat indessen einen neuen Türkensturm erleben müssen. Die Türken haben Temesvar erobert und sind auf die Festung Erlau losgegangen, von wo sie erst Moritz mit einem Reichsheer wieder verscheuchte.

In Deutschland bildet sich ein Bündnis zwischen Moritz von Sachsen und Ferdinand, den fränkischen Herren und dem Herzog von Braunschweig gegen die Einfälle des plündernden Brandenburg-Kulmbachers. Bei Sievershausen von Moritz zur Schlacht gestellt, erliegt der trotzige Albrecht; der Sieger aber und drei braunschweigische Herzöge fallen (9. Juli 1553). Der geflüchtete Hohenzoller ist vier Jahre später gestorben.

Der Kaiser, der sich nach den Niederlanden begeben hat, unternimmt in deutschen Dingen nichts mehr. Sein letzter politischer Erfolg ist die Verehelichung seines Sohnes Philipp mit Königin Maria von England (1554). Er überträgt seinem Bruder Ferdinand für den bevorstehenden Reichstag zu Augsburg die Vollmacht, so zu handeln, als ob der Kaiser sich in Spanien befinde oder tot sei. Den Staatsrat für Deutschland löst Karl V. auf. Am 25. Oktober 1555 verzichtet er zu Gent in einer ergreifenden Kundgebung, gestützt auf den jungen Wilhelm von Oranien, vor den niederländischen Ständen auf seine Herrschaft in diesem Lande, wo er sich am glücklichsten gefühlt, zugunsten seines Sohnes Philipp, dem er am 15. Jänner 1556 auch Spanien und die Länder jenseits des Ozeans überträgt. Eine Gesandtschaft unter Wilhelm von Oranien überbringt auch den Verzicht auf die deutsche Kaiserkrone. Der Augsburger Religionsfrieden gehört schon in die Wirksamkeit des Bruders.

So tritt ein Kämpfer vom Schauplatz ab, dem auch der Gegner hohe Anerkennung nicht versagen darf. Hineingestellt in einen Wirkungsbereich, der die ganze damalige Welt umfaßt, gestützt auf eine gewaltige, allerdings uneinheitliche und stark zersplitterte Macht, sah er sich Gegnern gegenüber, die einzeln genommen ihm unterlegen, durch die Geschlossenheit ihrer Kraft aber zeitlebens gefährlich waren: die aufstrebende französische Monarchie und das türkische Reich. Als unerfahrener, land- und volksfremder Herrscher wird er in die gärende Welt des damaligen Deutschland hineingestellt. Sein Schicksal will es, daß er die neue Lehre, das gewaltigste Erlebnis für den größten Teil des deutschen Volkes, nicht versteht und eine Kirche verteidigt, deren Häupter ihm gegenüber nur rein weltliche Politik betrieben, an Idealismus für die Erhaltung des alten Glaubens mit ihm nicht zu vergleichen waren. Füt die Aufgaben, die er zu lösen auf sich genommen, reichen auch die gewaltigen Hilfsmittel seines Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, nicht aus. In seiner bedächtigen, zu sehr vorausdenkenden Art versäumt er es, den Siegespreis von Mühlberg zugunsten einer Reichsreform zu pflücken. Seine Gegner

hatten immer wieder die Möglichkeit, ihn in einen Mehrfrontenkrieg zu verwickeln. Zudem fehlt ihm die kernhafte Verwurzelung.

Er war in seiner übernationalen Art ein volklos Einsamer, allein mit sich, seiner Familie von Königen und Königinnen und letztlich seinem Gotte. Darum konnte dieser Kaiser nirgends heimisch sein, am ehesten noch in den Niederlanden, in Gent, der Stadt der Jugendtage, nie aber in Deutschland. Infolge seiner welschen Umgebung der Chièvres, Gattinara, Alba und Granvella wurde er trotz ehrlicher Absichten und ritterlichen Wesens im Reiche niemals volkstümlich.

Der Kaiser wendet sich vom Schauplatz seiner Taten nach dem einsamen Kloster St. Juste auf der Höhe des waldreichen Estremadura. In einem Anbau zum Kloster lebt er mit nahezu hundert Dienern, rückblickend auf das Vergangene, eifrig mit Rat dem Sohne und seinen Staatsmännern helfend, schließlich aber sich jeden Besuch verbittend. Dem einsamen Manne, der in der freien Natur, wenn es sein schweres Gicht- und Nierenleiden erlaubt, weite Wanderungen unternimmt, scheint das Werk seines Lebens mißlungen. Nie war ihm der ersehnte entscheidende Türkenkrieg geglückt, die Glaubenseinheit ist dahin, und als Ehrensache drückt den Müden der Verlust von Metz. Am 21. September 1558 ist der Kaiser gestorben.

In Deutschland gehen die Dinge den Weg der Verständigung. Am 25. September 1555 kommt nach mühevollen Beratungen der als dauernd gedachte Augsburger Religionsfrieden zustande. Die Reichsstände dürfen ihr Bekenntnis frei wählen. Die Untertanen der beiden Bekenntnisse dürfen nicht zum Glaubenswechsel gezwungen werden, sondern erhalten das Recht, nach Verkauf ihrer unbeweglichen Habe auszuwandern, wenn ihr Landesherr sich dem andern Bekenntnis anschließt. Auf die kaiserlichen Erblande allerdings findet die Bestimmung keine Anwendung. Die Kirchengüter, die 1552 in der Hand der Evangelischen gewesen sind, verbleiben diesen. Bischöfe, Äbte und andere Kleriker müssen beim Übertritt auf ihre Stellen verzichten. Dieser „geistliche Vorbehalt" wird in den Reichstagsabschied mit dem Bemerken gerückt, es sei unmöglich gewesen, beide Teile darüber zu vereinigen. Andererseits erhalten die evangelischen Ritterschaften und Städte in den Stiften freie Religionsübung durch eine königliche Deklaration zugebilligt, was wieder von den Katholiken verworfen wird. Die katholischen Stifte in den Reichsstädten bleiben erhalten. Das Reichskammergericht wird von da ab paritätisch zusammengesetzt.

So ist für die nächste Zeit eine gewisse Ruhe gesichert. Schon vorher kam durch den Naumburger Vertrag vom 24. Februar 1554 zwischen den unselig verfeindeten Häusern der Albertiner und Ernestiner die Versöhnung zustande, indem der Nachfolger des gefallenen Moritz, sein Bruder August, an Johann Friedrich die Ämter Altenburg und Neustadt überläßt.

Ferdinand wird erst 1558 auf dem Frankfurter Fürstentag als Kaiser anerkannt. Papst Paul IV. versagt ihm die Bestätigung, die zu erteilen die Kurie noch immer Anspruch erhebt, weil unter seiner Mitwirkung der Frieden mit den Ketzern zustande gekommen ist. Dieser Papst, der schon vorher als Kardinal Caraffa die Inquisition wieder erneuert und das Italien der Künste und Wissenschaften unter den schärfsten geistigen Druck gesetzt hat, kennt kein Einlenken. Die katholische Kirche hat niemals den Augsburger Religionsfrieden anerkannt.

Dem neuen Kaiser Ferdinand I. (1558—1564) fehlen die großen Linien, die großen Ideen und der weltumspannende Umkreis der Politik seines Bruders. Sein Kaisertum trägt einen provinzial österreichischen Charakter. Selbst streng katholisch, meidet er schon wegen der Türkengefahr Konflikte mit den Protestanten. Ein behutsamer Realpolitiker, macht er keinen Versuch, die verlorenen Grenzstädte im Westen zurückzugewinnen. In seinen Erblanden stärkt er den Katholizismus und erneuert ihn durch kräftigen landesherrlichen Eingriff. Er begründet die Jesuitenkollegien in Wien, Prag und Innsbruck. Diese bilden eine gegenreformatorische Jugend heran. Der Jesuitenorden, von dem Spanier (Baske!) Ignatius von Loyola 1540 gegründet, stellt dem Papsttum Generalstab und diszipliniertestе Sturmtruppe. Er fordert in seiner streng militärischen Organisierung von seinen Angehörigen neben den Mönchsgelübden das Gelöbnis unbedingten Gehorsams gegenüber dem Papst. Besonders auf dem Gebiete des Unterrichts an höheren Lehranstalten, auf denen der Seelsorge an einflußreichen Stellen und der geschliffenen Predigt betätigt er sich. Er ist der Hauptkämpfer der um die Mitte des Jahrhunderts einsetzenden katholischen Gegenoffensive. Neben Wien faßt er auch in Ingolstadt Fuß, dann in den sechziger Jahren auch schon in Köln, Trier, Mainz, Augsburg, München und Tyrnau. Es ist günstig für den Katholizismus, daß besonders unter dem Druck des Kaisers Ferdinand in der dritten und letzten Epoche des Tridentiner Konzils auch das kirchliche Leben der Katholiken eine Reform erfährt. Damit hat das Konzil sein Ende erreicht. Die katholischen Lehrgrundsätze sind auf ihm festgelegt worden, so daß für die nächste Zeit kein Streit darüber in den Reihen der Kirche Verwirrung zu schaffen vermag.

Ein solcher Streit aber tobt im protestantischen Lager, besonders seit die unnachgiebigen Flacianer auf der 1548 von den Ernestinern gegründeten Universität zu Jena Fuß gefaßt haben. Diese Gegensätze werden auch in den albertinisch-ernestinischen Streit hineingezogen. Melanchthon und die Seinen sind für die Flacianer nur Sektierer. Verdüstert durch diese Kämpfe ist der duldsame Melanchthon im Jahre 1560 gestorben, während sein Widerpart, schließlich vom Weimarer Hofe des Landes verwiesen, gänzlich verarmt nach 14jähriger Irrfahrt 1575 stirbt.

Angeekelt durch diese gegenseitige Unduldsamkeit tritt der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz zum Calvinismus über, nachdem das Land eben erst evangelisch geworden war. Friedrich läßt den Heidelberger Katechismus, der die neue Lehre mit Ausnahme der von dem Franzosen Calvin († 1564) gelehrten Prädestination enthält, durch eine feierliche Synode bekräftigen und die Calvinische Kirchenordnung einführen.

Der Übertritt des Kurfürsten zu einer Lehre, die im Religionsfrieden gar nicht als geduldet Aufnahme gefunden, verschärft einen schon bestehenden Gegensatz unter den lutherischen Fürsten. Die altevangelischen Fürsten sind in der Frage des geistlichen Vorbehaltes nicht mehr interessiert. Die Neuprotestanten aber müssen, als noch nicht saturiert, für ein schärferes Vorgehen eintreten. Besonders Herzog Christoph von Württemberg, aber auch der Landgraf Philipp von Hessen wünschen eine Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes, während sich Brandenburg und Kursachsen unter den befreundeten Regenten Joachim II. und August versagen. Der Sachse will nicht gestört sein in seiner allerdings unübertrefflichen Landesverwaltung. Er bessert die Finanzen, zieht 20000 vertriebene Niederländer als Tuchmacher ins Land und mehrt, unterstützt von seiner wirtschaftstüchtigen Gemahlin Anna, die Habe seiner Herrschaft und sorgt für seine damals 1500000 Köpfe zählende Bevölkerung. So mangelt es den evangelischen Fürsten von Anbeginn gegenüber der aufkommenden Gegenreformation an Tatkraft.

Trotzdem gewinnt die neue Lehre noch immer Raum. Von den größeren Herrscherhäusern sind nur noch die Habsburger und die Wittelsbacher katholisch geblieben. Jedoch der Bayer Albrecht, Kaiser Ferdinands Schwiegersohn, gewährt, zunächst durchaus nicht fanatisch, Adel und Städten seines Landes den Laienkelch. Später geht er schärfer vor. Der Herzog von Cleve erlaubt Laienkelch und Priesterehe. Mark und Ravensberg sind lutherisch geworden. In den rheinischen Teilen des Landes dringt der Calvinismus vor. Bremen, Verden und Lübeck sind um 1560 endgültig evangelisch geworden. In den Bistümern Hildesheim, Münster, Paderborn und Osnabrück schwankt der Stand. Selbst in Würzburg behaupten sich evangelische Strömungen. Von den etwa 60 Reichsstädten sind die meisten evangelisch geworden. Magdeburg und Halberstadt bleiben für die Söhne Joachims II. eine sichere Domäne. Merseburg, Meißen und Naumburg haben aufgehört, katholisch zu sein.

Nachfolger Ferdinands wird sein ältester Sohn Maximilian II. (1564 bis 1576). Der neue Herr wird von den evangelischen Reichsständen und der evangelischen Bevölkerung Österreichs freudig begrüßt, hatte er sich doch als Erzherzog unter dem Einfluß seines protestantisch gesinnten Hofpredigers zur Erbitterung des Vaters dem lutherischen Bekenntnis zugetan gezeigt. Von Ferdinand mit der Enterbung bedroht, mußte er sich schließlich unterwerfen,

da ihm die protestantischen Fürsten für den Fall seiner Flucht nur unverbindliche Zusagen machten. Ihre Erwartungen, in Maximilian ein evangelisches Reichsoberhaupt zu finden, sind ihnen nicht erfüllt worden. Der Kaiser hat sich nach der Entsendung seiner beiden ältesten Söhne nach Spanien, wo ihnen die Hoffnung auf die Nachfolge winkt, durch den Einfluß auch seiner Gattin Maria, der Tochter Karls V., nicht zu einem Verlassen der katholischen Kirche entschließen können, der er innerlich nie angehörte. Maximilian hat sich nach seinem Rückzug vor dem Vater in ein praktisches Christentum nach Art des Erasmus von Rotterdam geflüchtet und hofft auf eine Versöhnung der beiden Bekenntnisse. An einen Übertritt zum Protestantismus denkt er um so weniger, als 1568 der Zusammenbruch und bald darauf der Tod des spanischen Prinzen Don Carlos, damals des einzigen Erben des Königs Philipp, erfolgt. Die spanische Nachfolge winkt. So hält der Kaiser auch im Reich in seinen Beziehungen die Waage zwischen dem evangelischen Christoph von Württemberg und dem katholischen Albrecht von Bayern.

Maximilian hat nicht den geschlossenen Besitz der Erblande erlangt. Ferdinand sprach ihm nur Ober- und Niederösterreich, die böhmischen Länder und die Krone Ungarns zu, dem zweiten Sohne Karl aber Innerösterreich, dem dritten Ferdinand Tirol und die Vorlande. Der Tiroler indes kann, da mit der Augsburger Patriziertochter Philippine Welser unebenbürtig verheiratet, keine erbberechtigte Dynastie bilden. Seine Söhne werden mit Grafschaften abgefertigt, sein Land aber fällt nach seinem Tode an die Hauptlinie zurück. Diese Teilung lähmt die Macht Kaiser Maximilians in empfindlicher Weise. Die Erblande sind zu seiner Zeit trotz der Schutzlosigkeit der Protestanten stark evangelisch geworden. Seit 1549 findet in Wien keine Fronleichnamsprozession mehr statt. 268 Orte im Land gelten damals bereits als evangelisch. Die angesehensten Adelsgeschlechter treten zur neuen Lehre über. Der Mittelpunkt des niederösterreichischen Protestantismus ist Horn. In Oberösterreich sind die sieben landesfürstlichen Städte evangelisch, vom Adel ist nur noch ein Edelmann katholisch. In Böhmen machen die Katholiken nur noch 10 vom Hundert der drei Millionen Einwohner aus, in Schlesien wird das Land durch die Städte und den Adel reformiert, in Mähren ist der Adel großenteils für die neue Lehre gewonnen. Ungarn wendet sich in enger Verbindung mit den evangelischen Hochburgen des Reiches dem Luthertum zu, später greift besonders bei den Magyaren der Calvinismus um sich, der geradezu als magyarischer Glaube erklärt wird. Die deutschen Städte in Nordungarn und die Siebenbürger Sachsen bleiben Lutheraner. In Siebenbürgen wird schon 1543 durch die Synode von Mediasch die neue Kirchenordnung durchgeführt.

Maximilian bewilligt den Protestanten begrenzte Rechte für die Ausübung ihres Glaubens, gewährt aber keine endgültige, durch die Gründung einer

eigenen evangelischen Kirche Österreichs gesicherte Ordnung. Er bewilligt für Österreich 1568 die Religionskonzessionen und gewährt am 14. Jänner 1571 in der „Assekuration“ dem Adel auf seinen Schlössern, Häusern und Gütern für sich, seine Diener und Angehörigen die Augsburgische Konfession. Die landesfürstlichen Städte, darunter auch Wien, umgehen das Verbot der Ausübung des lutherischen Bekenntnisses mit Hilfe des Adels. So entfaltet sich in Wien ein blühendes evangelisches Leben. In Innerösterreich sind 1564 von den 15000 Einwohnern von Graz nur noch 200 katholisch, in Kärnten gründen die Stände eine evangelische Landesschule (1563). Erzherzog Karl von Innerösterreich muß, obwohl streng katholisch gesinnt, schon mit Rücksicht auf die Türkengefahr den Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes in der Grazer Pazifikation (1572) volle Gewissens- und Kultusfreiheit gewähren.

Wenn so auch die Habsburger zu Zugeständnissen gezwungen sind und die neue Lehre überall im Fortschreiten ist, werden die protestantischen Reichsstände durch den unseligen Zank zwischen Calvinern und Lutheranern (ein Zank vorweg zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem von der Pfalz) in dieser entscheidenden Zeit gelähmt. Der sächsische Kurfürst läßt sogar, von seiner Gemahlin Anna aufgehetzt, seinen treuen Kanzler Cracov zu Tode foltern, den Theologen Stössel in lebenslänglichem Kerker verschwinden, auch seinen Leibarzt Peucer ins Gefängnis werfen, als er dahinter kommt, daß sie geheime Calviner sind (Kryptocalvinisten). Alle Geistlichen aber müssen die calvinerfeindliche Torgauer Formel unterschreiben. Durch dieses Verhalten Augusts, der zum Unglück für seine Glaubensgenossen über 30 Jahre regiert, sind die Evangelischen gelähmt. Auf dem Kurfürstentage von Regensburg (1575) willigt er trotz der Gegenbemühungen des Pfälzers in die Wahl des jungen Rudolf zum römischen König, ohne die zuerst von ihm verlangte Bestätigung der Augsburger Deklaration erlangt zu haben. Für die Frage des Vorbehalts, die für sein Land nicht mehr besteht, hat er kein Verständnis, ebenso wie der Brandenburger Johann Georg. Die Protestanten bewilligen, ohne die beiden Streitfragen geklärt zu haben, die sehr ansehnliche Türkenhilfe des Reichstags von Augsburg (1566), die des Reichstags von Speyer (1570) und die große des Reichstags von Regensburg (1576).

Die Katholiken aber beginnen mit entschlossener Gegenreformation im Reich. Der Bayernherzog Albrecht beschränkt die früher erteilten Bewilligungen und leitet durch sein Religionsmandat (1569) die endgültige Gegenreformation ein. Er erreicht dasselbe auch in der Markgrafschaft Baden-Baden. Entgegen der Ferdinandeischen Deklaration schreitet in Fulda der Abt Balthasar von Dernbach, nachdem er die Jesuiten in sein Land gerufen, zur Gegenreformation. Ähnlich geschieht es im Eichsfeld durch den Erzbischof von Mainz Daniel Brendel. Die evangelischen Reichsstände verhalten sich passiv. Der Reichstag von Regensburg besiegelt ihre Nieder-

lage. Die katholischen Fürsten weigern sich, Gelder für die Türkenhilfe zu bewilligen, wenn der Kaiser die evangelischen Beschwerden berücksichtigt. Die Protestanten müssen nun, um nur ja Türkenhilfe leisten zu können, auf die Regelung dieser Fragen auf die Bitte des Kaisers verzichten.

Die katholische Kirche erneuert sich auch innerlich immer mehr. In Rom wird seit der Gründung des jesuitischen Collegium germanicum fieberhaft daran gearbeitet, geistig ausgezeichnete deutsche Priester, möglichst aus adeligen Familien, für den religiösen Kampf in Deutschland zu schulen.

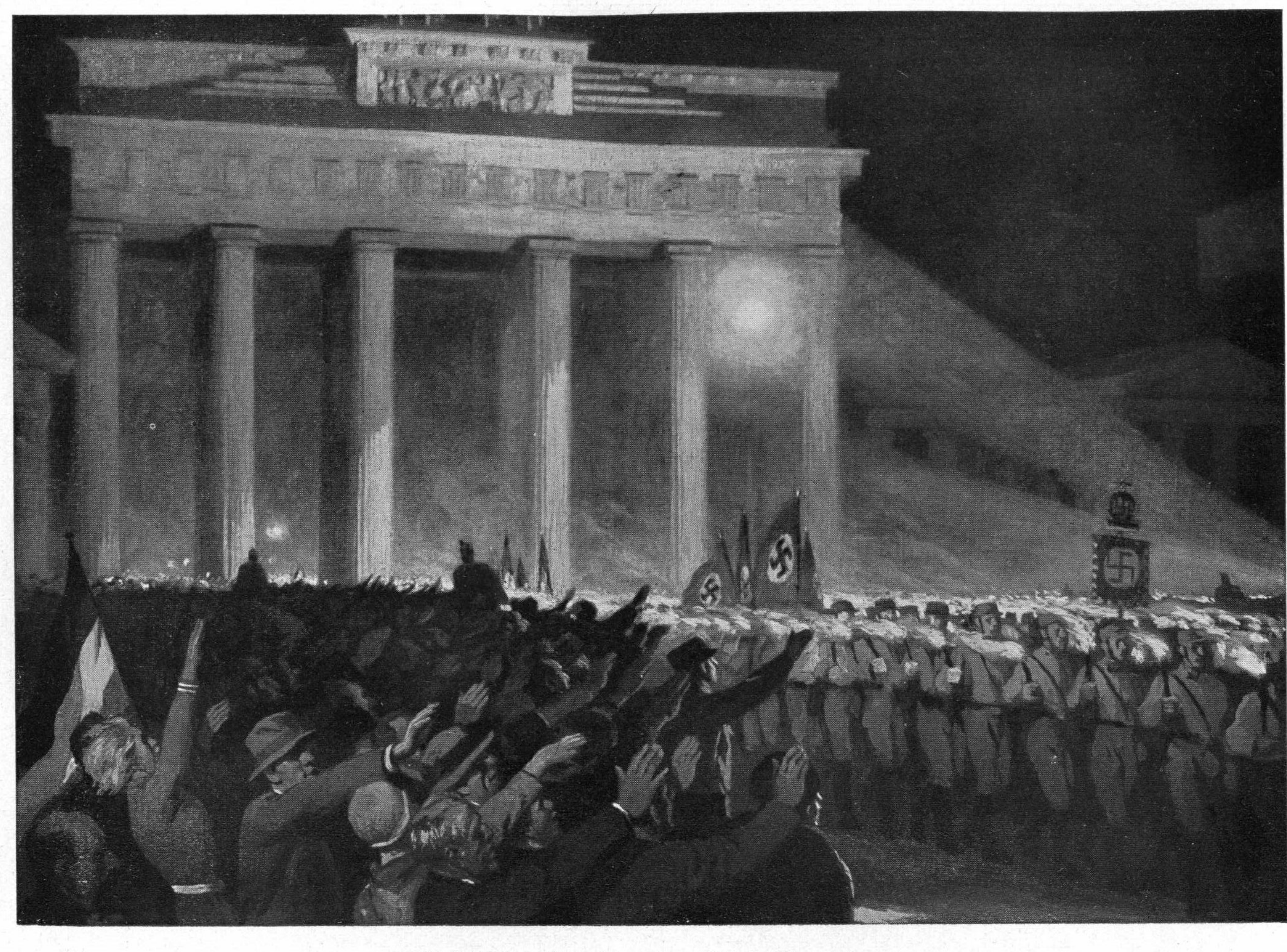
Dem Kaiser machen die Türken schwere Sorge. Im Jahre 1566 ist nach heldenmütigstem Widerstand die von Niklas Zriny verteidigte ungarische Festung Szigeth gefallen. Maximilians Heer, 60000 Mann stark, aber zu buntscheckig, wagt nicht, die Türken anzugreifen, zumal diese den vor Szigeth erfolgten Tod des Sultans Soliman verheimlichen. Der Kaiser muß in den Waffenstillstand von Adrianopel willigen (1568), durch welchen er bei unverändertem gegenseitigen Besitzstand einen Tribut von 30000 Dukaten jährlich zu entrichten hat. Ein rechtes Bild, wie sehr das kriegsgewaltige deutsche Volk durch die Auflockerung der Reichsgewalt in seiner Widerstandskraft gelitten!

In der Regierungszeit Maximilians beginnt der Aufstand der Niederlande gegen die absolutistische Beseitigung ihrer ständischen Rechte und die brutale Gegenreformation durch die Spanier. Im Auftrage des spanischen Königs schiebt Herzog Alba die Statthalterin Margarete von Parma, die Tochter der Johanna van der Gheinst und Karls V., zur Seite. Er nimmt den Grafen Egmont, der sich in den spanischen Kämpfen gegen die Franzosen ausgezeichnet, und Admiral Hoorne gefangen, macht ihnen den Prozeß und läßt sie am 5. Juni 1568 zu Brüssel enthaupten. Wilhelm von Oranien konnte sich durch die Flucht auf sein Stammschloß Dillenburg der Verhaftung entziehen. Immer neue Schrecken von Hinrichtungen und unerhörter wirtschaftlicher Druck lassen den Aufstand ausbrechen, dessen auch Alba nicht mehr Herr zu werden vermag. Mildere Maßnahmen der spanischen Krone kommen zu spät, zumal König Philipp von der Gegenreformation nicht ablassen will. Eine grauenvolle Plünderung von Antwerpen durch unbezahlte spanische Söldner gibt dem Aufstand neue Nahrung. Es ist das Verdienst Alexanders von Parma, des Sohnes der Margarete von Parma, wenigstens die südlichen Provinzen zu behaupten, während sich die sieben nördlichen, seit 1579 zur Utrechter Union zusammengefaßt, nicht mehr unterwerfen lassen. In völliger Erschöpfung endet der Krieg, in welchem Spanien auch mit gedungenen Mördern arbeitete. Einem solchen war 1584 Wilhelm von Oranien erlegen. Nun folgen einander Waffenstillstände, bis endlich die Niederländer im Frieden von Münster und Osnabrück die Unabhängigkeit von Spanien erreichen, zugleich aber auch endgültig aus dem Deutschen Reiche ausscheiden. Wohl waren die Niederlande schon durch



Tafel 38. Erich Ludendorff

Im Weltkrieg blieb dem deutschen Volke der große Staatsmann versagt. Das Schicksal aber gab ihm in Erich Ludendorff den großen Heerführer und Organisator des Krieges, einen Mann von stählerner Härte und heißer, bis zu seinem Tode am 20. 12. 1937 bewährter Liebe für sein deutsches Vaterland.



Tafel 39. Der Tag der Machtübernahme

Unübersehbar war der Fackelzug der SA. am Abend des 30. Jänner 1933.
Die lodernden Flammen wurden das Fanal einer neuen Zeit. Das Dritte Reich erstand.

Karls V. burgundischen Vertrag vom 26. Juni 1548 der Kompetenz des Reichskammergerichts entzogen worden, und der Religionsfriede hatte keine Geltung mehr für sie gehabt. Trotzdem hätte das Reich diese herrlichen Gebiete nicht im Stich lassen dürfen. So aber hat es sich trotz aller Entrüstung, die auch am Kaiserhof über das Vorgehen Albas herrschte, in recht binnendeutscher Bequemlichkeit zu keinem Einschreiten in der höchsten Not der niederländischen Volksgenossen entschließen können. Nur Friedrich III. von der Pfalz, der Calviner, rührt sich, ist aber zu schwach, selbst wenn er mit ganzer Kraft den Bedrängten beispringen wollte. Die Niederländer hatten vergebens, noch vor dem Ausbruch der Katastrophe, ein Bündnis zu gemeinsamer Abwehr mit den deutschen Protestanten erstrebt. So aber hat Deutschland, sowohl in der Zeit Maximilians II., als auch seines Nachfolgers Rudolfs II., versagt. Kein Wunder, daß dann das Mündungsgebiet des deutschen Rheins unserem zu gleichgültigen Volk und Reich in eigengeschichtlicher Entfaltung entglitt.

Der Kaiser Maximilian stirbt 1576, 49 Jahre alt, einen Tag nach dem Regensburger Reichstagsabschluß. Seine Regierung, der ein rechtes Programm mangelte, hat die auf sie gesetzten Hoffnungen enttäuscht. Das Verhältnis zwischen Kaiser und Reich beginnt sich zu lockern. Es gewinnt dann später den Anschein, als bestünden die Beziehungen zwischen beiden nur darin, daß der Kaiser sich von Zeit zu Zeit, um Türkenhilfe zu erhalten, an den Reichstag wendet. Seine Leistung dafür ist eigentlich gering genug.

Auf diesen Kaiser der enttäuschten Hoffnungen, der in allem nur ein Halber gewesen, folgt Rudolf II. (1576—1612), eine der seltsamsten Erscheinungen unserer Geschichte, ein Einsamer auf dem Kaiserthron, der sich je länger, desto mehr von der Außenwelt abschließt, in geradezu krankhafter Abneigung die Erledigung der Geschäfte scheut, die Qual seiner Räte und die Quelle ihres ungeheuren, selbst auf Domestiken ausstrahlenden Einflusses, Ursache der peinlichsten Verschleppung der Reichsgeschäfte, seltsam genug in einer aufgeregten Zeit, in der von Jahr zu Jahr mehr der Augsburger Religionsfrieden versinkt, um den Dämonen des Krieges Platz zu machen. Ein Mann, der in dieser wildbewegten Zeit die Politik verachtet, ohne sich doch von der Macht trennen zu können, die er, eingeschlossen in seiner Prager Hofburg, oft durch Wochen unsichtbar für die Außenwelt, gar nicht ausübt! Als aber am Ende des Lebens der Tatenscheue mit unbarmherziger Hand dieser Macht beraubt wird, erwägt er die äußersten Entschlüsse, sein Recht wiederherzustellen. Doch in den 36 Jahren seiner Regierung interessieren ihn geschliffene Steine und Gemälde, mit denen er die kaiserliche Sammlung mehrt, Edelsteine und Wunder der Natur, noch mehr die Pracht des Sternenhimmels und dessen geheimnisvoller Einfluß auf die Menschenschicksale weit mehr als das Regieren. Es ist eine glückliche Zeit, wenn er Gelehrte um sich weiß und selbst wieder lernen kann. Da

vergißt er sein mangelhaftes Selbstvertrauen, das wunderlich neben seinem Herrscherbewußtsein steht und ihn kein Problem der Zeit zu lösen versuchen läßt. Auf dem Hradschin zu Prag weilen ein Kepler, ein Tycho de Brahe. Der Kaiser ist in der Enge seines Laboratoriums eifrig dabei, den ersehnten Stein der Weisen zu finden. Er hat einen Orden erfunden, der nicht äußerlich sichtbar getragen werden darf. Durch diesen seltsamsten Orden soll eine verborgene Gemeinde der Guten ausgezeichnet werden. So sehr die Gestalt des Kaisers die Dichter anregen mag, von denen ihm der große Grillparzer bereits in dem Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg" ein erschütterndes Denkmal gesetzt hat, der Historiker wird sich hier der ganzen Tragödie unseres Volkes bewußt. Da steuert eine Generation mit vollen Segeln in einen Krieg hinein, der nach dem Haß, den es auszutoben gilt, nach der Größe des Gegenstandes, um den es geht, seinem Umfang und seiner Dauer nach seinesgleichen suchen wird. Der Kaiser aber, als Reichsoberhaupt zu rechtzeitigem Eingreifen pflichtgemäß berufen, hält sich tatenlos verborgen, um nichts entscheiden zu müssen. Obwohl selbst eifrig katholisch, ist er in den Streitigkeiten seiner Regierungszeit nicht Partei, sooft er oder, besser gesagt, sooft seine Räte auch zugunsten der katholischen Partei eingegriffen haben. Er wird nicht Mitglied des katholischen Großbundes der Liga. Aber er tut auch nichts, die Brandherde auszutreten, die man so deutlich allenthalben sich bilden sehen kann. Fast ist es ein Wunder zu nennen, daß während seiner langen Regierungszeit die Gewitter, die von allen Seiten heraufziehen, nicht zur Entladung kommen. Oder ist es gerade die völlige Windstille in der kaiserlichen Burg, die das Losbrechen der verheerenden Unwetter aufgeschoben hat? Jedenfalls kommt es während seiner und seiner Ratgeber Trautson und Rumpf Regierung von allen Seiten her schwarz heraufgezogen, und die Entwicklung geschieht im Zeichen des Angriffs der Gegenreformation.

Die evangelischen Reichsstände versuchen, sich auf eine sogenannte Konkordienformel zu einigen. Sie scheitert. Calvinismus und Luthertum bleiben erbitterte Gegner. Selbst das hessische Haus — seit dem Tode des Landgrafen Philipp ist Hessen in die drei Teile Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt und Hessen-Marburg gespalten — ist nun konfessionell zerrissen. Christian I., der Nachfolger Augusts von Sachsen, regiert zu kurze Zeit, als daß sein versöhnlicher Sinn den Bund mit den Calvinern zustande gebracht hätte. Sein Kanzler Krell, der sich darum bemüht hat, wird am 9. Oktober 1601 als neues Opfer orthodoxer Unduldsamkeit nach dem Regierungswechsel in Dresden hingerichtet. Kursachsen kehrt zur Politik der Gefügigkeit dem Kaiser gegenüber wieder zurück.

Dabei hatte schon der Augsburger Reichstag von 1582 gezeigt, wohin das Reich steuert. Die Katholiken erkennen gemäß dem geistlichen Vorbehalt

Joachim Friedrich, dem Administrator von Magdeburg, kein Stimmrecht zu. Setzen sie sich durch, dann werden auf die Dauer bei dem stürmischen Ausgreifen der Gegenreformation die Protestanten auf alle von ihnen seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter Verzicht leisten müssen. Der Magdeburger verläßt den Reichstag, nachdem er sich bekräftigen ließ, daß mit seinem Abgang über sein Stimmrecht keine Entscheidung gefallen sei. Die Protestanten aber haben sich, indem sie dies duldeten, den katholischen Ansprüchen gefügt. Durch diesen Verzicht des Magdeburger Administrators erhalten die Katholiken den Vorsitz im Fürstenkollegium. Der nächste Reichstag zieht sich schon wegen dieser Schwierigkeiten hinaus. Inzwischen findet im November 1592 ein Grenzberatungstag in Prag statt, wo aber der Kaiser die erbetene „eilende, mitleidenliche, barmherzige Hilfe“ gegen die Türken nicht erhält. So tritt denn doch wieder (zu Regensburg 1594) ein Reichstag zusammen. Vergebens sucht der Pfälzer die Religionsbeschwerden, das Stimmrecht der Administratoren und den Kampf gegen das Umsichgreifen der Kompetenz des katholischen Reichshofrates durchzufechten. Der Sachse versagt wiederum. Wieder muß der Administrator von Magdeburg, wenn auch unter Vorbehalt seiner Rechte, auf sein Stimmrecht verzichten. Trotzdem erhält der Kaiser eine sehr stattliche Türkenhilfe. Es ist das fast ausschließliche Verdienst der Politik des Kurfürsten von Sachsen, des eigentlichen Totengräbers der evangelischen Sache und Hauptverantwortlichen für den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, daß auf dem nächsten Reichstag (Regensburg 1597) wieder der Administrator von Magdeburg und auch der von Halberstadt ferngehalten bleiben.

So sind die Evangelischen in die Verteidigung gedrängt. Ihr einziger großer Vorstoß in der Zeit Rudolfs II., der Übertritt des Kölner Erzbischofs Gebhard Truchseß von Waldburg zur reformierten Kirche, ist an seiner eigenen Schwäche und der Teilnahmslosigkeit der evangelischen Fürsten gescheitert. Die Katholiken, der große Jesuitenfreund Wilhelm von Bayern voran, auch Alexander von Parma mit spanischen Truppen aus den Niederlanden, haben sich mit unüberwindlichem Elan auf Gebhard geworfen. Im Jahre 1604 setzen sie sich auch bei einer Doppelwahl in Straßburg gegen die evangelischen Domherren und den evangelischen Bischof durch. Kurz zuvor wird trotz ihres Widerstrebens die Stadt Aachen durch einen Spruch des Reichshofrates der Gegenreformation überantwortet. Die Katholiken haben inzwischen auch bereits in Bamberg, Hildesheim und Wetzlar die Gegenreformation durchgeführt.

Seit über 50 Jahren ist die Reichsstadt Donauwörth lutherisch. Es gibt hier nur noch etwa 20 katholische Familien, die arm und ohne Einfluß sind. Der Magistrat wendet sich gegen die Aufnahme neuer katholischer Bürger und erschwert die Ausübung katholischer Bräuche durch das seit dem In-

terim erneuerte Kloster vom Hl. Kreuz. Das Kloster, das Anschluß an die Jesuiten gewonnen, wird eine Stätte der Gegenreformation. Eine von ihm in herausfordernder Weise veranstaltete Prozession führt zu Zwischenfällen, worauf der Kaiser über Klage des Bischofs von Augsburg den Schutz der Katholiken von Donauwörth und die Vollstreckung der alsbald über die Stadt ausgesprochenen Acht dem Bayernherzog Maximilian überträgt. Dieser bemächtigt sich am 17. Dezember 1607 der Reichsstadt, wo eine so rücksichtslose Rekatholisierung durchgeführt wird, daß schon 1625 die letzte evangelische Familie verschwunden ist. Zugleich wird Donauwörth, da außerstande, die Kosten der Exekution zu bezahlen, eine bayrische Landstadt.

Die Evangelischen fordern, ehe sie in die Beratungen eines neuen Regensburger Reichstages eingehen, eine Neubestätigung des Religionsfriedens. Indes, Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der Vorsitzende des Reichstages, will nur unter der Bedingung darauf eingehen, daß die Protestanten auf den geistlichen Vorbehalt verzichten. Nun verlassen die Pfalz, Brandenburg und neun andere Reichsstände am 27. April 1608 die Tagung, indem sie erklären, daß sie den Besitz der geistlichen Güter unter Anwendung von Waffengewalt behaupten würden. So ist der deutsche Reichstag durch die Verschärfung der religiösen Gegensätze verhandlungsunfähig geworden.

Christian von Anhalt, der Leiter der kurpfälzischen Politik, bringt am 12. Mai 1608 die Union, einen evangelischen Verteidigungsbund auf 10 Jahre, unter Führung der Pfalz mit gemeinsamer Kriegskasse zustande. Württemberg, Brandenburg, Ansbach, Pfalz-Neuburg und Baden schließen sich sogleich an. Der Badener benötigt die Stütze des Bundes besonders, da er die Regierung von Baden-Baden übernommen hat und hier das Luthertum wieder einführt, weshalb Maximilian eine Untersuchung beim Kaiser betreibt. Dem Begründer der Union, Christian von Anhalt, schwebt die Anlehnung des Bundes an den französischen König Heinrich IV. vor, zu dem er seit der Zeit seines Eingreifens in die in Frankreich tobenden Hugenottenkriege freundschaftliche Beziehungen unterhält. Der Franzose allerdings hegt weitgehende Pläne, die sich auf die Rheinlande beziehen. Die Gefahr eines großen europäischen Krieges steigt herauf.

Der energische Bayernherzog Maximilian erzielt am 10. Juli 1609 den Zusammenschluß der größeren katholischen Reichsstände im schwäbischen, bayrischen und fränkischen Kreise mit Ausnahme von Eichstätt und Salzburg zur „Liga oder Defension", die zunächst auf neun Jahre gegründet wird. Ihr Haupt ist Maximilian. Das Haus Österreich bleibt von der Teilnahme ausgeschlossen. Die geistlichen Kurfürstentümer treten erst im nächsten Jahre bei. Alle erkennen im Kriegsfalle den Bayernherzog als Oberbefehlshaber an.

Und schon scheint es zum Kriege zu kommen. Der Tod des geisteskranken Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg erledigt das einzige große katho-

lische Fürstentum in Nordwestdeutschland. Die Frage der Nachfolge ist strittig und für die Katholiken bedrohlich. Johann Wilhelm hat vier Schwestern. Die erste war mit Albrecht Friedrich von Preußen vermählt. Auf Grund der Ehe mit ihrer Tochter erhebt Johann Sigismund von Brandenburg Erbansprüche. Die zweite Schwester Anna ist durch ihre Ehe Pfalzgräfin von Neuburg. So erhebt ihr Sohn Wolfgang Wilhelm Ansprüche auf die Nachfolge. Magdalena, die dritte Schwester, ist Gemahlin Johanns von Zweibrücken. Die vierte, Sybilla, war in erster Ehe mit Landgraf Philipp von Baden, in zweiter mit dem Markgrafen Karl von Burgau, dem Sohn der Philippine Welser, verheiratet. In den Ländern selbst, die immer noch in die beiden Teile Jülich-Berg-Ravensberg und Cleve-Mark zerfallen, war der katholisch-spanische Einfluß immer mehr gewachsen. Die Regentschaft für den geisteskranken Herzog Wilhelm verfolgt eine gegenreformatorische Politik, das Land ist so verfallen, daß es (1598—99) mitten im Frieden der Brandschatzung durch die spanischen Truppen des Generals Mendoza erliegt. Die Spanier halten Rheinsberg besetzt, was die Niederländer veranlaßt, ihrerseits Emmerich in Besitz zu nehmen. Nach dem Tode des geisteskranken Herzogs (25. März 1609) erheben sich die Erbansprüche. Während der Kaiserhof zaudert und das Regentschaftsverhältnis verlängern möchte, einigt sich der Brandenburger mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zu Dortmund auf gemeinsame Besitzergreifung des Landes. Rudolf entsendet gegen die „Possidierenden" seinen Neffen, den kriegslustigen Bischof Leopold von Passau und Straßburg. Er erobert Jülich, muß jedoch, von den geistlichen Kurfürsten mangelhaft unterstützt, Werbungen im Elsaß eröffnen. Die Possidierenden aber erhalten die Hilfe der Union. 1610 marschieren ihre Truppen, aber auch schon französische, in Jülich ein. Heinrich IV. von Frankreich ist drauf und dran, sich in diesen Krieg gegen die habsburgische Macht am Niederrhein zu stürzen, als ihn der Dolchstoß des Mönchs Ravaillac am 14. Mai 1610 hinwegrafft. Sein Tod schafft noch einmal eine Entspannung. Das Land, um das sich beinahe ein europäischer Krieg entzündet hätte, verbleibt den Possidierenden. Unter diesen bricht aber bald Uneinigkeit aus, worauf sie die Hilfe entschlossener Freunde erstreben. Der Pfalzgraf Wolfgang vermählt sich mit Magdalena von Bayern, der Schwester Maximilians, und wird katholisch (1613). Mit spanischer Hilfe kann er ein Jahr darauf von Düsseldorf Besitz ergreifen. Johann Sigismund aber, der die kurpfälzische Hilfe erlangen will, tritt im Dezember 1613 zum calvinischen Bekenntnis über, ohne allerdings seinem Lande einen Religionswechsel aufzuzwingen. Da die Kassen der Pfalz durch ihre Leistungen für die zahlungssäumigen Bundesmitglieder erschöpft sind, entschließt sich die Union zur Neutralität, worauf sich die Streitenden im Vertrag von Xanten (10. November 1614) vorläufig einigen. Brandenburg erhält Cleve, Mark und Ravensberg, die Pfalz aber Jülich und Berg.

Während so um den Besitz von Grafschaften und Herzogtümern gemarktet wurde, hat sich ein peinlicher Streit unter den Angehörigen des Hauses Habsburg vollzogen. Der alte Kaiser Rudolf, seitdem er Trautson und Rumpf entlassen, ganz in der Hand unfähiger Kreaturen wie seines Kammerdieners Lang, erliegt dem Ansturm seines ehrgeizigen, aber auch um die Zukunft des Hauses besorgten Bruders Matthias. Da der Kaiser immer schon gegen seine Brüder Ernst, Matthias, Albrecht und Maximilian Mißtrauen hegte, konnte er sich trotz seiner Kränklichkeit nie entschließen, einen von ihnen zum römischen König wählen zu lassen. Die Statthalterschaft seines Bruders Ernst und nach dessen Tode Albrechts in den Niederlanden ruft seine Besorgnis hervor, zudem Albrecht der Gemahl der Isabella, der Tochter des Königs Philipp II., wird, deren Hand der eheschene Kaiser immer wieder verschmäht hatte. Besonders der älteste Bruder, Matthias, erscheint dem Argwohn Rudolfs als gefährlich, namentlich seit er den ehrgeizigen Versuch unternommen, sich an der Spitze der Aufständischen die Herrschaft in den Niederlanden zu erstreiten. Nun ist aber durch die Unfähigkeit, Unlust, ja wohl schon Geistestrübung des Kaisers in seinen Ländern ein wahres Chaos entstanden. Es ruft böses Blut in Ungarn hervor, schließlich sogar eine Magnatenverschwörung unter dem ehrgeizigen Stefan Bocskay, daß Rudolf den durch seine Vertreter vereinbarten 21 Gesetzesartikeln des ungarischen Reichstages von 1604 einen zweiundzwanzigsten hinzufügt, der die Evangelischen bedroht. Die Türken kommen den Aufständischen zu Hilfe und erobern Gran. Bocskay wird von ihnen zu Ofen mit Siebenbürgen und ungarischen Komitaten belehnt. Bei solcher Bedrohung der habsburgischen Herrschaft entschließen sich die Erzherzöge zu einer Tagung in Linz, wo der Deutschmeister Maximilian durchsetzt, daß Matthias zum Haupt des Hauses Habsburg erklärt wird. Der widerstrebende Kaiser muß, durch eine Vorsprache der Erzherzöge in Prag veranlaßt, Matthias zu Unterhandlungen mit den Ungarn bevollmächtigen. Dieser bringt mit den Ungarn einen Waffenstillstand, dann am 23. Juni 1606 den endgültigen Frieden von Wien zustande, in welchem Bocskay auf Lebenszeit als Fürst von Siebenbürgen und Ostungarn anerkannt wird, alle Bekenntnisse Religionsfreiheit erhalten, die Jesuiten aber ausgewiesen werden. Mit den Türken kommt es am 11. November 1606 zum Frieden von Szitvatorok, der den Osmanen das Eroberte beläßt. Auch dieser Friede gilt nur 20 Jahre, doch hört gegen eine einmalige Zahlung von 200000 Dukaten die jährliche Tributzahlung des Kaisers auf, den damit der Padischah endlich als gleichberechtigten Herrscher anerkennt. Aber Rudolf weigert sich, den abgeschlossenen Vereinbarungen seine Genehmigung zu erteilen. Er bereitet einen neuen Krieg vor. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, beruft Matthias ohne Erlaubnis des kaiserlichen Bruders die nieder- und oberösterreichischen Stände nach Wien, die ungarischen nach Preßburg.

Die Ungarn zollen ihm Anerkennung, wofür er verspricht, den abgeschlossenen Frieden nötigenfalls auch mit Waffengewalt durchzusetzen. Nun rufen ihn auch die mährischen Stände unter Karl von Zierotin ins Land. Mit Heeresmacht gegen den ohnmächtig trotzenden Kaiser vorrückend, steht Matthias alsbald mit 20000 Mann vor Sterbohol, eine halbe Stunde vor Prag.

Der hilflose Kaiser muß im Vertrag von Lieben den Frieden in Ungarn anerkennen, dem Bruder als König Ungarn, Österreich und Mähren aber als „Gubernator" überlassen, dem Ehrgeizigen die Nachfolge in Böhmen versprechen und die Zustimmung erteilen, die Regierung zu bessern und die verletzten Freiheiten wiederherzustellen. In Sterbohol verbünden sich unter der Führung von Ernst von Tschernembel die österreichischen, mährischen und ungarischen Stände. Der Brünner Landtag erlangt von Matthias die Wiederholung der Anerkennung der ständischen Freiheiten, wie sie Maximilian erklärt hatte. Die Ungarn aber haben einen förmlichen Religionsfrieden in Preßburg zu erlangen gewußt. Die nieder- und oberösterreichischen Stände erreichen nach einem Bündnis in Horn am 19. März 1609 die Wiederherstellung ihres Glaubens-Privilegiums von 1571. Im Februar 1610 erhalten sie die Glaubensfreiheit auch für die landesfürstlichen Städte verbürgt, die jetzt als vierter Stand anerkannt werden. Ein wichtiger Erfolg für den österreichischen Protestantismus, denn schon hatte, betrieben durch den ehrgeizigen und weltklugen Melchior Klesl, einen Bäckerssohn, der 1581 zum Generalvikar für Niederösterreich emporstieg, die Austreibung der evangelischen Prediger aus Wien begonnen. Die Universität wurde rein katholisch gemacht, hat sich aber noch lange gegen die Jesuiten gewehrt. Bedenklich ist es für den evangelischen Adel von Ober- und Niederösterreich, daß er seiner bäuerlichen Untertanen nicht völlig sicher ist.

Angespornt durch die Erfolge der Stände von Mähren, Österreich und Ungarn fordert der böhmische Landtag durch seine Wortführer Wenzeslaw Budowec von Budowa und Graf Matthias Thurn politische und kirchliche Freiheiten und kann schließlich den eingeschüchterten Kaiser zur Unterzeichnung des Majestätsbriefs veranlassen (9. Juli 1609). In diesem erhalten alle Anhänger des Abendmahls in beiderlei Gestalt Religionsfreiheit. Die Herren, Ritter und königlichen Städte dürfen auf ihrem Gebiete Kirchen und Schulen bauen, 24 „Defensoren" werden für die evangelischen Angelegenheiten bestellt. In einem „Vergleich" zwischen den katholischen und evangelischen Ständen wird unter Genehmigung des Kaisers das Recht zum Kirchen- und Schulenbau auch auf die „königlichen Güter" ausgedehnt. Die Defensoren dürfen bei Beeinträchtigung der protestantischen Rechte einen Ausschuß der Stände und protestantischen Landesbeamten einberufen. Der Majestätsbrief wird bald auch auf Schlesien ausgedehnt. Die Macht der Stände hat damit in den habsburgischen Ländern ihren Höhepunkt erreicht.

Ein Fürstentag in Prag stellt die äußerliche Versöhnung des Kaisers mit Matthias her. Trotzdem will Rudolf an Stelle von Matthias seinem Neffen Leopold die Kaiserkrone verschaffen und läßt diesen mit seinen unbezahlten „Passauern" ins Land kommen, die hier grauenvoll hausen. Von den Ständen gerufen, erscheint Matthias mit Heeresmacht und hält seinen Einzug in Prag (24. März 1611). Vergebens versucht Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der Freund des Kaisers, zu vermitteln. Alles wendet sich Matthias zu. Der Kaiser muß auf einem Generallandtag als König von Böhmen abdanken. Sein Bruder aber wird gekrönt. Von tödlichem Haß gegen Matthias erfüllt und von der Hast aufsteigenden Wahnsinns getrieben, erwägt Rudolf, der Einladung Christians von Anhalt zu folgen und sich mit der Union, vor allem mit den Calvinern, zu verbünden. Mitten in diesen Plänen ist er am 20. Jänner 1612 gestorben.

7. Der Dreißigjährige Krieg

Der Kaiser und sein Kanzler – Aufstand in Böhmen und Sieg der Kriegspartei in Wien – Der neue Kaiser – Die Hilfe der Liga – Friedrich V., der Winterkönig – Das Strafgericht in Böhmen – Der Kampf um die Pfalz – Eingreifen Dänemarks – Wallenstein – Aufstand der Bauern in Oberösterreich – Niederlage Christians – Stralsund – Wallensteins Entlassung – Der Siegeszug Gustav Adolfs – Wallenstein wieder im Amt – Die Schlacht bei Lützen – Sturz und Ermordung des Friedländers – Der Prager Friede – Eingreifen der Franzosen – Wachsende Verwüstung – Wie der Westfälische Friede aussieht – Das zu Boden getretene Deutschland

Durch die Abdankung des Bruders an das Ziel seiner Wünsche gekommen, wird nun Matthias (1612—1619) auch zum Kaiser gewählt. Ein kurzes Interregnum ist durch das Versagen Kursachsens von den evangelischen Ständen nicht genützt worden. Der neue Kaiser zählt 55 Jahre. Früher ein ehrgeiziger Dränger, offenbart er sich nun als gänzlich von seinem Ratgeber Klesl abhängig, ohne ihm unter allen Umständen die Unterstützung zu sichern, deren ein Minister durch seinen Herrn in schwierigen Fällen teilhaftig sein muß. Klesl sucht als Staatsmann, die Gegensätze im Reich auszugleichen. Um den Frieden zu erhalten, möchte er den Evangelischen gern in der Frage des Stimmrechts protestantischer Administratoren der Stiftslande oder in der Frage der über Donauwörth verhängten Acht gefällig sein, denn ohne ein solches Entgegenkommen sind die Reichsstände der Union zu keiner Türkenhilfe mehr bereit. Aber der Kanzler scheitert an der Entschlossenheit der Liga, die in keiner der strittigen Fragen nachgeben will. Die Union hat eben durch den Ehebund ihres Hauptes Friedrichs V. mit der Tochter des Königs Jacob I. von Großbritannien ihre Stellung verstärkt. Der englische König vermittelt zwischen der Union und den Niederlanden ein 15jähriges Bünd-

nis. Christian von Anhalt knüpft auch Verhandlungen mit der Krone von Schweden an.

So bleiben der Friedenspolitik Klesls Erfolge versagt. Gegen den ehrgeizigen, übrigens auch eigennützigen Mann stehen die Mitglieder des Erzhauses, nicht allein der fanatische Ferdinand. Der ehemalige Gegenreformator ist jetzt ein Hindernis für die katholische Aktionspartei geworden. Für seinen Kaiser erringt er einen namhaften Erfolg, indem er durch dessen Eintritt in die Liga das allzu große Übergewicht des Herzogs Maximilian von Bayern beseitigt. Der katholische Kampfbund zerfällt nun in drei Kreise, in den rheinischen, bayrischen und österreichischen, und wird von einem Direktorium geführt. Als Lockmittel für Kursachsen, dessen vermittelnde Haltung in Klesls Programm paßt, wird bestimmt, daß auch Protestanten aufgenommen werden können.

Wichtig wird die Frage der Nachfolge für den kinderlosen Matthias. Das Erzhaus präsentiert als Kandidaten Ferdinand von Steiermark, den Neffen des Kaisers, der in seiner Person den gesamten deutschen Besitz der Habsburger wieder vereinigen wird. Der König von Spanien, der als Enkel Maximilians II. ein gewichtigeres Recht auf die Krone zu haben vermeint, wird von Ferdinand durch das gewissenlose Versprechen der Abtretung des urdeutschen Sundgaus, der für den Spanier als Heeresweg aus Italien nach den spanischen Niederlanden höchst wichtig ist, von seiner Kandidatur abgebracht. Die Bemühungen um die Nachfolge Ferdinands werden beschleunigt, da sich der Gesundheitszustand des Kaisers verschlechtert. Gegen das Versprechen, ihre Rechte und Privilegien zu wahren, nehmen die Böhmen Ferdinand als König an. So wird er hier und bald auch in Ungarn gekrönt. Jedoch die Wahl zum römischen König schiebt sich infolge der entschlossenen Ablehnung durch den Brandenburger und Pfälzer immer wieder hinaus. Ehe noch der Kaiser die Augen schließt, ist über die fanatische, zu keiner Verständigung mehr bereite Generation der Religionskrieg, der unselige Dreißigjährige Bürgerkrieg der Deutschen, hereingebrochen. Es ist in Böhmen, wo der schon so lange glimmende Brand, der vor 10 Jahren am Rheine aufzulodern drohte, nun mit aller Wucht zum Himmel steigt. Er wird ganz Deutschland erfassen und eine so grauenhafte Brandstätte zurücklassen, daß erst die Arbeit von Generationen auf diesen Trümmern eine neue Blüte hervorzubringen vermag.

Die gereizte Stimmung der Konfessionen in Böhmen führt zur Entladung, als der Abt von Braunau die Einstellung des protestantischen Kirchenbaues im Gebiet der Abtei fordert und der Erzbischof von Prag die Kirche von Klostergrab niederreißen läßt, obwohl sie dem Majestätsbrief gemäß auf königlichen Gütern — als solche gelten in Böhmen auch die kirchlichen — errichtet worden sind. Die Evangelischen, auch aufgebracht durch die Übergriffe

königlicher Statthalter, berufen die evangelischen Landesbeamten und Kreisdeputierten nach Prag. Der Landeskämmerer aber verbietet den Städten die Teilnahme. Nach Zurückweisung seiner Beschwerden beschließt der Adel eine zweite Tagung, die am 21. Mai 1618 zusammentritt. Ihre Teilnehmer, an der Spitze der heißblütige Graf Heinrich Matthias Thurn, ziehen auf das Gerücht, daß die Statthalter Martinitz und Slawata Gewalt gegen diese Versammlung planen, nach der Landstube auf dem Hradschin, wo sie nach einer erregten Aussprache „nach gut böhmischem Brauche" die beiden Statthalter, aber auch den völlig unschuldigen Schreiber Fabrizius in den zehn Meter tiefen Burggraben schleudern. Doch entkommen diese glücklich der Wut der Verfolger. Die Böhmen bilden nun ein dreißigköpfiges Direktorium, Wenzel Wilhelm von Ruppa an der Spitze. Thurn, der nicht Tschechisch kann, übernimmt die Aufstellung eines Heeres. Die Stände von Mähren, Lausitz und Schlesien werden zum Beitritt aufgefordert. Die Union wird um Hilfe gebeten, an den Kaiser wird ein Rechtfertigungsschreiben abgesandt. Die Jesuiten werden des Landes verwiesen.

In Wien sind Klesl und der Kaiser für Verhandlungen mit den revoltierenden Ständen. Aber eine Erzherzogsverschwörung, hinter der der spanische Gesandte Oñate steht, bemächtigt sich des den Scharfmachern verhaßten Bischofs und entführt ihn nach Tirol. Vor die vollzogene Tatsache gestellt, gibt der Kaiser den alten Berater, der ihm auf den Thron geholfen, preis. Mit einem solchen Herrn konnte man keine mutige Politik machen. Mut aber war damals erforderlich, um den bedenkenlosen Fanatikern entgegenzutreten.

So gibt es denn Krieg. Das Haus Habsburg nimmt den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Die Mährer treten auf die Seite des Kaisers, während die Schlesier dem Direktorium Unterstützung gewähren. Die Tschechen nehmen den Söldnerführer Graf Peter Ernst von Mansfeld, der damals 38 Jahre alt ist, in Sold. Mansfeld wird einer der markantesten Namen des Dreißigjährigen Krieges, ein rechter Vertreter des diesem entsetzlichen Wüten eigenartigen Führertums, ein Kind der Fortuna, der sich aus Blut und Grauen einen Herrscherthron oder ein Reichslehen herausholen will. Unehelicher Sohn eines ehemaligen Statthalters der spanischen Niederlande, sucht er den Makel seiner Geburt durch eine Erhöhung seines Ranges zu beseitigen. Seit seinem 14. Lebensjahre in Waffendiensten, war er ursprünglich Katholik, wird dann Calviner, um dem Kurfürsten von der Pfalz zu gefallen. Seine Hilfe ist recht zweifelhafter Art. Er nistet sich richtig in Pilsen ein, das er wie seine Hauptstadt hütet. Die Böhmen aber unter dem Graf Thurn gehen über die österreichische Grenze, gerade als am 20. März 1619 der Kaiser Matthias stirbt.

Wer ist dieser Ferdinand, dem nun die böhmischen Länder, die Erblande und das Königreich Ungarn gehören, der sich eben anschickt, zum Kaiser ge-

wählt, in die unerbittliche Auseinandersetzung der beiden Bekenntnisse als Rufer im Streit einzugreifen?

Ein streng katholisches Elternpaar, Erzherzog Karl von Innerösterreich und die bayrische Prinzessin Maria, hat ihm religiöse Unduldsamkeit anerzogen. Sein Vater, der 1578 auf dem Brucker Landtag den Ständen Innerösterreichs Gewissensfreiheit zusichern mußte, setzt 1585 die Jesuiten als Lehrer auf der Grazer Universität ein und verbietet zwei Jahre später den Besuch auswärtiger Hochschulen. Doch können die innerösterreichischen Länder jetzt und auch während der Regentschaft, die nach seinem Tode für den noch unmündigen Ferdinand herrscht, ihre Stellung behaupten. Anders wird es, als 1596 Ferdinand, erst 18 Jahre alt, auf der Jesuitenuniversität zu Ingolstadt vollends zum religiösen Fanatiker geworden, die Regierung übernimmt. Er gibt die Versicherung der Glaubensfreiheit nicht und beginnt, den Protestantismus in seinen Ländern abzuwürgen. Aus Graz und den landesfürstlichen Städten der Steiermark werden am 13. September 1598 alle evangelischen Prediger verjagt, im Oktober auch aus Laibach. Aus Graz wird auch der berühmte Astronom Johannes Kepler als evangelischer Lehrer ausgewiesen. Glaubenskommissionen gehen um und richten den katholischen Gottesdienst ein. Das evangelische Kirchen- und Schulenministerium ist für Steiermark und Krain schon 1598, für Kärnten 1599 aufgehoben worden. In den Stadtrat und in die Innungen dürfen nur noch durch Glaubensprüfungen geeichte Katholiken aufgenommen werden. Die Zusammensetzung der Stände wird in katholischem Sinne geändert. Die Bürger, die beim evangelischen Glauben verharren, müssen auswandern und ihre Güter schlecht verkaufen. Nur der Adel hat noch das beschränkte Recht der Religionsfreiheit.

Bald wird Ferdinand die neue Lehre in allen seinen Ländern unterdrücken. Er wird diese zugleich gegenüber dem evangelischen Norden Deutschlands abgesperrt halten und so jene verhängnisvolle Entfremdung Österreichs von Norddeutschland herbeiführen, die das herrliche Alpenland für lange Zeit bis tief in das achtzehnte Jahrhundert von einer lebendigen Teilnahme am deutschen Geistesleben ausgeschlossen hat. Das deutsche Österreich hat kaum je einen größeren Feind besessen als diesen unseligen Ferdinand, der aus eigener Geistesenge heraus seinem ganzen Lande für Jahrhunderte den Weg zum Licht versperrt hat. In den Angelegenheiten seiner Staaten lau und beeinflußbar, ein Verschwender in der Finanzgebarung, kein tüchtiger Monarch und Landesvater, wie etwa Maximilian von Bayern, bei dem diese Seite seines Lebens mit dem finsteren Fanatismus versöhnt, ist er in den religiösen Fragen unbeugsam starr und seit 1624 ganz in der Hand seines jesuitischen Beichtvaters Wilhelm Lämmerman (La Moire Mannie). Dieser finstere Ferdinand soll jetzt auch die Kaiserkrone erhalten, obwohl sich die evangelischen Kurfürsten sagen müßten, daß die Wahl eines solchen Mannes nur

gleichbedeutend sein kann mit der größten Gefährdung des lutherischen Bekenntnisses und der Erweiterung des ausgebrochenen Krieges. Aber der Sachse, durch seinen Hofprediger Hoë von Hoënegg nur noch schärfer gegen den Calvinismus aufgehetzt und mißtrauisch gegen den Pfälzer, und der Brandenburger, kürzlich mit dem Pfälzer zerfallen und auf die Gunst der Habsburger spekulierend, willigen in die Wahl Ferdinands, obwohl eine böhmische Gesandtschaft gegen diesen, der eben vom böhmischen Generallandtag abgesetzt wurde, das Kurrecht der Böhmen geltend machen will. Schließlich stimmt sogar der Pfälzer, allein gelassen, für die Wahl des Mannes, durch den der Pfalz unendliches Leid zuteil werden sollte. So profan es klingt, man muß hier an die allergrößten Kälber denken, die sich selber ihren Metzger wählen. Einstimmig kann Ferdinand, der Unterdrücker der Protestanten Innerösterreichs und Zögling der Jesuiten, am 28. August 1619 ohne Wahlkapitulation zum Kaiser gewählt werden.

Die böhmischen Stände haben Ferdinand abgesetzt und am 26. August Friedrich V. von der Pfalz zum König gewählt, nachdem sie Böhmen zum Wahlreich erklärt hatten. Anders als der Kursachse, der abgelehnt hatte, nimmt der Pfälzer die verhängnisvolle Krone an. Inzwischen hat sich auch Mähren dem Aufstande angeschlossen, und Thurn war im Juni bis Wien vorgedrungen, wo eben die evangelischen Stände Ferdinand zu Zugeständnissen zwingen wollten. Aber er und die österreichischen Lutheraner haben damals die Gunst der Stunde und damit die Zukunft der ständischen Macht sowohl wie des österreichischen Protestantismus versäumt. Der Böhme zieht wieder ab, und als sich die niederösterreichischen Stände später wieder erheben und in Horn ein Direktorium errichten, hat der Kaiser nach Unterwerfung unter die Führung Maximilians die Hilfe der Liga erlangt, die im Winter von 1619 auf 1620 zu rüsten beginnt. Maximilian hat sich dafür eine Entschädigung aus dem Besitz der Besiegten oder ein habsburgisches Erbland ausbedungen. Eine neue Gelegenheit versäumen die Böhmen, als sie, wieder bis Wien vorgedrungen, die Vereinigung mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor, der Preßburg erobert hat, unterlassen. Sie müssen wieder zurück, und der unzuverlässige Bethlen schließt einen Waffenstillstand. Die Aufständischen haben ihrem Gegner Zeit gelassen, das geschichtliche Recht des Tüchtigeren für sich geltend zu machen. Papst und Spanien steuern reichliche Gelder, ein spanisches Heer rückt zur Züchtigung des Kurfürsten von der Pfalz in das blühende Land ein. Kursachsen aber wird durch die kaiserliche Diplomatie gegen Zusage des Pfandbesitzes der Lausitzen zu einem Bündnis mit der Gegenreformation gebracht. Es begnügt sich mit mündlichen Versprechungen des Kaisers auf Duldung der böhmischen Protestanten, ebenso mit dem mündlichen Versprechen der Liga, daß die evangelischen Administratoren nicht mit Gewalt aus ihren Bistümern vertrieben

werden sollen. Die Union wieder duldet im Vertrag von Ulm (5. Juli 1620) den Abmarsch der ligistischen Truppen Maximilians, die ihr bei Ulm gegenüberlagen. So sind die Protestanten noch vor Beginn des Feldzuges geschlagen. Das Heer der Liga rückt in Oberösterreich ein, wo sich die Stände fügen müssen. Es vereinigt sich mit den Truppen, die der kaiserliche General Bouquoi befehligt, und beginnt den Einmarsch in Böhmen, während sich Mansfeld in Pilsen untätig hält und der Kurfürst Friedrich V. völlig versagt. Er widmet sich mit seinem Prediger Scultetus eifrig der Arbeit, die Kirchen Prags von ihrem herrlichen Bilderschmuck zu „säubern“. Seine Gemahlin Elisabeth erregt durch ihre modische Tracht, die den Prager Bürgerfrauen unsittlich erscheint, Ärgernis. Alle Bemühungen Christians von Anhalt, das Heer entsprechend aufzurüsten, scheitern an der Eitelkeit des böhmischen Adels, der auf seine Vorrechte pocht, dabei aber Gelder, die für die Aufrüstung bestimmt sind, in die eigene Tasche wandern läßt. Wie soll man da dem Feldherrn der Liga Tserclaes von Tilly, der durch lange Kriegsdienste im spanischen, kaiserlichen und bayrischen Heere erprobt ist und trotz seiner 61 Jahre an Tapferkeit, Entschlossenheit und Umsicht seinesgleichen sucht, widerstehen? Erst Gustav Adolf hat ihm den Lorbeer vom Haupt gerissen. Am 8. November mittags greifen die Truppen der Liga und die Kaiserlichen, an Kraft und Geschütz den Böhmen überlegen, das Heer Christians an, das zwei Stunden westlich von Prag auf dem Weißen Berge eine feste Stellung bezogen hat. Die Deutschen und die Mährer behaupten sich gut, durch das Versagen der Tschechen aber geht die Schlacht binnen einer Stunde verloren. Mit dem Königtum Friedrichs, das nur einen Winter gedauert, ist es vorbei. Während der Schlacht hat sich der Leichtfertige mit dem Gesandten seines englischen Schwiegervaters Tafelfreuden hingegeben. Nun flüchtet er nach Schlesien. Johann Georg von Sachsen bringt die Lausitzen in seine Hand, wo sich die Stände gegen Amnestie und Zusicherung ihrer politischen und religiösen Freiheiten unterwerfen. Die Schlesier — der Winterkönig ist auch hier bereits geflüchtet — erhalten von ihm ähnliche Bedingungen.

Glücklich das Schicksal dieser Länder gegen das Los, das Böhmen und Mähren betroffen! Eine Zeit ist es still. Geflüchtete Adelige kehren sogar wieder zurück. Dann kommt überraschend ein schweres Strafgericht. Ferdinand erklärt den bei der Einnahme von Prag erbeuteten Majestätsbrief für verwirkt. Er zerschneidet ihn eigenhändig. Zahlreiche Adelige werden verhaftet. Weil die gewöhnlichen Gerichte zu keinem Todesurteil gelangen können, wird ein außerordentlicher Gerichtshof eingesetzt, der 27 Todesurteile fällt, von denen 24 am 21. Juni 1621 vollzogen werden. Unter den Hingerichteten sind der Graf Andreas von Schlick, Budowec von Budowa und der Stadtrichter Jessenius von Jesenetz. Bis 1630 werden drei Viertel der gesamten Fläche des Landes den Eigentümern konfisziert

oder, wenn sie zur Auswanderung gezwungen wurden, für einen Schleuderpreis abgepreßt. Bei dieser Gelegenheit ist der heimische Ritterstand in Böhmen verschwunden. Fremder, großenteils spanischer und italienischer Adel macht sich im Lande breit. Je skrupelloser einer das Elend der Geschlagenen ausnützt, um so höher kann er steigen. Es ist die Zeit, da sich Wallenstein zum reichsten Grundherrn von Böhmen macht.

Nach anfänglicher Zurückhaltung hebt dann auf Betreiben des päpstlichen Nuntius Caraffa und des kaiserlichen Beichtvaters, die Gegenreformation mit Landesverweisung oder Verhaftung der protestantischen Prediger an. Dragonaden (Einquartierung von Dragonern) des Statthalters sorgen dafür, daß das Bürgertum rein äußerlich wieder katholisch wird. Der nichtkatholische Adel aber muß 1627 das Land verlassen. Milder fällt das Strafgericht in Mähren aus. Aber auch hier wird die kirchliche Reaktion rücksichtslos durchgeführt, werden Güter im Werte von 5 Millionen Gulden beschlagnahmt. Das einzige Gute dieser Schreckenszeit ist, daß in der „verneuerten Landesordnung", die Ferdinand 1627 für Böhmen erläßt, die deutsche Sprache mit der tschechischen als gleichberechtigt erklärt wird. Seit dem Ende der Hussitenkriege hatte sie schwere Unterdrückung erfahren.

Der Kaiser hat nach der Schlacht am Weißen Berge mit Bethlen Gabor den Frieden von Nikolsburg zustandegebracht, in welchem er dem ehrgeizigen Siebenbürger auf Lebenszeit sieben ungarische und die beiden schlesischen Fürstentümer Oppeln und Ratibor überlassen mußte. So gewinnt Ferdinand Zeit, sich seiner Lieblingsaufgabe, der Niederwerfung des Protestantismus in seinen Erbländern, zu widmen. Die Pfarre in Horn wird den Jesuiten ausgeliefert, die nun auch die Wiener Universität völlig beherrschen. 1624 werden alle lutherischen Prediger aus Wien, 1627 aus ganz Niederösterreich ausgewiesen. Die aufrechten Elemente des Adels und Bürgertums müssen die heißgeliebte Heimat verlassen.

Unterdessen sind der Winterkönig, Christian von Anhalt und Georg von Brandenburg und Jägerndorf wegen Landfriedensbruchs, Majestätsbeleidigung und Hochverrats geächtet worden. Ligistische Truppen betreten das Kernland des Kurfürsten. Beim Anmarsch der Liga löst sich der evangelische Bund auf. Doch stehen dem Kurfürsten das nach der Pfalz abmarschierte Heer Mansfelds, ein Heer des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und ein drittes, das der junge Administrator von Halberstadt, Christian, zum Teil mit Unterstützung des niedersächsischen Kreises aufgestellt hat, zu Gebote. Christian, von seinen Gegnern der wilde Halberstädter benannt, der dritte Sohn des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, ist durch die Schönheit der Gemahlin des Winterkönigs zu ritterlicher Hilfe entflammt worden. Durch Brandschatzung der Klöster in Westfalen verstärkt er seine Kriegskasse. Die Pfalz scheint sich zunächst halten zu können. Mansfeld

siegt bei Mingolsheim, dann aber unterliegen die drei Heere des Winterkönigs, da sie sich einzeln schlagen. Bei Wimpfen am Neckar erliegt Georg Friedrich, Christian aber, der hochmütig die Hilfe des Mansfelders ablehnt, bei Höchst. Trotzdem er noch über 30000 Mann verfügt, wird Friedrich V. ebenso wie das vermittelnde Londoner Kabinett in hinterhältigster Weise getäuscht. Legt er die Waffen nieder, heißt es, soll er sein Land wiedererhalten. Als er es tut und nach den Niederlanden geht, ist der Vertrag erledigt. Die letzten Plätze der Rheinpfalz fallen in die Hand der Liga und der Spanier, am 19. September auch Heidelberg. Tilly aber sendet die herrliche Bibliothek der Universität als Geschenk an den Papst. In der Rhein- und Oberpfalz wird sogleich der Calvinismus verboten, das Ländchen Baden-Durlach von den Siegern fast zugrundegerichtet. Als Preis für seine Hilfe erhält Maximilian später die Kurwürde und gegen Rückgabe von Oberösterreich, auf das er nach dem wahrhaft heldenmütigen Aufstand der evangelischen Bauern unter Stephan Fadinger (1626) keinen Wert mehr legt, die Ober- und die rechtsrheinische Unterpfalz zugestanden. Auf dem Mühlhauser Kurfürstentag (1627), wo Bayern die Kur erhält, ist die Reichsgewalt völlig in die Hand der Katholiken gefallen, da es nur mehr zwei evangelische Kurfürsten gibt.

Mansfeld und der Halberstädter weichen in die Niederlande. Im nächsten Jahre erleidet Christian bei Stadtlohn im niedersächsischen Kreis, den er vergebens gegen den Kaiser bewaffnen will, eine völlige Niederlage (27. Juli 1623). Bald darauf stirbt er. Tilly läßt seine Truppen in Niedersachsen überwintern, eine wahre Geißel für das unglückliche Land. Bethlen Gabor, der inzwischen wieder Krieg begonnen hatte, muß im Wiener Frieden auf die beiden schlesischen Herzogtümer Oppeln und Ratibor verzichten.

Gegen das übermütige Treiben Tillys, der den Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel aus seinem Lande verjagt, sucht der gedrückte niedersächsische Kreis auswärtige Hilfe. Nach vergeblichen Ausgleichsversuchen verhandelt England mit Frankreich, das sich selber bereits durch das Umsichgreifen der Spanier am Rhein bedroht fühlt und sich mit Savoyen und Venedig zu einem Verteidigungsbündnis zusammengeschlossen hat. England bricht 1624 die Beziehungen zu Spanien ab, mit dem auch die Niederlande wieder im Kriege stehen. So hat sich aus der böhmischen Rebellion bereits ein europäischer Krieg entwickelt. 1624 zum leitenden Staatsmann Frankreichs geworden, hat der zielbewußte Kardinal Richelieu ein Bündnis mit England abgeschlossen, um ein Heer unter Mansfeld am Niederrhein aufzustellen. Die Schweden machen sich zum Eingreifen bereit. Aber in raschem Zugreifen kommt ihnen der ehrgeizige Christian IV. von Dänemark zuvor, der sich als Herzog von Holstein durch das Verbleiben Tillys in Niedersachsen bedroht fühlt und für den Besitz der Stiftslande Verden und Bremen fürchtet, wo sein Sohn Bischof ist. Auf einem Haager Kongreß verbündet er sich

mit England und den Niederlanden (9. Dezember 1625). Der König will ein Heer aufstellen, seine Bundesgenossen werden Subsidien zahlen. Der niedersächsische Kreis wählt Christian zum Kreisobersten und bewilligt ihm die notwendigen Rüstungen. Bei Itzehoe, Bremen und Verden sammeln sich seine Truppen. Maximilian, der auch Mansfeld in den Niederlanden zu neuen Kräften kommen sieht, ist allein den aufsteigenden Gefahren nicht gewachsen. Er fordert ein eigenes kaiserliches Heer. Der Kaiser wendet sich in seiner Notlage an den böhmischen Edelmann Albrecht von Wallenstein (s. Bildtafel 17), der ihm schon früher die Aufstellung eines Heeres angeboten hatte.

Da steht nun eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der deutschen Geschichte vor uns, ein harter Mann von mächtigem Ehrgeiz, der über Elend und Zusammenbruch seiner Standesgenossen hinweg zu fabelhaftem Reichtum gelangt ist, indem er mit der kaiserlichen Gunst wucherte, die ihm für seine Treue im böhmischen Aufstand zuteil geworden. Im geeigneten Augenblick über die erforderlichen Bargelder verfügend, konnte er die Güter der Geächteten um einen geringen Preis kaufen. Von Haus aus war er als früh verwaistes Kind eines bescheidenen mährischen Adeligen nicht reich. Erst die Ehe mit der Witwe Lukretia von Landeck, die, älter an Jahren, ihm durch ihren Tod bald den Weg zu neuer Ehe freimachte, gab ihm die notwendigen Mittel. Und wie versteht er sein Geld zu vermehren und seinen Besitz zu verwalten! 68 Güter im Werte von 5 Millionen Gulden gehören ihm. Für 150000 Gulden erwirbt er im Jahre 1622 die Herrschaft Friedland und erhält den Titel eines Herzogs von Friedland. Zwei Jahre später wird sein Besitz (4000 Quadratkilometer mit 9 Städten und 57 Schlössern und Dörfern) zu einem Reichsfürstentum im lehnsrechtlichen Verbande von Böhmen erhoben. Selten gibt es einen tadelloseren, aber auch rücksichtsloseren Verwalter als den Herzog. Er hat seine Verwandten mütterlicherseits kalten Herzens aus dem Besitz von Gitschin gestoßen. Nun erhält dieser merkwürdige Mann den Auftrag, eine eigene kaiserliche Armee aufzustellen und ihr Capo, d. h. „General-Oberster Feldhauptmann der kaiserlichen Armada" zu sein. Alsbald steht ein Heer auf den Beinen, mannigfaltig zusammengesetzt, vielfach aus Abenteurern, die dem neuen Glücksstern nachgehen wollen. Für Ernährung und Erhaltung der Truppen hat Wallenstein sein eigenes, gewalttätiges, aber außerordentlich wirksames Rezept. Die einzelnen Stände und Kreise müssen für Sold und Unterhalt der Truppen genau bemessene Geldsummen aufbringen. Wallenstein ist in der Soldberechnung sehr großzügig; er nimmt auch Abteilungen hinein, die erst aufgestellt werden müssen. Soldat und Feldherr befinden sich dabei sehr wohl.

Inzwischen ist König Christian, vom Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg verstärkt, bis Hameln an der Weser vorgedrungen. Tilly lagert im Braunschweigischen und Hildesheimischen, Wallenstein, der im



Tafel 40. Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler

Aufgestiegen zum Führer wie kein Deutscher vor ihm, lenkt Adolf Hitler, Großdeutschlands Begründer, sieghaft die Geschicke unseres Volkes.



Tafel 41. Großdeutschland ersteht!

Umgeben von seinen engsten Mitarbeitern, aber auch von den ältesten Parteigenossen Wiens, schickt sich der Führer am 15. März 1938 an, zu dem befreiten Volk zu sprechen, das zu vielen Tausenden am Heldenplatz seiner harrt, um die „größte Vollzugsmeldung meines Lebens" zu erstatten.

Spätherbst den Marsch nach dem Norden angetreten, im Halberstädtischen und Magdeburgischen. So muß das niedersächsische Land die Last von vier übermütigen Heeren tragen. Wallenstein führt ein starkes Regiment. Der kaiserliche Feldherr läßt sich nichts von Tilly und Maximilian sagen. Er duldet evangelische Soldaten in seinem Heer und geht in jeder Weise seinen eigenen herrischen Weg.

Ein blutiger Frühling zieht herauf. Das erste Waffenkreuzen geschieht zwischen dem Friedländer und dem Grafen Mansfeld. Dieser greift am 15. April 1626 die kaiserlichen Schanzen bei der Dessauer Elbbrücke an, wird im Gegenstoß geworfen und kann sich nur durch die auffallend langsame Verfolgung Wallensteins retten. Christian IV. aber will trotzdem nach Schlesien vorstoßen, um mit Bethlen Gabor, der wieder im Krieg mit dem Kaiser steht, gemeinsam operieren zu können. So sendet er dem Mansfelder, der sich nach Schlesien gewendet hat, Johann Ernst von Weimar mit Verstärkungen nach. Aber die Schlesier wagen den Anschluß nicht. Mansfeld geht über den Jablunkapaß, ihm voraus zieht Johann Ernst, mit dem er in Uneinigkeit steht. Doch kommt es auf diesem Kriegsschauplatz trotz der Vereinigung mit Bethlen und obgleich die verfolgende Armee Wallensteins durch Krankheit und Erschöpfung schwer leidet, zu keinem Aufschwung der protestantischen Waffen. Mansfeld, durch Bethlen, der wieder mit dem Kaiser unterhandelt, enttäuscht, wendet sich mit 12 Gefährten nach Venedig, um hier Kriegsdienste zu nehmen, als er im Morgenrot des 19. November 1626 zu Ratona bei Serajewo, aufrecht, auf seine Begleiter gestützt, stirbt. Ein Soldat! Bald darauf stirbt auch Johann Ernst. Bethlen Gabor aber hat indessen schon seinen launischen Krieg durch den Frieden von Leutschau auf Grund der bestehenden Machtverhältnisse beendet.

Inzwischen hat auch der Dänenkönig, während seine Feldherren ihren letzten Weg gehen, das Spiel bereits verloren. Tilly hat ihn im Eichsfeld auf seinem Vormarsch zur Umkehr gezwungen und dann bei Lutter am Barenberge am 17. August 1626 völlig geschlagen. Der König weicht bis Stade zurück. Wolfenbüttel kann er halten. Für sein Heer sind Verstärkungen im Anmarsch.

Zu Beginn des neuen Jahres schlägt und vernichtet Wallenstein mit dreifacher Übermacht die nach Norden strebenden Truppen Mansfelds bei Kosel. Dann vereinigt sich der Friedländer mit Tilly, der, dem weichenden Dänenkönig folgend, bereits nach Holstein vorgedrungen ist. Infolge einer Verwundung Tillys führt Wallenstein allein das Kommando und besetzt nach einem Sieg bei Kolding das dänische Festland bis Kap Skagen. Vor dem kaiserlichen General, der den Krieg wie ein großes Geschäft betreibt, tritt fortan die Liga in den Hintergrund, und der Bayernherzog ist unter diesen Umständen recht mißvergnügt. Er haßt den Emporkömmling, der nun das Kommando führt. Wallenstein aber ist vom Kaiser in den erblichen

Herzogstand erhoben worden (1627), hat das Herzogtum Sagan und zu Beginn 1628 auch Mecklenburg, dessen Herzöge vertrieben worden waren, erhalten. Wenn Maximilian nun gegen Wallenstein Beschwerde führt, weiß er die geistlichen wie die weltlichen Fürsten hinter sich.

Wie unerträglich lastet das gewaltige Heer des Friedländers auf den betroffenen Gebieten! Die Reichsstädte berechnen ihre Lasten bis zum Jahr 1627 auf 3 Millionen Taler. Das eine Stift Magdeburg allein hat in den letzten zwei Jahren an Kriegslast fast 700000 Taler bezahlen müssen. Bloß für seine Tafel hat Wallenstein dem Stift Halberstadt den Betrag von 7000 Talern vorgeschrieben. Auch seine Generäle und Obersten legen entsprechende Lasten auf.

Dieser Wallenstein steht mitten in den besten Gegenden Deutschlands. Was bedeuten neben seinem Heer noch die Fürsten? Auf eine solche Kriegsmacht gestützt, kann sich leicht ein neues Kaisertum erheben. Es gibt zu Würzburg einen Bundestag der Liga, der von Beschwerden widerhallt. Bald aber findet unter Teilnahme der evangelischen Fürsten zu Mühlhausen (Oktober 1627) ein richtiger Kurfürstentag statt, auf dem auch Kursachsen und Brandenburg in das bayrische Horn blasen. Die Kurfürsten verfassen ein Abmahnungsschreiben an den Kaiser. Aber Wallenstein weiß auch in Wien aufgetauchte Bedenken durch die bloße Drohung mit seiner Demission niederzuschlagen. Er besitzt durch seine zweite Ehe mit der Gräfin Harrach die besten Beziehungen zum Grafen Eggenberg, dem leitenden Minister des Kaisers. Im April 1628 neubestallt, wird er zum „General des Baltischen und Ozeanischen Meeres" ernannt. Zum erstenmal taucht damit der Gedanke an eine eigne kaiserliche Flotte auf. Die Spanier sind für diesen Plan, der sie gegen die Niederländer entlastet, Feuer und Flamme. Das Augenmerk der kaiserlichen Kriegführung richtet sich dabei auf die Schiffe der Hansa. Man bietet Lübeck und den wendischen Städten die Gründung einer spanisch-hanseatischen Handelsgesellschaft unter kaiserlichem Schutz, die den Handel auf den nördlichen Meeren unter Ausschaltung der Niederländer an sich reißen soll. Die Städte aber verschieben die Entscheidung auf einen Hansatag. Sowohl die drohende kirchliche Reaktion durch den Kaiser, wie auch die zu erwartende Feindschaft der Niederländer, Engländer und Dänen stimmt sie vorsichtig. Der Hansatag lehnt die Stellung von Kriegsschiffen ab. Gegen die rüstenden Stralsunder wendet sich in Wallensteins Auftrag sein Unterfeldherr Arnim. Der Dänenkönig wirft eine kleine Besatzung in die Stadt und schließt später, den alten Groll begrabend, mit Schweden ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Als Arnim keinen Erfolg hat, eilt Wallenstein selber aus Gitschin, wo er zur Verwaltung seines Gebietes geweilt, herbei und beginnt mit starker Artillerie die Belagerung. Aber ein dreitägiger Sturm, von dem er sich alles versprochen, scheitert. Die überwiegende Mehrheit der Be-

völkerung zwingt den bereits zur Übergabe geneigten Rat von Stralsund zum Weiterkämpfen. Der Dänenkönig, der Wolgast in seine Hand gebracht, droht mit der Landung. Wallenstein muß die Belagerung abbrechen. Die Dänen treibt er aus Wolgast wieder heraus. Der Hansatag aber lehnt nunmehr, schon von den Schweden umworben, endgültig ab.

Der Friedländer hat nun an dem Feldzug im Norden kein rechtes Interesse mehr, zudem auch die Landschaft durch sein Heer bereits ausgesogen ist. Der kaiserliche Oberfeldherr denkt an einen Feldzug gegen die Türken, die aus Europa vertrieben werden sollen. Auch an die Venezianer denkt der ausgreifende Mann. Im Norden aber will er Frieden haben, der auch wirklich in Lübeck am 12. Mai 1629 zum Abschluß kommt. Christian muß auf die niedersächsischen Stiftslande und auf jede weitere Einmischung in Deutschland verzichten. Sein übriger Besitz bleibt ihm ungeschmälert. Wallenstein aber, nun auch formell mit Mecklenburg belehnt, kann den stolzen Titel: „Albrecht von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, Fürst zu Wenden, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr" führen. Sein Neffe Maximilian von Waldstein soll in Ermangelung eines Sohnes sein Nachfolger werden. Ohne durch religiöse Bedenken gehemmt zu sein, macht sich der Friedländer daran, das neuerworbene Land in seine Musterverwaltung zu nehmen. Dabei ernennt er einen Protestanten zu seinem Statthalter.

Geht es nach dem kaiserlichen Generalissimus, dann wird sich ein neues deutsches Kaisertum stolz über der zusammengebrochenen Macht der Fürsten erheben. Der Kaiser, so erklärt Wallenstein, müsse Herr werden wie die Könige von Frankreich und von Spanien. Die geistlichen Kurfürsten müßten verschwinden. Seinen Sohn Ferdinand aber solle der Kaiser von sich aus zu seinem Nachfolger machen. Versteht der Habsburger die ungeheure Bedeutung dieses Rates seines Getreuen, dann kann die unselige deutsche Zersplitterung überwunden werden. Aber der Kaiser besitzt nur einen beschränkten Untertanenverstand. Sein Herr ist die katholische Kirche. Wie soll er widerstreben, wenn der päpstliche Nuntius, wenn der Beichtvater sich äußern, daß nun der Augenblick gekommen sei, den Evangelischen die Kirchengüter wieder abzunehmen, die sie seit dem Passauer Vertrag säkularisiert hatten, wo sein eigenes fanatisches Herz danach drängt, nun gegen den Protestantismus den Hauptschlag zu führen? Die katholischen Kurfürsten sind dafür. So erläßt der Kaiser am 6. März 1629 eine „Dezision" „über etliche Punkte den Religionsfrieden betreffend", das berüchtigte Restitutionsedikt. Die katholischen Landesherren dürfen demnach andersgläubige Untertanen austreiben. Die Reformierten bleiben vom Religionsfrieden ausgeschlossen. Die seit 1552 eingezogenen Kirchengüter müssen den Geschädigten zurückgegeben werden. Restitutionskommissionen mit militärischer Assistenz aus Wallensteins und

Tillys Heer werden gebildet. Es ist ein Vernichtungsschlag gegen die Protestanten. Und bei der fanatischen Denkungsweise Ferdinands ist zu befürchten, daß diesem Schritt bald ein zweiter, zielend auf die Auslöschung des Protestantismus überhaupt, folgen wird. Schon jetzt sind in den beiden sächsischen Kreisen allein 120 Stifte und Abteien, darunter Magdeburg, Halberstadt, Minden und Hildesheim, betroffen. Noch sind die brandenburgischen, pommerschen und kursächsischen Lande ausgeschlossen, aber auf wie lange? Überall besteht nun unter den Evangelischen eine Unsicherheit des Besitzes, da man fast überall die Verhältnisse hinter das Jahr 1552 zurück deuten kann. Die neu ihren Einzug haltenden Klöster und Stifte aber beginnen allenthalben mit der Rekatholisierung. Des Kaisers Sohn Leopold Wilhelm erhält jetzt Halberstadt, Bremen und Osnabrück und soll auch Magdeburg bekommen.

Durch dieses Restitutionsedikt weicht der eben erst mühsam zustandegekommene Friede neuen Verwicklungen, und die Evangelischen finden sich in dieser Stunde der Not nach langem Hader endlich in Annaberg und in Leipzig zu einem Bund zusammen. In dieser Lage, da sich der König Gustav Adolf von Schweden auf den Weg macht, als Kämpfer für den deutschen Protestantismus und zur Ausbreitung seiner Macht auf deutschem Boden Fuß zu fassen, willigt der Kaiser in seine eigene Entwaffnung, indem er den Friedländer entläßt und einen Teil seines Heeres abrüstet.

Aus dem Restitutionsedikt erwächst auch eine Eifersucht der Liga gegen den zu stark um sich greifenden Kaiser. Der Zusammenschluß der Evangelischen läßt sie besorgt auf einen Ausgleich drängen. Auf dem Kurfürstentag von Regensburg, wo die evangelischen Fürsten nur durch Gesandte vertreten sind, auf dem kennzeichnenderweise auch bereits ein französischer Gesandter und als Privatmann der Pater Joseph, der Vertraute des Kardinals Richelieu anwesend sind, bringt die Liga scharfe Beschwerden gegen Wallenstein vor, dessen Entlassung zugleich mit der Abrüstung seines Heeres sie fordern. Der Herzog von Bayern ist auf diesem Reichstag das Werkzeug der Franzosen. Maximilian hat von seinem kaiserlichen Vetter für seine Hilfe reiche Belohnung erhalten, aber, des Dankes vergessend, arbeitet er nun gegen die große Macht des Habsburgers. Darum muß Wallenstein fallen. Ferdinand liefert den völligen Beweis seiner Unfähigkeit, indem er auf die Vorstellungen der Ligafürsten den Mann preisgibt, der ihm aus dem Nichts heraus eine gewaltige Heeresmacht geschaffen und ohne Spesen erhalten hat. Der Kaiser verspricht, sein Heer auf 40000 Mann zu verringern und den Oberbefehl darüber Tilly zu übertragen. Ohne die Kurfürsten zu fragen, soll kein Krieg mehr beschlossen werden. Als Ferdinand nach all diesen Zugeständnissen nun die Wahl seines Sohnes fordert, wird er auf die Zukunft vertröstet. Auch im Mantuaner Erbfolgestreit erhält er keine

Unterstützung. In Mantua hatte der Kaiser nach dem Tode des Gonzaga (1627) als Reichslehnsherr entgegen den französischen Wünschen, die sich für einen Karl von Nevers einsetzen, den Herzog von Guastalla belehnt. Da Ferdinand bei den Kurfürsten keine Unterstützung findet, muß er schließlich im Frieden von Chierasco nachgeben.

Die Franzosen, die in Regensburg sehr ungeniert auftraten, schließen durch Vermittelung des päpstlichen Nuntius Bagni im Mai 1631 in Fontainebleau mit Maximilian ein Verteidigungsbündnis ab.

Eben da der Kaiser zu Regensburg seine große Machtstellung aufgab, landeten die Schweden unter Gustav Adolf in Deutschland (26. Juni 1630). Wallenstein aber, in seinem Hauptquartier Memmingen — er war wegen des zu gewärtigenden italienischen Feldzuges auf dem Wege nach dem Süden — von der Absetzung verständigt, kehrt scheinbar gleichgültig in ein wahrhaft fürstliches Privatleben zurück.

Der Schwedenkönig Gustav Adolf (1611—1632), durch eine katholische Nebenlinie seines Hauses in Polen ständig mit dem Verlust seiner Krone und mit der Gegenreformation in Schweden bedroht, erblickt in den Habsburgern, die den Polen stützen, seine gefährlichen Gegner. Bisher hatte er nur gegen Polen Krieg geführt, wobei er Livland und Riga, endlich 1626 auch das Weichseldelta mit Danzig in seinen Besitz gebracht. Nach Wallensteins Angriff auf Stralsund mit den ihm früher feindlichen Dänen verbündet, ist er schon zum Eingreifen in den deutschen Krieg bereit, wird aber noch einmal in polnische Kämpfe verwickelt, bis die Franzosen, um ihn für den deutschen Krieg frei zu machen, einen Waffenstillstand vermitteln (16. September 1629). Gustav Adolf darf hoffen, zumindest alle die deutschen Fürsten um sich zu scharen, die nur von einem Sieg seiner Waffen ihre Wiederherstellung erwarten können. Ein eifriger Protestant, fühlt er sich als Streiter für die reine, nun vom Untergang bedrohte Lehre. Nur so ist es möglich, daß der Löwe aus Mitternacht, der als Eroberer auf deutscher Erde erscheint, um an den Gestaden der Ostsee Fuß zu fassen, und sicher die Hoffnung hegt, später sogar die Kaiserkrone zu erwerben, von den Protestanten als Befreier begrüßt werden kann. Gewiß wirkt die alte deutsche Schwäche mit, von dem Fremden das Große, Selbstlose zu erwarten, aber der Schwedenkönig war auch ein Mann, für den man sich begeistern konnte. Dabei ist er Heerführer schon von Jünglingstagen her und ein Politiker, der letzte Ziele zurückzuhalten weiß, bis die Stunde der Erfüllung gekommen, der größte Mann, den Schweden hervorgebracht hat. Bei längerem Leben hätte er der Freiheit der deutschen Nation gefährlich werden können. So aber hat ihn sein früher Heldentod davor bewahrt, im Urteil der Deutschen seiner Zeit den Namen des uneigennützigen Glaubenshelden einzubüßen.

Der Schwede landet mit 40000 Mann. Das ist viel, wenn wir bedenken,

daß Schweden mit Finnland und den Ostseeprovinzen damals nur 1½ Millionen Einwohner zählt, also halb so viel wie Böhmen. Die Schweden haben eine bessere Muskete und eine beweglichere Artillerie, auch in ihrer Brigadeaufstellung eine größere Beweglichkeit als das kaiserliche Heer. Zunächst finden sie in Deutschland wegen der Furcht vor Tilly nur wenige Helfer. Sachsen und Brandenburg halten sich fern. Tilly belagert eben Magdeburg, wohin sich Christian Wilhelm, der ehemalige Administrator, geworfen, dem der Schwedenkönig seinen Hofmarschall Dietrich von Falkenberg zur Leitung der Verteidigung beigegeben hat. Gustav Adolf, der inzwischen Pommerns Herr geworden ist und die kaiserlichen Stellungen erstürmt hat, will 1631, im Rücken gedeckt durch einen mit Boguslav XIV. von Pommern abgeschlossenen Vertrag, gegen Magdeburg vorstoßen. Bevor er daran denken kann, die Festung zu befreien, zwingt der Druck seiner militärischen Kraft den Kurfürsten von Brandenburg zur Einräumung der Spree- und Havelübergänge, sowie von Küstrin und Spandau. Dann wendet sich der König gegen Schlesien. Tilly aber, vereinigt mit Pappenheim, verstärkt den Angriff auf die eingeschlossene Stadt. Als die Belagerer ein Erlahmen der Widerstandskraft merken, ordnet der Feldherr am 10. Mai auf Pappenheims Vorschlag den Sturm auf die Festung an, der, einsetzend um 7 Uhr früh, bei der in der Stadt herrschenden Entmutigung gelingt. Falkenberg fällt, die Söldner der Liga führen in der eroberten, in Flammen aufgehenden Stadt eine grauenvolle Plünderung durch. Nur der Dom, wohin sich die Überlebenden retten, die Liebfrauenkirche und einige armselige Fischerhäuser bleiben übrig. Tilly, unschuldig an der Katastrophe, sieht sich durch die Einäscherung der festen Stadt einer Operationsbasis beraubt, während das protestantische Deutschland eine ungeheure Erbitterung ergreift.

Gustav Adolf ist bei weitem zu spät gekommen. Er versucht eben Kursachsen zu zwingen, ihm den Elbübergang zu gestatten. Nun erscheint auch Tilly, um die Vereinigung des Schweden mit den thüringischen Ernestinern, die zu ihm halten, zu verhindern, vor Leipzig und fordert die Übergabe der Stadt. Darauf schließt Johann Georg von Sachsen mit dem Schwedenkönig das Bündnis ab (1. September 1631). Dieser hat bereits Brandenburg zum Anschluß gezwungen und eilt zum Schutze von Leipzig herbei. Aber die Stadt fällt noch vorher in die Hand Tillys. Zwei Tage später, am 7. September 1631, wird jedoch Tilly bei Breitenfeld durch die Wucht des schwedischen Angriffes völlig geschlagen und verliert 20000 Mann, darunter 7000 Gefangene. Die geschlossene spanische Kampftechnik ist der beweglicheren schwedischen unterlegen. Dem König aber fallen jetzt die Ernestiner und der Landgraf von Hessen-Kassel zu. Gustav Adolf, der sich den alleinigen Oberbefehl über die Truppen der beitretenden Bundesgenossen vorbehält, läßt die Sachsen unter Arnim, der als Protestant wegen des Restitutionsediktes die kaiser-

lichen Dienste verlassen hatte, gegen Böhmen vorgehen. Dieser setzt sich unschwer in den Besitz von Prag und stellt alsbald, ein Meister diplomatischer Künste, enge Verbindung mit seinem alten Chef Wallenstein her, der schon seit dem Frühjahr 1631 mit dem Schwedenkönig angeknüpft hat. Zugleich mit Arnim ist aber auch der Wiener Hof an den Friedländer herangetreten. Wir werden Wallenstein bald wieder im Felde erscheinen sehen.

Gustav Adolf hat sich nach Süddeutschland gewendet. Nürnberg, Brandenburg-Kulmbach und die fränkischen Reichsritter, Frankfurt und Hessen-Darmstadt treten zu ihm über. Am 12. Dezember fällt das von 2000 Spaniern verteidigte Mainz. Die Bitte der Liga um Neutralität lehnt er ab. Wie einst der bedrängte Winterkönig lernt jetzt Maximilian von Bayern kennen, wie selten Freunde in der Not sind. Der alte Schlachtenheld Tilly eilt, in Hessen mit dem kaiserlichen General Aldringen vereinigt, herbei, um das Land seines Herrn zu decken. Gustav Adolf nimmt zu Beginn des neuen Jahres Nürnberg mit stürmender Hand und erzwingt dann gegen den in befestigter Stellung bei Rain am Lech haltenden Tilly durch den Bau einer Schiffsbrücke den Übergang über den Fluß. Schwer verletzt ist der Feldherr der Liga einige Tage später in Ingolstadt gestorben, wohin Maximilian das hart mitgenommene Heer geführt hat. Der Kurfürst wendet sich nun mit seinen Truppen nach Regensburg, um sich mit dem neuen kaiserlichen Heere zu vereinigen, das unter Wallensteins zweitem Generalat bereits zum Angriff auf Böhmen angetreten ist.

Gustav Adolf aber hält seinen Einzug in München, wo er in seiner milden Art den Gottesdienst unberührt läßt. Stolze Hoffnungen tauchen bei den Evangelischen auf. Unter der Führung des Thomas Eckenlehner erhebt sich noch einmal in Oberösterreich ein evangelischer Bauernaufstand. Aber der König muß seinen Siegesweg in Süddeutschland verlassen. Er muß sich in Eilmärschen nach dem Norden wenden, denn Wallenstein, beständig mit Arnim wegen eines Sonderfriedens verhandelnd, hat die Sachsen aus Böhmen wieder herausgetrieben, Prag und Eger zurückgewonnen. Mit Mühe erhält sich Gustav Adolf seinen wichtigsten Bundesgenossen. In Nürnberg eingetroffen, hört er vom Anmarsch des Friedländers.

Dieser ist seit dem 13. April 1632 wieder Oberbefehlshaber eines kaiserlichen Heeres, das er sich allerdings erst selber schaffen mußte. Der Schwedenkönig hatte ihm Titel und Amt eines Vizekönigs in Böhmen zugesichert und ein schwedisches Heer zum Angriff auf Innerösterreich versprochen, war aber nach der Schlacht bei Breitenfeld davon wieder abgekommen. So zeigt sich denn Wallenstein im Dezember den kaiserlichen Bitten gefügig. Binnen drei Monaten hat er 50000 Mann sozusagen aus dem Nichts herausgestampft. Dann aber hat er nach schwierigen, in Göllersdorf bei Znaim zwischen ihm und Minister Eggenberg geführten Verhandlungen sich bereit erklärt, das Kom-

mando zu übernehmen. Aber unter unheimlichen Bedingungen! Der Hofkriegsrat darf ihm in den Oberbefehl nicht mehr hineinreden. Er allein entscheidet über Truppenbewegungen, Kriegsführung, Heeresstärke und Quartierfragen. Der Kaisersohn Ferdinand darf nicht zum Heere kommen. Als einstweilige Entschädigung für Mecklenburg erhält er ein kaiserliches Erbland, das Herzogtum Glogau. In den eroberten Ländern hat der Friedländer das alleinige Recht der Konfiskation. Seine Rechte auf Mecklenburg bleiben ihm gewahrt. Er erhält alle für den Krieg erforderlichen Mittel, auch das Recht, in kaiserlichen Erbstaaten sein Quartier zu nehmen. Auch diplomatische Verhandlungen soll er führen dürfen.

Als es Wallenstein nicht gelungen ist, den Sonderfrieden mit Sachsen herbeizuführen, wendet er sich nach Franken, um sich mit Maximilian zu vereinigen. Gustav Adolf versäumt es, die Gegner einzeln anzufallen, und bezieht nun ein verschanztes Lager bei Nürnberg, während sich Wallenstein, mehr als doppelt so stark, ihm gegenüber lagert. Einem Annäherungsversuch des Königs, der dem Friedländer Franken anbietet, erweist sich dieser als unzugänglich. Aber er greift den Schweden nicht an, denn er liebt es nicht, die Armee, auf der seine Machtstellung beruht, und in ihr den Ruf seiner Unbesiegbarkeit aufs Spiel zu setzen. Nach wochenlangem Gegenüberlagern greift der Schwede die Stellungen des Gegners auf der Alten Feste an, doch behauptet sich der Friedländer in erbittertem Kampfe. Den zurückgehenden Feind läßt er, mit schwerflüssiger Zähigkeit an der Verteidigung festhaltend, unbehelligt. Da in der Stadt Seuchen wüten, die das schwedische Heer täglich mehr schwächen, und die Zufuhr von Lebensmitteln immer schwieriger wird, hebt Gustav Adolf das Lager auf, in der Hoffnung, Wallenstein auf dem Wege nach Bayern nachziehen und in eine offene Feldschlacht verwickeln zu können. Der Friedländer, der in seinem Lager mit ähnlichen Schwierigkeiten wie der Schwedenkönig zu kämpfen hatte, bricht gleichfalls auf, ohne aber, zur Erbitterung des Bayernherzogs, den er jetzt zur Rache für dessen Teilnahme an seinem Sturze preisgibt, Gustav Adolf zu folgen. So rückt Maximilian allein zum Schutze seines Herzogtums ab, während sich Wallenstein nach Thüringen und Sachsen wendet, um seinen alten Plan eines Sonderfriedens mit Sachsen endlich zu verwirklichen. Er rückt unter schrecklichen Verwüstungen vor. Pappenheim hatte er mit Fußvolk und Reiterei nach Niederdeutschland entsendet. Freiberg, Chemnitz, Meißen und am 23. Oktober 1632 auch Leipzig fallen in die Hand des kaiserlichen Obergenerals. Im Bewußtsein der siegreichen Beendigung des Feldzuges will Wallenstein zwischen Saale und Mulde im eroberten Sachsen seine Winterquartiere nehmen, als er sich überraschend von Gustav Adolf zur Entscheidungsschlacht gezwungen sieht.

Der Schwedenkönig war auf die Meldung von Wallensteins Marsch nach

dem Norden ohne Schwanken von der Donau, die er bereits erreicht, nach Sachsen aufgebrochen. Er muß dem kaiserlichen Generalissimus Einhalt gebieten, denn läßt er sich durch Unterlassung der Hilfe das ohnedies schwierige Kursachsen abspenstig machen, dann hat er das Spiel in Deutschland unwiederbringlich verloren. Höchster Ernst und allerhöchste Zeit ist es für ihn geworden. Mit dem unheimlichen Friedländer ist nicht zu spaßen. Der König erkennt die Lage und weiß, daß es jetzt zur Entscheidung, vielleicht auch zum Sterben gehen kann. In Nürnberg übergibt er seine letzten Weisungen, auch solche für seinen Todesfall, dem Kanzler Axel Oxenstjerna, dann eilt der Held, so rasch die Truppen es vermögen, über den Thüringer Wald nach dem bedrohten Sachsen. Nachdem er sich mit dem Ernestiner Bernhard von Weimar vereinigt, geht er, auf die entscheidende Schlacht brennend, gegen den Friedländer los. Wallenstein, nie der Mann der wagenden Offensive, ist überrascht. Er muß die schon zur Kantonierung zerstreuten Streitkräfte erst wieder sammeln. Nun ist er doch zur offenen Feldschlacht mit seinem gefährlichen Gegner gezwungen, der mit ganzem Einsatz anstürmt!

Aber auch das kaiserliche Heer weist die Zähne. Auf dem Felde von Lützen stellt es sich auf den flachen Bodenwellen, nördlich der nach Leipzig führenden Straße, zur Schlacht. Um sich den Weg zu seinem Bundesgenossen zu bahnen, will der Schwede die Kaiserlichen gegen Halle abdrängen. Wallenstein hat seinen Unterfeldherrn Pappenheim mit dringendem Billett, auf das er eigenhändig die Worte: „Cito cito citissime cito“ (Schnell, schnell, so schnell wie möglich, nur ja schnell) geschrieben, zum Eingreifen in die Schlacht gerufen, die am nebligen sechsten Novembertag bei Lützen entbrennt. In dem erbitterten, durch das Eintreffen Pappenheims mit seiner Reiterei hin und her wogenden Kampf fällt um 2 Uhr nachmittags der Schwedenkönig an der Spitze seines Smaländer Kürassierregiments. Seine Leiche, die im Getümmel sinkt, wird von Kroaten beraubt und erst nach der Schlacht geborgen. Im kaiserlichen Heere bleibt der Friedländer, obwohl er sich an diesem Entscheidungstage ebenfalls persönlich stark aussetzt, unverwundet, aber der heldenmütige Pappenheim erhält die tödliche Verletzung, der er tags darauf erliegt. Wallenstein jedoch, dessen Truppen zu Beginn der Nacht das Schlachtfeld noch behaupten, zieht im Dunkel ab, obwohl nun das Pappenheimsche Fußvolk zu ihm stößt. Sachsen räumend, wendet er sich nach Böhmen. Er hat seine erste Schlacht verloren, wenn es auch mehr eine strategische als taktische Niederlage ist. Ein Feldherr von rascherer Entschlossenheit hätte, den Kampf erneuernd, am nächsten Tage wahrscheinlich sogar den Siegespreis davongetragen. So lastet nun auf dem böhmischen Land, schwer vom Wiener Hof empfunden, der Druck der Wallensteinschen Winterquartiere.

Der politische Vertreter Schwedens in Deutschland, Axel Oxenstjerna, übernimmt nun die Leitung. Es gelingt ihm, Brandenburg für eine energische

Fortsetzung des Krieges zu gewinnen und mit den süd- und westdeutschen Protestanten den Bund von Heilbronn (13. April 1633) abzuschließen, in welchem sich Schweden das Direktorium sichert. Das Heer wird im wesentlichen ein schwedisches sein, obwohl es zum größten Teil aus deutschen Kontingenten besteht. Der Bund will einen sicheren Frieden herbeiführen, der Schweden für seine Leistung entschädigen soll. Mit Frankreich verhandelt Oxenstjerna allein. Richelieu gewährt den Schweden eine Million Livres jährlich zum Unterhalt der Truppen. Er weiß warum. Soviel auch der kluge Kanzler Oxenstjerna noch vom evangelischen Glauben redet, mit dem Tode Gustav Adolfs ist der Kampf für den Glauben vorbei, und das Riemenschneiden der Schweden und Franzosen aus der deutschen Haut beginnt. Der Winterkönig wird von den Schweden in sein Land wieder eingesetzt. Die Franzosen aber greifen mit unheimlicher Zielsicherheit im zerrissenen deutschen Westen um sich. Der Trierer Kurfürst räumt ihnen den Ehrenbreitstein ein, der Württemberger die elsässische Grafschaft Mömpelgard, der Rheingraf Kolmar und Schlettstadt. Der Herzog von Lothringen muß ihnen Nancy übergeben und den freien Durchmarsch gewähren.

Unter den Heerführern der schwedisch-evangelischen Truppen setzt sich neben dem General Horn Bernhard von Weimar, der Bruder des regierenden Herzogs Wilhelm, durch. Er hat die Schlacht bei Lützen nach dem Falle des Königs zum guten Ende geführt. Nun erhebt er sich, nach der Erringung einer reichsfürstlichen Stellung strebend, in die Reihe der größten Feldherren dieses Krieges als ein rasch aufsteigender, früh aus der Bahn gerissener Stern. Im Vertrag von Heidelberg erhält er durch Oxenstjerna die beiden Stifte Würzburg und Bamberg als Herzogtum Franken zugesichert.

Während sich Bernhard von Weimar und General Horn mit getrennten Heeren in Süddeutschland herumschlagen, verhält sich Wallenstein zum Erstaunen der Welt untätig, obwohl ihm die kursächsischen Streitkräfte keineswegs gewachsen sind. Es läßt ihn gleichgültig, daß der Kaiser nach einem Erfolge lechzt, daß in Wien immer neue Klagen des Bayernherzogs einlaufen. Er will den Frieden mit Kursachsen und Brandenburg erreichen, aber Friedensverhandlungen in Leitmeritz scheitern, auch weil der Kaiser keine religiösen Zugeständnisse in den Erblanden machen will. Nach Schlesien aufbrechend, das noch immer von sächsischen und schwedischen Truppen besetzt gehalten wird, läßt sich Wallenstein hier neuerdings mit Arnim in Unterhandlungen und in einen Waffenstillstand ein. Durch seinen Unterhändler Arnim und den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg läßt er mit Worten schärfster Erbitterung, ja eines wahren Haßausbruches erklären, er sei auch bereit, den Kaiser zu bekämpfen, wenn sich dieser dem Abschluß des Friedens nicht fügen wolle. Der Plan scheitert an dem Mißtrauen Oxenstjernas, Arnims heimlicher Sabotage und der Unberechenbarkeit des Friedländers. Wallenstein

aber fällt nun über das kleine schwedisch-sächsische Heer des Grafen Thurn her, während die Hauptmacht der Sachsen unter Arnim zur Abwehr bei Pirna versammelt ist. Der überraschte Thurn muß sich, bei Steinau eingeschlossen, mit 16 Kanonen und 60 Fahnen ergeben. Aber zur höchsten Erbitterung des zuerst frohlockenden Hofes läßt Wallenstein den alten Rebellen, auf dessen Hinrichtung sich die Fanatiker schon gefreut, wieder frei. Er erleichtert sich dadurch die Wiederaufnahme der abgerissenen Verhandlungsfäden mit den Sachsen, ruft aber durch sein Verhalten das endgültige Mißtrauen des Kaisers hervor, und der Einfluß seiner Freunde Eggenberg und des Kriegsrats von Questenberg schwindet. Die nun rasch folgende Säuberung Schlesiens sowie ein sehr zögernder Marsch Wallensteins gegen Dresden beruhigen seine Feinde nicht. Wieder scheitern dem gesundheitlich schwer leidenden Friedländer die Verhandlungen mit Kursachsen und Brandenburg.

Kriegerische Ereignisse an der Donau leiten unterdessen den Sturz des mächtigen, aber als Soldat und Staatsmann fast schon entschlußunfähigen Wallenstein ein. Der bayrische Kurfürst ist aufs höchste erbittert, daß sein Land von den Schweden verheert wird, ohne daß er von Wallenstein genügende Hilfe erhält. In Schwaben ist unter der Führung des Generals Feria ein spanisches Heer erschienen, das Wallenstein ebenso wie seinen Unterfeldherrn Aldringen, der in Bayern steht, durch Truppenabgaben unterstützen soll. Der Friedländer wird immer deutlicher aus seinen großen Vollmachten gedrängt. Da tritt auf dem südlichen Kriegsschauplatze eine entscheidende Wendung ein. Bernhard von Weimar erscheint überraschend vor Regensburg und kann in zwölf Tagen die feste und ihrer Lage nach ungeheuer wichtige Stadt bezwingen. Am 5. November 1633 hält er seinen Einzug, vom Jubel der evangelischen Bevölkerung begrüßt. Seine Vorhuten treibt er bis an die österreichische Grenze vor. Aldringen und Feria, die helfen wollen, werden durch Horn nach Süden gedrängt und erleiden durch Krankheit und Erschöpfung empfindliche Verluste. Der spanische Befehlshaber erliegt zu Beginn des neuen Jahres den ausgestandenen Mühen.

In Wien aber herrscht stärkste Unzufriedenheit mit dem General. Ist er dem Kaiser schon länger verdächtig, so hat nun sein Feldherrnruf empfindliche Schmälerung erfahren. Der Kaiser befiehlt in aller Entschiedenheit, Wallenstein habe ungesäumt die „Armada" an den Feind zu führen und die von diesem besetzten Plätze wiederzuerobern. Der Friedländer setzt sich nach Pilsen in Bewegung und wendet sich mit einer Kernschar bei strengster Winterkälte und schwersten Entbehrungen der Truppen über die Pässe nach Furth, kehrt aber auf die Nachricht vom Anmarsch Bernhards nach Pilsen zurück, um seinen Truppen die Winterquartiere, wieder in kaiserlichen Landen, angedeihen zu lassen. Die Erbitterung in Wien ist außerordentlich. Der neuernannte spanische Gesandte Oñate tritt scharf gegen ihn auf. Als dann dem

Friedländer die aus dem Mißtrauen und dem Wunsch, ihn zu schwächen, geborene Aufforderung des Kaisers, dem spanischen Kardinalinfanten Ferdinand für seinen Marsch von Mailand nach dem Rhein einige Regimenter abzutreten, überbracht wird, beruft dieser eine Versammlung seiner höheren Offiziere und Unterführer nach seinem Hauptquartier in Pilsen. Hier läßt er sich von ihnen am 12. Jänner 1634 durch schriftlichen Revers zusichern, unter allen Umständen bei ihm auszuharren, nachdem er ihnen feierlich versichert, daß er nichts gegen den Kaiser und die katholische Religion vorhabe. 49 Oberoffiziere unterzeichnen diesen ersten Pilsener Schluß, der in Wien höchste Beunruhigung hervorruft, zumal der spanische Gesandte mit zahlreichen Meldungen aufwarten kann, daß Wallenstein beabsichtige, die Krone Böhmens an sich zu reißen. Seine Freunde müssen verstummen.

Der Friedländer wird am 24. Jänner in einem Geheimpatent abgesetzt, das Kommando über die Armee an Gallas übertragen. Die Obersten werden angewiesen, Wallenstein keinen Gehorsam mehr zu leisten. Alle Unterzeichner des Pilsener Schlusses mit Ausnahme von Wallenstein, Ilow und Trzka werden begnadigt, diese aber sollen tot oder lebendig ergriffen werden. Da Wallenstein der Pilsener Garnison mächtig ist, eine Festnahme in der Stadt also unmöglich erscheint, entscheidet sich der mit der Vollstreckung betraute Octavio Piccolomini, des Friedländers hinterhältigster Gegner, für die Ermordung. Als Wallenstein, noch immer schwankend, die gefährliche Verfinsterung seiner Beziehungen zum Wiener Hofe erkennt, läßt er sich noch einmal in seinem zweiten Pilsener Schluß, dem bereits viel weniger Unterschriften zuteil werden, am 18. und 19. Februar die Treue seiner Generale und Regimentskommandanten versichern. Bei Verhandlungen, die er während dieser Zeit mit Arnim und Bernhard, auch mit Oxenstjerna geführt, ist nichts Festes herausgekommen. Der Schwede verlangt, daß Wallenstein zuerst mit dem Kaiser brechen müsse. So ist die Lage des Friedländers sehr gefährdet. Ausdrücklich nimmt er in den zweiten Pilsener Schluß die Erklärung hinein, daß der erste nicht gegen den Kaiser oder die katholische Religion gerichtet sei. Er sendet mit dieser Urkunde seinen Neffen Max Waldstein nach Wien und bietet zugleich, wenn in ehrenvollen Formen zu vollziehen, seinen Rücktritt vom Kommando an.

Aber der Kaiser handelt. Ein in diesen Tagen erschienenes Patent erklärt Wallenstein als überführten Verräter in die Acht, ebenso seine Getreuen Ilow und Trzka. Daraufhin fallen die Prager Regimenter von ihrem Feldherrn ab, ebenso alle übrigen mit Ausnahme von ein paar tausend Mann, die Wallenstein um sich hat. Der Friedländer hat durch seine Unschlüssigkeit die Stunde zum Handeln versäumt und das Spiel verloren. Nun muß er zu denen flüchten, mit denen er so lange, ohne sich jemals zu binden, verhandelt hat. Es ist auch hier eine Niederlage. Ein Feldherr ohne Heer, verläßt er

am 22. Februar mit 2000 Mann Pilsen. In Eger hofft er, sich mit Bernhard vereinigen zu können, an den er einen Eilboten nach dem andern absendet. Einem Toten ähnlicher, denn einem Lebendigen, wird Wallenstein, dessen Gesundheit in den letzten Jahren ganz verfallen ist, nach Eger gebracht. Seine Tage sind wegen eines schweren Gichtleidens gezählt. Vielleicht haben die fortgesetzten Schmerzen und Schmähungen den ehedem so Gewaltigen an raschen Entschlüssen gehindert. Auf dem Wege veranlaßt er den Obersten Butler, sich ihm mit seinem Dragonerregiment anzuschließen. Ahnungslos führt der Feldherr so seinen eigenen Mörder mit. Butler ist mit Hilfe seines Beichtvaters in ständiger Verbindung mit den Vollstreckern der Acht. In Eger angelangt, beredet er den Oberstleutnant Gordon und den Oberstwachtmeister Lesley, Wallenstein mit seinen Getreuen in der zweiten Nacht nach der Ankunft, es ist am 25. Februar, zu ermorden. Der Feldherr soll erst getötet werden, wenn ihm sein Stab vorausgegangen.

So veranstaltet Gordon auf der Burg von Eger einen Fastnachtsschmaus, zu dem er Ilow, Kinsky und Trzka, sowie Trzkas Adjutanten Rittmeister Neumann lädt. Mitten in dem Gelage werden die Ahnungslosen, von denen sich nur Ilow und Trzka verzweifelt zur Wehr setzen, von Butlerschen Dragonern überfallen und niedergestochen. Neumann, der schwerverletzt aus dem Gemetzel flüchtet, wird in der Herrschaftsküche getötet. Durch eine stürmische Nacht begünstigt, bleibt der Mord unentdeckt, und die Verschworenen können in Wallensteins Quartier eindringen, das dieser im Hause des vertriebenen Bürgermeisters aufgeschlagen hat. Hier wohnt der Feldherr seiner Gepflogenheit nach im abgeschlossensten, stillsten der Gemächer, um durch Lärm nicht gestört zu werden. Der Hauptmann Devereux aber dringt mit gefällter Partisane ins Schlafgemach ein, wo Wallenstein sich eben zur Ruhe begeben. Der Kammerdiener, der ihn auf dem Gang wegweisen will, wird erstochen. Wallenstein aber, dem Devereux die Worte zugerufen haben soll: „Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupt reißen will?“, ist aus dem Bett gesprungen, im Begriff, das Fenster zu öffnen, als er durch Devereux' Partisane die tödliche Wunde empfängt, nach der landläufigen Überlieferung wortlos mit ausgebreiteten Armen.

So vollzieht sich im 51. Lebensjahre Sturz und Ende des Mannes, dessen schwindelnder Aufstieg ebensosehr wie sein Untergang das Erstaunen von Mit- und Nachwelt hervorgerufen hat. In seiner rücksichtslos herrischen Art hat er etwas vom späteren Napoleon an sich. Ein Meister der Verwaltung, wie der Korse, teilt er dessen dämonische Freude am Kriege nicht. Schlachten hat er nur zögernd angenommen. Er hat sich erstaunlich selten geschlagen und doch durch Jahre ein gewaltiges Kriegsheer unbesiegt zusammengehalten. Neben seinem brennenden Ehrgeiz ragt die Gabe des großen Organisators besonders unter seinen Eigenschaften auf. In den Wirrnissen eines immer stär-

ker auf bloßen Landraub hinauslaufenden Krieges hat er sich beharrlich um Frieden bemüht, bei manchem Schwanken seines seit der Absetzung schwer berechenbaren, von Rachgier und Ehrsucht gepeinigten Inneren doch in einer Richtung, die nach seiner Ermordung wenigstens zu teilweiser Befriedung geführt hat. Der Gedanke einer Verständigung der deutschen Reichsstände unter Ausschluß der Fremden — auch ihn treffen wir unter den Wallensteinschen Plänen — trägt einen nationalen Charakter, wenn wir mitten auf deutscher Erde die verwüstenden Scharen der Schweden erblicken, wenn wir den Bayern und die Reste der Liga vorsichtige Fäden nach Frankreich spinnen und am Wiener Hofe die doch nichts weniger als deutsche spanische Richtung dominieren sehen. Wenn nach dem Tod dieses Mannes die deutsche Erde zu zittern scheint unter dem Entsetzlichen, das über sie hinweggeht, so taucht das Gespenst des Ermordeten vor uns auf, der nach der Schlacht bei Lützen nur noch die Parole „Friede" kannte. Eine Verständigung mit Brandenburg und Kursachsen hätte den Abzug der Schweden und damit das Ende des Krieges mit sich gebracht. Jedenfalls ist dieser Diener dem Kaiser Ferdinand zu groß geworden. Seine starke Begabung war verurteilt, so sinnlos zugrunde zu gehen, weil der Kaiser, dem er dienen sollte, zu klein und unbedeutend war. Das mußte den Gedanken an Rebellion geradezu aufrufen. Ein abgeschlossener Verrat, beruhend in Schriftstücken von seiner eigenen Hand, ist indessen bei all seinem leidenschaftlich gewordenen Haß gegen die Urheber der seinerzeitigen Enthebung vom Kommando auch heute dem Friedländer noch nicht nachgewiesen worden, obwohl nach seiner Ermordung all sein Besitz und seine Papiere dem Kaiser offen gewesen sind.

Der Wiener Hof war mit durch seine verzweifelte Finanzlage zu dem scharfen Vorgehen gegen Wallenstein gedrängt worden. Ferdinand ist ein Verschwender, und die Finanznot lastet immer würgender auf der kaiserlichen Regierung. Jetzt kann man wieder Güter konfiszieren. Wallensteins Besitz beläuft sich auf fast 9 Millionen Gulden Wert. Alles zusammen sind an die 14 Millionen durch Beschlagnahme und Veräußerung der Güter des Friedländers und seiner Getreuen aufgebracht worden.

Die Schweden nützen die im kaiserlichen Heer nach der Ermordung des Oberfeldherrn herrschende Verwirrung nicht. So kann dieses unter der nominellen Führung des Königs Ferdinand von Ungarn, tatsächlich unter der von Gallas, nach Bayern vorstoßen und, mit Aldringen vereint, Regensburg zurückerobern. Allerdings bringen dafür die Sachsen nach einem Sieg bei Liegnitz Schlesien in ihren Besitz. Auf dem südlichen Kriegsschauplatz vereinigen sich die kaiserlichen Truppen mit dem Heere des spanischen Infanten Ferdinand, der über den Brenner gekommen ist, bei Nördlingen. Hier erleiden die Schweden unter Bernhard und Horn am 26. und 27. August eine schwere Niederlage, bei der Horn mit 6000 unverwundeten Gefangenen in die

Hand der Feinde fällt. Schwaben, Hessen, die Pfalz und Bernhards Herzogtum Franken sind für die Schweden verloren. Mit Mühe sammelt Bernhard ein neues Heer. Der Kurfürst von Sachsen aber macht nun nach Verhandlungen in Leitmeritz mit dem Kaiser am 20. Mai 1635 in Prag Frieden. Die Kirchengüter, die sich am 22. November 1627 in evangelischer Hand befunden haben, sollen diesen auf 40 Jahre verbleiben. Prinz August von Sachsen behält Magdeburg und des Kaisers Sohn Leopold Wilhelm Halberstadt. Das Stimmrecht der evangelischen Stiftslande ruht einstweilen. Nur die Angehörigen des Augsburgischen Bekenntnisses werden in den Frieden aufgenommen, der durch den Beitritt der Mehrzahl der Reichsstände die Geltung eines Reichsfriedens erhalten soll. Die Lausitz verbleibt als böhmisches Lehen den Wettinern. Von der vorgesehenen Amnestie sind der Pfälzer, der Baden-Durlacher, der Württemberger und die noch rebellierenden Erbuntertanen des Kaisers ausgenommen. Von dem Reichsheer von 80000 Mann („der Römisch Kaiserlichen Majestät und des Heiligen Römischen Reichs Kriegsheer") sollen 30000 Mann unter dem erblichen Oberbefehl des Kurfürsten von Sachsen als Reichserzmarschall stehen. Kaiser und Kurfürst geloben sich, gemeinsam die Fremden aus Deutschland auszutreiben. Sachsen hat in diesem Frieden die österreichischen Protestanten und seine süddeutschen Bundesgenossen preisgegeben. Trotzdem der Vertrag katholischen Heißspornen für die Zukunft manche Möglichkeit offenläßt, treten noch im selben Jahre Brandenburg, Weimar, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, Bremen, Lübeck, Braunschweig, Erfurt und Frankfurt bei. Da der Prager Friede auch die Sonderbündnisse auflöst, verschwindet von da ab die Liga. Maximilian wird durch die Überlassung des Kommandos über ein Viertel des Reichsheeres entschädigt.

Vor dem Reichsheer weichen die Schweden langsam nach Norden. Der Weimarer aber setzt seinen Kampf um eine selbständige Herrschaft weiter fort.

Der allgemeine Friede kommt nicht zustande. Die Schweden wollen sich nicht mit Geld abfinden lassen, und nun greift die Macht, die sich bisher nur finanziell an dem Ringen beteiligt hat, das aufsteigende Frankreich, mit Heeresmacht in den Krieg ein. Richelieu will das Elsaß erobern. Er will ein Unterliegen der geschwächten Schweden verhindern, um die Macht des Habsburger Hauses nicht zu hoch steigen zu lassen. Die Franzosen erklären den Spaniern noch 1635, dem Kaiser 1638 den Krieg und vermitteln, um die schwedischen Waffen verfügbar zu erhalten, eine Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen. Im Vertrag von St. Germain-en-Laye wird Bernhard von Weimar durch Zahlung von einer Million Livres jährlich in Dienst genommen. Er soll ein Heer von 18000 deutschen Soldaten gegen den Kaiser aufstellen. Die Landgrafschaft Elsaß und die Landvogtei Hagenau werden ihm von Frankreich zugesichert.

So kommen die Schweden in Deutschland wieder zu Kräften. Durch die in Preußen freigewordenen Truppen unter Leonhard Torstenson wird das Heer des kühnen Banér verstärkt, der bei Wittstock am 14. September 1636 einen großen Sieg erficht und den Schweden Norddeutschland wieder öffnet. Allerdings müssen sie bald darauf vor sehr starken kaiserlichen Kräften auf die pommerschen Küstenfestungen zurückweichen. Bernhard von Weimar aber, nach der Schlacht bei Nördlingen von Gallas bis Metz verfolgt, dann durch den schneidigen bayrischen Reitergeneral Johann von Werth vor den Schanzen von Wittenweier aufgehalten, kann 1638 das von dem unfähigen Savelli geführte kaiserliche Heer bei Rheinfelden besiegen, wo der tapfere Werth in Gefangenschaft gerät, aus der er erst im Jahre 1642 gegen den General Horn ausgetauscht wird. Als Frucht des Sieges fällt dem Weimarer Freiburg und nach schwerer Belagerung auch Alt-Breisach (7. Dezember 1638) in die Hand. Im Besitz der Festungen hofft sich der Ernestiner von den lästigen Verpflichtungen gegen Frankreich befreien zu können. Schon läßt er Münzen schlagen, die die Aufschrift: „Herzog von Sachsen-Breisach" tragen. Anfang 1639 erobert er die Freigrafschaft Burgund. Durch einen gemeinsamen Feldzug mit Banér hofft er, den Frieden erzwingen zu können. Aber schon gibt es Reibungen mit den mißtrauisch gewordenen Franzosen. Da stirbt der erst 35jährige Fürst an einem Typhusfieber in Neuenburg. Die Zeitgenossen sprachen von Gift, denn der Tod des Weimarers erfolgte zum Vorteil der nun schon unverkennbaren rheinischen Eroberungspolitik des Kardinals Richelieu. Die Franzosen aber wissen sich des Heeres von Bernhard zu bemächtigen und werden nun mit diesem direkt in den Krieg eingreifen.

Durch Bernhards Erfolge entlastet, konnte der Schwede den weichenden Kaiserlichen nach dem Süden folgen und nach einem Sieg bei Chemnitz (6. April 1639) bis Prag vordringen. Hier aber findet sich kein Widerhall seitens der Evangelischen mehr. Der Protestantismus in Böhmen ist schon tot. Vor neuen kaiserlichen Verstärkungen muß Banér bis in die Gegend von Lüneburg zurückweichen, von wo er dann, aus den Winterquartieren unerwartet hervorbrechend, bis Regensburg vorstößt, wo eben als Nachfolger des 1637 verstorbenen Kaisers sein Sohn Ferdinand III. (1637—1657) seinen ersten Reichstag abhält. Nur der plötzliche Eintritt von Tauwetter rettet die wehrlose Stadt, wo der Reichstag bereits auseinandergestoben ist, vor der Einnahme. Scharf verfolgt, muß dann Banér zurückgehen und ist am 10. Mai 1641, erst 45 Jahre alt, gestorben. Das Kommando über die Schweden übernimmt nun Leonhard Torstenson, trotz seiner schweren Gichtbrüchigkeit in seinen Bewegungen fast noch kühner als sein verwegener Vorgänger. Er wird die Welt durch seine Märsche in Erstaunen setzen.

Ferdinand III. ist nicht der starre Fanatiker wie sein Vorgänger. Er steht nicht mehr so unter dem Einfluß der Jesuiten. Sein Ratgeber, Ma-

ximilian von Trauttmansdorff, tritt für den Frieden ein. In der Tat beginnt sich ein Weg der Verhandlungen abzuzeichnen. Schon werden Fäden vom Münchener Hof zu den Franzosen gesponnen. Der Reichstagsabschied vom 9. Oktober 1641 geht auf den allgemeinen Friedenswunsch ein. Nur die Frage von Pommern, auf das der erbberechtigte neue Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, nicht verzichten will, bildet noch ein Hindernis. Über die konfessionellen Gegensätze kann man allmählich hinwegzukommen hoffen. Alle Reichsstände werden nach Münster und Osnabrück, den Orten der Verhandlungen, eingeladen. Als Richtjahr für die Rückgabe der weltlichen Besitzungen gilt jetzt 1630, für die geistlichen 1627. Die österreichischen Länder und die Pfalz stehen damit außerhalb dieser Bestimmung.

Das Friedensgewebe mit den Schweden verdichtet sich nur langsam. Der Kaiser hofft ursprünglich, allein mit den Schweden und Franzosen verhandeln zu können, aber das eifersüchtige Bayern setzt eine selbständige Beschickung durch und ermutigt auch andere, das gleiche zu tun, besonders als die kaiserlichen Heere schwere Mißerfolge erleiden. Die verbündeten Franzosen und Schweden überreichen infolge der französischen Verzögerungstaktik erst spät ihre Bedingungen. Sie fordern das Bündnisrecht für die deutschen Reichsstände, angemessene Entschädigung Schwedens, den Zustand von 1618 und Schutz für die Reformierten. Im Jahre 1646 werden dann die zunächst ganz ungeheuerlichen Gebietsforderungen der Schweden und Franzosen überreicht. Trotzdem verstehen die Reichsstände immer noch nicht, daß es sich bei dem Krieg nur mehr um einen schwedisch-französischen Raubzug gegen Deutschland, ermöglicht durch den unseligen Zank der Bekenntnisse, handelt. Die Franzosen fordern auch schon den Breisgau mit Breisach, die vier Waldstädte und Philippsburg. Die deutschen Reichsstände aber, durch falschen Glaubenseifer, gegenseitige Eifersucht und Ansprüche zerrissen, ermöglichen den Feinden ein solches Auftreten.

Inzwischen gehen die Feindseligkeiten ihren verheerenden Gang weiter, je nach ihrem Stande die Forderungen der Kongreßteilnehmer abschwächend oder verstärkend. Torstenson eröffnet 1642 die Reihe seiner Angriffe durch einen Einfall in Schlesien. Er nimmt Glogau und Schweidnitz, sogar das feste Olmütz in Mähren. Seine Reiter streifen bis in die Nähe von Wien. Dann nach Sachsen gewendet, schlägt er das kaiserliche Heer unter Octavio Piccolomini auf dem alten Unglücksfelde von Breitenfeld und zwingt Leipzig zur Übergabe. Nur der Heldenmut der Freiberger Bergleute hält den Siegeslauf der Schweden auf. Ein mit Blitzesschnelle durchgeführter Feldzug gegen das feindlich gewordene Dänemark entrückt den gefährlichen Feldherrn für die Dauer eines Jahres dem deutschen Kriegsschauplatz. Als er aber nach dem Frieden von Brömsebro wieder freie Hand hat, wird er bald der kaiserlichen Truppen, die unter Gallas inzwischen bis Holstein vor-

gedrungen sind, Herr. Durch seine Umgehungsmanöver müssen sie zurück, das Heer geht fast zugrunde. Gallas legt das Kommando zugunsten von Hatzfeld nieder. Torstenson aber, der schon wieder nach Mitteldeutschland vorgedrungen ist, fällt zu Beginn 1645 in Böhmen ein und siegt, an Prag vorbeiziehend, bei Jankau entscheidend über die Kaiserlichen. Hatzfeld gerät in Gefangenschaft. Der Vormarsch Torstensons bringt Iglau, Lundenburg, Znaim, Krems und Korneuburg in die Hand der Schweden. Schon gelingt es ihnen, die Wolfsschanze bei Wien zu nehmen. Aber die erhoffte Unterstützung durch den ungarischen Rebellen Rakoczy I. erscheint nicht. Der Schwede kann den Versuch, Wien zu belagern, nicht wagen. Er geht nach Mähren zurück, wo er Brünn infolge der heldenmütigen Verteidigung durch zwei protestantische Offiziere, den Franzosen de Souches und den Schotten Ogilog, nicht zu nehmen vermag. Torstenson, dessen Heer durch Pest und Ruhr bedenklich zusammengeschmolzen ist, muß den Rückzug nach Böhmen antreten. Zu Beginn 1646 ist er, von schwerstem Gichtleiden gepeinigt, vom Kommando zurückgetreten. Inzwischen haben sich der Kurfürst von Brandenburg und der von Sachsen durch Waffenstillstand mit den Schweden aus dem Kriege zurückgezogen.

Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze kommen die Franzosen zunächst nicht vorwärts. Der bayrische General Franz von Mercy schlägt am 24. November 1643 den französischen General Guébriant vernichtend bei Tuttlingen. In Frankreich muß nach dem Tode Richelieus zunächst eine innere Hemmung überwunden werden. Dann greifen die Franzosen unter Turenne und Condé (dem Prinzen von Enghien) wieder energisch in den Krieg ein, und Mercy muß sich nach heldenmütigen Kämpfen durch den Schwarzwald zurückziehen. Er und der wieder im Kommando stehende Werth besiegen dann Turenne bei Mergentheim, doch fällt Mercy nach einem zweiten durchstrittenen Abwehrtage bei Allerheim. Der geschlagene Franzose muß über den Rhein zurück, kann sich aber Triers bemächtigen. Als starke bayrische Kräfte zur Verstärkung der Kaiserlichen gegen Torstenson und seinen Nachfolger Wrangel abgerückt sind, greifen die Franzosen 1646 mit unaufhaltsamer Kraft Süddeutschland an. Die Schweden und Turenne vereinigen sich bei Fritzlar und brechen sich in verheerendem Vormarsch bis München Bahn. Das ist für Maximilian, der längst schon den Frieden will und den Kaiser gezwungen hat, bei den Friedensverhandlungen auf das Oberelsaß zu verzichten, zuviel. Er schließt zu Ulm mit den drei süddeutschen Reichskreisen Waffenstillstand mit den Franzosen ab (Frühjahr 1647). Johann von Werth, der mit dem Obersten Sporck gemeinsam versucht, das bayrische Heer, nach dem Prager Frieden ja ein Reichsheer, zum Kaiser hinüberzuziehen, kann sich, vom Kurfürsten geächtet, bei den Truppen ebenso wenig durchsetzen, wie seinerzeit Wallenstein. Er rettet sich nach Böhmen.

Als Turenne von der französischen Regierung nach den Niederlanden abgerufen wird, kündigt Maximilian den Waffenstillstand, allerdings nur den Schweden. Auf solche Feinheiten nicht eingehend, fallen die Franzosen, im Bunde mit den Schweden, verheerend in Bayern ein. Turenne und Wrangel siegen bei Zusmarshausen, wo der tapfere Melander (Holzapfel), der neue Führer der katholischen Truppen, fällt. Bis zum Inn wird das Land fürchterlich verheert, der Kurfürst muß nach Salzburg flüchten.

Der schwedische General Hans Christoph Graf von Königsmark setzt sich durch Verrat am 26. Juli überraschend in den Besitz des Hradschin und der Prager Kleinseite. Mitten im Kampf um die Altstadt, die noch kraftvoll schwedische Stürme abwehrt, erschallt die Nachricht vom Abschluß des Westfälischen Friedens.

Lange hatten die Diplomaten getagt, in Osnabrück die Schweden und die Evangelischen, in Münster die Katholiken, die Spanier und die Franzosen. Die Verhandlungen wurden erschwert durch die Unnachgiebigkeit gewisser katholischer Vertreter. Die bayrischen Abgesandten werden in dem Bestreben nach einem Frieden auf Kosten des Kaisers und der Spanier vom Bamberger und Würzburger Bischof, sowie von Graf Paris von Lodron, dem Erzbischof von Salzburg, unterstützt. Kaiserlicher Gesandter ist der Graf von Trauttmansdorff. Die Verhandlungen nehmen erst dann ein entscheidendes Tempo an, als sich der Kaiser entschließt, ohne Rücksicht auf die Spanier abzuschließen.

Die Bestimmungen des Friedens sind für Deutschland verhängnisvoll genug. Der ausgreifende Planer Richelieu hat gesiegt, die Franzosen haben jetzt endgültig am deutschen Rhein festen Fuß gefaßt. Lothringen ist so durchlöchert, daß es ihnen bei nächster Gelegenheit in die Hand fallen muß. Österreich tritt an Frankreich die Stadt Breisach und die unterelsässische Landvogtei, die Landgrafschaft im Ober- und Unterelsaß (ein bloßer Titel, den aber die Franzosen weidlich auswerten werden) und den Sundgau ab. Die elsässischen Gebiete und Rechte werden von Frankreich als Deutscher Reichsstand erworben, bleiben also Bestandteile des Reiches, wenn sie ihm praktisch auch durch das Gewicht der französischen Macht entfremdet werden. Metz, Toul und Verdun aber gehen in die völlige Hoheit Frankreichs über, sind also aus dem Reiche ausgeschieden. Da der Friede von Münster und Osnabrück auch die Selbständigkeit der Niederlande und der Schweiz festlegt, sind auch diese Gebiete, Quelle und Mündung des Rheins, nunmehr formell vom Reiche abgetrennt.

Die Schweden bekommen Vorpommern mit Rügen und einen großen Teil von Hinterpommern mit der Mündung der Oder, also mit dem von ihnen so sehr erstrebten Stettin, außerdem Wismar, die Stifte Bremen und Verden und 5 Millionen Taler zur Ablöhnung der Truppen. Daß Brandenburg

den Rest von Hinterpommern mit Kammin erhält, verdankt es nur der holländisch-französischen Vermittlung. Es gewinnt die fruchtbaren Gebiete der Bistümer Minden und Halberstadt und soll nach dem Tode Augusts von Sachsen auch das reiche Erzbistum Magdeburg bekommen. Hessen-Kassel, das unter der Herzogin-Witwe Amalie bis zum Schluß an der Seite der Schweden gekämpft, erhält namhafte Gebietsabrundungen. Kursachsen behält die Lausitz. Der Baden-Durlacher, lange ein Flüchtling, wird in sein Land wieder eingesetzt. Bayern erhält die Oberpfalz und die Kurwürde. Karl Ludwig, der Sohn des im Kriege verstorbenen Winterkönigs, bekommt die Rheinpfalz zurück. Für ihn wird eine neue Kurwürde geschaffen, so daß es fortan acht Kurfürsten gibt.

Für den Kirchenbesitz wird als Normaljahr 1624 festgelegt. Damit sind die Protestanten in den kaiserlichen Erblanden erledigt. Die Stifte gehen in das Eigentum ihrer Besitzer über, und zwar endgültig. Durch die Aufnahme der Reformierten in den Religionsfrieden ist die so lange fällige Befriedung in religiöser Beziehung erreicht. In kirchlichen Dingen soll es auf den Reichstagen nur friedliche Vereinbarung, keine Abstimmung geben. In den Stiftslanden bleibt die Bevölkerung bei ihrem Bekenntnis. Die Stadt Breslau sowie die Herzöge von Brieg, Liegnitz, Oels und Münsterberg erhalten die evangelische Religion gesichert, Jauer, Schweidnitz und Glogau das Recht auf je eine Gnadenkirche außerhalb der Mauer. Im Reichskammergericht gibt es nun neben 26 katholischen 24 evangelische Räte. Auch in den Reichshofrat werden Protestanten berufen.

Der Reichstag entscheidet nun über Gesetzgebung, Besteuerung und auswärtige Politik. Die Reichsstände erhalten das uneingeschränkte Recht, selbständige Bündnisse einzugehen, doch dürfen diese nicht — das ist die einzige Beschränkung — gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. Da aber die Einschränkung vom Standpunkt des Beurteilers wesentlich abhängig ist, kommen fortan häufig jene hochverräterischen Bündnisse von Reichsständen mit Frankreich zustande, die die folgenden Jahrzehnte bestimmen.

Der umfangreiche, noch in lateinischer Sprache gehaltene Friedensvertrag gelangt am 24. Oktober 1648 zur Unterzeichnung und ist am 8. Februar 1649 ratifiziert worden.

Der fürchterliche, sinnlose Krieg, zu Anfang ein Streit der Religionen, doch bald verbunden mit unheilvollen Machtansprüchen, zum Schlusse vollends ausgeartet in den brutalsten Kampf um Land und Leute, hat die Kriegsscharen fast ganz Europas in die deutschen Fehden hineingehetzt und Deutschland, das Herz des Abendlandes, zur Beute ihrer Plünderungssucht gemacht. Der Kampf ist frühzeitig zur Barbarei entartet. Unter seinem tumultuösen Gang verschwinden Dörfer und veröden Städte. Der Fleiß ganzer Generationen geht zugrunde. Am Ende des Krieges ringt ein am Boden

liegendes Land mit dem Tode. Alles, was dem deutschen Volk seinen Namen verliehen: sein Stolz, seine Wehrkraft, seine Kunstschätze, sein mühsam errungener bürgerlicher Wohlstand, der noch vor dem Kriege zum Bau von herrlichen steinernen Bürgerhäusern geführt hatte, sind dahin. Die Fremden werden auf lange Zeit ihre Kriege in Deutschland austragen können. Erst Menschenalter später, mit den Befreiungskriegen, wird das Reich wieder befähigt sein, seine Grenzen zu schützen und die Abrechnung mit den Nachbarn in das feindliche Gebiet zu tragen.

Aus dem entsetzlichen Trümmerfeld dieses Krieges ergibt sich für unser Volk die ewige Warnung, unseligen Drang zum Bruderkampf, den Wahnsinn innerer Zerklüftung und inneren Hasses für immer fernzuhalten.

Das Bild der Schäden des Krieges mag in der Schilderung der Zeitgenossen vielfach unter dem ersten Eindruck der Verwüstungen Übertreibung erfahren haben. Dennoch aber, dieser Krieg schritt erbarmungslos durch die einzelnen Landschaften, und zudem gab es Zentren der Verheerung, wie Böhmen, Schwaben oder die Rheinpfalz. Ziffern, die hier geboten werden, wirken erschütternd, selbst wenn wir Abzüge machen und besonders bei den Angaben über die Bevölkerung mit später wieder zurückgekehrten Flüchtlingen zu rechnen haben. Böhmen soll von seinen 3 Millionen vor dem Kriege nur mehr 780000 Einwohner behalten haben, die Pfalz auf den fünfzigsten Teil ihrer früheren Einwohner gesunken sein, Württemberg bereits 1641 von 400000 der Vorkriegszeit auf 48000. Einzig Kursachsen weist eine Zunahme auf, wohl durch die Einwanderung der böhmischen Flüchtlinge. In der Gegend des Kaiserstuhls am Rhein gibt es, 34 Jahre nach dem Friedensschluß, erst etwa drei Fünftel der Haushaltungen vor dem Kriege (1615) und zwei Drittel des Viehstandes. Wir müssen im ganzen einen Verlust von einem Drittel der deutschen Bevölkerung als gefallen, niedergemetzelt, durch Entbehrungen und Seuchen dahingerafft annehmen.

Wie sich dem Zeitgenossen, der die Greuel des Krieges durch Jahre erlebt, gegenüber solchem Elend des größten Teiles von Deutschland das Bild verschonter Gebiete, die nichts vom Krieg erfahren, vorgestellt haben mag, zeigt uns die Schilderung, die Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen in seinem großen, tief ergreifenden Kriegsroman „Der abenteuerliche Simplizissimus" von der neutral gebliebenen Schweiz gibt, die nichts vom Krieg erlebt hat. Da heißt es: „Das Land kam mir so fremd vor gegen andern teutschen Ländern als wan ich in Brasilia oder in China gewesen wäre, da sahe ich die Leute in dem Frieden handlen und wandlen, die Ställe stunden voll Viehe, die Baurenhöfe lieffen voll Hüner, Gäns und Enten, die Straßen wurden sicher von den Raisenden gebraucht, die Wirthshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten, da war gantz keine Forcht vor dem Feind, keine Sorge vor der Plünderung, und keine Angst, sein Gut noch Leib und

Leben zu verliren, ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und zwar gegen andern Teutschen Ländern zu rechnen in lauter Wollust und Freude, also daß sich dieses Land vor ein irdisches Paradis hielt, wiewolen es von Art rauh genug zu sein schiene."

Durch das Hin- und Herfluten des verheerenden Krieges, dessen Schrecken in seiner letzten Zeit noch zunahmen, da er mit größerem Aufgebot von Reiterei geführt wurde und damit einen immer größeren Umkreis Landes in den Kreis der Verwüstungen einbezog, mußten Handel und Wandel eine erschreckende Abnahme erfahren. Zudem war das Reisen in Deutschland durch die herrschende Unsicherheit und auch durch das Auftreten von Wölfen gefährlich geworden. Das blieb auch nach dem Ende des Krieges, da vielfach die an das Rauben und Morden gewöhnten Soldaten sich zu Haufen zusammenrotteten und, was einst als Glaubenskrieg begonnen, nun als Straßenraub für die eigene Tasche fortsetzten. An Geld, die Strolche abzulohnen, gebrach es, und vielfach waren diese Mordbrenner schon in der letzten Zeit des Krieges keine Soldaten mehr gewesen, sondern hatten sich bereits selbständig gemacht. Nach dem Westfälischen Frieden mußten sich oft mehrere Reichsstände zusammentun, um das Raubzeug niederzuhauen.

Die langen Jahre des Krieges ließen ein der Schule vielfach ungewohntes, verrohtes Geschlecht heranwachsen. Wie konnten unter solchen Verhältnissen die Lehranstalten auch gedeihen? Die Schulen auf dem Land waren bald verödet, in den Städten fehlten die Mittel, räumten Seuchen und Kriegsschrecken unter der Bevölkerung auf und ließen die Häuser öde stehen. Wie oft wurde mit dem Vormarsch der Gegenreformation ohne dauernden Ersatz der lutherische oder reformierte Lehrer unbarmherzig verjagt! So sehen wir ein Deutschland vor uns mit kaum erst geschlossenen Gräbern, erschöpft und geplündert, wehrlos neuen Angriffen auf seine Westgrenze ausgeliefert, seine Jugend unwissend und verroht, sein Adel in einem Soldatenleben ohne höheren Sinn abgestumpft, sein Bürgertum eingeschüchtert wie einst die zertretenen Bauern, gedemütigt und oft sich selbst erniedrigend in Knechtsucht, dem öffentlichen Leben abgekehrt. Die Waffen sind zu Mordinstrumenten entartet, statt einem Volke heilige Wehr zu sein, die Fürsten und Machthaber in Selbstsucht erniedrigt, der Gedanke eines Gesamtvaterlandes nur heimliche Zuflucht geistiger Einsiedler. Mit dem Frieden von Münster und Osnabrück ist das Erste Reich innerlich gestorben. Nur die uralten Namen und Würden, eine Krone mit sinkendem Glanz, schon fast entweihtes Museumsstück, führen noch weiter ein gespenstiges, halb harlekinartiges Leben, während sich neue Kräfte im Schoß des Reiches bilden, die dann aufschießen, begehrlich, neidisch um Licht und Sonne, bis sich unter Schmerzen und Opfern in ihrem Kampf ein neues Vaterland gestalten wird.

IV. Zwei Großmächte im Deutschen Reich

1. Der Aufstieg Österreichs zur europäischen Großmacht

Das innerlich erstorbene Reich – Ludwigs XIV. Hand in der deutschen Politik – Der Große Kurfürst – Die Raubkriege – Die Türken vor Wien und die große Wende – Der Kampf um den Rhein – Zenta – Ungarn in der Hand des Kaisers – Spanischer Erbfolgekrieg – Prinz Eugen, der edle Ritter – Karls VI. verfehlte Politik der Pragmatischen Sanktion

Der Westfälische Frieden, der den Reichsständen das volle Bündnisrecht erteilt, schließt die Entwicklung ab, die seit dem 13. Jahrhundert aus dem Gefüge des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation die Landesherren als Träger einer immer ausgedehnteren Hoheit herausgehoben hat. Nachdem für uns Deutsche Volk und Reich nicht zur Gleichung gelangt waren, so heiß dies auch im Zeitalter Barbarossas und seiner Söhne angestrebt worden war, erhoben sich zwischen beiden die Gebilde der Territorien. Die Entwicklung der Nation wandte sich allmählich innerhalb des verfallenden Universalreiches diesen Trägern partikularer Zukunft zu, die in ihrer Tendenz zu staatlicher Entfaltung und Selbstgenugsamkeit für den späteren Aufbau eines Reiches der Deutschen ein um so größeres Hemmnis bedeuteten, als sie selbst in ihrem Bereiche kleinere oder größere, vom deutschen Volk abgezogene Unternationen züchteten und von ihnen Vaterlandsliebe nicht für Deutschland, sondern den jeweiligen Staat verlangten. Denn seit Münster und Osnabrück sind die Territorien selbständige Staaten in einer sehr locker gefügten Bundesrepublik, deren Vorsitzender trotz seines klangvollen Kaisertitels, trotzdem er nach dem Reichsrecht noch immer den Anspruch auf die Herrschaft über die christliche Welt führen darf, nur mehr sehr begrenzte, im wesentlichen formale Rechte besitzt. Seine Einnahmen aus diesem Kaisertum belaufen sich auf jährlich nur etwa 14000 Gulden. Der eigentliche Lenker dieses seltsamen Bundesstaates ist der Reichstag, seit 1663 dauernd in Regensburg, der in das gespenstige Weiterleben des alten Reiches sein schwerfälliges Zeremoniell und seine noch schwerfälligere Geschäftsführung bringt. Der Kaiser beruft und leitet ihn, er bestätigt seine Beschlüsse. Im Kriegsfalle wird ein Reichsheer aufgestellt, mit sinkendem Kampfwert, sehr schwerfällig zustandezubringen. Im Siebenjährigen Krieg ist es bereits völlig wertlos. Zur Aufbringung der Leistungen für das Reich und die Wahrung des Landfriedens dient die Kreisordnung. Jeder Kreis wird von einem bestimmten Fürsten betreut. Immer noch nicht auf Rosen gebettet, seinen Einnahmen, den sogenannten „Kammerzielern" nach, mehr aber noch wegen des Wustes seiner Agenden, ist das Reichskammergericht, das nun in Speyer seinen Sitz hat. Zwei Präsidenten und den Kammerrichter ernennt der Kaiser. Der Reichshofrat, auf den er größeren Einfluß besitzt, hat unter 16 Räten 6 Protestanten. In allen

drei Kollegien des Reichstags (dem der Kurfürsten, der Fürsten und der Reichsstädte) haben die Katholiken die Mehrheit, obwohl sie nur in Österreich und Bayern die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Immer noch erhält der Kaiser dieses Reiches vom Papst die Bestätigung und leistet diesem den Vogtseid, der ihn zum Schutz der katholischen Kirche verpflichtet, obwohl die überwiegende Zahl des deutschen Volkes aufgehört hat, dieser Kirche anzugehören.

So stehen wir immer mit einem Fuß im Vergangenen, Verbrauchten, Abgestorbenen, während ringsum das Leben seinen Gang nimmt, während Europa in dem zur Höhe seiner Macht aufsteigenden Frankreich eine zielbewußte, ausgreifende Monarchie erblickt. Deutschland hat dagegen nur Territorien, die mit Ehrgeiz und zum Teil mit viel Erfolg nach französischem Muster zu Staaten mit großer Machtfülle des Herrschers ausgebaut werden, aufzuweisen. Seinen immer selbständigeren und begehrlicheren Reichsständen gegenüber kann sich der Kaiser nur durch möglichsten Ausbau seiner weitläufigen Hausmacht zu einem leistungsfähigen Staat behaupten. In der Reichsregierung stützt er sich auf ähnlich verfallene Mächte wie das Kaisertum, auf die geistlichen Fürstentümer, die nicht leben und nicht sterben können — Musealstücke, wie die Reichsverfassung selbst —, dann auf die Reichsstädte, die nun nichts mehr bedeuten und nur noch dahinkümmern, sowie auf den klangvollen, aber besitzarmen Reichsadel, den der Kaiser gelegentlich durch einen Pairsschub aus den Reihen seines österreichischen Hochadels vermehrt.

So ist das ganze Heilige Reich ein kümmerlich Ding, Anstoß für den Patrioten, den auswärtigen Mächten Spott und Raum für ihre großzügige Politik, schlecht behandelter Kostgänger der Territorien, von dem vaterlandsbegeisterten Samuel Pufendorf schmerzerfüllt „monstro simile“ (einem naturwidrigen Wesen gleichend) oder „confusio divinitus conservata“ (ein durch göttliche Fügung immer noch weiter bewahrter Unsinn) genannt. Konnte in diesem Reich ein Deutscher lernen, deutsch zu sein, wie sich der Franzose begeistert einen Franzosen nannte? In dem Elend dieser Zustände wurzeln die jämmerlichen Kleinvaterländer, die so lange, auch heute erst zum Teil ausgerottet und das Denken vieler auch heute noch unheilvoll beengend, über unserm Gesamtvolk lasteten.

Zum Schutz der eigenen Selbständigkeit und durch den Friedensvertrag angeregt bilden sich bald nach Münster und Osnabrück Konföderationen im Reich. Der Trierer und der Kölner verbünden sich am 15. Dezember 1654 zu Köln mit dem Bischof von Münster und dem Pfalzgrafen von Neuburg, denen sich im nächsten Jahre auch Johann Philipp von Schönborn, der Erzbischof von Mainz, anschließt. Der ehrgeizige und geschäftige Graf Georg Friedrich von Waldeck, der leitende Staatsmann von Brandenburg, will als Gegengewicht gegen die Habsburger und für eine franzosenfreundliche

Außenpolitik eine „Union" zuwege bringen. Aber es kommt nur ein kümmerliches Bündnis mit den Welfen in Braunschweig zustande.

Kaiser Ferdinand III. stirbt am 2. April 1657, und es muß eine Neuwahl vorgenommen werden, da der bereits gewählte römische König vor seinem Vater verschieden ist.

Bei den lange verschleppten Verhandlungen zur Neuwahl sucht Mazarin, der Nachfolger Richelieus, die Habsburger von der Krone auszuschließen und, unterstützt durch Schönborn, den bayrischen Kurfürsten Ferdinand Maria oder den Pfalzgrafen von Neuburg durchzusetzen. Aber der Kurfürst von Bayern entzieht sich dieser Versuchung. So wird denn am 18. Juli 1658 der erst 18jährige Leopold Ignatius (1658—1705), des Kaisers Sohn, einstimmig gewählt, aber mit einer Wahlkapitulation, die dem Kaiser zu Frankreichs Vorteil außenpolitisch die Hände bindet. Er darf den Feinden des allerchristlichsten Königs keinen Vorschub leisten, d. h. Spanien nicht helfen, das immer noch im Krieg mit Frankreich liegt. Dafür bindet sich dieses, nichts gegen Kaiser und Reich zu unternehmen. Innerpolitisch verpflichtet sich der Kaiser, den Landesherrn gegen seine Landstände zu decken.

Dem geschäftigen Schönborn gelingt es am 15. August, die beiden bestehenden Verteidigungsbünde unter Ausschluß Brandenburgs und Aufnahme von Schweden und Hessen-Kassel zur „Rheinischen Allianz" zusammenzufassen. Tags darauf tritt ihr bereits der König von Frankreich bei. Es ist die gegenseitige Verpflichtung zur Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens. Greift in dem eben tobenden schwedisch-polnischen Krieg der Brandenburger den schwedischen Besitz in Deutschland an, werden die Bundesteilnehmer mit einem Bundesheer den Schweden helfen. Auf drei Jahre abgeschlossen, wird der Bund zweimal verlängert und durch Beitritte, 1665 auch des Brandenburgers, erweitert, jedoch 1668 am Tag seiner Gründung aufgelöst. Er hat keine politische Bedeutung erlangt.

Brandenburg, unter seinem Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640—1688, s. Bildtafel 18) zielbewußt geleitet, greift, zunächst mit Karl Gustav von Schweden verbündet und mit ihm gemeinsam in der Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656) siegreich, in den schwedisch-polnischen Krieg ein (1655 bis 1660). Dann auf die Seite der Dänen und Polen gegen die Schweden tretend, erobert es im Verein mit einem österreichischen Heer den größten Teil des schwedischen Vorpommern. Doch muß der Kurfürst diese Eroberung durch das Eingreifen Frankreichs zugunsten der Schweden aufgeben. Er erreicht aber im Frieden von Oliva (1660) als köstlichen Kampfeslohn die Unabhängigkeit Preußens von Polen. Seit dieser Zeit hält sich Schweden nur noch durch französische Gunst in seinem deutschen Besitz.

Nach langem Zögern läßt der neue Kaiser endlich, am 20. Jänner 1663, wegen der drohenden Türkengefahr einen neuen Reichstag eröffnen. Aber

ein 1662 gegründeter Fürstenverein, geführt von dem Welfen und Pfalz-Neuburg, wünscht zunächst die Beratung der Reichskriegsverfassung und einer immerwährenden Wahlkapitulation. Da die Beratungen niemals abgeschlossen werden, ist so der „immerwährende Reichstag" zustande gekommen. Der Kaiser erreicht die Türkenhilfe nicht als allgemeinen Beschluß, sondern nur als Einzelhilfe, auch vom Rheinbunde. Sogar ein französisches Kontingent wird durch den ehrgeizigen Ludwig XIV. geboten.

Die Hilfe kommt wieder zu spät. Durch siebenbürgische Händel ist Leopold mit den Türken in Krieg verwickelt worden, deren tatkräftiger Großwesir Mohamed Köprülü mit 120000 Mann im Felde erscheint. Von den bewilligten Truppen der Reichshilfe sind nur 10000 Mann, für die Entscheidung nicht mehr rechtzeitig, auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Die Kaiserlichen erfechten mit brandenburgischer Hilfe in Nordungarn bei Lewenz unter de Souches einen Sieg, aber gegen den sonst bewährten Montecuccoli können die Türken vordringen und, ohne daß er es zu verhindern vermag, Neuhäusel nehmen. Sie dringen noch weiter gegen das ausgesetzte Innerösterreich vor, bis es gelingt, den über die Raab vorgehenden Großwesir am 1. August 1664 bei St. Gotthard zu schlagen. Trotz dieses glänzenden Erfolges, an dem auch ein französisches Kontingent mitgewirkt hat, schließt der Kaiser einige Tage später den Frieden von Eisenburg ab, der den Türken das eroberte Neuhäusel beläßt und den türkischen Kandidaten für Siebenbürgen, Michael Apaffy, anerkennt. Ja, dem Sultan wird ein „freiwilliges" Geschenk von 200000 Talern entrichtet! Zu diesem mit dem erfochtenen Sieg so seltsam kontrastierenden Frieden bestimmt den Kaiser bereits die Sorge vor der ausgreifenden Eroberungspolitik der Franzosen.

Es ist unheimlich zu sehen, wie nach dem Westfälischen Frieden bald da, bald dort französische Truppen im Westen Deutschlands erscheinen, als wäre dieser bis tief in das Innere des Reichs hinein bereits eine französische Einflußsphäre. Bis auf die Tage Napoleons und die Zeit der rheinischen Separatisten ist es die größte Machtentfaltung Frankreichs auf deutschem Boden. Bereitwillig greift es als Bundesgenosse in innerdeutsche Händel ein, so in einen Streit zwischen der Pfalz und dem Bischof von Worms, so zugunsten des Erzbischofs von Mainz, als dieser die Stadt Mainz unterwerfen will, so in einen Streit im Welfenhause. Der Welfe Johann Friedrich, der nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Christian Ludwig von Celle Kalenberg und Grabenhagen erhält und in Hannover residiert, ist der französischen Politik völlig ergeben. Diese kleinen und großen Gefälligkeiten, diplomatischen, militärischen oder finanziellen Aushilfen machen sich für den Reichsstand Frankreich glänzend bezahlt. Geht das ein Menschenalter so weiter, dann wird der Sonnenkönig bald alle Fürsten im Reich in der Tasche haben. Erfreulich wirkt in dieser Zeit, daß sich das tapfere Bremen, unterstützt von Branden-

burg, Holland und Dänemark, im Frieden von Habenhausen (1666) die Reichsunmittelbarkeit gegen Schweden behauptet. Braunschweig aber muß im selben Jahre im Vertrag von Riddagshausen dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel huldigen. Auch Magdeburg, das nach der Reichsstandschaft strebt, muß dem Administrator August von Sachsen und dem Großen Kurfürsten huldigen, der in allen Händeln im Norden und Nordwesten Deutschlands die maßgebende Macht wird. Er zwingt auch Münsters kriegerischen Bischof Bernhard von Galen, von seinem auf eigene Faust unternommenen Krieg gegen die Niederländer abzustehen.

Der Reichsstand Frankreich aber ist 1667 über das schwache Spanien hergefallen, um ihm unter gesuchtem Rechtstitel seine Niederlande abzujagen. Der Spanier, nach dem langen verlorenen Krieg zunächst hilflos, ruft das Reich für seinen „burgundischen" Kreis zu Hilfe. Das Kurfürstenkollegium lehnt ein Eingreifen in diesem ersten französischen Raubkrieg ab. Der Kaiser, schon auf die nahende spanische Erbschaft blickend und für diese zu einer Teilung mit dem gleichfalls berechtigten Ludwig bereit, hat in einem Geheimvertrag vom 20. Jänner 1668, der deutlich die Abhängigkeit seiner bestechlichen Minister von der französischen Politik offenbart, sich nur Spanien, Mailand und die amerikanischen Kolonien vorbehalten, alles übrige aber den Franzosen zugesprochen. Die westlichen Reichsstände haben sich durch Teilabkommen den Franzosen gefügig gezeigt, so daß die Triple-Allianz Englands, Hollands und Schwedens nur noch den gänzlichen Verlust der Niederlande für Spanien zu verhindern weiß, die Franzosen aber im Aachener Frieden (2. Mai 1668) 12 flandrische Grenzfestungen erhalten. Bezeichnend für die beschämende Schwäche des Reiches ist, daß der junge Vaterlandsfreund und Philosoph Christian Wilhelm von Leibniz dem französischen Könige 1672 in einer Denkschrift die Eroberung von Ägypten empfiehlt, um ihn von Deutschland fernzuhalten. Kurmainz, einen Augenblick durch das französische Umsichgreifen erschreckt, versucht, zum Schutze der „Securität" des Reiches ein deutsches Defensivbündnis zustande zu bringen, aber bald ist dieser Entwurf wieder in der Misere der Reichsverhältnisse untergetaucht und der Mainzer wieder der Trabant des Sonnenkönigs. Dieser zieht nun auch das lange umschmeichelte Bayern, dem Frankreich nicht zum geringsten den Besitz des Elsaß verdankt, in seinen Bann. Der ehrgeizige Ferdinand Maria, auf ein Aussterben auch des deutschen Zweiges der Habsburger hoffend, verpflichtet sich in einem Geheimvertrag, beim Tode des noch kinderlosen Leopold für die Wahl des Königs von Frankreich einzutreten, der dafür dem Bayern zum römischen Königtum und zur böhmischen Krone verhelfen will.

In seiner Stellung am Rhein fest in der Uneinigkeit und dem Subsidienbedürfnis der deutschen Fürsten wurzelnd, kann der übermütige Ludwig an den Holländern Rache nehmen, die ihm die Eroberung der spanischen Nieder-

lande vereitelt hatten. Er ist mit England, mit dem Kurfürsten von Köln und dem streitbaren Bernhard von Galen verbündet. Der Bayer trachtet, durch Truppenaufstellung die Neutralität des Reiches zu erzwingen, der Pfälzer und der Mainzer haben ihre Neutralität zugesagt, Pfalz-Neuburg sogar einen Freundschaftsvertrag mit Ludwig XIV. abgeschlossen. Braunschweig-Hannover wird durch entsprechende Subsidien noch Ende des Jahres gegen die Holländer auf die Beine gebracht, Kursachsen durch ein Geldgeschenk zur Neutralität bewogen. In dem ganzen deutschen Fürstenzeug steckt noch die nationale Gewissenlosigkeit des Dreißigjährigen Krieges. So ist Deutschland ein halbes Jahrhundert lang nach dem Westfälischen Frieden ein Spielball in der Hand der Franzosen, fast wie heute China in der von Japan. Weitblickend zeigt sich damals nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der den Generalstaaten mit 20000 Mann zu Hilfe kommt. Die Wiener Politik ist durch den unseligen Lobkowitz noch immer in den strengen diplomatischen Verpflichtungen gegen Frankreich festgehalten. Als der Kaiser nach einem Verteidigungsvertrag mit dem Brandenburger diesem ein Hilfsheer stellt, hat dessen Kommandant Montecuccoli den Auftrag, einen Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Selbst der Brandenburger bringt es nicht über sich, Ludwig XIV. förmlich den Krieg zu erklären. So kann der Franzose beide im eigenen Lande aufsuchen, indem er Turenne über den Rhein schickt. Durch das untätige Verhalten der Kaiserlichen zum Zurückweichen hinter die Weser gezwungen, scheidet der verbitterte Kurfürst im Separatfrieden von Vossem (6. Juni 1673), der ihm seine Cleveschen Festungen zurückgibt und französische Subsidien verschafft, aus dem Krieg aus. Der Kaiser aber muß sich nun mit den Franzosen ernstlich schlagen und ihnen auf spanisches Drängen den Krieg erklären. Montecuccoli darf nun endlich dreinschlagen. Er manövriert sehr geschickt den vorgedrungenen Turenne über den Rhein zurück, vereinigt sich bei Bonn mit einer von dem Prinzen von Oranien geführten spanisch-holländischen Armee und weiß die erzbischöfliche Stadt zu bezwingen. Wilhelm von Fürstenberg, der kölnische Minister, wird durch kaiserliche Truppen verhaftet. Auch sein Erzbischof und der Bischof von Münster müssen mit dem Kaiser Frieden machen, an dessen Seite nun die beiden anderen geistlichen Kurfürsten, die Welfen und der Pfalz-Neuburger treten. Der Kaiser kann jetzt, am 24. Mai 1674, den Reichskrieg gegen die Franzosen durchsetzen. Aber Montecuccoli legt, der immer wieder von Wien ergehenden Hemmungen müde — Fürst Lobkowitz ist der reinste Verräter —, sein Kommando nieder. Seine Nachfolger sind der erstaunlichen französischen Kraftentfaltung nicht gewachsen. Ludwig XIV. erobert die spanische Freigrafschaft Burgund, Turenne aber setzt über den Rhein und besiegt die Kaiserlichen unter Caprara bei Sinsheim (Juni 1674). Diese müssen bis Frankfurt zurück, die Franzosen aber hausen als Mordbrenner in der Pfalz. Ein österreichischer Vorstoß, ge-

führt von Bournonvillers, gelangt wohl über den Rhein, kann aber bei Enzheim zu Beginn Oktober die Franzosen nicht besiegen. Doch behaupten sich die Kaiserlichen rechts der Ill. Der Kurfürst von Brandenburg tritt mit 16000 Mann dem Bündnis gegen Frankreich wieder bei. Trotz dieser günstigen Wendung gibt es keine richtige Angriffslust. Märsche, allzu große Behutsamkeit! Ja, bei Türkheim zu Beginn des Jahres 1675 zurückgedrängt, müssen die Kaiserlichen vor Turenne ihre schon bezogenen Winterquartiere im Elsaß räumen und wieder über den Rhein zurückgehen.

Schon muß auch der Große Kurfürst mit seinen Brandenburgern das kaiserliche Heer verlassen, denn die Schweden sind unter General Wrangel zu Weihnachten in der Uckermark eingefallen. Der Kurfürst erscheint Anfang Juni in Magdeburg, wo er von dem Vormarsch des Gegners nach der Elbe erfährt, der sich dort mit dem Herzog von Hannover vereinigen will. In drei Kolonnen geteilt, steht er, der Nähe des Kurfürsten nicht gewärtig, bei Rathenow, Havelberg und Brandenburg. Dieser überfällt die mittlere bei Rathenow, das er erstürmt. Drei Tage später gelingt es ihm, das von Brandenburg nun zurückweichende Korps der Schweden bei Fehrbellin zum Kampf zu stellen und trotz dessen doppelter Übermacht völlig zu schlagen (28. Juni 1675). Nun erklären das Reich, Holland und Dänemark den Schweden, deren militärischer Ruf durch die große Niederlage sehr gelitten hat, den Krieg. Der Zusammenbruch ihrer Macht in Deutschland scheint sich unaufhaltsam zu vollziehen. Noch 1675 fallen Wismar, Bremen- und Verden-Land, Wolgast, Wollin und Swinemünde in die Hand der Verbündeten. Die Dänen erfechten Seesiege, der Kurfürst erzwingt am 23. Dezember 1677 die Einnahme des von Wulfen verteidigten Stettin, das durch die Wucht des Feuers von 140 Belagerungsgeschützen fällt. Ein Jahr darauf fallen die letzten Bollwerke der Schweden, Stralsund und Greifswald. Auch Rügen kann mit Unterstützung der dänisch-holländischen Flotte genommen werden. Ein schwedischer Einfall von Livland her in das nur schwach geschützte Ostpreußen trifft schon im Dezember auf den Kurfürsten und seinen Feldmarschall Georg Derfflinger, einen gebürtigen Oberösterreicher. Bei eisiger Winterkälte ziehen die brandenburgischen Truppen Ende Jänner von Heiligenbeil über das Eis des Frischen Haffs nach Königsberg, von da durch das Samland und wieder über zugefrorenes Meer, über das Eis des Kurischen Haffs nach der Gilge. Es sind Gewaltmärsche hinter dem weichenden Feind, die den Obersten Schöning durch tief verschneites Winterland nach einem Gefecht bei Tilsit bis knapp vor Riga führen. Der Schwede bringt von seinem Heere nur noch 3000 Mann in die Stadt, wo er die Festungsmauern mit sofort gefrierendem Wasser überfluten läßt, um sie unüberwindlich zu machen. Seine deutsche Macht ist wie ein Kartenhaus zusammengebrochen, Brandenburg aber hat

sich zum ersten Male vor der Welt als ein Machtfaktor erwiesen, mit dem man zu rechnen hat.

Die Franzosen dringen unterdessen Schritt für Schritt in den spanischen Niederlanden vor. Am Rhein hält ihnen 1675 Montecuccoli, wieder im Kommando, die Waage. In der Schlacht bei Saßbach fällt sein alter Gegner Turenne. Der Herzog Karl von Lothringen aber kann am 6. September 1675 Trier bezwingen, nachdem er ein von Marschall Créqui geführtes Entsatzheer, das schon nahe herangekommen ist, bei der Conzer Brücke geschlagen hat. 1676 übernimmt der Lothringer den Oberbefehl an Stelle Montecuccolis. Die Festung Philippsburg kann genommen werden. Aber im nächsten Jahr fällt Freiburg im Breisgau in die Hand der Franzosen, 1678 auch das wichtige Kehl.

Doch schon ist der Friede unterwegs. In den durch England vermittelten Verhandlungen vollbringt der französische König sein Meisterstück an klugen Ränken, indem er die gefährlich gewordene Koalition trennt, den Staaten, die zuerst mit ihm abschließen, goldene Brücken baut, um die andern um so härter zu behandeln. Zuerst scheiden die Holländer aus, dann die Spanier, die aber schon die Freigrafschaft Burgund und weitere Plätze in den Niederlanden abtreten müssen. Als der Kaiser am 5. Februar 1679 abschließt, verzichtet Frankreich wohl auf sein im Westfälischen Frieden ihm zugesprochenes Recht, in Philippsburg eine Besatzung zu halten, aber dafür wird ihm jetzt das weit wichtigere Freiburg, die Eingangspforte in den Schwarzwald und nach Schwaben, abgetreten. Auch das Herzogtum Lothringen bleibt in französischer Hand, da der Herzog die ihm für die Rückgabe gestellten demütigenden Bedingungen nicht erfüllt. Da der Kaiser auch verpflichtet wird, die noch mit Schweden Krieg führenden Staaten nicht zu unterstützen, kann sich Ludwig nun mit entfesselter Macht auf den Großen Kurfürsten werfen, der sich mit Recht durch den Kaiser preisgegeben fühlt. Nachdem die Franzosen bis zur Weser vorgedrungen, muß der Sieger von Fehrbellin im Frieden von St. Germain-en-Laye alle seine Eroberungen an die Schweden zurückgeben. Nur ein Stückchen am rechten Oderufer bleibt dem Kurfürsten, der sich nun, veränderter Lage Rechnung tragend, kurz nach dem Friedensschluß in der „engeren Allianz“ an Frankreich anschließt (25. Oktober 1679). Der Sonnenkönig garantiert ihm seinen Besitzstand und zahlt hohe Subsidien, wofür sich der Brandenburger verpflichtet, ihm den Durchzug zu gestatten und die Festungen zu öffnen, bei einer Königswahl in Polen sich für den französischen Kandidaten einzusetzen, bei einer Kaiserwahl aber Ludwig XIV. oder dem Dauphin seine Stimme zu geben.

Der König hat sich den Rücken vorzüglich gesichert, den mächtigen Brandenburger mit seinen vorzüglichen Truppen zum Trabanten gemacht. Nun geht er daran, in dem zerrissenen Reich auf dem Weg scheinbarer Rechtswal-

tung ohne Schwertstreich eine gewaltige Ernte einzubringen. Es sind die sogenannten „Reunionen“ (Wiedervereinigungen) nach dem Grundsatz, daß alles Land, das einmal von den 1552, 1648, 1668 und 1679 an Frankreich abgetretenen Gebieten abhängig war, rechtens zu diesem gehöre. Die Sprüche der drei Reunionskammern zu Metz, Breisach und Besançon werden sofort durch militärische Besetzung realisiert. So sollen das ganze Elsaß, Luxemburg, aber auch ausgedehntes rheinisches Land und Teile des Bistums Lüttich zu Frankreich gehören. Verhandlungen mit dem Reiche zögert er so lange hinaus, bis er als Perle unter den Reunionen die alte Reichsstadt Straßburg am 30. September 1681 durch tückischen Überfall in seine Hand gebracht hat. worauf er sie sogleich als moderne Festung ausbauen läßt. Nun bietet er auf einer Konferenz in Frankfurt dem Reich die Rückgabe von Freiburg gegen Anerkennung der Reunionen mit Straßburg.

Während alledem hat der Regensburger Reichstag endlich die „Reichsarmatur“ fertiggebracht. Nach der Reichskriegsverfassung umfaßt nun ein Reichsheer in einfacher Stärke (ein „Simplum“) 40000 Mann, die von den 10 Reichskreisen aufgebracht werden sollen. Die größeren Reichsstände aber sind an diesem Simplum nicht mehr beteiligt, sie haben als „Armierte Reichsstände“ ihre eigene Armee. So ist denn die Reichsarmee das buntscheckige und jämmerliche Heer der kleineren Staaten, während die armierten Reichsstände ihre weit besseren Truppen wiederholt gegen das Reich marschieren lassen werden.

Wird diese Kriegsverfassung nun gegen Frankreich Anwendung finden, das sich eben mörderisch in den Westen Deutschlands eingekrallt hat und Straßburg, die herrliche Stätte uralten deutschen Bürgertums mit dem hochragenden Münster, in seinen Fängen hält? Wohl flammt nationale Erbitterung in Deutschland auf. Flugblätter rufen zum Kampf gegen den Franzosen, und auch der Kaiser, der die hochverräterischen Lobkowitz und Auersperg losgeworden, verhandelt mit Spanien, Holland und Karl XI. von Schweden, dessen deutsches Stammland Zweibrücken eben auch durch Ludwig in seinen Reunionen verschluckt worden ist. Zu diesem Bündnis der vier Mächte gesellt sich, durch den geschäftigen Waldeck zusammengebraut, eine Defensiv-Allianz der westdeutschen Fürsten des fränkischen Kreises, die mit dem Kaiser die Laxenburger Allianz vom 10. Juni 1682 eingeht. Auch mit Bayern, mit Sachsen und Braunschweig-Hannover werden Verträge abgeschlossen. Aber all diese Bündnisse in Deutschland haben kurze Beine, und Brandenburg, der mächtigste Reichsstand nach dem Kaiser, steht kühl berechnend im Solde Ludwigs XIV. und rät in Regensburg wie in Wien dringend von einem Reichskrieg gegen Frankreich ab.

Der Kaiser indes, dessen Rüstungen nur langsam fortschreiten, wird, ehe er ernsthaft an einen Krieg denken kann, durch einen von Frankreich bestellten

Türkenangriff unter dem Großwesir Kara Mustapha tödlich bedroht. In Ungarn sind nach dem blutigen Strafgericht des Kaisers gegen die rebellischen Magnaten Nadasdy, Frangipani und Zriny langwierige Bandenkämpfe ausgebrochen, der sogenannte Kuruzenkrieg unter Graf Emmerich Tököly. Das kommt den Türken zugute. Mit 230000 Mann und 300 Geschützen zieht der ehrgeizige Kara Mustapha gegen das fast ungeschützte Wien. Die kaiserlichen Truppen, zusammen kaum 60000 Mann stark, können dem Feind den Marsch auf die Reichshauptstadt nicht verlegen. Massenflucht aus Wien setzt ein. Der kaiserliche Hof flüchtet nach Passau. Schon am 14. Juli 1683 stehen die Türken vor der Stadt, deren Festungswerke, die Basteien und Ravelins, in fieberhafter Arbeit in Ordnung gebracht werden, deren Vorstädte wieder wie vor 154 Jahren in Flammen aufgehen, um den Türken keine Stützpunkte zu überlassen. Die Besatzung, die der Feldherr Karl von Lothringen vor seinem Abmarsch zurückläßt, beläuft sich auf insgesamt 22000 Mann mit 200 Geschützen, die Kontingente der Bürger mitgerechnet. Im weiten Bogen spannen sich die Zeltreihen des Padischah, entboten aus allen Teilen seines weiten Reiches, mit ihren Kamelen und seltsamen Rüstungen den Orient verkörpernd. Über die Donau können von der bedrohten Stadt gefährliche Verbindungswege zu den im Marchfeld stehenden Truppen des Herzogs von Lothringen begangen werden. Mit Minen und Sappen, schwerer Beschießung und folgendem Sturm der in Laufgräben an die Festung herangeführten Truppen arbeiten die Türken, sich den Weg in die Stadt zu bahnen. Mit Gegenminen und Gegenfeuer, endlich in heldenhafter Abwehr Mann gegen Mann, ficht die Besatzung, die aus Arbeitern und Studenten verstärkt worden ist, geleitet von dem eisernen Willen ihres Führers, des Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, und angefeuert durch den tapferen Bürgermeister Liebenberg, der die Befreiung der Stadt nicht mehr erlebt hat. So kann das Entsatzheer zur Rettung der Reichshauptstadt sich bilden. Dem Kaiser kommen der Kurfürst von Sachsen mit 11400 Mann, der junge Max Emanuel von Bayern mit annähernd der gleichen Zahl, aus dem schwäbischen und fränkischen Kreis 8400 Mann, und der Polenkönig Johann Sobieski II., mit dem trotz französischer Gegenarbeit ein Bündnis abgeschlossen werden konnte, mit 13—14000 Mann zu Hilfe, während die österreichischen Erblande über 21000 Mann aufbringen. Die Türken versuchen, mit verzweifelten Stürmen am 4. und 5., am 6. und 8. September die Stadt doch noch zu bezwingen, der sie sich in der Nähe der Burg schon bedrohlich genähert haben. Das Burgravelin ist bereits gefallen. Aber trotzdem bleibt das wilde Anrennen der Feinde vergebens. Die Stadt harrt aus, und nun, allerdings bereits in der allerhöchsten Bedrängnis Wiens, erscheinen die Befreier. Vom Kahlenberg und dem übrigen Wiener Wald herabsteigend, schlagen sie am 12. September, durch einen Ausfall der Belagerten unterstützt, das mäch-

tige Türkenheer in erbitterter Schlacht in die Flucht. Eine ungeheure Umwälzung vollzieht sich fortan in Europa. Der Tag der Wiener Schlacht ist die Geburtsstunde der österreichischen Großmacht, die sich nun in Verfolgung der geschlagenen Feinde in langen ruhmvollen Kampfjahren aufbaut und deren Kraft alsbald auch auf die Lage im Westen zurückstrahlt und Frankreich in die Schranken zu weisen versteht.

Auf der Verfolgung des geschlagenen Feindes fällt Gran in die Hand der Kaiserlichen. *Der unglückliche Großwesir aber wird durch die seidene Schnur* gerichtet, die ihm der Sultan übersendet. Obwohl nun die Polen nach Hause ziehen, beschließt die Heilige Liga, zwischen dem Kaiser und Venedig geschlossen, die Weiterführung des Krieges. Eine Amnestie soll den aufständischen Magyaren die Umkehr erleichtern.

Die Franzosen sind von diesem Ausgang von Kara Mustaphas Feldzug wenig erbaut. Der Traum von Ludwigs Kaiserkrone verblaßt, und der König muß fürchten, daß nun der Kaiser kräftiger am Rhein auftreten kann. Die Franzosen hatten ihren türkischen Bundesgenossen unterstützt, indem sie am 1. September 1683 ein Heer in die spanischen Niederlande einrücken ließen, das 1684 Luxemburg erobert und Trier besetzt. Der Kaiser aber muß die Unmöglichkeit eines Krieges einsehen, der ihm Straßburg zurückerobern soll. Da die Kurfürsten auf die Erhaltung des Friedens drängen, kommt es am 15. August 1684 in Regensburg zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstand, der durch die Einbeziehung von Spanien im ganzen Westen den Frieden wiederherstellt. Die Reunionen mit Straßburg, Luxemburg und der Festung Kehl sind zwar nicht abgetreten, bleiben aber in der Hand der Franzosen.

Im Kampf gegen die Türken wird 1685 ein Siegesjahr. Neuhäusel wird zurückerobert und das zu spät erscheinende türkische Entsatzheer bei Gran besiegt. Emmerich Tököly ist als halber Gefangener nach Adrianopel gekommen, und die Kuruzen werden nun in Ober-Ungarn immer mehr zurückgedrängt. Ihre Festungen fallen. Eine Ausnahme macht bloß Muncacs, das von Hedwig Zriny, der Gemahlin Tökölys, unerschütterlichen Mutes verteidigt wird. Rußland, Brandenburg und Schweden treten dem Bündnis gegen die Türkei bei (1686). Mit 60000 Mann belagern Karl von Lothringen und Max Emanuel von Bayern das von Abderrahman Pascha tapfer verteidigte Ofen, das am 2. September nach dem Heldentod des Verteidigers genommen wird. Noch vor der Einnahme der Hauptstadt Ungarns hat Hans Haller von Hallerstein als Bevollmächtigter von Michael Apaffy Siebenbürgen unter kaiserlichen Schutz gestellt, wofür der Kaiser Apaffy und seinem Sohn die Herrschaft auf Lebenszeit zugesteht (28. Juni 1686). Auf dem Schlachtfelde bleiben die Kaiserlichen siegreich. Fünfkirchen wird genommen, die Türken erleiden bei Szegedin eine Niederlage, worauf die Stadt in die Hände der Sieger fällt. Im Jahre 1687 vollends am

12. August bei Mohacs völlig geschlagen, müssen die Feinde Slawonien und Siebenbürgen räumen. Josef, der Sohn Kaiser Leopolds, wird nun zum erblichen König Ungarns gekrönt, und der einst so aufsässige ungarische Adel läßt auf dem Reichstag von Preßburg den Insurrektionsartikel fallen, der ihm zum Schutze der Verfassung das Recht zur bewaffneten Erhebung gegen den König eingeräumt hatte. Das bisherige Schein- und Sorgen-Königtum der Habsburger in Ungarn fängt nun an, eine sehr konkrete Macht darzustellen, welche die Stellung seiner Träger im Reich und in Europa erheblich verändert.

So hat sich aus der Bedrohung Wiens ein Siegeszug entwickelt, der von Jahr zu Jahr tiefer in das türkische Machtgefüge eindringt und den Alpdruck aufhebt, der jahrhundertelang über Europa gelastet.

Die Macht aber, für die der Türke seit jeher der Fanghund gewesen, ihr den Weg zur Vormacht Europas freizumachen, Frankreich, ist durch diese Entwicklung auf das peinlichste überrascht. Da schreiten die Heere dieses armseligen Kaisers auf einmal, gerade, als man eben hoffen konnte, sich endgültig des linken Rheinufers zu bemächtigen, im weiten Ungarn von Sieg zu Sieg, und der Halbmond beginnt sich zum Untergang zu neigen. In seiner sorgenvollen Lage ergibt sich für Ludwig XIV. endlich eine schickliche Gelegenheit, seine Truppen gegen den Kaiser marschieren zu lassen. Nach dem Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz (26. Mai 1685), mit dem die Simmernsche Linie der Pfälzer ausstirbt, erhebt Frankreich im Namen der Liselotte, der Schwägerin Ludwigs und Schwester des verstorbenen Kurfürsten, gegen den durch Verträge erbberechtigten Pfalzgrafen von Neuburg Anspruch auf die Pfalz. Der Sonnenkönig fordert zumindest das Herzogtum Simmern, die Städte Lautern und Germersheim und den Anteil der Pfalz an der Grafschaft Sponheim. Wenn sich das Reich den französischen Ansprüchen fügt, hat Frankreich keine erheblichen Hindernisse mehr, seine Grenze vollends an den Rhein vorzuschieben.

Aber der Große Kurfürst hat sich schon im März 1686 wieder mit dem Kaiser zu einem Schutz- und Trutzbündnis gefunden. Er ist durch die Aufhebung des Edikts von Nantes, das die Freiheiten der französischen Hugenotten vernichtet, empört und nimmt die ausgetriebenen „Refugiés" zu Tausenden in sein Land auf, das durch diese Einwanderer zirka 20000 treue und fleißige Untertanen erhalten hat. Er sichert nun dem Kaisersohne Josef die Stimme bei der Kaiserwahl und stimmt den spanischen Erbansprüchen des Kaisers zu. Auch der Bayer ist durch seine Ehe mit Leopolds Tochter Maria Antonia diesem eng verbündet und hat auch der spanischen Erbschaft zugestimmt, nur seiner Gemahlin und ihren Söhnen den Besitz der spanischen Niederlande oder eines gleichwertigen Ersatzes ausbedungen. Die Augsburger Allianz (9. Juli 1686), in der sich Spanien, Schweden, Bayern, die Kurpfalz, der bayrische und fränkische Kreis zur Verteidigung des Frie-

dens und des bestehenden Besitzstandes zusammenschließen, verstärkt die Stellung des Kaisers. Ludwig XIV. entschließt sich zum Losschlagen. Er will nicht warten, bis der Habsburger mit den Türken fertig geworden ist, denn die Lage der Osmanen wird immer bedrohlicher, ist doch eben schon Belgrad in die Hand der Kaiserlichen gefallen. Der Sonnenkönig entschließt sich, durch einen raschen Vorstoß in die Pfalz die Welt daran zu erinnern, daß er der mächtigste Mann in Europa ist. Am 24. September 1688 läßt er seine Truppen über die Grenze gehen. In einem Manifest fordert er die Anerkennung der Reunionen, ultimativ bis Jänner 1689. Die Franzosen haben den Augenblick gut gewählt. Die Truppen des Kaisers stehen in der Ferne Südungarns, zum Teil schon in den Tälern von Serbien, ebenso die Kontingente der wichtigeren unter den armierten Reichsständen. Die nichtarmierten aber sind keine Gegner für die Franzosen. Dem Angriff des berühmten französischen Festungsbaumeisters Vauban fällt überraschend schnell die Feste Philippsburg zum Opfer. Bald sind die Städte der Pfalz auf dem linken Rheinufer, Worms und Speyer, Mainz und Trier, und auf dem rechten Ufer Mannheim in der Hand der Franzosen. Auch Bonn ist bereits von ihnen besetzt. Französische Plünderungsscharen strömen ins benachbarte offene Schwaben und Franken, mit vorgeschobenen Abteilungen bereits über die Alb bis zur Donau streifend.

Trotz der fast verzweifelten Lage nimmt der Kaiser den Kampf auf, ohne den Feldzug gegen die Türken einzustellen. Auch die andern deutschen Mächte halten zur Stange. Brandenburg, wo der Große Kurfürst gestorben ist (9. Mai 1688), verbündet sich im Magdeburger Konzert mit Kursachsen, Hannover und Hessen-Kassel gegen die Franzosen. Das Bundesheer befreit noch im Herbst Aschaffenburg, schützt Frankfurt und erobert Heilbronn zurück. Die Franzosen aber weichen über den Rhein zurück. Einen Monat später, im Februar 1689, erfolgt die Kriegserklärung des Reiches an Frankreich, ein Vierteljahr darauf das Zustandekommen der großen Allianz zwischen den Generalstaaten, dem König von England und dem Kaiser. Frankreich sieht sich mitten aus seinem Eroberungstraum herausgerissen, einer gefährlichen Koalition gegenüber. Angefangen vom König ist die Stimmung der Franzosen keine rosige. Sie werden aus den rheinischen Plätzen geworfen. Bonn wird durch eine brandenburgisch-münsterische und holländische Armee belagert. Am Main bildet sich das kaiserlich-sächsisch-hessisch-bayrische Heer. Die Franzosen müssen die Pfalz räumen. Vorher aber geschehen hier unter dem Befehl des Kriegsministers Louvois jene viehischen Mordbrennereien und Verbrechen, die für alle Zeiten den Namen der Franzosen in die Reihe der Hunnen, Avaren und Mongolen unter die größten Zerstörer der Weltgeschichte eintragen müßten, wäre unser Volk nicht immer so vergeßlich gewesen und hätten wir uns nicht immer so leicht von der

Tünche sogenannter französischer Zivilisation täuschen lassen. Dem Deutschen von heute allerdings sind hoffentlich endgültig die Augen geöffnet. Heidelberg wird vor der Annäherung der verbündeten Truppen Anfang März in Brand gesteckt, die Festung gesprengt. Das benachbarte Mannheim wird so fürchterlich heimgesucht, daß es bis 1697 wüst bleibt. Im Mai fallen Oppenheim, Worms und Speyer der gleichen Barbarei zum Opfer. Aus dem verbrannten Speyer muß das Reichskammergericht seinen Sitz nach Wetzlar verlegen, wo es dann bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches geblieben ist. Außer den genannten Orten werden noch 16 Städte von den Franzosen verbrannt. Die Verbündeten aber erobern unter Karl von Lothringen im September Mainz, während die brandenburgischen Truppen unter den Generälen Schöning und Barfuß mit Unterstützung des Lothringers im Oktober Bonn bezwingen können. Gegen die mordbrennerischen Franzosen aber ist endlich ein mächtiger Volkshaß aufgelodert. Mitten in diesem nationalen Hochschwung wird auf dem Kurfürstentag von Augsburg der junge Josef, Leopolds Sohn, zum römischen König gewählt. Der großen Allianz aber schließen sich nun auch Spanien und Savoyen an. Das schwer bedrängte Frankreich kann sich durch einen Sieg des Marschalls Luxembourg gegen die Generalstaaten (1. Juli 1691) und durch den Seesieg bei Beachy Head über die verbündete englisch-holländische Flotte erholen. Aber in Irland sind die eingedrungenen Franzosen und die aufständischen Irländer nicht durchgekommen. Im Jahre 1692 können die Franzosen über den Rhein gehen und nach einem Treffen bei Ötisheim in Schwaben eindringen, wo sie wieder als echte Mordbrenner hausen. Calw und Pforzheim sowie die Abtei Hirsau gehen in Flammen auf. Auch in den Niederlanden blüht den Verbündeten kein Weizen. Der König nimmt Namur, obwohl der Eroberer von Belgrad, Max Emanuel von Bayern, selbst die Statthalterschaft führt. Die Briten werden bei Steenkeeken geschlagen. Den großen französischen Erfolgen aber steht die Niederlage ihrer Flotte bei La Hogue gegenüber, wodurch eine neuerliche Landung der Franzosen in Irland vereitelt wird.

Der ehrgeizige Herzog Ernst August von Hannover, der im Jahre 1683 zur Hintanhaltung der unseligen Teilungen im Welfenhause die Primogenitur, das alleinige Erbrecht des Erstgeborenen, eingeführt hat, kann sich nun, die Not des Kaisers nützend, durch die Androhung, eine dritte Partei zur Herstellung des Friedens in Deutschland zu bilden, die Kurwürde erpressen. Es ist die neunte im Reich. Die Welfen sind fortan die erblichen Reichs-Erz-Bannerherren. Dafür sichert nun Ernst August im Kurtraktat (22. März 1692) mit seinem Bruder Georg Wilhelm von Celle dem Kaiser die Beihilfe von Geld und Truppen gegen die Franzosen zu. Eine Opposition der Kurfürsten von Köln und Trier und des Pfälzers gegen die Rangerhöhung lähmt die Kriegführung am Rhein. Zugleich droht infolge der Besitz-

ergreifung von Lauenburg durch die Welfen im Norden ein Krieg auszubrechen, da sich Dänemark und Kursachsen und die anderen sächsischen Herzöge verletzt fühlen. Indessen schlichten die Seemächte den drohenden Konflikt. Die Franzosen aber können, durch diese Mißhelligkeiten begünstigt, wieder über den Rhein gehen, wo am 22. Mai 1693 die herrliche Stadt Heidelberg durch den französischen General Melac bis auf die Heiligengeistkirche zerstört wird. Das Schloß jedoch, das köstlichste Denkmal der deutschen Renaissance, wird von den wahnsinnigen Barbaren verbrannt und, soweit sie es vermögen, in die Luft gesprengt. Die festgefügten Mauern und mächtigen Türme haben zum Teil der Zerstörung getrotzt. So steht die Ruine heute vor uns als eines der schicksalsvollsten Denkmäler unserer Geschichte, in ihren Trümmern noch gewaltig, ein Künder alter deutscher Fürstenmacht, ein Zeuge deutscher Baukunst und französischer Barbarei.

Brandschatzend und mordend nach Schwaben vordringend, werden die Franzosen erst bei Heilbronn durch *Markgraf Ludwig von Baden*, den tapferen Türken-Louis, aufgehalten. Auch er ist vom ungarischen auf den deutschen Kriegsschauplatz abgerückt. In den Niederlanden jedoch wird der Oranier bei Neerwinden völlig geschlagen. Die Franzosen behaupten ihr Übergewicht im Landkrieg. Aber auch sie sind erschöpft, und Ludwig beginnt im Sommer 1694 zu Steckborn am Bodensee geheime Friedensverhandlungen mit dem Kaiser. Der Krieg erstarrt, der Markgraf von Bayern baut vorwärts Heilbronn die befestigte Stellung der Eppinger Linien aus, kann aber, da ihm nur die kleineren südwestdeutschen Reichsstände zur Verfügung stehen, nichts Größeres unternehmen. Doch einigt er den fränkischen und schwäbischen Kreis zur Aufstellung eines stehenden Heeres von 12000 Mann. Am 23. Jänner 1697 bringt er zwischen dem schwäbischen, dem fränkischen, dem kurrheinischen, dem bayrischen und dem westfälischen Kreis die „Association" zustande, die ein Friedensheer von 40000 Mann, ein Kriegsheer von 60000 Mann vorsieht. Die Durchführung des kühnen Planes hätte den zerrissenen deutschen Westen aus seiner gefährlichen Lage befreit. Aber als es zum Frieden von Rijswijk kommt, fällt der unmittelbare Anreiz, die gemeinsame Kriegsnot, fort, und der Plan bleibt auf dem Papier.

Der Franzose hat nach bewährter Methode zuerst mit Savoyen Frieden gemacht, dann mit Spanien und dem Kaiser für Italien einen Waffenstillstand geschlossen und in Spanien Barcelona erobert. Der Kurfürst von Bayern beginnt nach der Geburt seines Sohnes vom Kaiser abzuschwenken. Er will nun selbst die spanische Erbschaft haben. Im Mai 1697 kommt es zu Friedensverhandlungen auf Schloß Nieuwsburg bei Rijswijk, wo gegen die Rückgabe fast aller Reunionen mit Ausnahme der Freigrafschaft Burgund das friedensbedürftige Spanien, gegen Handelsvorteile die Holländer und gegen Anerkennung seiner Königswürde und Fallenlassen der bisher

unterstützten Stuarts der englische König abschließen. Kaiser und Reich wird eine Frist bis 1. November, etwa 1½ Monate nach dem Abschluß der übrigen, zum Beitritt offengelassen; sie unterzeichnen knapp vor Ablauf der Frist. Ludwig räumt die reunierten Gebiete mit Ausnahme von Straßburg, gibt Freiburg und Breisach dem Kaiser, Kehl und Philippsburg dem Reiche zurück, ebenso Lothringen an Leopold Josef, den Sohn des 1690 verstorbenen Türkenhelden Karl. Auf die pfälzische Erbschaft leistet der König Verzicht.

Noch kurz vor Ende des Krieges gegen Frankreich ergibt sich eine Veränderung in der konfessionellen Zusammensetzung des Kurfürstenrates, in dem der Sachse mit Rücksicht auf seine Bewerbung um den erledigten polnischen Königsthron katholisch wird. Sobieski ist 1696 gestorben, und Kursachsen will die übrigen Bewerber Max Emanuel von Bayern, den Türken-Louis und den französischen Kandidaten Prinz Conti aus dem Felde schlagen. Als eine Doppelwahl erfolgt, ist der Sachse Friedrich August rascher zur Stelle als sein französischer Mitbewerber, erreicht Mitte September zu Krakau die Krönung, und die bereits in Danzig ankernde französische Flotte muß mit ihrer prinzlichen Fracht wieder zurück. So hat Frankreich in der polnischen Frage eine Niederlage erlitten. Der dritte Raubkrieg hat die Nachbarn gegen die französische Gefahr immunisiert, sogar das zerrissene Westdeutschland konnte sich in der Abwehr wieder festigen. Ludwig muß einem neuen Krieg entgegensehen, wenn, was sich für die nahe Zukunft erwarten läßt, die spanische Erbschaftsfrage fällig wird. Der Kaiser aber wird dann die Hände frei haben, denn der große Türkenkrieg, der alle seine Kräfte angespannt hat, ist vorüber.

Auf dem weitgedehnten ungarischen Kriegsschauplatz war das Jahr 1688 sehr erfolgreich. Die Bergfeste Muncacs mußte kapitulieren, im Mai gelangte Stuhlweißenburg in die Hand der Kaiserlichen, am 6. September hatte, alle diese Erfolge krönend, der Kurfürst Max Emanuel Belgrad erstürmt. Ein kaiserliches Heer unter Veterani ist in die Walachei vorgedrungen, der Türken-Louis dringt siegreich in Bosnien ein. Es gilt, die Balkanslawen gegen das türkische Joch aufzurufen. Ludwig von Baden siegt 1689 bei Batschin und Nissa in Serbien und erobert im Oktober Widdin an der Donau. Mit dem ehrgeizigen Wojwoden der Walachei wird ein Bündnis abgeschlossen. Der kaiserliche General Piccolomini dringt bis Pristina vor. Eine allgemeine Erhebung im weiten Raum von Rumänien bis zur Herzegowina bereitet sich vor, doch stirbt ihre Seele, der Patriarch Arsen Tschernojewitsch von Ipek, im November 1689. In der Türkei aber kommt es unter dem tüchtigen Suleiman III. zu einer kräftigen Erneuerung, die an den Großwesir Mustapha Köprülü geknüpft ist. Dieser erringt im Novibazar und im südlichen Serbien Erfolge, und Nissa und Widdin kommen wieder in seine

Hand. Nach Siebenbürgen, wo Apaffy gestorben ist, sendet er den gefährlichen Emmerich Tököly, der den Siebenbürger Landtag für sich zu gewinnen weiß. Der Großwesir aber kann Belgrad zurückerobern. 36000 vor den rachedürstenden Türken flüchtige serbische und albanische Familien werden vom Kaiser in Syrmien und Slawonien angesiedelt.

Der Türken-Louis gewinnt Siebenbürgen zurück und erringt am 19. August 1691 bei Salankamen (zwischen Belgrad und Peterwardein) einen glänzenden Sieg. Unter den 12000 gefallenen Türken befindet sich auch der tapfere Köprülü. Nun ist es mit den siebenbürgischen Extratouren vorbei. Der Kaiser zieht das Land endgültig an sich. Die vier Bekenntnisse Siebenbürgens werden bestätigt, die drei Nationen der Szekler, Magyaren und Sachsen erhalten ihre Selbständigkeit gegen Ungarn. General Caprara empfiehlt besondere Stärkung der Sachsen als „Stärke, Nerv und Zierde des Landes".

Als der Türken-Louis noch im Jahre seines großen Sieges nach dem Westen abgegangen ist, erobern die Kaiserlichen wohl noch Peterwardein, können aber Belgrad nicht zurücknehmen. Auf beiden Seiten tritt eine gewisse Untätigkeit ein. Die kaiserlichen Oberbefehlshaber, auch der eitle Kurfürst von Sachsen, der dann hastig nach der polnischen Königskrone auszieht, versagen. Gefährlich wird es, als der tüchtige Sultan Mustafa II. zur Regierung kommt und alsbald selbst ins Feld zieht. Er erringt über ein kaiserliches Heer bei Lugos einen völligen Sieg. In dieser bedrohlichen Lage ernennt der Kaiser 1697 den kleinen unansehnlichen Flüchtling aus Frankreich, Prinz Eugen aus der Nebenlinie des Hauses Savoyen, zum Oberfeldherrn. Der vierunddreißigjährige Prinz hat schon vor Wien tapfer mitgefochten, einer seiner Brüder ist als Oberst in kaiserlichen Diensten gegen die Türken gefallen. Prinz Eugen überwindet die zweifelnde Aufnahme durch das Heer und offenbart bald die stählerne Energie, die in seinem schwächlichen Körper steckt. Der Mann, den seinerzeit der König von Frankreich spöttisch abgewiesen, wird der größte General, den das kaiserliche Heer jemals besaß. (Siehe Bildtafel 19.)

Als der Sultan auszieht, Szegedin und dann Siebenbürgen zu erobern, stellt ihn der Prinz mit 50000 Mann, darunter auch Kursachsen und Brandenburger, in Eilmärschen nachrückend, bei Zenta an der Theiß, gerade als der Türke den Fluß passieren will. Das Heer des Padischah wird vernichtend geschlagen (11. September 1697). Der Großwesir fällt, mit ihm 20000 Mann, 10000 ertrinken; die Kaiserlichen aber haben nur 400 Mann verloren. Noch im gleichen Jahr unternimmt Eugen einen erfolgreichen Streifzug nach Bosnien. Doch schon haben Friedensverhandlungen, vermittelt durch die Seemächte, begonnen. So kommt der Friede von Karlowitz zustande (26. Jänner 1699), in welchem der Kaiser Siebenbürgen und ganz

Ungarn mit Ausnahme des Temesvarer Banats erhält. Die Venezianer, Leopolds Bundesgenossen, gelangen in den Besitz der griechischen Halbinsel Morea. Als fünf Jahre später Emmerich Tököly in seinem türkischen Asyl gestorben ist, haben die Sorgen des Kaisers aufgehört.

Durch den Karlowitzer Frieden ist Österreich nicht nur der ewigen Rückenbedrohung durch die Türken Herr geworden, sondern auch in gewaltiger Gebietserweiterung zur europäischen Großmacht aufgestiegen. Bald wird es sein kampferprobtes Heer in die Waagschale neuer Erschütterungen des seit dem Westfälischen Frieden friedlosen Europa werfen.

Lange schon sehen alle begehrlichen Köpfe Europas nach der spanischen Erbschaft hinüber. Die Habsburger verfügen hier immer nur und erst im letzten Moment über einen männlichen Erben. So werden die Heiraten der Königstöchter bedeutungsvoll. Anna Maria, die Tochter Philipps III., ist die Gemahlin Ludwigs XIII. und Mutter Ludwigs XIV. geworden, ihre jüngere Schwester Maria Anna die Gemahlin Ferdinands III. und damit die Mutter Leopolds. Leopold wieder hat sich mit Margareta Theresia, der Tochter Philipps IV., Ludwig XIV. aber mit ihrer älteren Schwester Maria Theresia vermählt. Aber nach Testament und Ehekontrakt ist die österreichische Braut allein erbberechtigt, wenn auch Ludwig den kontraktlichen Verzicht seiner Gemahlin, den die spanischen Cortes bestätigten, niemals ernst genommen hat. Das Ganze ist eine Machtfrage, die, wenn sich keine gütliche Lösung findet, auf den Schlachtfeldern ausgetragen werden muß. Auch Max Emanuel von Bayern stellt für seinen aus der Ehe mit Maria Antonia, der Kaisertochter, geborenen Sohn Josef Ferdinand Erbansprüche. Der Kaiser sucht bereits nach der Unterstützung der Westmächte, denn er erhebt nun auf die ganze Erbschaft Anspruch. Aber Wilhelm von Oranien ist ebenso wie Ludwig XIV. für Teilung, damit der Habsburger nicht zu mächtig wird. In diesem Streit wachsen die Aussichten des bayrischen Bewerbers. Der Teilungsvertrag der Seemächte, der dem Kaiser nur Mailand, das übrige Italien aber Frankreich, alles übrige dem bayrischen Kurprinzen zuspricht, ist für Leopold unannehmbar. Der Tod des Kurprinzen (1699) wirft indessen alle Teilungspläne über den Haufen. Neue Vorschläge der Seemächte werden überholt, indem der kinderlose, letzte spanische Habsburger Karl, der Schwager des Kaisers und des Franzosen, auf Druck der spanischen Geistlichkeit und der Nationalpartei, sowie auch der französischen Diplomatie den Enkel Ludwigs Philipp von Anjou zum Gesamterben einsetzt.

Als dann Karl am 1. November 1700 stirbt, entsendet Ludwig den Enkel nach Madrid, wo er sich durchzusetzen vermag. Der Franzosenkönig weist die Seemächte ab, die für sich Vorteile, für Österreich Entschädigungen fordern. So unterstützen diese den Kaiser, der bereits zur Verteidigung seiner Ansprüche rüstet. Am 7. September verpflichten sich die Seemächte in der mit dem

Kaiser abgeschlossenen Großen Allianz, diesem zum Besitz der spanischen Nebenländer zu verhelfen. Im Reich wird den Kaiser der Brandenburger unterstützen. Leopold hat dem prachtliebenden Friedrich III. die bedeutungsvolle Zustimmung gegeben, sich die Krone eines Königs in Preußen aufs Haupt zu setzen, und am 18. Jänner 1701 findet in Königsberg die Krönung statt. Das Haus Hannover, dem die Nachfolge in England nach dem Tod der kinderlosen Königin Anna gesichert ist, tritt gleichfalls der Großen Allianz bei, auch Kursachsen, der Pfälzer, Mainz, Trier und der Landgraf von Hessen, ebenso die vorderen fünf Reichskreise. So kann der Reichskrieg gegen Frankreich erklärt werden. Nur Max Emanuel wendet sich gegen Verheißung der erblichen Statthalterwürde in den Niederlanden, der Erwerbung der Kurpfalz und von Pfalz-Neuburg mit der Königswürde Frankreich zu (August 1702), ebenso sein Bruder Josef Clemens, der Erzbischof von Köln.

So beginnt ein Krieg, reich an blutigen Schlachten und Opfern aller Art, nicht um die höchsten Güter von Völkern zu verteidigen, sondern um das Machtbedürfnis von Staaten und Herrscherhäusern zu erfüllen. Der Begriff des Volkes ist versunken vor der Berechnung der zu erobernden Länder, ihres Reichtums und der Vorzüge ihrer Lage. Objekt sind nicht so sehr die spanischen Länder mit ihrem in heißen Kämpfen gestählten Nationalstolz, sondern die italienischen Gebiete, die ebenso reich wie hilflos sind, und die fruchtbaren spanischen Niederlande, beide als ihrer Seele beraubte Spielbälle des Tausches oder der Eroberung bald dem einen, bald dem anderen als Nebenländer zur Erhöhung der Steuerkraft und des Flächeninhaltes seines Gebietes angegliedert. Sinn und Sendung im Kampf des Habsburgers liegt nur darin, durch sein Einstehen das Überhandnehmen der französischen Macht einzudämmen und ihr Übergreifen auf Italien zu verhindern, endlich darin, daß durch die harten Schläge, die der unvergleichliche Prinz Eugen führt, auch die Franzosen erfahren, daß unser Volk ebenso wie sie ein Recht auf Ruhm und Ehre besitzt. Indessen die Verbindung des zweiten Kaisersohnes Karl mit der spanischen Krone, für die nun gestritten wird, war für Österreich wie für das Reich ein Unsegen. Karl, später deutscher Kaiser geworden, hat sich, geblendet durch den Glanz des spanischen Hoflebens, zeitlebens mit spanischen Günstlingen umgeben und sein Wiener Hofleben hispanisiert.

Rasch haben die Franzosen die italienischen Länder besetzt. Aber der Kaiser entsendet, Mailand als heimgefallenes Reichslehen erklärend, den Prinzen Eugen nach dem Süden, der sich trotz der französischen Übermacht den Übergang über die Berge erzwingt, über den Po vordringt und die Franzosen bei Carpi und Chiari schlägt. Im Februar 1702 wird der prahlerische französische General Villeroy mitten aus seinem Hauptquartier durch Eugensche Reiter herausgeholt und als Gefangener eingebracht. Gegen sei-

nen Nachfolger Vendôme kann sich der Prinz trotz dessen großer Übermacht bei Luzzara behaupten. Dann eilt Eugen nach Wien, um die elenden Mißstände in der Ausrüstung abzustellen. Er wird zum Präsidenten des Hofkriegsrats ernannt. Die Kaiserlichen in Italien führt Guido von Starhemberg in kühnem Flankenmarsch nach Savoyen.

Auf dem deutschen Kriegsschauplatz ist der kölnische Wittelsbacher durch ein Heer von Preußen, Pfälzern und Holländern niedergeworfen worden. In Süddeutschland aber muß sich der tapfere Ludwig von Baden nach schönen Erfolgen vor der starken Bedrängung durch die Franzosen hinter die Stollenhofener Linien (von Bühl bis Stollenhofen) zurückziehen. Der Franzose geht über die Schwarzwaldpässe und vereinigt sich mit Max Emanuel. Dieser soll sich, nach dem französischen Kriegsplan durch Tirol vorstoßend, mit dem Marschall Vendôme vereinigen, wird aber durch die Erhebung des Tiroler Landvolks unter Martin Sterzinger aus dem Land geworfen (1703). Doch stößt er bald darauf bis Passau vor, während Ludwig von Baden durch französische Übermacht gebunden ist. In Ungarn erhebt sich Franz II. Rakoczy. Aber die Große Allianz stärkt sich durch den Beitritt von Portugal und Savoyen. Der Kaiser tritt seinem Sohn seine Rechte auf Spanien ab, doch werden die Reichsrechte auf Mailand durch den römischen König Josef vorbehalten.

Die sehr gespannte Lage des Kaisers auf dem süddeutschen Kriegsschauplatz, wo die vereinigten Franzosen und Bayern daran denken können, in die kaiserlichen Erblande einzufallen, wird durch Prinz Eugen abgestellt. Er erreicht, daß der englische General Marlborough aus den Niederlanden nach Süddeutschland zieht. Ludwig von Baden und der Engländer sollen die verbündeten Feinde in Bayern schlagen, Eugen wird ihnen den Rücken gegen die Franzosen des Generals Tallard decken. Tatsächlich siegen Ludwig und Marlborough am Schellenberg bei Donauwörth, aber Tallard kommt an Eugen vorbei, den eine andere französische Armee unter Villeroy bindet. Der Prinz jedoch folgt dem Heere Tallards und kann sich mit dem bereits bedrängten Marlborough vereinigen, während Ludwig von Baden Ingolstadt bezwingt. Am 13. August 1704 überwältigen der Savoyer und der Engländer das französisch-bayrische Heer in der Siegesschlacht von Höchstädt. Tallard gerät in Gefangenschaft. Die Wittelsbacher sind am Ende. Max Emanuel geht nach Brüssel, der Kölner nach Paris. Die Verbündeten aber setzen über den Rhein, der Türken-Louis nimmt Landau, Marlborough Trier und Trarbach. Im Abkommen von Ilbesheim muß sich die zurückgebliebene Gemahlin des bayrischen Kurfürsten zur Verabschiedung der bayrischen Truppen und Auslieferung der Festungen verpflichten. Als sich aber die Kurfürstin 1705 entfernt, besetzen die Österreicher auch München und nehmen die bayrischen Truppen bis zum Ende des Kriegs in milde

Haft. Bauernaufstände gegen die österreichische Verwaltung werden 1705 und 1706 niedergeworfen.

Fünfundsechzig Jahre alt stirbt am 5. Mai 1705 der Kaiser Leopold, der durch seine Unerschütterlichkeit in schwierigen Lagen und das Glück, große Feldherren gefunden zu haben, nach schweren Prüfungen siegreich am Beginn der Größe Österreichs steht. Sein Nachfolger Josef I. (1705—1711) ist vermählt mit Wilhelmine Amalie von Braunschweig-Lüneburg, endlich nach vielen nichtdeutschen Verbindungen eine deutsche Ehe der Habsburger! Ein neuer Geist weht durch Österreich. Auch im Reich will der Kaiser mehr sein als sein Vorgänger. Er tritt gelegentlich scharf auf. Die Wittelsbacher werden jetzt endlich geächtet (die letzte Ächtung eines Reichsfürsten). Der Pfalz wird die erste weltliche Kur zurückgegeben, Donauwörth wird wieder Reichsstadt. Der Pfälzer erhält die Oberpfalz und die Grafschaft Cham zurück. Eine Vereinigung Bayerns mit Österreich wird ins Auge gefaßt, der fruchtbarste und deutscheste Gedanke der habsburgischen Politik. Der Papst, der Josefs Bruder Karl die Belehnung mit Neapel verweigert, wird in die Schranken gewiesen.

In den Niederlanden hat Marlborough indessen 1706 bei Ramillies die Franzosen zur Räumung gezwungen. Sie werden im gleichen Jahr auch in Italien durch den Prinzen Eugen bei Turin völlig geschlagen, obwohl sie ihm zwei Armeen entgegenstellten. Der Prinz befreit durch diesen glänzenden Sieg den in der Festung eingeschlossenen Wirich Daun. Die Franzosen müssen aus Italien abziehen. Zugleich gelingt es dem mit Hilfe der Engländer in Spanien gelandeten Karl, Erfolge zu erringen. In Süddeutschland jedoch kann sich in diesem Jahr der Türken-Louis mit den schwachen Truppen der süddeutschen Kontingente nur in der Abwehr, in den Stollenhofener Linien, halten. Verbittert legt er sein Kommando nieder, vom Kaiser durch die Verleihung der Ortenau belohnt. Bereits 1707 ist der alte Held gestorben. Kaum aber hat er die Augen geschlossen, als die Franzosen durch die Stollenhofener Linien brandschatzend nach Süddeutschland vordringen. Prinz Eugen hat im gleichen Jahr bei der Belagerung von Toulon Mißerfolg. Das Jahr 1708 sieht wieder große Heeresbewegungen. Eugen rückt seinem in den Niederlanden bedrängten Freund Marlborough zu Hilfe, und hier reift nun der Krieg zur Entscheidung. Vereint schlagen sie am 11. Juli die Franzosen bei Oudenaarde und tragen den Krieg nach Frankreich. Das für uneinnehmbar geltende Lille wird erobert, und die Franzosen werden in die Verteidigung geworfen. Ein glänzender Friede kann für 1709 winken, wenn der Kaiser sich im klaren ist, was er von Frankreich fordern muß und fordern kann.

Ludwig bietet in seiner Bedrängnis auf Haager Friedensverhandlungen — es ist wohl die schönste Wirkung der Eugenschen Siege — die Rückgabe von

Straßburg und Teilen des Elsaß; er will für seinen Enkel, auf Spanien verzichtend, nur noch Neapel und Sizilien retten. Die Verbündeten aber fordern, daß der König sich, wenn der Enkel nicht verzichtet, mit Gewaltmaßnahmen gegen ihn beteiligt. Auch will der Kaiser Metz, Toul und Verdun zurückhaben. So scheitert der Friedensversuch. Der treffliche Josef hat zu wenig real gesehen. Das Schicksal bietet ihm noch eine Aussicht. Wohl scheitert im nächsten Jahr Wirich Dauns Vorstoß nach Südfrankreich, aber in den Niederlanden fallen französische Stützpunkte, und Villars, der beste französische Feldherr, wird von Eugen und Marlborough bei Malplaquet zurückgeworfen. Ludwig XIV., der den Frieden braucht, bietet auf neuen Besprechungen Geld, den Enkel aus Spanien vertreiben zu helfen. Wieder scheitert alles an der Ehrenfrage, da die Verbündeten darauf bestehen, daß Ludwig den Enkel vertreiben helfen soll. Und nun beginnen sich die schönen Aussichten für den Kaiser zu verdüstern. Zwar kann sein Bruder Karl noch einmal vorübergehend Madrid in seine Hand bringen, dann aber wird er bis nach Katalonien zurückgeworfen. Sein Königtum kann nur noch auf den niederländischen und süddeutschen Schlachtfeldern erfochten werden, aber gerade hier fällt 1710 keine Entscheidung. Dafür aber vollzieht sich eine Katastrophe in der Politik, indem in England die kriegsfreundlichen Whigs durch die Tories gestürzt werden, die insgeheim Verhandlungen mit Ludwig anknüpfen. Auch die Holländer sind des Kriegs müde. Die reichen Kaufherren wollen den Frieden. Es fehlen ihnen auch alle Kriegsziele.

In diesem kritischen Augenblick stirbt Kaiser Josef söhnelos an den Blattern (17. April 1711), und der ganz hispanisierte Karl (1713—1740) wird sein Erbe. Die Seemächte aber werden es leicht haben, aus den Verträgen zu scheiden, denn dem neuen Kaiser würden jetzt neben dem kaiserlichen Erbbesitz auch alle spanischen Länder zuteil. Die Seemächte aber wollen am europäischen Gleichgewicht nicht rütteln lassen. Die Engländer handeln. Ein Friedenskongreß wird nach Utrecht berufen. Seine Verhandlungen werden im Jänner 1712 eröffnet. Vergebens hat der Savoyer durch eine Reise nach London die Königin Anna umzustimmen versucht. Sein Freund Marlborough ist bereits gestürzt, und die englische Armee hat im letzten Jahr ohnedies nichts mehr unternommen. Marlborough aber hat den Undank der Heimat geerntet. Sein Nachfolger, Herzog Ormond, geht auf den Plan des Prinzen Eugen, der tief nach Frankreich vorstoßen möchte, nicht mehr ein. Der Prinz kann jedoch, als der unverläßliche Herzog schließlich abberufen wird, dessen deutsche und dänische Soldtruppen bei sich behalten. Villars aber besiegt die noch im Krieg ausharrenden Holländer bei Denain und erobert einige verlorene Festungen zurück. Der Kaiser muß seine Truppen aus Katalonien zurückziehen, und Ludwig fordert nun — welche Veränderung der Lage! — die Wiederherstellung der Wittelsbacher. Während sich Karl grollend abseits

hält und der Savoyer sich nur mit Mühe gegen die stark überlegenen Franzosen zu behaupten vermag, schließen am 11. April 1713 England, Holland, Savoyen, Portugal und leider auch Preußen mit Frankreich den Frieden von Utrecht ab. Spanien und die Kolonien verbleiben Philipp, dürfen aber niemals mit Frankreich verbunden werden. Frankreich erkennt die Nachfolge des Hauses Hannover in England an. Dieses erhält in Nordamerika, dem für die Engländer bedeutungsvollsten Kampfpreis, die Länder um die Hudsonbai, Neufundland und Neuschottland von den Franzosen und Minorca und Mallorca von den Spaniern abgetreten. Die Befestigungen von Dünkirchen werden geschleift. Die Holländer dürfen in Belgien einige feste Plätze besetzt halten und die Schelde sperren. Es ist der Barrierevertrag, der den Besitz von Belgien fast wertlos macht. Preußen aber bekommt Neuenburg und das früher spanische Geldern. Seine Königswürde wird anerkannt. Savoyen wird Königreich mit einer Gebietserweiterung auf Kosten Mailands.

Der Reichstag stimmt wohl der Fortsetzung des Krieges zu, Erfolge aber können nicht mehr errungen werden. Eugen muß sich in den Ettlinger Linien verschanzen, während Villars Landau nimmt. Nach Durchbruch der Linien erobert er auch Freiburg. Der Kaiser muß froh sein, daß auch der Franzose zum Frieden geneigt ist. Villars und Eugen, zum Abschluß bevollmächtigt, bringen am 7. März 1714 zu Rastatt das Friedenswerk zustande, dem sich ein halbes Jahr darauf zu Baden im Aargau auch das Reich anschließt. Der Kaiser erhält Mailand, Neapel, Sardinien, die spanischen Küstenplätze in Toskana und Belgien, allerdings unter Anerkennung des Barrierevertrags. Von Straßburg ist nun nicht mehr die Rede, die Franzosen erhalten sogar Landau. Die Wittelsbacher müssen in ihren Besitz wieder eingesetzt werden. Aber dem Kaiser bleibt das Recht eines Austausches von Belgien gegen Bayern offen.

Während so der blutige Krieg nach seinen großen nationalen Aussichten dennoch im europäischen Gleichgewicht gelandet ist, hat im Osten gleichzeitig, aber länger dauernd und wechselvoller der Nordische Krieg getobt, der dem Reich die Schwedengefahr endgültig vom Leib schafft. Die Nachbarn der nordischen Großmacht hatten den Regierungsantritt des jugendlichen Karl XII. benützt, um über sein Reich herzufallen: Dänemark, Polen und Rußland. Aber der König zwang zunächst die Dänen zum Frieden, dann schlug er die Russen und gewann Zeit, mit den Polen abzurechnen. Er verfolgt den Polenkönig in sein sächsisches Stammland und erzwingt den Frieden von Altranstädt (1706). Schon bindet er auch mit dem Kaiser an, als Eugen durch Marlborough einen Ausgleich zustande bringt, der den Protestanten in Schlesien sechs Gnadenkirchen (Sagan, Freistadt, Landshut, Militsch, Hirschberg und Teschen) bewilligt. Allzuspät gegen Rußland ziehend, wird der Schwedenkönig bei Pultawa in der Ukraine durch die Scharen

Peters des Großen besiegt (1709). Da er in seiner Hartnäckigkeit zu keinem Frieden gelangt, wird der Krieg nun auch in seine deutschen Besitztümer getragen. Der Kurfürst von Hannover nimmt Verden, die Dänen holen sich das Herzogtum Bremen. Ein russisch-polnisches Heer rückt in Pommern ein. Nun greift auch Preußen in den Krieg ein (1715), setzt sich in den Besitz der Odermündungen und erobert, unterstützt von Dänen, Polen und Russen, die stärkste schwedische Stellung in Deutschland, Stralsund, das Karl XII. bis kurz vor dem Fall verteidigt. 1716 fällt dann auch Wismar. Der Tod des Schwedenkönigs ermöglicht endlich den Frieden von Stockholm (20. November 1719), der gegen eine Geldentschädigung Hannover die Herzogtümer Bremen und Verden, am 1. Februar 1720 Preußen Vorpommern bis zur Peene, Usedom und Wollin gegen eine Geldzahlung überläßt. Schweden bleiben von der Großmachtstellung, die es dem Genie Gustav Adolfs und der Gunst der Verhältnisse verdankte, nur noch Rügen, Stralsund und Wismar.

Schon aber kündigt sich in Rußland eine neue Großmacht an. Noch während des Nordischen Krieges hat es sich in eine deutsche Angelegenheit gemischt, indem Zar Peter für seinen Schwager, den Herzog von Mecklenburg, ein russisches Heer zum Schutz vor einer Reichsexekutive einrücken läßt, die diesen wegen seines Vorgehens gegen seine Stände bedroht. Erst durch englische Vermittlung zieht Rußland seine Truppen wieder zurück. Es hat im Frieden von Nystadt die Ostseeländer Livland, Estland, Ingermanland und Teile von Karelien erworben. Seine Kraft, beruhend auf der staatsbildenden Gabe der alten Wikinger, die hier restlos einem fremden Volke zugute kam, wird in der Folge durch deutsche Einwanderung gespeist, die auch in die führenden Kreise eindringt. Der Bolschewismus hat diese nordische Herrenschicht, die allerdings durch die Wirkungen der französischen Revolution innerlich bereits angefault war, später vernichtet und Rußland in ein von jüdischen Tyrannen geknechtetes Tatarentum zurückgestoßen, aus welchem es die Romanows, durch deutsches Blut gestärkt, in 200 Jahren geführt hatten.

Zwei Jahre nach Utrecht muß Karl VI. wieder die Klingen kreuzen, aber nicht mehr mit Ludwig, der 1715 gestorben ist. Die Kaiserlichen ziehen gegen die Türken aus, den bedrohten venezianischen Freunden zu helfen. Dieser Türkenkrieg (1716—1718) zeigt das Heer des Prinzen Eugen auf seiner weltgeschichtlichen Höhe. Adelige aus allen Ländern haben sich eingefunden, bei dem Savoyer den Krieg zu lernen. Dieser enttäuscht die Erwartungen nicht. Er schlägt die Türken bei Peterwardein (5. August 1716) und nimmt ihr letztes Bollwerk in Ungarn, Temesvar. Im nächsten Jahr geht er über die Save, an die Belagerung Belgrads. Der Großwesir rückt zum Entsatz herbei. Er lagert dem Prinzen mit überlegenen Kräften gegenüber, der zwischen Festung und Türkenheer, im Rücken den gewaltigen Strom, in bedrohlicher Lage ist, auch bereits in Wien für verloren gehalten wird. Aber der

Feldherr entschließt sich zum Angriff auf den Großwesir, das einzige, was ihn retten kann. In den Morgenstunden des 16. August wird nach erbitterten Kämpfen das Türkenheer, vor allem durch den unwiderstehlichen Stoß der schweren kaiserlichen Reiterei, geworfen. Es ist die Schlacht, von der Pfeffel seinen Veteranen sagen läßt: „Ach Herr, war das ein wacker Streiten, es lebe Prinz Eugen, wie Grummet sah man unsre Reiter der Türken Glieder mähn." Am 22. August muß nun auch Belgrad kapitulieren. Was in den Herzen der siegreichen Krieger damals vor sich ging, kündet das schöne Lied des brandenburgischen Wachtmeisters, eine schmetternde Ruhmesfanfare für den siegreichen Feldherrn: „Prinz Eugenius der edle Ritter wollt dem Kaiser wieder kriegen Stadt und Festung Belgerad."

Am 21. Juli 1718 kommt es in Passarowitz zu Österreichs großartigstem Friedensschluß. Es erhält das Temesvarer Banat, Teile von Serbien mit Belgrad, Teile von Bosnien und die kleine Walachei bis zur Aluta. Der Hospodar der Moldau zahlt dem Kaiser Tribut. So streckt sich nun die neuerstandene Großmacht von den finsteren Tannen des Schwarzwaldes und den Rebenhängen des Breisgaus bis in die serbischen Täler und walachischen Fruchtfelder hinein. Ein neuer Erfolg rundet sich 1720, indem durch den Druck der Quadrupelallianz (Kaiser, England, Holland und Frankreich) sich Spanien gegen Anerkennung der Bourbonen durch Karl zum endgültigen Frieden mit dem Kaiser bequemt. Dieser erhält gleichzeitig, da sich Savoyen zweifelhaft verhalten hat, Sardinien gegen das wertvollere Sizilien ausgetauscht.

Karl VI. ist der letzte Habsburger. Das Herrscherhaus, das eben am Manzanares erloschen war, neigt sich auch an der Donau zum Sterben. In Ermanglung eines Sohnes will der Kaiser den gewaltigen Besitz der Dynastie seiner Tochter vermachen. Darum verkündigt er am 19. April 1713 seinen geheimen Räten ein Hausgesetz als Grundlage des Staates. Es ist die Pragmatische Sanktion, nach der Österreich auch in der weiblichen Linie unteilbar vererbt werden soll. Erbberechtigt sind Karls Töchter, erst im Falle ihres Todes die von Josef. Diese mußten vor ihrer Verehelichung auf alle ihre Erbschaftsrechte verzichten. Beide waren sie in der Hoffnung auf große Gebietserwerbungen geheiratet worden, die eine vom Kurfürsten von Sachsen, die andere vom bayrischen Kurprinzen. So wird die habsburgische Erbschaft Angelpunkt der Politik im folgenden Menschenalter.

Der Kaiser erlangt unschwer die Zustimmung seiner Stände für das neue Hausgesetz. Dann aber betritt er den verhängnisvollen Weg, der ihn um die schönsten Errungenschaften der gewaltigen Kriege gebracht und den Verfall seines Staates herbeigeführt hat. Der letzte Habsburger geht die europäischen Mächte um ihre Zustimmung an, er macht Zugeständnisse aller Art, führt und verliert darum Kriege, und das Ende ist ein finanziell erschöpfter,

militärisch nicht mehr auf der alten Höhe befindlicher Staat. Prinz Eugen, den Karl VI. nie verstanden hat, rät, anstatt der Bemühungen um die Anerkennung durch das Ausland, der Tochter eine tüchtig gefüllte Kriegskasse und ein starkes Kriegsheer zu hinterlassen, dann werde ihr niemand die Erbschaft streitig machen. Der Prinz weiß zu gut, daß auf der Erde nur ein scharfes Schwert die Sicherung eines Rechtes bedeutet, daß schöne Urkunden im Leben der Völker flüchtig sind, vom Bedürfnis des Augenblicks geboren, von den Ansprüchen der Zukunft hinweggefegt. Du hast nur, was du verteidigen kannst! Karl indes öffnet sein Ohr den spanischen Parasiten, die er von seinem verblichenen Königtum mitgebracht hat. Die aber vertragen die stolze Art des Savoyers nicht. Dem Kaiser ist dieser Diener zu groß, und so folgt er seinem Rat nicht, sondern sucht die Anerkennung. Die Seemächte wieder sind durch die Gründung der orientalischen Handelskompagnie in Triest, vor allem aber der ostindischen in Ostende, verbittert. Der Friede mit Frankreich bleibt äußerlich, und die Wittelsbacher schielen noch immer nach Paris hinüber. So kann der Kaiser als ersten Staat nur Spanien für die Pragmatische Sanktion gewinnen. Im nächsten Jahre (1726) allerdings treten die beiden Wittelsbacher, der Kölner und der Bayer, der Anerkennung bei, an die sie sich später nicht halten werden.

Gegen dieses Bündnis schließen sich die Seemächte, Frankreich und Preußen und auch das nun mit England in Personalunion verbundene Hannover im Bündnis von Herrenhausen zusammen. Aber der drohend über Europa schwebende Krieg geht durch einen Frontwechsel der preußischen Politik wieder vorbei. Der kaiserliche Gesandte Graf Seckendorf veranlaßt Friedrich Wilhelm I. zum Vertrag von Wusterhausen, in welchem Preußen die Pragmatische Sanktion anerkennt, während der Kaiser dem Bundesgenossen die Erwerbung von Berg und Ravenstein verspricht, wo das Haus Pfalz-Neuburg vor dem Aussterben steht. Das kaiserliche Bündnis mit den Wittelsbachern erweist sich bald als brüchig. Kurfürst Karl Albert nähert sich wieder den Franzosen. Durch ihre Meisterschaft in der Erwerbung von Bistümern verfügen die Wittelsbacher damals über vier Stimmen im Kurfürstenkollegium. Sie verhindern eine Unterstützung des Kaisers durch die Reichsstände im drohenden Krieg. So kann Karl froh sein, daß sich die Lage noch einmal beruhigt und Preußen am 23. Dezember 1728 neuerdings seine Garantie erteilt, die Nachfolge Maria Theresias mit 10000 Mann zu unterstützen, wofür der Kaiser dem König von Preußen zu Jülich verhelfen will. England versucht, diesen vom kaiserlichen Bündnis abzuziehen. Nach dem Plan der hannoverschen Gattin Friedrich Wilhelms sollen ihre beiden Kinder Friedrich und Wilhelmine die Kinder des Prinzen von Wales heiraten. Der englische Gesandte Sir Hotham sucht 1730 diesen Plan zu verwirklichen und zugleich den König davon zu überzeugen, daß sein Minister Grumbkow

vom kaiserlichen Gesandten bestochen sei. Der König weist den Versuch zurück, und der Engländer muß ohne Abschied abreisen. Seckendorf aber bringt, zunächst mächtiger denn je, zwei andere Ehen statt der englischen zustande. Wilhelmine heiratet den Erbprinzen von Bayreuth, Friedrich aber wird 1733 mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine, der Nichte des Kaisers, vermählt.

Österreich verständigt sich mit den Seemächten, indem diese nach Auflösung der Handelskompagnie von Ostende die Pragmatische Sanktion im Wiener Vertrag anerkennen. Trotzdem kommt das europäische Gewitter nun zum Ausbruch. August der Starke von Sachsen und Polen stirbt am 1. Februar 1733. Der Kaiser will August III., den Sohn des Verstorbenen, auf den Thron bringen, Frankreich aber will Stanislaus Leszynski zum König machen, den Schwiegervater Ludwigs XV. Als dieser mit erdrückender Mehrheit gewählt wird, läßt der Sachse, vom Kaiser und den Russen unterstützt, seine Truppen in Polen einrücken. Die Franzosen aber erklären im Bunde mit Spanien und Sardinien den Krieg (Oktober 1733). Die Seemächte lassen den Kaiser im Stich. Prinz Eugen, der vom Krieg abgeraten, muß den undankbaren Oberbefehl übernehmen, vermag aber nur das größte Unheil abzuhalten. Der Kaiser bringt kein größeres Reichsheer auf die Beine. Die Wittelsbacher bleiben neutral. Eine stärkere Hilfe, die Preußen anbietet, lehnt der Kaiser aus Eifersucht ab. So können die Franzosen Lothringen besetzen und Kehl erobern und den alten Savoyer hinter den Schwarzwald zurückdrängen. Auch Philippsburg, Trier und Trarbach fallen in ihre Hand, in Italien Neapel und Sizilien. Trotz Eintreffens russischer Verstärkungen kann der Prinz gegen die Franzosen nichts Ernsteres unternehmen. Im Oktober 1735 kommt es zu den Wiener Präliminarien, doch wird der endgültige Friede erst 1738 zu Wien unterzeichnet. Der Sachse behält die Königskrone, Stanislaus aber wird mit dem Herzogtum Lothringen entschädigt, das nach seinem Tod an Frankreich fallen soll. Franz Stephan erhält Toskana. Seine Lothringer aber sind, schweren Herzens genug, unter Frankreichs Herrschaft gekommen. Der Kaiser muß Neapel und Sizilien und die spanischen Küstenplätze von Toskana an den spanischen Infanten Don Carlos, einen lombardischen Grenzstrich an Sardinien abtreten und erhält dafür Parma und Piacenza, außerdem die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion durch Frankreich.

Noch vor Abschluß des endgültigen Friedens ist 1736 Prinz Eugen, über ein Menschenalter Europas größter Heerführer und Staatsmann, aber auch ragendster Vorkämpfer des deutschen Volkes und Reiches, gestorben. Seine heißerstrittenen, glorreichen Schlachtensiege haben der ganzen Nation aus der Wehrlosigkeit und Schande der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege heraus die Wege zur Erneuerung gewiesen.

Durch sein russisches Bündnis sieht sich der unglückselige Kaiser in einen Türkenkrieg (1737—1739) verwickelt, in welchem die kaiserlichen Generäle eine Niederlage nach der andern erleiden und sogar Belgrad verlieren. Die Persönlichkeit Karls war nicht geeignet, tüchtige Männer um sich aufkommen zu lassen. Im Frieden von Belgrad muß der Kaiser die in Passarowitz erworbenen Teile Serbiens, der Walachei und Bosniens wieder abtreten. Österreichs Ansehen hat stark gelitten, der Staat ist durch die beiden verlorenen Kriege erschöpft.

Um aber das Maß seiner Fehler zu füllen, läßt sich der Kaiser durch die Seemächte und Frankreich verleiten, Preußen zu einer Anerkennung Karl Theodors von der Pfalz als Gesamterben der Bergisch-Jülichschen Länder zu veranlassen. Damit hat Österreich in Berlin endgültig verspielt.

Hatte Karl VI. in der äußeren Politik völlig versagt, so war er im Innern eifrig bemüht, die Macht der Stände allmählich einzuschränken und das bunte Vielerlei seiner Länder langsam zu einem Ganzen zusammenzuschließen. Im Sinne der herrschenden Richtung des Merkantilismus begünstigt er die Anlage von Manufakturen, den Ausbau der Straßen. Triest und Fiume fördert er als Freihäfen, eine Staatsbank wird gegründet, die Post in eigene Verwaltung genommen. Allenthalben erstehen in den Städten, ja auch in Dörfern die Kirchen- und Klosterbauten der Barockzeit, mit den Meisterwerken Bernhard Fischers von Erlach, des Lukas Hildebrand, der Eugens Palast Belvedere erbaute, und Prandtauers. In die völlig verwüsteten Gebiete Südungarns werden auf den Rat des vom Prinzen Eugen ausgewählten Statthalters Grafen Claudius Florimund von Mercy deutsche Ansiedler aus dem Reich gerufen. Deutsches Bauernleben beginnt, sich unter unsäglichen Mühen im Banat einzuwurzeln. Leider macht sich in Österreich während Karls Regierung wieder religiöser Druck geltend. Tausende von Protestanten der Alpenländer müssen nach Siebenbürgen übersiedeln. In Schlesien entreißt er den Protestanten zahlreiche Kirchen entgegen den Bestimmungen des Westfälischen Friedens.

Hält man so Verträge, wenn man die Einhaltung durch andere wünscht? Konnte dem Kaiser die Behandlung der Bergischen Frage anderes eintragen als den tiefen Groll des preußischen Königs? Werden die schlesischen Untertanen des Kaisers, denen man die Glaubensrechte verkümmert, begeistert zu diesem Herrscherhause stehen? Der törichte Kaiser hat schlecht für die Nachfolge der Tochter Maria Theresia gesorgt, trotz der Urkunden der europäischen Mächte, die seine Archive bergen. Das stehende österreichische Heer verfügt über einen Friedensstand von wenig mehr als 60000 Mann mit schwachem Offizierskorps. Die Infanterie hat noch hölzerne Ladestöcke, während in Preußen der „Alte Dessauer“ bereits die eisernen eingeführt hat. Wohl ist Österreichs schwere Reiterei, die Kernkraft seines Heeres, die durch

ihren wuchtigen Angriffsstoß in mehr als einer Schlacht den Ausschlag gab, immer noch unübertrefflich. Es fehlen aber dem Heere seit dem Tod des Prinzen Eugen die geeigneten Führer.

Sorgenvoll in die Zukunft schauend, ist der Kaiser im Alter von erst 56 Jahren am 20. Oktober 1740 gestorben. Mit ihm endet die unbestrittene Vormachtstellung Österreichs in Deutschland. Neben dem Habsburgerreich erhebt sich, zunächst zur Gleichberechtigung, dann zu lastender Rivalität, endlich in einer Jahrhundertentwicklung und nach blutigem Würfelfall auf dem Schlachtfelde zur Vormacht in Deutschland der brandenburgisch-preußische Staat. Daß dies so gegenüber dem Österreich des Prinzen Eugen geschehen konnte, ist das Werk eines Mannes, der jetzt als junger Herrscher entscheidend in die deutsche Geschichte eintritt und Europa durch seine gewaltigen Taten aufhorchen läßt.

2. Friedrich der Große und das Entstehen der preußischen Großmacht

Der Aufstieg der Hohenzollern – König in Preußen – Friedrich Wilhelm I. – Tod Karls VI. und Ansprüche der europäischen Mächte – Friedrich handelt – Mollwitz – Der österreichische Erbfolgekrieg – Schlesien wird preußisch – Der Friede zu Aachen, Wandlung des Allianzsystems – Der Siebenjährige Krieg – Sieg oder Untergang – Hubertusburg – Friedrich heilt die Wunden des Landes – Erster Diener des Staates

Die Burggrafen von Nürnberg waren, als Kaiser Sigmund Friedrich VI. mit der Mark belehnte, bereits die mächtigsten Herren in Franken. Sie besaßen hier die beiden Fürstentümer „ob und unter dem Gebirge", Bayreuth und Ansbach. Der Neubesitz der Hohenzollern aber erweist sich noch unter den beiden ersten Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II. als bedürftig der Zuschüsse aus den fränkischen Fürstentümern, an denen das Herz der Landesherren zunächst mehr hängt als an dem sandigen Brandenburg. Wohl hat sich Friedrich II. mitten zwischen die unwilligen beiden Städte Berlin und Kölln, die sich vergebens als Doppelstadt erhalten wollten, sein Schloß erbaut. Aber erst der vierte Landesherr Johann fühlt sich richtig als Kurfürst. Der engherzige und streng katholische Joachim I. (1499—1535) errichtet die allerdings recht kümmerliche Universität in Frankfurt a. d. Oder, der fränkische Hohenzoller Markgraf Albrecht wird Hochmeister des Deutschen Ritterordens und verwandelt bei seinem Übertritt zur neuen Lehre 1525 das Ordensland in ein erbliches Herzogtum Preußen, das allerdings auch die polnische Oberhoheit anerkennen muß. 1523 hat ein anderer der fränkischen Hohenzollern, Markgraf Georg, das Herzogtum Jägerndorf gekauft. Kurfürst Joachim II. (1535—1571) begründet die brandenburgische Landeskirche, ist aber ein treuer Anhänger Kaiser Karls V. Unter ihm fassen die Hohenzollern in Magdeburg und Halberstadt als Koadjutoren Fuß.

Der Kurfürst schließt mit den schlesischen Herzögen von Liegnitz, Brieg und Wohlau Erbverträge, denen dann König Ferdinand als Oberlehnsherr die Genehmigung versagt. Die Urkunden werden aber von Berlin nicht herausgegeben. 1569 erteilt ihm Polen die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen, dem wertvollen ehemaligen Ordensland. Durch seine verschwenderische Mißwirtschaft kommt es zum „Kondominat" (der Mitherrschaft) der Stände, das bis ins folgende Jahrhundert hineindauert. Sein zweiter Nachfolger Joachim Friedrich führt 1599 im Geraischen Hausvertrag für Brandenburg und die Neumark und alle neu dazu erworbenen Gebiete die Primogenitur und Verbindung mit der Kur ein. Die fränkische Linie bleibt gesondert, doch vermacht der Kurfürst Jägerndorf seinem zweiten Sohne Johann Georg. Johann Siegismund (1608—1619) kann nach dem Tode des geisteskranken Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen dieses mit seinem Haus vereinigen (16. August 1618). Das ist ein starker und entscheidender Machtzuwachs für die Hohenzollern, zumal sie kurz vorher (1614) durch die Erwerbung von Cleve, Mark und Ravensberg am Rhein festen Fuß gefaßt haben. Noch wirkt aber die Finanznot lähmend.

Der Landesherr hat sich durch seinen Übertritt zum Calvinismus Schwierigkeiten geschaffen, allerdings zugleich den Grundstein zu der segensvollen Toleranz gelegt, die später Brandenburg auszeichnet. Sein Nachfolger Georg Wilhelm (1619—1640) wird von seinem Günstling Graf Adam Schwarzenberg, der ein unbedingter Vertreter der kaiserlichen Politik ist, völlig beherrscht. Des Kurfürsten Oheim, Johann Georg von Jägerndorf, wird durch Kaiser Ferdinand geächtet und zum Schaden des Gesamthauses des Herzogtums Jägerndorf beraubt. Der Nachfolger des unfähigen Georg Wilhelm, der Große Kurfürst (1640—1688), der in den Niederlanden politische Lehrjahre durchgemacht hat, setzt sich, begünstigt durch den Tod Schwarzenbergs, rasch im Lande durch. Doch kostet es Mühe genug, bis er durch Waffenruhe mit den Schweden eine Atempause erlangt. Durch seine Ehe mit Luise Henriette von Oranien steht er in engster Verbindung mit dem Hause Oranien. Im Westfälischen Frieden erhält er Hinterpommern, die Bistümer Cammin, Minden, Halberstadt und das erst 1680 in seinen Vollbesitz übergegangene Magdeburg. Pommern, das Bergische Land, aber auch die schlesischen Herzogtümer sind fortan die Hauptziele der Hohenzollernschen Territorialpolitik. Brandenburg-Preußen, das 1660 die lästige polnische Souveränität über Preußen los wird, erhebt sich nun zu einer europäischen Macht, die ständige Gesandte und Geschäftsträger unterhält. Der Kurfürst vermag sich von dem Steuerbewilligungsrecht der Stände unabhängig zu machen und ein stehendes Heer mit einem Generalfeldmarschall an der Spitze zu schaffen. Das Generalkriegskommissariat mit den ihm unterstehenden Kommissariaten ist die wichtigste Verwaltungsbehörde. Für den

Unterhalt des Heeres sind aber noch fremde Subsidien erforderlich, wodurch der Kurfürst von den Kassen des französischen Königs abhängig wird. Friedrich Wilhelm gründet 1684 auch seine eigene brandenburgische Kriegsflotte mit neun Kriegsschiffen, deren Befehlshaber und Matrosen allerdings Holländer sind. Die brandenburgische Flotte unternimmt Handelsfahrten an die Guineaküste, wo 1680 das Fort Groß-Friedrichsburg gegründet wird. Eine allerdings bald wieder eingegangene afrikanische Handelskompagnie kauft den Dänen einen Teil der Insel St. Thomas ab.

In dem durch den Krieg verwüsteten Land leitet der Kurfürst eine neue Besiedlung ein. Er hat um Liebenwalde, Kremmen und Bötzow herum ausländische Kolonisten angesiedelt. Fremde Handwerker werden ins Land gerufen, die Hugenotten aufgenommen, Straßen und Deiche gebaut und zwischen Oder und Elbe der Friedrich-Wilhelm-Kanal angelegt, durch den Berlin zu raschem Aufblühen gelangt. Auch eine Universität in Duisburg wird gegründet.

Beim Aussterben der Herzöge von Schlesien (1675) erhebt der Kurfürst Ansprüche auf Brieg, Liegnitz und Wohlau, aber auch wieder auf das Herzogtum Jägerndorf. Indes der Kaiser bewegt ihn durch die Anwartschaft auf Ostfriesland und die Abtretung des Kreises Schwiebus zum Verzicht. Dabei wird der Kurfürst durch den kaiserlichen Gesandten Frydag hinters Licht geführt, indem dieser in einem Geheimabkommen den Kronprinzen zur Rückgabe des Landes verpflichtet, sobald er König geworden.

Als Friedrich Wilhelm stirbt, ist Brandenburg-Preußen ein einheitlicher Länderkörper. Seine Stände sind nur noch Provinzialvertretungen.

Friedrich III. (1688—1713) gibt 1695 den Schwiebuser Kreis dem Kaiser zurück. Die Erklärung der brandenburgischen Räte, daß nun die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien wieder auflebten, wird nicht ins Protokoll aufgenommen. Nach dem Sturz der Räte Eberhard Danckelmann und Dodo von Knyphausen zieht am Hofe ein verschwenderisches Leben ein. Der Kurfürst wünscht schon aus Eifersucht gegen den erfolgreichen Sachsen die Königswürde, die er 1700 erreicht. Die Krönung fand in Königsberg am 18. Januar 1701 statt. An Friedrichs Hofe herrschen Prunk und Kunstfreude. Andreas Schlüter errichtet das Denkmal des Großen Kurfürsten und das Zeughaus, Eosander von Göthe vollendet den Neubau des Schlosses. Der große Leibniz wird nach Berlin berufen, wo auch Samuel Pufendorf wirkt. 1694 wird die Universität Halle gegründet, sieben Jahre später auf Empfehlung von Leibniz die Sozietät der Wissenschaften in Berlin.

Unter dem wenig zielbewußten König erwirbt Preußen die Grafschaften Mörs und Lingen, Geldern und das Fürstentum Neuenburg. Mit dem Tode Friedrichs I. (24. Jänner 1713) kommt der anders geartete Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) zur Regierung. Ein glänzender Verwalter, der immer

über gefüllte Kassen verfügt! Er baut die Üppigkeit des Hoflebens ab, läßt zum Teil die kostbare Ausstattung der Schlösser verkaufen. Mit dem Erlös tilgt er Schulden. Auch die Kolonien verkauft er. Durch die bessere Verwaltung der Staatsdomänen und eine bessere Besteuerung bildet sich ein Staatsschatz, der 1740 sieben Millionen Taler beträgt. Der König hinterläßt ein Heer von 80000 Mann, das durch Werbungen, zum Teil aber auch durch das Kantonalsystem, aus den unteren Volksschichten aufgebracht wird. Noch ist man nicht so weit, daß die Wehrpflicht Kennzeichen des freien Deutschen ist. Offizierspatent für den Adel, Mannschaftsdienst nur für den armen Teufel! Wer durch Bildung, Vermögen oder Stellung aufragt, ist vom Dienst befreit. Damit fehlt dem Soldatenberuf damals noch überall die rechte Ehre. Diese ganze Zeit denkt ja auch nur in Untertanen, Landesherren und Territorien. Im Heerwesen ist ein prächtiger Mitarbeiter des Königs Leopold von Anhalt-Dessau, der auch Mitglied seines schlichten Tabak-Kollegiums ist. Der Dessauer schult die preußischen Truppen in der Manneszucht und Präzision, die dem Prinzen Eugen, der überhaupt kein Freund der Kasernenausbildung war, nicht besonders imponierte, aber ein Menschenalter später ihre unerhörte Schlagkraft bedingt.

Trotz seiner fieberhaften Arbeit für das Heer ist Friedrich Wilhelm I. auch ein Friedenskönig. Er scheut ängstlich vor Kriegen zurück. Seit seiner Regierung gibt es in Preußen kein Bauernlegen durch die großen Grundherren mehr. Die Hörigkeit wird gemildert. Die Ostprovinzen erfahren größte Fürsorge. Im Rhin- und Havel-Luch wird fruchtbarer Boden gewonnen. 20000 Familien werden für die Besiedlung ins Land gerufen; die von ihrem unduldsamen Erzbischof ausgewiesenen evangelischen Salzburger finden, 20000 Köpfe stark, in Preußen Aufnahme (1732). In der äußeren Politik ist der König nicht glücklich. Wohl erwirbt er Pommern, aber von da ab waltet ein Unstern über seinen Bemühungen. Die Wiener Hofburg treibt mit ihm ein Spiel, das weder klug noch anständig ist. Dazu kommt das Zerwürfnis mit dem Kronprinzen Friedrich, das bei der harten Veranlagung des Königs bald zum Ende des hochbegabten Sohnes geführt hätte. Leutnant Katte, der treue Freund Friedrichs, mußte dabei sein Leben lassen. Friedrich Wilhelm hat schon manches Mal in seinem unbeugsamen Herrscherbewußtsein über das Ziel hinausgeschossen. Hierher gehört seine berüchtigte Aufforderung an den berühmten Philosophen Christian Wolff, bei Strafe des Stranges Halle sofort zu verlassen, da ihm hinterbracht wurde, daß dieser gottlose Lehren verbreite. Sein Herrscherrecht hat der Hohenzoller nach seinem eigenen Wort „stabiliert“ wie einen „rocher von bronze“ (einen Fels von Bronze).

In seiner nüchternen Art ist dieser treffliche Regent nur der Vorbereiter, der Sockel für die großen Taten seines Sohnes. Weil aber dieser, durch des

Vaters entsagungsvolle Aufbauarbeit eine sogleich schlagfertige, starke Armee bei seiner Thronbesteigung vorfindet, kann er die Gunst des Augenblicks nützen und mit der Eroberung des großen und reichen Schlesien für Preußen den Rang einer Großmacht erkämpfen.

Kaum ist in Wien Kaiser Karl VI. gestorben, als der bayrische Gesandte, Graf Perusa, gegen die Nachfolge Maria Theresias (s. Bildtafel 21) Protest einlegt und die Hofstellen anweist, nur von ihm Befehle entgegenzunehmen. Zurückgewiesen, reist er sogleich nach Bayern ab. Die bayrischen Ansprüche leiten sich auf die falsche Lesart eines Testaments Ferdinands I. von 1547 zurück. Der abgewiesene Kurfürst findet in Spanien und Sachsen, wie auch in Savoyen, die alle Ansprüche erheben, Bundesgenossen. Zunächst sind der österreichische Adel und die Bevölkerung Wiens für ihn. Aber die unerschütterliche Frau, die nun nach einem schwachen Herrscher die Regierung angetreten hat, kann sich gegen diese Schwierigkeiten behaupten. Anders wird die Lage, als der König von Preußen, dies ist seit 31. Mai 1740 der junge Friedrich II. (1740—1786, s. Bildtafel 20), Ansprüche auf Schlesien meldet. Schon durch eine Aktion gegen den Bischof von Lüttich hatte er bewiesen, daß er nicht wie der Vater die Truppen bloß exerzieren lasse, damit sie bei der Parade blank und stramm defilieren, sondern damit sie marschierten, wenn es sich um die Zukunft des Staates handelt. Nun ist diese Zukunft da. Solange der alte Herr in Wien lebte, dachte der Preußenkönig nur daran, seine Bergischen Pläne durchzusetzen. Nun entschließt er sich, die Erwerbung Schlesiens durchzuführen. Der Welt aber täuscht er in Rheinsberg, dem Schauplatz glücklicher Kronprinzenzeit, wo er eben Voltaire als Gast empfängt, einen Herrscher vor, der sich ganz der Philosophie widmet. Als dann die im stillen betriebenen Vorbereitungen fertig sind, bricht er am 13. Dezember 1740 auf, um drei Tage später mit 27000 Mann und 74 Geschützen die schlesische Grenze zu überschreiten, indem er zugleich in Wien gegen die Abtretung Schlesiens der jungen Herrscherin seine Hilfe zur Verteidigung des Thrones anbietet. Er stützt sich auf die alten Ansprüche Preußens. Vor allem aber sieht er die Gunst der Stunde und will sie nützen. Die Habsburgerin bleibt fest, obwohl von ihren Räten nur einer, Bartenstein, für die Ablehnung ist. Maria Theresia glaubt an ihr Recht und ist zähe genug, es durchzusetzen. Ihr Gemahl, Franz Stephan von Lothringen, den sie zum Mitregenten macht, verschwindet völlig neben ihr.

Das erstaunte Europa sieht mit Spannung auf die kommende Auseinandersetzung, England-Hannover ist zu einem Bündnis mit Österreich bereit. Friedrichs Truppen können zunächst fast kampflos Schlesien besetzen, begeistert von der Bevölkerung begrüßt, die eine Gegenreformation der neuen Herrscherin befürchtet. Neiße wird eingeschlossen, und Glogau fällt am 7. März in die Hand des Dessauers. Aber schon sind südlich von Glatz die Öster-

reicher unter Feldzeugmeister Graf Neipperg über das Gebirge gekommen, Schlesien zurückzuerobern. Die preußischen Truppen sind zunächst zersplittert, doch erkennt Neipperg die Gunst der Lage nicht. Am 10. April 1741 kommt es um die Mittagsstunde bei dichtem Schneegestöber zur Schlacht bei Mollwitz. Die Österreicher sind an Infanterie schwächer, aber ihre Reiterei ist doppelt so stark. Unter Feldmarschalleutnant Johann von Römer wirft sie sich in blendendem Elan auf die preußische Kavallerie und jagt sie in die Flucht. Bei der Attacke auf die preußische Infanterie fällt der tapfere Römer. Trotzdem sind die Reiterangriffe der Österreicher außerordentlich gefährlich. Feldmarschall Schwerin entfernt den König im kritischen Augenblick vom Schlachtfelde. Schließlich müssen die Österreicher vor der Feuerkraft und Disziplin der preußischen Infanterie, die schnurgerade ausgerichtet, wie auf dem Exerzierfelde vorgeht, weichen. Beide Teile haben die gleichen Verluste. Der Eindruck dieses ersten Sieges der jungen brandenburgischen Armee über die ehrwürdige, langerprobte kaiserliche ist ein gewaltiger, obwohl sich Neipperg in Oberschlesien hält. Der französische Graf von Belle Isle, eben auf einer Bündnisreise begriffen, veranlaßt nun den Kardinal Fleury zum Krieg gegen Österreich. Im Mai schließt Frankreich zu Nymphenburg mit Karl Albert von Bayern ab, im Juni zu Breslau mit Friedrich. Mit drei Heeren will es in den Krieg eingreifen und auch Schweden zu einem Angriff auf Rußland bewegen, um dieses vom Eingreifen gegen Preußen fernzuhalten. Trotzdem lehnt Maria Theresia eine englische Vermittlung ab. Ende Juli marschieren nun die Bayern in Oberösterreich ein, Linz fällt im September in ihre Hand. Die bayrischen Reiter streifen bis an die Tore von Wien. Der Hof flüchtet nach Graz, Maria Theresia scheint verloren zu sein. Von den Ungarn erhält sie erst nach bitterem Warten Anfang September in Preßburg die erbetene Hilfe. Die Königin hat die Magnaten hingerissen, doch nutzen die Magyaren die Not der Habsburgerin aus, um ihren Machtwillen auch über Siebenbürgen geltend zu machen. Frankreich, selbst schon im Krieg stehend, veranlaßt eine Änderung des Feldzugsplanes, so daß die Armee des Kurfürsten von Bayern nach Böhmen abschwenkt, wodurch Wien der Besetzung entgeht. Durch ein Geheimabkommen mit Friedrich kann Maria Theresia gegen Übergabe von Neiße an die Preußen die Armee Neippergs abziehen. Der König aber hat das Abkommen bald bereut und sich als nicht mehr gebunden erklärt, weil die Österreicher die ausbedungene Geheimhaltung verletzt hatten. Bayern und Franzosen, unterstützt von den nun auch in den Krieg eingreifenden Sachsen, rücken in Böhmen ein; Prag wird mit stürmender Hand genommen, Karl Albert zum König von Böhmen ausgerufen (7. Dezember 1741). Franz Stephan, der Prag retten sollte, kommt zu spät. Am 24. Jänner wird der Bayer als Karl VII. (1742—1745) in Frankfurt zum Kaiser gewählt, aber sein Glück ist bereits im Abflauen.

Ende 1741 aufgebrochen, hat ein österreichisches Heer unter Graf Ludwig Khevenhüller Linz erobert und nach einem Sieg bei Schärding den Inn überschritten, und, als der neugewählte Kaiser gerade sein Krönungsmahl gibt, halten die Österreicher ihren Einzug in München. Maria Theresia will nun das eroberte Bayern behalten und den Kaiser mit Elsaß und Lothringen entschädigen, das sie den Franzosen abzujagen hofft. Das französische Hauptheer ist unter dem unfähigen Broglie im südlichen Böhmen festgehalten, Friedrich aber hat auf einem Vorstoß nach Mähren keinen nachhaltigen Erfolg geerntet, obwohl Zietens Husaren bereits bis ins Marchfeld ausschwärmten. Auf dem Rückzug erleidet der König durch die geschickt geführte leichte Reiterei des Gegners schwere Verluste. In offener Schlacht aber werden die Österreicher nach hartem Kampfe am 17. Mai 1742 zwischen Czaslau und Chotusitz zurückgeworfen. Doch nehmen sie eine Beute von 16 Standarten und Fahnen mit sich. Durch Vermittlung des englischen Gesandten Hyndford kommt es am 11. Juni 1742 zum Vorfrieden von Breslau, dem am 28. Juli der definitive Frieden von Berlin folgt. Friedrich erhält Schlesien und die Grafschaft Glatz, doch bleiben der Königin die Herzogtümer Teschen, Jägerndorf und Troppau. Ohne für seine Anstrengungen den geringsten Erfolg geerntet zu haben, schließt sich Sachsen dem Frieden an. Fortan tritt es stark hinter Preußen zurück. Dieses hat mit Schlesien ein Gebiet von eineinhalb Millionen Einwohnern gewonnen.

Durch das Ausscheiden Preußens erleichtert, weist Maria Theresia die Friedensvorschläge Fleurys zurück. Prag geht den Franzosen verloren. Auf dem Rückmarsch nach Eger verlieren sie die halbe Armee. Der Rest kapituliert. In dem eroberten Böhmen läßt sich die Königin, ein Strafgericht vermeidend, die Krönung erteilen. Bayern, das mit französischer Hilfe wieder in die Hand Karls geraten war, wird durch den österreichischen Sieg bei Simbach (13. Mai 1743) den Bayern und Franzosen wieder entrissen, und Maria Theresia empfängt in stolzen Zukunftshoffnungen die Huldigung der altbayrischen und oberpfälzischen Stände.

Inzwischen hat der König von England eine englisch-holländische Armee, die sogenannte pragmatische, zugunsten der Kaiserin aufgebracht. Die Franzosen schlagen sich gegen diese buntgemischte Armee bei Dettingen erbärmlich schlecht, und Kaiser Karl VII. muß als Flüchtling im Reich umherziehen. Gegen Abtretung eines Grenzstriches von Mailand tritt Sardinien auf die Seite Österreichs. Sachsen geht mit Österreich ein Bündnis gegen jeden Angriff ein, die augenblicklichen Feinde der Kaiserin ausgenommen. Der Vertrag ist gegen Preußen gerichtet.

Friedrich, der mit Besorgnis die Erfolge seiner Gegnerin gesehen, erneuert das Bündnis mit Frankreich. Dieses erklärt nun an England und Österreich den Krieg. Bisher hat es nur als Hilfsmacht des Kaisers an ihm

teilgenommen. O wunderliches Jahrhundert der diplomatischen Finessen! Als Friedrich die Nachricht erhält, daß Prinz Karl von Lothringen siegreich den Rhein überschritten habe und daran sei, das Elsaß zu erobern, setzen sich im August 1744 die preußischen Heeressäulen, insgesamt 140000 Mann, darunter eine weit bessere Reiterei als früher, gegen Österreich in Bewegung. Friedrich hat jetzt durch Werbungen auch Panduren, die leichten Reiter der Königin, die ihm früher viel Schwierigkeiten bereitet hatten, in sein Heer bekommen. Er verfügt nun über einen Kriegsschatz von sechs Millionen Talern. Beim Einmarsch seiner Truppen läßt er in Wien mitteilen, daß er zum Schutz der bedrohten Reichsfreiheit ein Korps in Böhmen einrücken lasse. Sachsen ersucht er an der Spitze seiner Armee um die Gewährung des unschädlichen Durchmarsches. Die Gegner sind unvorbereitet. Prag, Budweis und Tabor fallen in die Hand des Königs. Aber Karl von Lothringen kann sich von den Franzosen lösen und über die Senke von Taus den Böhmerwald durchschreitend im Rücken Friedrichs erscheinen. Durch die geschickten Manöver des österreichischen Generals Traun muß der Preußenkönig von Stellung zu Stellung aus operativen Gründen zurück. In Böhmen erscheinen 20000 Sachsen, die sich nun mit Karl von Lothringen vereinigen, um für den „unschädlichen Durchmarsch" Friedrichs Rache zu nehmen. Dieser muß, um sich den Bewegungen des Gegners zu entziehen, über das Gebirge zurück und verliert durch Hunger, Krankheit und Desertion an die 17000 Mann. Eine zweite preußische Kolonne unter General von Einsiedel, die von Prag zurückgeht, verliert ihr gesamtes Geschütz, ihr Gepäck und ihre Kriegskasse an die verfolgenden Panduren und ist froh, bei Friedland über die Grenze entkommen zu können. Da die Franzosen nach der Gefangennahme des Urhebers ihrer Kriegsbeteiligung, des Belle Isle, fortan fast untätig bleiben, erhält Friedrich keine Entlastung. Schon hoffen die Bundesgenossen, zu denen auch Rußland gestoßen ist, Preußen unter sich aufteilen zu können. Zugleich ist der Kaiser, den zu schützen Friedrich vorgegeben hat, gestorben (20. Jänner 1745), und sein Nachfolger, in dem inzwischen wieder zurückeroberten Bayern neuerdings von den Österreichern bedroht, geht mit Maria Theresia den Frieden von Füssen ein (22. April 1745), in welchem er gegen Rückgabe von Bayern alle Erbfolgeansprüche fallen läßt und seine Stimme bei der Kaiserwahl Franz Stephan, dem Gemahl Maria Theresias, verspricht. Friedrich ist in gefährlichster Lage. Aber die Gefahr erweckt in ihm nur die unbedingteste Entschlossenheit. Als seine Feinde in Schlesien einrücken, wirft er sie, überraschend zum Angriff vorbrechend, in der bloß vier Stunden dauernden Schlacht von Hohenfriedberg zurück (4. Juni); im Hochgefühl des Sieges komponiert der König den berühmten Hohenfriedberger Marsch. Aber Maria Theresia lehnt trotz ihres Mißerfolges die Vermittlung der Eng-

länder ab. Trotz der Gegnerschaft Preußens ist Franz Stephan (1745 bis 1765) bereits zum Kaiser gewählt worden. Maria Theresia will die Entscheidung. Friedrich besteht bei Soor gegen die feindliche Übermacht ein siegreiches Gefecht, verliert aber durch das Geschick der leichten österreichischen Reiterei seine gesamte Bagage. Ein österreichischer Angriff mit zwei Armeen, gerichtet gegen die Mark Brandenburg, scheitert. Karl von Lothringen, der von der Lausitz aus vordringen wollte, muß zurück, da seine Vorhut geschlagen ist. Die zweite Armee aber, bei der die sächsische Hauptmacht steht, wird von dem schon 70jährigen Dessauer durch einen kühnen Ansturm bei Kesselsdorf aus ihren starken Stellungen geworfen. Dresden muß kapitulieren. Hier erfolgt auch am 25. Dezember 1745 der Abschluß des Friedens, der Schlesien bei Preußen beläßt und Sachsen eine Kriegsentschädigung auferlegt. Aus dem Felde heimgekehrt, wird Friedrich als der Große begrüßt. Diesen höchsten Ehrennamen der Geschichte aber sollte er erst noch in furchtbaren Kampfjahren behaupten müssen.

Noch tobt in Italien und in den Niederlanden der österreichische Erbfolgekrieg weiter. Spanien und Frankreich hoffen noch immer auf Gebietserwerb. Die Franzosen haben große Erfolge in den Niederlanden, in Italien aber nehmen die Kämpfe einen wechselvollen Verlauf. In den Kolonien und zur See bleiben die Engländer siegreich. Nach siebenjährigem Ringen wird endlich die Verständigung herbeigeführt. Zuerst einigen sich die Seemächte und Frankreich, dann willigt auch die Kaiserin schweren Herzens ein (18. Oktober 1748), obwohl sie durch den Aachener Frieden den Verlust von Schlesien und Glatz bestätigt sieht, obwohl sie in Italien dem Sardinier den Landstrich rechts des Ticino und Parma, Piacenza und Guastalla an die Bourbonen als Tertiogenitur überlassen muß. Dafür wird dann die Kaiserwürde Franz Stephans und die pragmatische Sanktion Karls VI., für die schon so viel Blut geflossen, anerkannt.

Die Kaiserin hat einen Riesenansturm glänzend zurückgewiesen. Wenn ihre Vor- und Nachfahren sich immer so wie diese Frau verhalten hätten, wären sie die unbestrittenen Herren von Deutschland geworden.

Das unruhige Europa, das seit dem Tod Karls VI. eine fieberhafte diplomatische Tätigkeit sah, wendet sich nach dem Aachener Frieden zu neuen Kombinationen, hinter denen drohende Gewitterwolken aufsteigen. Die Kaiserin kann Schlesien nicht vergessen. Während aber über Deutschland um die Frage, ob dieses Land Österreich oder Preußen zugehören soll, sich neue Kriegsgefahr erhebt, rüsten England und Frankreich zum Kampfe um Nordamerika, also um den Besitz einer Welt. Auch Rußland, das noch gar nicht recht gekämpft hat und für seine ungeheure Expansionskraft nach Betätigung sucht, ist zum Kriege bereit.

In Österreich vollzieht sich ein gewaltiger Wandel in der äußeren Politik.

An Stelle der traditionellen Freundschaft mit England wird von dem erfolgreichen Diplomaten der Kaiserin, dem Grafen Anton Wenzel von Kaunitz, dem Leiter der Friedensverhandlungen von Aachen, ein Bündnis mit Frankreich empfohlen, denn Preußen könne nur durch ein kontinentales Bündnis niedergeworfen werden. Rußland ist schon gewonnen. Tritt auch Frankreich hinzu, dann ist die überlegene Gruppierung gegen den Hohenzollernstaat geschaffen. Zum Botschafter in Paris bestellt (1750), wirkt Kaunitz mühsam genug am Pariser Hof für die Verständigung. 1753 zum Konferenzminister ernannt und damit Leiter der Staatskanzlei, gelingt es ihm, die Widerstände des französischen Hofes zu überwinden, da die preußisch-französische Allianz sich im Sommer 1755 gelockert hat. Ein Neutralitätsabkommen Friedrichs mit England, in Westminster am 16. Jänner 1756 abgeschlossen, bedeutet das Ende der englisch-österreichischen Freundschaft. Preußen ist auf einmal zur Achse Europas geworden. Um diese herum haben die Mächte ihre lang bewahrten Bündnispositionen geändert. Der französische Staatsrat sträubt sich lange gegen das österreichische Bündnis, für das der Hof bereits gewonnen ist. Als das Neutralitätsabkommen von Westminster in Paris bekannt wird, kommt dann am 1. Mai 1756 zwischen Österreich und Frankreich das Bündnis zu Versailles zustande. Man verbürgt sich gegenseitige Verteidigung. Preußen soll auf seinen Besitzstand vor dem Dreißigjährigen Kriege zurückgeführt werden. Die Kaiserin will gegen die Rückgabe von Parma und Piacenza auf einen Teil Belgiens zugunsten der spanischen Bourbonen verzichten. Für das Frühjahr 1757 erhofft Kaunitz den gemeinsamen Krieg gegen Preußen. Ein Versuch der Engländer, die alte Freundschaft mit Österreich zu erhalten, scheitert an einer temperamentvollen Äußerung der Kaiserin, daß es zwischen ihr und Preußen keine Freundschaft geben könne, darum auch nicht zwischen ihr und den Freunden Preußens. Kaunitz bereitet nun den Angriffskrieg vor. Frankreich stimmt im August zu, die Zarin Elisabeth ist Feuer und Flamme dafür. Sachsen steht unter seinem leitenden Minister von Brühl unbedingt auf der Seite von Preußens Feinden.

Friedrich erkennt die Verfinsterung des Horizonts. Er sieht die Rüstungen Österreichs und Rußlands. Aus dem Haag gelangt ihm der Bericht des holländischen Gesandten in Petersburg zur Kenntnis, der die ganze Größe der Gefahr enthüllt. Der König muß handeln, ehe die Gegner zu mächtig geworden. Ende August noch muß er losschlagen, dann kommen die Franzosen und Russen im gleichen Jahre nicht mehr auf die Kriegsschauplätze, er kann also seine gesamten Kräfte nur gegen Österreich werfen. Sachsen und Prag sind für dieses Jahr sein Ziel. Auf eine Anfrage in Wien nach dem Sinn der Rüstungen wird von dort mit dem Hinweis auf die in Europa herrschende Gärung geantwortet. Eine zweite befristete Anfrage wird von Kaunitz abgewiesen. Am 29. August marschieren bereits die Preußen in Sachsen ein, das

erst im letzten Augenblick verständigt wird. Friedrich hält seinen Einzug in Dresden. Auf der Hochfläche östlich von Pirna versammelt, wird die sächsische Armee von den Preußen eingeschlossen. Der zum Entsatz heranrückende österreichische General Browne wird am 1. Oktober bei Lobositz zurückgeworfen, nähert sich aber trotzdem bis auf 15 Kilometer, allerdings durch die Elbe getrennt, seinen Bundesgenossen, die jedoch, bereits völlig erschöpft, am 16. Oktober kapitulieren müssen. Die sächsischen Soldaten müssen in das preußische Heer eintreten, die Generäle und der Kurfürst erhalten freien Abzug. Die Österreicher gehen nach Böhmen zurück, die Preußen überwintern, da der Stoß nach Böhmen unmöglich geworden, in Sachsen. Die Bundesgenossen der Kaiserin halten zur Stange. Frankreich geht mit Österreich eine Offensiv-Allianz mit dem Plane der Aufteilung Preußens ein. Rußland wird in Ostpreußen angreifen, auch Schweden schließt sich dem Bund an, das Reich aber beschließt nach einem „Dehortationsschreiben" an Friedrich zu Regensburg den Reichskrieg und die Reichsbewaffnung, allerdings gegen zahlreiche Stimmen (10. Jänner 1757). Frankreich schließt mit den kleineren deutschen Staaten Soldverträge ab, so mit Bayern, Kurköln, Kurpfalz und Württemberg.

Großbritannien, seit 1755 mit Frankreich im Kriegszustand, tritt erst unter William Pitt energischer in den Krieg ein. Aber Hannover, das ihm in Personalunion verbunden, ist mit dem Herzen nicht bei der Sache, und die englische Hilfe kann demnach zunächst nicht sehr imponierend sein. So weiß der König von Preußen, daß es ums Ganze geht. Er muß siegen. Seinem Kabinettsminister Graf von Finckenstein gibt er eine Instruktion, daß im Fall seiner Gefangennahme auf seine Person keine Rücksicht zu nehmen sei. Schatz, Ministerium und Königliche Familie seien im Falle seiner Niederlage nach Magdeburg, Küstrin oder Stettin zu retten. Falle er, dann habe sogleich Huldigung für den Thronfolger Friedrich Wilhelm zu erfolgen.

Im April 1757 greift der König in vier Kolonnen Böhmen an. Nach durchgeführter Vereinigung stürmen diese gegen die feste Stellung der Österreicher bei Prag am 6. Mai an. In erbittertem Kampfe, bei dem Feldmarschall Schwerin fällt, auf österreichischer Seite aber der tüchtige Browne tödlich verwundet wird, werden die Kaiserlichen nach Prag zurückgeworfen und belagert. Indes, ein Entsatzheer unter dem Feldmarschall Grafen Daun, dem Friedrich nur mit einem Teil seines Heeres entgegentritt, vermag den Preußen am 18. Juni bei Kolin eine schwere Niederlage zu bereiten. Die Belagerung muß aufgehoben werden, der König muß nun die Pässe nach Sachsen verteidigen. Aber sein Bruder Prinz August Wilhelm läßt sich von Daun mit seinem Heeresteil aus Jungbunzlau nach Bautzen manövrieren und hat schwere Verluste; unter harter Mißbilligung seiner Kommandostelle enthoben, ist er bald am 12. Juni 1758 gestorben. Daun aber steht nun drohend in der Lausitz. Friedrichs Lage ist geradezu verzweifelt. Das

englische Hilfsheer unter dem Herzog von Cumberland ist nach einer Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juli hinter die Weser zurückgegangen und muß in einer schmählichen Kapitulation Hannover räumen. Zur selben Zeit ist der Herzog von Braunschweig, bei dem sich auch des Königs Freund General Winterfeldt befindet, von den Österreichern bei Moys an der Neiße geschlagen worden (7. September). Winterfeldt ist den im Kampf erlittenen Verletzungen erlegen. Nicht genug damit, ist in Ostpreußen das Landwehrkorps Lehwaldt von den Russen bei Groß-Jägerndorf zurückgeworfen worden. Auch die Schweden greifen bereits an. Des Königs Unglück zu vollenden, naht von Thüringen her, allerdings eine Karikatur des Soldatentums, die „eilende Reichshilfe", mit der sich die zweite französische Armee unter Soubise vereinigt. Gegen diese Streitkräfte wendet sich Friedrich, doch weicht der Gegner der für den Preußenkönig erlösenden Schlacht aus. In Ostpreußen kann sich Lehwaldt von den Russen lösen und die Schweden zum Rückzug veranlassen. Die französische Nordarmee stockt merkwürdig in ihrem Vormarsch. Ernst zu nehmen sind nur die Österreicher. General Haddik hat es sogar zuwege gebracht, mit etwa 3500 Mann im Handstreich Berlin zu besetzen (16. und 17. Oktober), aus dem er als Brandschatzung eine Summe von 185000 Talern mitbringt. Aber der König hat nun die Reichsarmee zum Kampfe gestellt. In nicht zwei Stunden Kampfdauer schlägt er unter lächerlich geringen Verlusten seinerseits Reichsarmee und Franzosen bei Roßbach am 5. November in die Flucht. An dieser einzigartigen Entscheidung hat die preußische Kavallerie, jetzt eine wahre Kerntruppe der Armee unter Seydlitz, einem der größten Reiterführer der Weltgeschichte, den Hauptanteil. Die eben Geschlagenen werden so bald nicht mehr auf dem Schlachtfelde erscheinen. England aber verwirft nunmehr die hannoversche Kapitulation und erneuert den Feldzug im Norden. Ein preußischer General, Prinz Ferdinand von Braunschweig, übernimmt das Kommando über die englisch-hannoverschen Streitkräfte. Der König hat den Rücken gesichert, als er auf die Österreicher losgeht, die eben daran sind, Winterquartiere in Schlesien zu beziehen. Er weiß, daß der Versuch, sie zu vertreiben, ein Kampf auf Leben und Tod wird.

Am 14. November hatten die Österreicher Schweidnitz erobert, am 22. November den Herzog von Braunschweig-Bevern bei Breslau geschlagen und kurz darauf gefangengenommen. Dann hatte sich Breslau ergeben. Der König vereinigt sich zu Parchwitz mit dem Rest der Armee Beverns. Karl von Lothringen, Friedrich an Zahl weit überlegen, wendet sich langsam gegen ihn. Aber der Methodiker Daun, der dem Schwager der Kaiserin zur Seite steht, ist dem dämonischen Ungestüm des um seine Krone und um sein Preußen kämpfenden Friedrich nicht gewachsen. Er läßt sich durch die Bewegungen des verwegenen Gegners täuschen, der ihn am 5. Dezember, durch

die schiefe Schlachtordnung das Mißverhältnis an Zahl ausgleichend, bei Leuthen mit der wilden Kraft des Siegenmüssens anfällt. Es ist der größte Tag jenes Preußentums, das der große König in seiner höchsten Form recht eigentlich erst geprägt hat. Ein feindliches Schicksal zu zwingen, eine Hingabe an das Ganze, die den Führer beseelt und von ihm auf den letzten seiner Soldaten übertragen wird, eine Willenssonne, strahlend aus seinen stahlblauen Augen, die ebenso, wie sie sein eigenes Leben durchglüht, verzehrend, drängend, bestimmend auch das seiner Führer und Krieger beseelt! Jenes Harte und Sieghafte: Du bist nichts, alles aber ist der Sieg für das Vaterland! Das Ganze erhebt sich in leuchtendem Triumph über dem höchsten Opfer, seien es Mühen, Wunden oder Tod des Einzelnen, der ihm dient.

Leuthen ist der größte Tag in Friedrichs Leben.

Schwergetroffen gehen die Österreicher nach Böhmen zurück. Mit den Winterquartieren in Schlesien ist es vorbei. Inzwischen drängt Prinz Ferdinand die Franzosen über den Rhein, die Russen aber haben infolge von Verpflegungsschwierigkeiten das ausgeplünderte Ostpreußen wieder verlassen.

In Paris, wo die Erkenntnis aufdämmert, daß man sich durch die Staatskunst des Fürsten Kaunitz an den österreichischen Wagen hat binden lassen, will man den Frieden. Kaunitz lehnt ab und erreicht, daß die Franzosen bei der Stange bleiben. Doch zahlen sie nicht mehr so viel Subsidien. Österreich rüstet mit zusammengefaßter Kraft für das nächste Jahr. Friedrich holt aus den besetzten Ländern das äußerste an Kontributionen heraus und nimmt erst mit sächsischem, dann auch mit preußischem Geld Münzverschlechterungen vor. England zahlt ihm hohe Subsidien.

Friedrich eröffnet das Jahr 1758 mit der Einnahme von Schweidnitz und Eroberung der Grafschaft Glatz. Dann fällt er in Mähren ein und belagert Olmütz. Aber der schneidige österreichische General Gideon von Laudon erbeutet oder vernichtet einen großen preußischen Transport bei Domstadel im mährischen Gesenke (30. Juni). Zudem rückt mit einem starken Heere Daun gegen den König heran. Der unfähige Karl von Lothringen ist seit Leuthen abgetan. Der König muß, umschwärmt von der leichten österreichischen Reiterei, nach Schlesien zurück.

Indessen sind die Russen von Königsberg, das sie im Jänner genommen, in der Neumark eingefallen und belagern Küstrin. Der König muß zur Befreiung der Stadt nach dem Norden, trotzdem Daun ihn in Schlesien angreift. Es ist sein Glück, daß Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, die Reichsarmee in Schach zu halten weiß, daß Ferdinand von Braunschweig durch seinen Sieg bei Krefeld den Krieg im Westen in ungefährliche Ferne gezogen hat. Auf Friedrichs Nahen gehen die Russen zurück. Mit dem Korps Dohna vereinigt, greift der König umfassend die Russen am 25. August bei Zorndorf an. Nach blutigem Kampf gelingt durch einen

Vorstoß des unübertrefflichen Seydlitz der Angriff, doch haben sich die Russen durch zähe Verteidigung der Vernichtung entzogen. Immerhin, nun reicht Dohna gegen sie aus. Der König kann nach einem andern Kriegsschauplatz jagen, wieder den Dämonen des Schlachtfeldes entgegen. Im Bunde mit der Reichsarmee steht der bedächtige, zähe Daun Prinz Heinrich in Sachsen gegenüber. Er vermeidet die Entscheidung und folgt behutsam in unangreifbarer Stellung dem König, der bei Hochkirch unvorsichtigerweise ein ausgesetztes Lager bezieht. Der verwegene Laudon und Graf Lacy bewegen Daun zum Angriff. Am 14. Oktober um 5 Uhr früh überfallen, können sich die Preußen nur unter schweren Verlusten nach fünfstündigem tumultuarischen Kampf wieder sammeln. 100 Geschütze und fast das ganze Gepäck sind verloren. Es ist ein Wunder der Unerschütterlichkeit von Maria Theresias großem Gegner, daß Friedrich bald darauf das belagerte Neiße entsetzen kann und Daun zum Abzug aus Sachsen zwingt. Beide Heere liegen sich fortan mit verbissener Entschlossenheit gegenüber. Als das Jahr ausklingt, sind die Schweden wieder nach Stralsund gewichen, die Russen nach Ostpreußen zurückgegangen, und der Prinz Ferdinand hat sich gegen erneutes Vordringen der Franzosen in Hannover behauptet. Der König fühlt die Not des Krieges. Kein Ende abzusehen! Österreich hält die Franzosen immer noch an seiner Seite. Sie kämpfen jetzt nur noch für ein österreichisches Schlesien.

Zögernd hebt sich der Krieg im Jahre 1759 aus der Winterruhe. Friedrich kann nicht mehr angreifen. Er muß abwarten, was die Feinde tun. Aber auch Daun wartet, bis die Russen die Oder erreicht haben werden. Dohna und der mit diktatorischen Befugnissen entsandte General Wedell werden bei Kay von den Russen geschlagen. Wieder muß der König mit schwerem Herzen nach der bedrohten Stelle. Prinz Heinrich läßt er in Schlesien, Friedrich August von Finck in Sachsen. Die Russen haben sich Frankfurts an der Oder bemächtigt und mit 18000 Österreichern unter Laudon vereinigt. Auf Friedrichs Anmarsch nehmen sie rechts der Oder bei Kunersdorf eine durch die Natur des Geländes (Hügel, Sand und Sumpf) sehr starke Stellung ein. Um die Mittagsstunde des 12. August angreifend, umklammert sie der Preußenkönig von Osten her. Aber nach Überwindung der ersten Hindernisse, wobei der Dichter Major Ewald von Kleist die Todeswunde empfängt, rennt sich der Ansturm müde. Seydlitz wird durch eine Kartätsche die rechte Hand zerschmettert. Auch der König kann die Ermatteten nicht mehr zum Sieg aufreißen. Um 5 Uhr nachmittags aber bricht Laudon mit 14 Schwadronen zu verheerendem Flankenstoß gegen die Preußen vor. Es ist aus. Der König selber entgeht nur mit Mühe den verfolgenden Kosaken. Am Morgen des 13. August hat er nur noch 3000 Mann um sich. Nahe daran, Selbstmord zu begehen, sieht er mit innerem Jubel, daß die Feinde den unerhörten Sieg nicht nutzen. Der unermüdliche Laudon hat vergebens zur Verfolgung ange-

trieben, der Russe Soltikoff aber hat keinen Auftrag, den König von Preußen zu vernichten. Der Freigeist Friedrich nennt, was zu Kunersdorf geschah, das Mirakel des Hauses Brandenburg. Schon am 18. August kann er dem Feinde den Weg nach Berlin versperren. Die Russen gehen nach Polen zurück. Reichsarmee und Österreicher haben indessen Dresden genommen. Prinz Heinrich eilt, von Daun gefolgt, nach Sachsen. Auch der König erscheint hier und entsendet General Finck mit 15000 Mann in den Rücken Dauns. Aber von den Kaiserlichen auf vier Seiten umklammert, muß sich jener am 21. November bei Maxen mit allen Truppen ergeben. Die Österreicher beziehen in Sachsen Winterquartiere, ebenso Friedrich. Wieder haben die Schweden in diesem Jahr versagt, und die Franzosen sind nach einem Sieg bei Bergen schließlich bei Minden geschlagen worden und befinden sich am Ende des Jahres wiederum fern vom Schauplatz der Kriegsentscheidung.

Wie aber soll das neue Kampfjahr durchgestanden werden? Einen Friedensvorschlag Englands und Preußens haben die Gegner abgelehnt. Ja, Rußland ist gegen Zusicherung von Ostpreußen und Danzig durch die Kaiserin zu energischem Kriege bereit. Friedrichs weiterer Kampf wird dadurch ein Kampf um das schwer bedrohte Deutschtum im Osten. Wie zerstört der Krieg doch die nationale Moral! Der König rüstet aufs äußerste. Die Juden Itzig und Ephraim bekommen eine neue Münzverschlechterung in die Hände, und die Beamten werden nur noch mit Kassenscheinen bezahlt. Trotzdem hat Friedrich bloß noch 90000 Mann unter den Waffen, die Österreicher 230000. England verstärkt seine Truppen in Deutschland. Im Juli 1760 muß der König die Belagerung Dresdens aufgeben, da in Schlesien General de la Motte Fouqué von Laudon, der zum ersten Male selbständig kommandiert, bei Landeshut vollständig geschlagen wurde. Laudon hat am 20. Juli Glatz erobert. Ehe er jedoch Breslau in die Hand bekommt, ist der unverzagte Hohenzoller bereits heran. Aber zur Seite folgt ihm in lauernder Behutsamkeit Daun und hinter ihm der gleichfalls methodische Lacy. Doch wird Laudon von Friedrich überraschend angegriffen und im Kampf um die Pfaffenhofener Höhen bei Liegnitz über die Katzbach zurückgeworfen. Der König hat eine ungeheure Gefahr abgewendet, denn nun gehen auch die Russen, die in Schlesien erschienen waren, wieder zurück. Dafür nehmen die Österreicher unter Lacy und die Russen unter Todtleben in einem Doppelangriff (von Sachsen und von der Oder her) am 9. Oktober Berlin, das diesmal eineinhalb Millionen Taler Kontribution zahlen muß und unter Plünderungen leidet. Jedoch am 12. Oktober müssen die Feinde vor dem anrückenden König wieder zurück. Dann eilt der unbezwingliche Friedrich nach Sachsen, wo bei Torgau mit übermächtiger Artillerie Daun eine verschanzte Stellung bezogen hat. Von Norden und Süden greift der verwegene Kämpfer die Kaiserlichen an. Die Tagschlacht geht durch die

Wirkung der gewaltigen, aus 360 Kanonenschlünden gespeisten Kanonade der Österreicher verloren. In der Nacht jedoch rettet General Zieten durch Erstürmung der Süptitzer Höhen die Lage (3. November). Daun geht, Torgau räumend, auf das rechte Elbufer zurück, hält sich aber den Winter über in und um Dresden, Friedrich um Leipzig. Die Festung Glatz ist den Österreichern verblieben. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hat sich Prinz Ferdinand behauptet. Die Russen haben vergebens Kolberg belagert.

1761 ist Friedrich ganz zur Verteidigung gezwungen. Aber auch die Österreicher unternehmen nichts. Laudon kann den Russen Buturlin, mit dem er sich vereinigt, zu keiner Schlacht bewegen. Nach Abzug der Russen nimmt er mit stürmender Hand am 1. Oktober Schweidnitz. Zum ersten Male können die Kaiserlichen in Schlesien überwintern. Hart auf hart liegt man sich hier und in Sachsen gegenüber, während die Russen Kolberg genommen haben. Ferdinand von Braunschweig hat sich gegen die beiden französischen Armeen behauptet. Wiederum sind Friedensverhandlungen an Kaunitz gescheitert. Von den Engländern nach dem Rücktritt Pitts nur schwach unterstützt, verhandelt Friedrich in seiner verzweifelten Lage mit dem Tatarenchan und mit den Türken, um sich Luft zu verschaffen. In diesem Augenblick scheidet Rußland aus. Die Zarin Elisabeth stirbt. Zar Peter III., ein Bewunderer des Hohenzollern, macht am 5. Mai 1762 Sonderfrieden und schließt am 19. Juni ein Bündnis. Im Frieden von Hamburg folgen die Schweden. Friedrich ist über den Berg. Mit russischer Hilfe belagert der König Schweidnitz, als Daun naht, die Belagerung zu stören. Da wird in Rußland Peter III. gestürzt und ermordet, und dessen Gemahlin, die frühere Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst, besteigt als Zarin Katharina II. den Thron. Sie löst das Bündnis und ruft die Armee des Generals Tschernyscheff ab. Auf Friedrichs Bitten verheimlicht dieser drei Tage lang den Befehl zum Abmarsch, so daß die Österreicher, die nicht wissen, wie sie mit den gegenüberliegenden Russen daran sind, am 21. Juli bei Burkersdorf geschlagen werden können. Daun muß nach Böhmen zurück, und Schweidnitz kapituliert am 9. Oktober. 20 Tage später siegt Prinz Heinrich bei Freiberg über die durch die Kaiserlichen verstärkte Reichsarmee. Dresden aber bleibt in der Hand der Österreicher. Im Westen hat Ferdinand von Braunschweig die Franzosen fast überall über den Rhein geworfen. Friedrich der Große kann durch Entsendung kühner Streitscharen nach Süddeutschland zahlreiche Reichsstände zur Neutralität bringen. Auch das Reich erklärt sich am 11. Februar 1763 neutral. Österreichs großer Angriffskrieg ist gescheitert.

In Kanada sind die Franzosen unterlegen. Quebec befindet sich in der Hand der Engländer. Briten und Franzosen haben bereits am 3. November 1762 einen Präliminarfrieden abgeschlossen. Kanada, Florida, Neuschottland und einige Inseln im Mittelmeer werden den Engländern abgetreten.

Österreich und Preußen kommen mühselig an den Verhandlungstisch, obwohl seit Herbst Waffenruhe herrscht. Durch sächsische Vermittlung kommt endlich im Jagdschloß Hubertusburg am 15. Februar 1763 der endgültige Friede zustande. Die Grenzen, um die im Umkreis so viel Blut im Bruderkampf geflossen, bleiben unverrückt. Preußen verzichtet auf Jülich-Berg und verspricht dem Erzherzog Josef seine Stimme für die Kaiserwahl.

Weit über die Kräfte seiner Einwohnerschaft hinaus hat der norddeutsche Jungstaat mit einem Verlust von fast 500000 Menschen dem Ansturm der größten Mächte des Erdteils standgehalten. Es wird fortan keine europäische Angelegenheit mehr geben, in die er nicht sein gewichtiges Wort als Großmacht hineinreden wird. Auch Österreich hat sich als Macht ersten Ranges behauptet. Es berührt tief schmerzlich, die Heere der beiden deutschen Staaten und ihre Feldherrnbegabungen sich im Bruderkampf erschöpfen zu sehen, die vereinigt in der damaligen Welt, beim völligen Verfall des französischen Kriegswesens kein Hindernis gekannt hätten. Wären doch die Opfer für die Westmark gebracht worden, die damals noch in Wesen und Willen urdeutsch war! Deutsche Tragik! Und dabei ist sogleich klar: der Siebenjährige Krieg ist nicht ein Ende, er ist der Anfang neuer Kriege, die nun, schon nicht mehr über Schlesien, sondern weitergehend über die Frage, wem künftig in Deutschland der erste Platz gebührt, auftauchen müssen. So sind in Hubertusburg, wo die beiden Großmächte nach unentschiedenem Ringen auseinandergehen, erst recht die Drachenzähne für unerfreuliche Kriegsernte gesät worden.

Friedrich kehrt von den Schlachtfeldern des langen Krieges am 30. März 1763 nach Berlin zurück. Dem Fackelzug der Stadt entzieht er sich und gelangt durch Nebenstraßen in das Schloß. Ohne den Hof erscheint er beim Dankgottesdienst. Beim Ertönen der Lieder bricht er in Tränen aus. Jugend und Lebensglück hat er auf den Feldern gelassen. Was vom Leben noch übrig ist, gehört dem Wiederaufbau des müden Landes. Die Zeiten der Kunstfreude von Rheinsberg sind vorbei; der König ist ein Einsamer geworden. In Werken des Friedens heilt er die Wunden des Landes. Unvergessen sei die Ansiedelung von 250000 Menschen auf neuer deutscher Scholle. Das Netze- und Warthebruch wird urbar gemacht, fremde Ansiedler werden ins neue Land gerufen. Überall sieht der große Mann, der ganz seiner Herrscherpflicht lebt, persönlich nach. Die Rittergüter werden entschuldet, die Bauern, deren Leibeigenschaft allerdings bis 1794 bleibt, erfahren Erleichterungen. Durch redlichste Verwaltung und Monopole auf Salz, Kaffee und Tabak steigen die jährlichen Einnahmen des Königs von 7 Millionen zu Beginn auf 20 am Ende seiner Regierung. In einem Zollkrieg mit Österreich und Sachsen wird die Industrie gefördert. Zur Belebung des Ostseeverkehrs wird Swinemünde begründet, aber für den Bau der Landstraßen geschieht nichts, um einem eindringenden Feind den Vormarsch zu erschweren. Die Rechtspflege wird

verbessert, das allgemeine Landrecht vorbereitet. Die Schulen werden als Angelegenheit des Staates erklärt. Viel geschieht für die mittleren Lehranstalten. Unter den Hochschulen ragt Halle empor. Leider herrschen die Franzosen in der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Der große Friedrich, der durch seine Taten das Nationalgefühl der Deutschen mächtig belebt hat, steht durchaus im französischen Kulturkreise. Franzosen, vom genialen Voltaire bis herab zu unbegabten Nutznießern, erhalten Gehalt, während Winckelmann, der große Kunsthistoriker, nach Rom gehen muß, sein Brot zu verdienen, während der Kämpfer Lessing zeitlebens ein armseliges Dasein führt. Friedrich ist verständnislos für die deutsche Literatur, obwohl damals bereits das Lebenswerk Klopstocks, die Dramen Lessings in ihrer herben Größe, die besten Werke des formgewandten Wieland und die ersten hinreißenden Würfe Goethes vorliegen. Dabei ist der König ein überströmender Geist und in seinem Sanssouci selbst in Gesellschaft eines Voltaire als Philosoph und Dichter nicht der Nehmende. Am Ende des Siebenjährigen Krieges ist es indes auch mit dem schönsten Leben von Sanssouci vorbei.

In Preußen herrscht der König im Sinne der höchsten Verantwortung vor dem eigenen Gewissen als erster Diener des Staates allein. Er kennt die Menschen als schwach und hinfällig. Er regiert nach Grundsätzen der Gerechtigkeit, wie sie der Philosoph ersehnt und sie der Mächtige allein gestalten kann. Hart ist er, wo er auf Unredlichkeit stößt. Der friderizianische Staat steht hoch über dem gleichzeitigen Frankreich. Friedrich und die Reformen Maria Theresias und Josefs II. haben Deutschland die Umwälzungen erspart, die Frankreich seit 1789 durchmachen mußte. Vorurteilsfrei und edel verkörpert sich die deutsche Aufklärung in diesem König. Der preußische Staat ist ein Staat der Toleranz, in welchem niemandem der Weg zur Seligkeit vorgeschrieben wird.

Eine gewaltige Heeresmacht von 200000 Mann steht dem König zur Verfügung. Die preußische Reiterei ist nun die Hauptwaffe Friedrichs. Immer noch wird das Heer durch Werbungen aufgebracht. Die Inländer bleiben als Reserve für den Notfall weniger herangezogen. Also immer noch keine allgemeine Wehrpflicht! Ganze Städte und Landschaften, auch Berlin, sind vom Militärdienst frei. Am Ende der Regierung Friedrichs macht sich ein gewisser Verfall im Heere geltend, der Dienst veräußerlicht, die stolze Armee ist nicht mehr auf der alten Höhe.

3. Österreich unter Maria Theresia und Josef II.

Die große Kaiserin – Reform der österreichischen Verwaltung und Bildung des Einheitsstaates – Das Heer als Rückgrat des Staates – Ein deutscher Staat – Kaiser Josef in seinem Hunger nach Reformen – Die Teilungen Polens – Der bayerische Erbfolgekrieg – Neuer Versuch, Bayern zu erwerben – Der deutsche Fürstenbund – Wachsende Schwierigkeiten in Österreich – Kaiser Josefs Türkenkrieg und Erkrankung – Der Kaiser stirbt in Verzweiflung – „Ein Despot bist du gewesen, aber einer wie der Tag" – Behutsames Auftreten Leopolds II. – Das kleine Deutschland zur Zeit Friedrichs und Josefs

Jede Wunde und Kampfesnot seiner siebzehn Siege hatte der unvergleichliche Prinz Eugen dem Aufbau der österreichischen Großmacht und mit ihr dem Reiche gezollt. Österreichs Führung in Deutschland zu sichern, galt alle seine spätere Mühe als Staatsmann. Nun hatten sich kurz nach seinem Tode mit sieghafter Gewalt das Genie Friedrichs und die Kraft Preußens Gleichberechtigung neben dem Habsburgerreich erstritten und ihm eine der wertvollsten deutschen Provinzen entrissen. Ja, der Staat selbst war durch den schweren Schlag erschüttert und verdankte seine Ermannung nur der inneren Größe und Tüchtigkeit einer Frau.

Schon mit 16 Jahren ist Maria Theresia zu den Sitzungen des Staatsrates beigezogen worden. In ihrer Ehe, die mit 15 Kindern gesegnet war, glücklich, hat sie dem unbedeutenden Gemahl keinen Einfluß auf ihre Politik gewährt. Wohl abgemessen sind ihre Entscheidungen im Interesse ihrer Länder und Untertanen. Eifrig religiös, räumt sie der Geistlichkeit keinen Einfluß auf ihre staatlichen Entscheidungen ein. Die Kirche Österreichs wird unter ihrer Herrschaft vom Staate beaufsichtigt. Das evangelische Bekenntnis bleibt in Österreich verboten. Ja, sie zwingt sogar Protestanten der Alpenländer, nach Siebenbürgen auszuwandern. Hier haben sie allerdings das deutsche Element wacker verstärkt. Anders als Friedrich II. hat sich die Kaiserin der Aufhebung des Jesuitenordens gefügt. Wie alle großen Herrscher versteht sie es, sich mit bedeutenden Ratgebern und markanten Köpfen zu umgeben. Der maßgebendste ist der Fürst Kaunitz, Lenker der österreichischen Schicksale unter ihrer und ihrer Söhne Regierung, ja auch noch zu Beginn der des Kaisers Franz. Er ist der Begründer des Ministeriums des Äußeren, der K. K. Haus-, Hof- und Staatskanzlei. Im Innern sind Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz, Graf Rudolf Chotek und später Graf Friedrich Hatzfeld bestimmend. Mit ihrer Hilfe hat die Kaiserin einen veralteten Staat unter den Eindrücken der ersten schlesischen Kriege reformiert. Die Ergebnisse zeigen sich bereits im Siebenjährigen Krieg. Regierung und Gerichtsbarkeit der Stände verschwinden. Ein Direktorium wird für die österreichischen Länder geschaffen, später die vereinigte böhmisch-österreichische Hofkanzlei. Die Finanzen finden eine andere Pflege als früher. Auch Klerus und Adel müssen nun Steuern zahlen. Handel und Industrie werden gefördert, das Heer wird als Rückgrat des

Staates von Daun und Lacy geschult. Die Kaiserin gründet die Theresianische Militärakademie in Wiener-Neustadt. Der von ihr gestiftete Militär-Maria-Theresien-Orden wird die höchste Auszeichnung der kaiserlichen Armee. In Friedenszeiten gründlich erneuert, hat sich das österreichische Heer dem preußischen später ebenbürtig gezeigt. Die Artillerie wird seine Hauptwaffe. Die Kaiserin ist die Gründerin der österreichischen Volksschule. Abt Felbiger von Sagan, der auch Friedrich dem Großen diente, hat ihre Organisation eingeleitet. Für die Hochschulen ist Gerhard van Swieten wertvoller Ratgeber. Doch sind sie für die Kaiserin vor allem Staatsanstalten zur Heranbildung tüchtiger Beamter. Trotz seiner Vielgestaltigkeit ist der Staat Maria Theresias ein deutscher. Der Hof ist wieder deutsch, die spanische Etikette gelockert. Die Kaiserin verkörpert den Geist des besten Österreichertums. Es ist die Gabe, mit Fremdem fertig zu werden, unvermerkt und mit sanfter Hand die Mittel-, Klein- und Bruchvölker des südöstlichen Mitteleuropa an das schützende deutsche Volk und seine größeren Geschicke zu binden, das Vielgestaltige zu einer Einheit zu bilden und ohne viel Aufhebens, ohne straffe Unterordnung und hartes Kommandowort dennoch dem Ganzen dienstbar zu machen. Die Kaiserin weiß die Aristokratie nach Wien zu ziehen, auch die magyarischen und tschechischen Adeligen verbringen zumindest den Winter in der Hauptstadt und sind auf dem Wege, eingedeutscht zu werden. Die Verwaltung durch die Kreisämter ist gleichfalls eine deutsche, das Deutsche wird die Sprache der Gebildeten. Besonders in Böhmen und Mähren wirken hier die Volksschulen viel. Eine segensvolle Tat ist es, daß wieder 40000 deutsche Bauern aus den Rheinlanden, Franken und Lothringen in Südungarn Aufnahme finden. Eifriger wird das Reformstreben, zum Teil überhastet, als Josef Mitregent seiner Mutter wird. Der alte Kaiser ist 1765 gestorben, und Josef II. (1765—1790, s. Bildtafel 22) darf sich nun im Heerwesen und in der äußeren Politik ausleben. Alles andere behält sich die erfahrene Kaiserin vor. Aber Josef erreicht 1766 doch schon die Aufhebung der Folter, die in Preußen schon abgeschafft ist, während die Nemesis theresiana noch sehr streng gewesen war. Die Auswirkungen der theresianischen Zeit haben die lange Dauer der Habsburgischen Monarchie, auch als sie bereits als unzeitgemäßer Fremdkörper erschien, ermöglicht. Wären ihre Nachfolger den gleichen Weg gegangen, so wäre ein deutsches Österreich vom Rhein bis zu den transsylvanischen Alpen entstanden. Aber Maria Theresia und ihr edler Sohn stehen völlig allein. So haben sich die Aussichten ihrer Herrscherzeit nicht erfüllt.

Auch nach Hubertusburg bleibt Frankreich an die Politik von Kaunitz gebunden. Darum braucht Preußen den Anschluß an Rußland, zumal als 1763 August III. von Sachsen, der auch König von Polen ist, stirbt. Was soll aus dem zerrissenen, durch Korruption und seine unmögliche Verfassung erschüt-

terten Polen werden? Katharina ist gegen eine neue sächsische Kandidatur. Sie will zerrüttete Verhältnisse in Polen, ebenso wie auch Friedrich. Daher einigen sich Zarin und König (11. April 1764) zur Garantie der polnischen Wahlfreiheit, zur Abwehr des Eindringens fremder Truppen in Polen. So können sie die Wahl Stanislaus Poniatowskis, des früheren Günstlings der Kaiserin Katharina, durchsetzen. Österreich und Frankreich, die den Sachsen wollten, haben sich schließlich gefügt. Als aber Poniatowski kräftiger auftritt, muß er alsbald in Wien Hilfe suchen. Und zwischen Österreich und Rußland droht der Krieg. Doch weicht das Habsburgerreich zurück, als es Preußen an Rußlands Seite erblickt. Die Verhältnisse in Polen bleiben unhaltbare. Durch einen Besuch Kaiser Josefs bei Friedrich in Neiße (25. August 1769) und durch einen Gegenbesuch Friedrichs in Mährisch-Neustadt nähern sich Habsburg und Hohenzollern, um gemeinsam zwischen Rußland und der Türkei, die gegeneinander Krieg führen, zu vermitteln. Als Katharina die Vermittlung zurückweist, verleibt Österreich die bereits im Jänner besetzten, an Ungarn angrenzenden Starosteien und die deutschen Städte der Zips seinem Staate ein. Daraufhin erreicht Friedrich von Katharina das Zugeständnis, Westpreußen besetzen zu können. Nun wird durch Kaiser Josef und Kaunitz auch Maria Theresia für die Aufteilung Polens gewonnen. Am 5. August 1772 willigt sie in die von Rußland und Preußen bereits beschlossene Teilung. Österreich erhält Galizien mit drei Millionen Einwohnern und einer Fläche von 1280 Quadratmeilen, Preußen 600000 Einwohner und 645 Quadratmeilen, Westpreußen ohne Danzig und Thorn, Rußland aber das größte Gebiet, Weißrußland bis zur Düna. Nach der damaligen Abschätzung, die nach Fruchtbarkeit des Bodens und Zahl der erworbenen Seelen fragt, hat Österreich den fettesten Brocken davongetragen. In Wirklichkeit ist Preußens Erwerbung wertvoller, nicht nur wegen der Landverbindung nach Ostpreußen, sondern weil es deutsches Land neu erworben hat, während Österreich das bunte Bild seiner Nationen um die Ruthenen und die anspruchsvollen, innerlich nie mit dem Staate verwachsenen Polen vermehrte. Beide deutsche Staaten müssen in den neu erworbenen Gebieten mit unsäglicher Mühe eine beispiellose Verlotterung in Ordnung bringen. Sie sind Lehrmeister der Polen geworden und mußten schließlich dafür Undank ernten. Es ist eben sinnlos, ein Gebiet, das ewig Fremdkörper bleiben muß, einzuverleiben. Mit der Erwerbung Polens glitt Österreich aus seinem durch die Alpen, die Sudeten und den Donaulauf bestimmten und gesicherten Grenzbereiche in den unbehüteten podolischen Raum, der sicheren Feindschaft mit Rußland entgegen. Sein deutsches Staatsvolk aber wurde durch diese Erwerbung hoffnungslose Minorität, was allerdings erst im Zeitalter der Demokratie und des Liberalismus offenkundig werden sollte.

Der polnische Reichstag mit seinem käuflichen Adel bestätigt die Abtretung der losgerissenen Gebiete. Preußen vergrößert sein Gebiet noch durch die

Besetzung des Netze-Distrikts. Österreich aber, um ein Gleichgewicht gegen die neuen russischen Erwerbungen zu besitzen, läßt sich als Entschädigung für an die Türkei gezahlte Hilfsgelder die nördlichsten Täler der Moldau, Bukowina genannt, die Verbindung zwischen Galizien und Ungarn, am 7. Mai 1775 abtreten.

Österreichs Politik nach Hubertusburg hält im Bunde mit Frankreich das hoch emporgeschossene Preußen im Zaum. Allerdings ist Maria Theresia sehr friedliebend geworden. Aber die Hofburg muß nach dem endgültigen Verlust Schlesiens darauf bedacht sein, ein anderes deutsches Land zu erwerben, um nicht ins Hintertreffen gegen Preußen zu gelangen. In Bayern sucht man den Ersatz. Die bayrische Linie der Wittelsbacher erlischt am 30. Dezember 1777. Josef und Kaunitz sind sogleich entschlossen, Bayern und die Oberpfalz zu erwerben, wie dies der habsburgischen Politik bereits seit dem Beginn des Jahrhunderts vorschwebt. Rechtsgründe? Eine Belehnung von 1426 durch Kaiser Sigmund und das Recht des Kaisers, erledigte Reichslehen an sich zu ziehen! Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz erkennt die kaiserlichen Rechte an. Der behäbige Herr hat keine Lust, von Mannheim nach dem rauhen München zu übersiedeln, und ist selber kinderlos. Ein Vertrag wird abgeschlossen, und die österreichischen Truppen rücken im Jänner 1778 in Bayern ein. Friedrich, auf das höchste besorgt, erhebt auf dem Reichstag zu Regensburg Protest, ebenso der Erbe des Pfälzers, Karl von Pfalz-Zweibrücken. Diesmal ist auch Sachsen, das selber Ansprüche erhebt, auf der Seite Friedrichs, als infolge der beiderseitigen Unnachgiebigkeit durch den Einmarsch preußischer Truppen in Böhmen am 5. Juli 1778 der Bayrische Erbfolgekrieg beginnt. Frankreich versagt Österreich die Hilfe, obwohl durch die Ehe Ludwigs XVI. mit Maria Antoinette, der Tochter der Kaiserin, die Verbindung der beiden Staaten noch inniger geworden ist. Das Zarenreich bleibt mit den Türken in Krieg verwickelt, fern. Die Österreicher, wo der Kaiser und Lacy befehlen, halten sich in der Verteidigung. Ihr Hauptheer unter Laudon nimmt eine feste Stellung an der Elbe ein. Wegen Verpflegungsschwierigkeiten müssen die Preußen Böhmen wieder räumen. Im nächsten Jahre kommt es nicht mehr zu Kampfhandlungen, da die Kaiserin durch ihren Vertrauensmann Thugut mit Friedrich Verhandlungen angeknüpft hat. Österreich weicht im Frieden von Teschen einem drohenden russischen Eingreifen aus (13. Mai 1779). Es erhält das Innviertel, muß aber die Ansprüche auf Bayern fallen lassen. Frankreich und Rußland übernehmen die Bürgschaft des Friedens. Preußen wird der Anfall der fränkischen Herzogtümer Ansbach und Bayreuth für die Zukunft gesichert. Der russische Einfluß ist deutlich geworden. Dieser Einfluß wird wachsen bis zum Tage einer endgültigen Entscheidung zwischen Österreich und Preußen.

Josef ist nun bemüht, die preußisch-russische Freundschaft zu lockern. Er reist

nach Petersburg (April 1780). Preußen will die Wahl des jüngsten Sohnes Maria Theresias zum Koadjutor von Köln und Fürstbischof von Münster verhindern. Aber die Kaiserin erreicht im August 1780 die Erfüllung ihres Wunsches. Es ist ihr letzter Erfolg. Am 29. November 1780 stirbt die erst 63jährige Frau, eine der größten Herrscherinnen der Geschichte. Nun wird ihr glühend ehrgeiziger Sohn bemüht sein, Österreich noch über die Reformen der Mutter hinaus zu modernisieren und, von Kaunitz unterstützt, in der europäischen Politik eine energische Tonart anzuschlagen. Im Mai 1781 kommt das Bündnis mit Rußland zustande, in Form zweier Briefe der Herrscher. Die Zarin will das griechische Kaisertum, Josef aber den ganzen westlichen Balkan und die venetianische Terra ferma. Zugleich bleibt das Bündnis mit Frankreich, wenn auch abgekühlt, bestehen. 1782 erreicht Kaiser Josef, eine Verlegenheit der Holländer benützend, die Aufhebung des Barrierevertrags. Aber bei dem Versuch, die Öffnung der Schelde zu erreichen, stößt er auf den entschlossenen Widerstand der Generalstaaten und muß sich durch französische Vermittlung mit einer Grenzberichtigung und Geldentschädigung begnügen. Im Reich versucht der Kaiser, freiwerdende geistliche Ämter mit Mitgliedern seines Hauses zu besetzen. Die geistlichen Reichsstände verletzt er, indem er ihre österreichischen Besitztümer und Domänen säkularisiert. Das energische Auftreten Josefs als Kaiser ruft Mißtrauen hervor. So kann Friedrichs Plan, eine Union der deutschen Fürsten gegen Österreich zu bilden, Aufnahme finden. Die Hartnäckigkeit des Habsburgers in seinen bayrischen Plänen ermöglicht ihm dies. Josef will den Pfälzer zu einem Austausch Bayerns mit Belgien bewegen, wobei der Kaiser, um den Handel lockender zu machen, einer Erhebung Belgiens zum Königreich Burgund seine Zustimmung geben möchte. Zugleich will er den Erzbischof von Salzburg gegen Überlassung von Luxemburg, Limburg und Namur aus dem Lande haben. So könnte ein geschlossenes österreichisches Territorium im Süden Deutschlands entstehen. Die Zarin hat bereits zugestimmt, aber vor dem Widerstand der deutschen Fürsten gewarnt. Wieder schlägt Karl von Pfalz-Zweibrücken Lärm, obwohl ihn der russische Gesandte zugunsten des Projektes bearbeitet. Karl verständigt Friedrich. Frankreich lehnt die Unterstützung des Kaisers ab, und Josef muß schweren Herzens den großen Plan vorläufig aufgeben. Der Preuße aber hat den Vorteil aus der Unternehmung. Er benützt das allgemeine Mißtrauen der Reichsstände gegen den Kaiser und kann nun nach langen, vergeblichen Bemühungen früherer Jahre zunächst Hannover, dann Sachsen gewinnen, und am 23. Juli 1785 mit ihnen den Dreifürstenbund zur Wahrung der Reichsverfassung und gegen den beabsichtigten Ländertausch abschließen. Trotz Abmahnung durch den Kaiser treten Sachsen-Weimar, Pfalz-Zweibrücken, Anhalt, Braunschweig, Baden, später auch Hessen bei. Der Freiherr vom Stein bringt auch den Erzbischof von Mainz zum Anschluß, wodurch die Union ihr

protestantisches Gepräge verliert. Doch mißlingt dem hohenzollerschen Unterhändler, Minister **Hertzberg**, die Einrichtung einer Bundesarmee, die unter preußischer Führung gestanden hätte, durchzusetzen. Jedenfalls, der Hohenzollernstaat ist nun der Schützer der Reichsstände, der wirksame Gegner des alten Habsburgerreiches. Es ist des großen Soldaten letzter Erfolg. Seit Neujahr 1785 schwer leidend, stirbt er am 17. August 1786 in Sanssouci, wo er noch immer eine Tafelrunde aufrechterhalten. Seine Gefährten von ehedem waren lange dahin, oder, wie Voltaire († 1778) und D'Alembert einige Jahre früher, wie Ziethen kurz vor ihm dahingegangen. Seinem Neffen und Nachfolger, dem völlig unbedeutenden **Friedrich Wilhelm II.** (1786—1797), hinterläßt Friedrich der Große eine unbesiegte Armee und einen Großstaat.

Der Mann aber, dem Friedrich Vorbild und Gegner zugleich gewesen, der Kaiser Josef II., steht selber dem Ausgang seines an Enttäuschungen überreichen Lebens nicht mehr ferne. Es gelingt ihm noch, die geistlichen Kurfürsten für sich zu gewinnen und so den Fürstenbund einzuschränken. Einen Augenblick taucht damals die Möglichkeit eines deutschen Nationalkonzils auf, indem Mainz, Köln, Trier und Salzburg gegen Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München Einspruch erheben. Die Erzbischöfe erkennen gemäß der Schrift des Trierer Weihbischofs **Febronius von Hontheim** wohl den Primat des Papstes, aber nicht seine unbeschränkte Gewalt an. Der Kaiser fällt zu ihren Gunsten einen Spruch des Reichshofrates, kann sich aber, in den letzten Streit seines Lebens verwickelt, ihrer Sache nicht mehr annehmen. Mit seinem frühen Tode sind die stolzen Pläne gefallen.

Mit fieberhafter Eile hat Josef in Österreich reformiert. Er sorgt voll persönlichen Ehrgeizes dafür, daß alle die gleiche Gerechtigkeit erfahren. Unter dem Namen Graf **Falkenstein** hat er noch vor seinem Regierungsantritt sein Reich, aber auch andere Staaten bereist, um sich ein unbefangenes Bild zu machen. Sein Geist, der den Zeitpunkt der Reformen nicht abwarten kann, setzt sich, der Wirklichkeit vorauseilend, über alle Hemmnisse hinweg, um schwerste Enttäuschung zu erleben. Josef ist Zentralist. Die Stände haben wirklich nichts mehr zu sagen. Österreich wird in acht Provinzen mit Landesregierungen eingeteilt. In der Rechtsprechung wird ein straffer Instanzenzug eingerichtet. Der erste Teil des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches erscheint. In ihm ist die Ehe als bürgerlicher Vertrag dem Einfluß der Kirche entzogen. Die Strafgesetzgebung wird gemildert. Der Kaiser wünscht keine Vollstreckung von Todesurteilen. Die Einfuhr der meisten ausländischen Waren wird verboten, die Ausfuhr prämiiert. Die Zünfte werden aufgehoben, Fabriken errichtet. Peinlich genau werden die Finanzen geordnet. Nach neuer Vermessung, die allerdings zum Teil sehr flüchtig ist, wird im Februar 1789 eine Grundsteuer erlassen, die freilich nicht mehr zur Durchführung kommt. Der Kaiser erstrebt einen sorgfältig ausgebildeten Beamtenkörper, dessen

Dienstleistung er peinlich überwacht. Maßgebend ist nur sein Wille. Nicht einmal Kaunitz kommt so recht zur Geltung. Da dieser Habsburger nur auf ehrliche, greifbare Arbeit hält, löst er alle der Beschaulichkeit dienenden Klöster auf — 738 von den bestehenden 2062, wodurch 36000 von den 63000 Klosterleuten brotlos werden. Aus dem Vermögen der Klöster gründet der Staat den Religionsfond, der sich trotz mancher Zerstörung und Vergeudung bei der Auflösung auf zwei Millionen Gulden stellt. Von diesem Gelde werden die Weltgeistlichen versorgt und fromme Stiftungen genährt. Josef greift auch sonst in die kirchlichen Angelegenheiten ein. Die Ordensgeistlichen dürfen mit Oberen außerhalb des Staates nicht verkehren, Geldsendungen und Appellationen nach Rom werden verboten, die Befugnisse der einheimischen Bischöfe aber erweitert. Auch die innere Ordnung beeinflußt der Kaiser. Er will einen einfachen Gottesdienst und bezeichnet genau die statthafte Zahl von Kerzen bei der Messe. Er verbietet Prozessionen und Wallfahrten und feierliche Begräbnisse. Sein eigener Sarg ist der einfachste unter allen, welche die Kapuzinergruft in Wien birgt. Vergebens versucht der Papst Pius VI., durch persönlichen Besuch in Wien — ein unerhörtes Ereignis — den Kaiser zur Zurücknahme seiner Verordnungen zu bringen. Josef, auch bei seinem Gegenbesuch in Rom unnachgiebig, droht für den Fall, daß der Papst sich nicht fügt, mit Loslösung der österreichischen Kirche. Die Volksschule in Österreich wird weitergeführt. An den Mittelschulen kommen die Schlußprüfungen auf. Von den Universitäten bleiben nur die Wiener, die Prager und die neue in Lemberg bestehen. Die übrigen werden zu Lyzeen gemacht. Die Geistlichen müssen staatliche Generalseminarien besuchen, das Collegium Germanicum in Rom darf durch Österreicher nicht mehr besucht werden. Kaiser Josef erhebt das Burgtheater zu einem Hof- und Nationaltheater. Durch freiere Handhabung der Zensur können die Stücke der deutschen Klassiker Eingang finden. Eifrig wird für Kranke und Hilflose gesorgt. Das allgemeine Krankenhaus in Wien, das Taubstummen-Institut, Irrenhäuser, wenn auch noch in der barbarischen Form des Narrenturms, Waisen-, Rettungs- und Besserungshäuser werden errichtet. Zwei Verordnungen zeigen den Kaiser im vollen Licht. Das Toleranz-Patent vom 13. Oktober 1781 gibt den Protestanten die Möglichkeit zur privaten Ausübung des Gottesdienstes. Im gleichen Jahre erlangen allerdings auch die Juden Zulassung zu öffentlichen Schulen, Ämtern, Fabriktätigkeit und Güterpacht. Das entspricht der Denkungsweise der Aufklärung, die in ihrer Naturferne den Begriff von Nation und Rasse nicht kennt. Ihr Kind, der Liberalismus, hat uns denn auch die volle Emanzipierung der Juden, schließlich ihre Vorherrschaft gebracht. Die zweite Verordnung ist die Aufhebung der Leibeigenschaft sogleich nach seinem Regierungsantritt. Die Armee findet, von Lacy geleitet, die größte Fürsorge durch den Kaiser. Zur einheitlichen Verwaltung seiner Länder führt

Josef 1784 das Deutsche als Amtssprache ein, auch jenseits der Leitha, wo es vorher das Lateinische gewesen. Diese Verordnung, segensreich in den böhmisch-österreichischen Ländern, macht in Ungarn böses Blut. Josef hat auch dieses deutsch verwaltet und in zehn Kreise eingeteilt. Die Kronen von Böhmen und Ungarn ließ er, eine Krönung verschmähend, in die Wiener Schatzkammer wandern, wohin in den napoleonischen Kriegen auch die deutsche Kaiserkrone gelangte. Der Kaiser erblickt als folgerichtiger Aufklärer in Kronen, feierlichen Akten, Privilegien und altem Brauchtum nur verstaubten Moder. An diesem Irrtum ist er gescheitert. Weltklugheit, Erkenntnis der Bedeutung des Herkommens hätten notgetan.

In der äußeren Politik Josefs bleibt Kaunitz mit der Parole der Feindschaft gegen Preußen bestimmend. Der Kaiser besucht die Zarin in der Krim, wo er die Potemkinschen Schwindeleien durchschaut. Vergebens hofft er, seine Bundesgenossin von einem Krieg gegen die Türken fernzuhalten. Als die Pforte selber den Krieg erklärt, nimmt Josef teil, um das Umsichgreifen Rußlands auszugleichen (9. Februar 1788). Aber die großen Hoffnungen des Kaisers erfüllen sich nicht. Die österreichischen Truppen sind glänzend ausgebildet und 280000 Mann stark, jedoch durch Lacy, den Feldherrn der Defensive, zu sehr verzettelt. Die Türken können nach einem Sieg bei Mehadia in das Banat vordringen. Durch Krankheit geschwächt und zu ihrer Führung bald ohne Vertrauen, lassen sich die Kaiserlichen sogar zu fluchtartigem Rückzug verleiten. Der in dieser Lage allein helfen kann, der Sieger von Kunersdorf, ist im Kommando gegen Lacy, den Freund des Kaisers, zurückgesetzt und kämpft mit einem Heeresteil erfolgreich in Kroatien. Die Russen haben Erfolge: Potemkin erstürmt Otschakow. Im nächsten Jahre tritt endlich eine glückliche Wendung ein. Prinz Josias von Koburg siegt im Verein mit Suworow bei Fokschani und bei Martinesti am Rymnik und säubert die Walachei. Der nun endlich mit der Führung der österreichischen Hauptarmee betraute alte Schlachtenheld Laudon nimmt am 8. Oktober 1789 Belgrad und bringt Semendria und Passarowitz in seine Hand.

Aber schon hat der Kaiser, schwerkrank und innerlich gebrochen, das Heer verlassen. Die außenpolitische Lage ist verzweifelt. Der Hohenzollernstaat hat sich mit England und Holland verbündet, Frankreich aber geht schweren Tagen entgegen und ist für Österreich kein wertvoller Bundesgenosse mehr. Die Russen wieder werden durch einen Krieg mit den Schweden gelähmt. Nun zögert auch noch der Sultan mit dem Abschluß eines Friedens. Der Preuße aber schließt Ende Jänner 1790 ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Pforte ab. Seit Spätherbst 1789 verhandelt Hertzberg in Berlin mit den Ungarn, die wegen der Zentralisierung und Germanisierung des Kaisers dem Aufruhr nahe sind. Unheimliche Wolken steigen über dem Habsburgerreich auf, bis es im fernen Belgien

wegen der Reformen Kaiser Josefs auf dem kirchlichen Gebiet zu einer Empörung kommt. Das Statthalterpaar, Erzherzogin Maria Christine und ihr Gemahl, der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, versagen. Verschwörer, die sich außerhalb der Provinz gesammelt haben, fallen Ende Oktober 1789 in Belgien ein, wo die Kaiserlichen auch Brüssel räumen müssen. Nur Luxemburg ist noch österreichisch. Der Klerikalismus und die junge Demokratie von Belgien gründen nach dem Muster der Niederlande die Vereinigten Belgischen Staaten. Preußen, England und Holland erkennen den neuen Staat eilfertig an.

Unter dem Eindruck dieser Hiobsposten bricht der Kaiser zusammen. Kaunitz kann ihn zur Zurücknahme aller Reformen, die Ungarn betroffen hatten, mit Ausnahme der Aufhebung der Leibeigenschaft bewegen. Der Habsburg-Lothringer, der von allen Mitgliedern seines Hauses das Größte plante und es mit reinstem Herzen und unbedingtester Entschlossenheit durchführte, hat völligen Schiffbruch erlitten. Am 20. Februar 1790 stirbt der Kaiser, neben Friedrich der größte Monarch des aufgeklärten Absolutismus, zum Unterschied von diesem aber zu hastig und unelastisch, zu wenig in der Gegenwart lebend, durch das Erstreben von Unmöglichem auch das Mögliche von seinen Plänen schließlich entkräftend. Sein Bruder und Nachfolger, Leopold II., muß auf einem Trümmerfeld neu aufbauen.

Die Deutschen der alten österreichischen Monarchie haben in diesem Kaiser, der Österreich zu einem zentralistischen deutschen Staat formen wollte, den edelsten Vertreter des Herrscherhauses erblickt. Die vielen Josefsdenkmäler in den Sudetenländern gaben dieser Empfindung Ausdruck, ebenso der Haß, mit dem die Tschechen nach der Vergewaltigung der Sudetendeutschen durch den Frieden von St. Germain gegen diese Wahrzeichen in den deutschen Städten wüteten. So rückt der Kaiser, dem im Leben schließlich alles mißglückte, in die Reihe der nationalen Patrone des deutschen Südostens, der ihm Unendliches hätte verdanken können, wenn er mit seinen Maßnahmen durchgedrungen wäre. Das Heftige und Herrische an diesem Sohn der großen Kaiserin hat hohen Idealen gegolten, und so bleibt das Urteil treffend, das Anastasius Grün diesem „Menschenfreund auf dem Kaiserthron" gewidmet hat: „Ein Despot bist du gewesen, aber einer wie der Tag, dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag."

Kaiser Leopold II. (1790—1792), der früher die Regierung Toskanas geführt, wo er als Monarch der Aufklärung in Rechtswesen, Unterricht und Finanzen, kirchlichen Verhältnissen und Wirtschaft Reformen zuwege brachte, übernimmt den zusammenbrechenden Staat. In Italien geschult, eingeweiht in die Ränke uralter italienischer Politik, ebenso geduldig wie klug, nüchtern und realpolitisch, leitet er nun die Geschäfte, die er durch emsigen Briefverkehr mit dem Bruder genau kennt. Die Klärung einer Lage, wo das ferne Belgien von den Flammen der Empörung fast schon verzehrt ist, wo Ungarn

bereits einen neuen König sucht, die Armee auf fernem Kriegsschauplatz gebunden ist, das mächtige Preußen aber sich anschickt, verbündet mit den Türken über Österreich herzufallen, das ohne mächtigen Freund dasteht, ist wohl ein Meisterstück zu nennen. Der König reicht Preußen die Hand zur Verständigung. Auch als dieses zunächst ablehnt und seine Truppen mobilisiert, wirkt Leopold geduldig im Sinne der Verständigung weiter. Es gelingt ihm, den schon zum Krieg entschlossenen Staat in Reichenbach an den Verhandlungstisch zu bringen, da er zielbewußt auftritt, während der schwelgerische Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. gänzlich in der Hand verschieden ratender Günstlinge ist, deren Rat ihm mehr gilt als der des Ministers Grafen Hertzberg. Bei den Reichenbacher Unterhandlungen verlangt Preußen plötzlich von Österreich in ultimativer Form die Zustimmung zu einem Frieden mit der Türkei ohne Gebietserwerb. Der König hofft auf Ablehnung. Aber Leopold entwaffnet die schon schlagfertige Faust, indem er das Ultimatum annimmt, wenn auch schweren Herzens, da er so seine russischen Bundesgenossen preisgeben muß. Den Frieden zwischen Österreich und der Türkei vermittelt Preußen. Der alte Kaunitz aber, überzeugt von der Unversöhnlichkeit des preußisch-österreichischen Gegensatzes, spricht die grollenden und prophetischen Worte: „Wenn je die Schwerter von Österreich und Preußen noch einmal zusammenschlagen, so werden sie nicht eher in die Scheide zurückkehren, als bis die Entscheidung gefallen ist, ganz ehern und unwiderruflich."

Nun kann Leopold die Erbländer beruhigen. Der staatskluge Sohn Maria Theresias hebt die Grundsteuern, die Generalseminare und die Gottesdienstordnung auf. Die andern Ansprüche der Stände weist er ab. Adel und Städte geschickt gegeneinander ausspielend, erreicht er mit Ungarn die Einigung. Die lateinische Amtssprache wird hier wieder eingeführt. Siebenbürgen erhält eine eigene Hofkanzlei, seine Verfassung der drei Nationen, der Deutschen, der Szekler und der Ungarn, wird erneuert. Zur Beruhigung läßt sich Leopold in Prag zum König krönen. Belgien aber, wo die Rebellen uneinig sind, kann 1790 ohne besonderes Blutvergießen durch General Bender wieder erobert werden. Preußen und den Seemächten gegenüber verpflichtet sich Leopold, Verfassung und Privilegien der Niederländer zu achten und die Reformen Kaiser Josefs aufzuheben. Als Frucht seiner Verständigungspolitik erreicht Leopold am 30. September 1790 die einstimmige Wahl zum Kaiser. Der Fürstenbund löst sich faktisch auf, die Pläne Hertzbergs haben sich durch die Fahrigkeit und Beeinflußbarkeit Friedrich Wilhelms nicht erfüllt. Preußen büßt auch die Freundschaft Englands bald wieder ein. Es ist ein karger Ersatz für den Mißerfolg in der großen Politik, daß der letzte Markgraf Karl Alexander schon zu seinen Lebzeiten Ansbach und Bayreuth der preußischen Linie der Hohenzollern überläßt.

Österreich aber, durch Leopolds Geschicklichkeit einer lebensgefährlichen

Krise entgangen, schließt am 4. August 1791 mit den Türken den Frieden von Sistowa, der ihm allerdings nur eine kleine Grenzberichtigung einbringt, obwohl die kaiserlichen Truppen unter der Führung von Clerfayt noch am 26. Juni 1790 einen Sieg bei Kalafat davongetragen haben. Die Russen, die siegreich weiterkämpfen, erhalten im Frieden von Jassy das Land zwischen Dnjestr und Bug. Die Hoffnung der Balkanslawen wendet sich fortan ihnen zu.

Der Habsburgerstaat hat sich wieder gefestigt. Sein Gegner Hertzberg ist am 5. Juli 1791 entlassen worden. Österreichische Exekutionstruppen stellen gegen die Meinung Preußens die alten Verhältnisse in Lüttich wieder her, wo der Bischof vom Volke vertrieben worden war.

Wetteifernd mit den Höfen von Versailles, hatten die kleinen deutschen Fürstenhöfe den französischen Prunk und die Herrlichkeit der Lustschlösser, das leichtfertige Leben im Glück der Sinne, ein Dasein der Schönheit des Augenblicks und der Gedankenlosigkeit gegenüber der Zukunft nachgeahmt. Den schlecht gehaltenen Untertanen abgepreßt oder aus französischen und englisch-holländischen Subsidien zusammenschmarotzt, entstehen die heiteren Schlösser der Rokokozeit. Da ist Bruchsal, Stein gewordene Melodie der Freude, Schwetzingen bei Mannheim mit seinem herrlichen Park, die bayrische Amalienburg, die Residenz von Würzburg und die Meisterwerke des Rokoko in Sachsen. Mit dem Auftreten Friedrichs suchen dann die besseren Fürsten, seinem Ideal zu folgen und erste Diener ihres Staates, Wegbereiter der neuen aufgeklärten Zeit und Verbesserer der Welt oder wenigstens des eigenen Landes zu werden. Unter diesen Fürsten erscheint der Name Karl August von Sachsen-Weimar, dessen kleine, nicht einmal 7000 Einwohner zählende Hauptstadt Weimar eine Stätte unsäglicher Wirkungen und unlöschbarer Verpflichtung wird, wo, vom Herzog berufen, Johann Wolfgang Goethe seit 1775 sein Leben verbringt und fast alle seine großen Werke nach dem „Götz“ und dem „Werther“ geschaffen hat. Hier lehrt ein Herder, dichtet ein Wieland, hier ist es, wo der gewaltige Friedrich Schiller sich „nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnte“, wo er seine letzten großen Dramen schuf, abgerungen der Qual eines zusammenbrechenden Körpers. Neben dem Weimarer Herzog ist auch Karl Theodor von der Pfalz ein Förderer der Künste. Sachsen zeigt nicht mehr den Glanz der Zeit der beiden Auguste. Der Siebenjährige Krieg, in den es durch die Ruchlosigkeit des Ministers Brühl gehetzt wurde, hat seinen Reichtum untergraben. Gut ist, daß die polnische Krone, die zur Großmannssucht verleitete, nicht mehr auf dem Haupt des Kurfürsten sitzt. Der Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel ist es, der Lessing nach Wolfenbüttel berufen hat und ihm eine, wenn auch kärglich entlohnte Dauerstätte gewährte. In Hannover, dessen Kurfürst als König von England außerhalb des Landes weilt, entfremdet sich das Herrscherhaus von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr dem Lande. Der Adel

führt hier ein selbstsüchtiges Dasein. An dieser Stelle muß auch jenes Friedrich II. von Hessen-Kassel gedacht werden, der sich einen Königsschatz aus Untertanenleibern erworben hat, indem er 1776 den Engländern in einem wahren Blutvertrag 12000 seiner Landeskinder für den amerikanischen Krieg verkaufte, ein blendendes Geschäft, da jeder Todesfall besonders vergütet wird. Dieser ruchlose Verräter des ihm anvertrauten Volkes hat sich in Kassel als „Vater des Vaterlandes" ein Denkmal errichten lassen. Ein anderer Tyrann ist der Herzog Karl Eugen von Württemberg, der sein Land bedrückte, um das Geld für seine Mätressenwirtschaft herauszuholen. Vom Reichshofrat mit Mühe mit seinen Ständen ausgesöhnt, gelobt er Besserung, bleibt aber immer noch ein Tyrann. 1786 verkauft er ein ganzes Regiment von Landeskindern der holländisch-ostindischen Kompagnie für das Kap der Guten Hoffnung. Den Dichter Daniel Friedrich Schubart aber, der dies in seinem Kaplied und in der „Fürstengruft" geißelte, wirft er auf 10 Jahre in die Kasematten der Feste Hohenasperg. Auch auf der Jugend Schillers lastet er mit seiner gewalttätigen, soldatenspielenden Pädagogik.

Erfreulich wirkt neben diesen Erscheinungen der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der sein Land durch den Anfall von Baden-Baden einigt, die Folter beseitigt und die Leibeigenschaft aufhebt. In Bayern wird unter Max Joseph das Schulwesen gefördert, das dann unter seinem Nachfolger wiederum der Klostergeistlichkeit verfällt, als sich Karl Theodor nach Entlarvung des von dem Ingolstädter Professor und ehemaligen Jesuiten Weißhaupt gegründeten Illuminatenordens der Kirche zuwendet. Auch in den geistlichen Gebieten suchen damals der Aufklärung ergebene tüchtige Regenten, den wirtschaftlichen und geistigen Aufstieg mitzumachen. Erzherzog Max Franz, der letzte Kurfürst von Köln, ist ganz vom Josefinismus beseelt. Er gründet die Universität Bonn als Gegengewicht gegen die klerikale Universität Köln und nimmt sogar Kölner Absolventen zu den Ämtern des Landes nicht an. Auch als Fürstbischof von Münster übt dieser prächtige Sohn der großen Kaiserin segensvollen Einfluß. Der Trierer Klemens Wenzeslaus fördert nach Felbigerschen Grundsätzen das Schulwesen, der Mainzer Friedrich Karl von Erthal erneuert die Mainzer Universität, sein edler Bruder Franz Ludwig in Würzburg und Bamberg ist ein eifriger Diener seines Kirchenlandes. In Erfurt wirkt als kurmainzischer Statthalter der kunstfreundliche Karl von Dalberg.

So regt sich überall blühendes Leben, manchmal selbstgefällig und oberflächlich, aber von großem Vertrauen in die Kraft des Menschen, in seine Neigung zum Guten und Schönen erfüllt. Jahre des Friedens nach den Stürmen des Siebenjährigen Krieges! Aber schon kündigt sich in der französischen Revolution in Frankreich ein neues Zeitalter grimmiger Kämpfe an, das mit der heiteren Welt des idyllischen Rokoko aufräumt.

V. Das Ende des Ersten Reiches und die Kriege gegen Napoleon

1. Die französische Revolution und die beiden deutschen Großmächte

Die Geistesrichtung der Aufklärung – Frankreichs Niedergang und der Ausbruch der Revolution – Österreich und Preußen verbünden sich – Der erste Koalitionskrieg – Valmy – Der Friede von Basel – Wechselvolle Kämpfe

Im 18. Jahrhundert herrscht, vom Westen kommend, die Geistesrichtung der Aufklärung. In vorurteilsfreiem Denken will sie ein Zeitalter des klaren Verstandes zum Sieg führen, von dessen Herrschaft sie sich die Beglückung des Menschengeschlechtes verspricht. Räumt der Durchbruch dieser Lehre auch zunächst mit den grauenvollen Hexenprozessen des 16. und 17. Jahrhunderts auf, verscheucht er den eingenisteten Aberglauben und führt er zu religiöser Duldung, so mußten sich doch bald die ungünstigen Folgen einer reinen Verstandeslehre geltend machen. Die Welt des Glaubens, das geschichtlich Gewordene und Überlieferte, das sich nicht nach Logik, sondern nach Möglichkeiten und Gegebenheiten entwickelt hatte, bleibt ihrem Verständnis entzogen. Der richtige Aufklärer geht nur von seinem Denken aus, eine sozusagen geometrische Einteilung der Welt überträgt er in die staatliche Wirklichkeit. In diesem Sinne war Josef II. der konsequenteste Aufklärer gewesen, aber er war gläubig, während die Mehrzahl der Aufklärer nur noch ganz obenhin an ein göttliches Wesen, an die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des menschlichen Willens glaubt. Die Lehre des Verstandes erblickt in allen Verschiedenheiten der Welt, seien es solche der Nationalität, der Rasse, Geburt und des Besitzes, nur Unvollkommenheiten. Ihr Ideal ist die Gleichheit, allerdings im Sinne der Emporläuterung der einzelnen. Die naturgegebene Eigenart der Nationalität setzen sie zugunsten eines Menschheitsbegriffes zurück. Sie streben einen Staat der Vernunft, der Gleichheit und Freiheit jedes einzelnen an, denn die Freiheit allein kann nach ihrer Meinung die bestehenden Ungleichheiten beseitigen und allen den Weg zu den Idealen der Menschheit ebnen. Diese Lehre, durch die geistvoll spöttelnden, Glaube und Sitte kritisch entwaffnenden Werke von Voltaire, durch die revolutionär aufwühlenden, zur Zerstörung des Schlechten aufpeitschenden von Jean Jacques Rousseau verkündigt, ergriff die obersten Schichten Frankreichs, Adel, Klerus und wohlhabendes Bürgertum, und erfüllten sie mit Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Die beiden führenden Schichten des Adels und des Klerus besitzen, unterhöhlt durch die unendlich einflußreiche, aus der Aufklärung geborene Freimaurerei, keine innere Widerstandskraft mehr, als aus der französischen Nationalversammlung, zu deren Einberufung das finanziell und moralisch

bankerotte Königtum sich entschließen mußte, die Zerstörung des Feudalstaates sich erhob und ein nach der Geometrie des Verstandes aufgebauter zentralistischer Staat aufkam. Dieser ging in gewalttätiger Weise über das Alte hinweg, so daß zum Schluß der König und die Königin und die Höchsten des Adels, soweit sie nicht geflüchtet waren, und was irgendwie an Geist und Bildung emporragte, den Weg zur Guillotine gehen mußten. Weil dieser traditionslose Staat in seinen deutschen Teilen uralte Rechte deutscher Reichsstände verletzte und ihre Wiedererstattung verweigerte, weil ferner das Schicksal der Königsfamilie die verwandtschaftlichen Empfindungen des Kaisers, aber auch das Mitleid des preußischen Herrscherhauses erweckte, sehen wir die beiden deutschen Großmächte zum ersten Male einig gegen die französische Revolution Stellung nehmen.

Deutschland wird von der Bewegung fast nicht ergriffen. Diejenigen seiner Staaten, in denen aufgeklärte Monarchen regiert hatten, hatten den Geist des Fortschrittes zum großen Teil verwirklicht. Die deutschen Dichter allerdings, Klopstock, Schiller, Wieland und Herder, die Philosophen Kant und Fichte, der Publizist Johannes Müller und viele andere hatten die Revolution zunächst begrüßt, sich aber dann nach ihren Schreckenstaten wieder abgewandt. Aktive Anhänger der französischen Revolution, wie der Bonner Professor Eulogius Schneider, der dann in Straßburg ein Schreckensregiment führte, und die beiden Mainzer Georg Forster und Adam Lux bleiben in Deutschland vereinzelte Erscheinungen. Durch die Abschaffung der Herrenrechte und Privilegien in der Nationalversammlung (4. und 5. August 1789) sind alle geistlichen Kurfürsten, der Württemberger, der Pfalz-Zweibrückener und zahlreiche andere Reichsstände mit ihren Besitzungen im Elsaß betroffen. Als ihre Klage wegen Entschädigung abgewiesen wird, wenden sie sich an den Kaiser. Leopold, in seiner vorsichtigen Art, begnügt sich, in Paris Vorstellungen zu erheben. Nach Mißlingen der Flucht des Königspaares, zu der er geraten, mahnt der Kaiser von Padua aus in einem Rundschreiben die Mächte Europas zu gemeinsamer Erklärung für die Rechte des französischen Königtums. Von seinem Generaladjutanten Bischoffwerder beeinflußt, läßt sich Friedrich Wilhelm II. zu gemeinsamem Vorgehen mit Österreich bestimmen. Am 25. August 1791 treffen sich die beiden Monarchen auf dem sächsischen Schloß Pillnitz. Einen Angriffskrieg, wie ihn der emigrierte Graf von Artois vorschlägt, lehnen sie ab. Doch bekunden sie in einem Beschlusse ihr Interesse an dem Befinden der französischen Königsfamilie und laden die Souveräne zu einer Verständigung darüber ein. Im Falle der Billigung seien sie entschlossen, die erforderlichen Streitkräfte aufzubringen. Nach Vereidigung Ludwigs auf die Verfassung läßt Kaunitz ein beruhigendes Rundschreiben ergehen. Aber in Frankreich drängen nun die Girondisten den König, an Leopold den Krieg zu erklären. Der Kurfürst

von Trier wird von Frankreich gezwungen, die Rüstungen der Emigranten in seinem Gebiete abzustellen. Dann fordert Frankreich vom Kaiser, daß er auf jede Intervention verzichte. Nun schließen Österreich und Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Leider enthält es keine Festlegung über die gegenseitige territoriale Entschädigung, was später den Ausbruch von Zerwürfnissen herbeigeführt hat. Der Kaiser läßt nun durch Kaunitz eine maßvolle, aber sehr deutliche Note über das Treiben der Jacobiner an die französische Regierung gehen, doch mitten in der Auseinandersetzung über Krieg oder Frieden ist der kluge Herrscher dann zum Schaden des Reiches am 1. März 1792 plötzlich verstorben. Sein Nachfolger, der 24jährige, arbeitsame, aber schwunglose Franz II. (1792—1806), zeigt sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen. Die Franzosen zwingen ihren König zur Kriegserklärung an seinen Neffen Franz (20. April 1792), und Preußen stellt sich sogleich auf die Seite Österreichs. Der Habsburg-Lothringer wird am 5. Juli einstimmig zum Kaiser gewählt. In Mainz hat er eine festliche Begegnung mit dem König von Preußen, bei der man leider über den geplanten Gebietserwerb zu keinem Abkommen gelangt. Der Hohenzollernstaat fordert mehrere Provinzen. Österreich bringt sein altes bayrisches Projekt vor, wünscht aber Ansbach und Bayreuth einbezogen, was Preußen ablehnt. Diese Verhandlungen leitet der alte Kaunitz nicht mehr. Durch Baron Philipp Cobenzl geräuschlos völlig zur Seite geschoben, hat er im August den erbetenen Abschied erhalten. Am 27. Juni 1794 ist er gestorben.

Österreich und Preußen werden von ihrer Kriegsentschlossenheit immer wieder durch die polnische Frage abgelenkt. Die Zarin Katharina hat den Krieg gegen den verwerflichen Jacobinismus geschürt, aber selbst keinen Finger zu seiner Bekämpfung gerührt. Preußen verhandelt mit Rußland über eine neue Teilung Polens ohne Berücksichtigung Österreichs. Ist das die rechte Einigkeit zu Beginn eines Angriffskrieges?

Zum Oberbefehlshaber der Verbündeten ist der greise Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, selber ein Aufklärer und Freimaurer und für den Krieg nicht begeistert, ernannt worden. Man unterschätzt die Franzosen völlig. Beim Einmarsch erläßt Ferdinand einen drohenden Aufruf, in welchem er erklärt, daß im Falle einer neuen Beleidigung des Königs die Stadt Paris der völligen Zerstörung ausgeliefert werden würde. Die Antwort darauf ist der Sturz des Königtums durch die Eroberung der Tuilerien. Schwerfällig genug ziehen 42000 Preußen und 36000 Österreicher in Frankreich ein. Die Siegesbeute beherrscht schon die Köpfe. Ward je in solcher Laune Frankreich besiegt? Die Art des Vorrückens durch den Braunschweiger ist zum Verzweifeln. Erst am 2. September wird Verdun genommen, dann windet man sich langsam durch die Argonnen und versäumt kostbare Zeit. Die Franzosen können sich gegen den Rücken und die Flanke der Verbündeten

wenden, und als man am 20. September bei Valmy auf den Feind stößt, ordnet der unglückselige Oberbefehlshaber nach einer Beschießung den Rückzug an, der zunächst bis zur Maas, dann bis Luxemburg geht. Krankheiten dezimieren das Heer, der Feldzug ist verloren, ohne daß ein Schwertstreich die Armee zu Boden geworfen hätte. Verdun und Longwy sind wieder in der Hand der Franzosen, eine österreichische Armee, die von Belgien her in Frankreich einfiel, mußte zurückgehen, und die Franzosen haben durch die Schlacht bei Jemappes unter General Dumouriez Belgien erobert. Hier werden sie zunächst begeistert begrüßt, machen sich aber bald durch ihre Plünderungen verhaßt. Die Franzosen können sich auch Aachens bemächtigen und am 30. September Speyer erstürmen. Mainz, dessen Erzbischof die Flucht ergreift, muß sich im Oktober ergeben. Die Revolutionsarmee rückt unter dem Jubel der Bevölkerung ein. Georg Forster und Adam Lux gründen die „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit", die am 18. März 1793 die „Rheinische Republik" (Gebiet zwischen Bingen und Landau) ins Leben ruft und sie drei Tage später der französischen Repubik einverleibt. Solche Instinktlosigkeit, solche ideologische Verranntheit, aber auch solchen Verrat an Volk und Vaterland würden wir vergebens bei Franzosen suchen! Der Lohn bleibt nicht aus! Adam Lux kommt später in Paris unter die Guillotine, da er für die schöne Charlotte Corday, die Mörderin Marats, eintritt, Forster aber ist nach schweren Seelenqualen zu Beginn 1794 gestorben.

Nachdem Preußen bereits im Herbst an Österreich die Forderung gestellt, den von ihm in Anspruch genommenen Teil Polens noch vor dem nächsten Feldzug zu erhalten, seine Verhandlungen aber zu langsam fortschritten, zumal die Österreicher ihr bayrisches Austauschobjekt, Belgien, eingebüßt haben, einigt es sich am 23. Jänner 1793 mit Rußland über eine neue Teilung Polens. Es erhält die Bezirke Posen, Kalisch, sowie Danzig und Thorn, die Russen Litauen, Podolien und Wolhynien zugeteilt; die Österreicher aber sind ausgeschlossen. Von da ab ist der Krieg mit den Franzosen für den Hohenzollernstaat nur noch eine unangenehme Last. In Österreich, das über den unzuverlässigen Freund erbittert ist, kommt mit Thugut ein entschlossener Gegner Preußens aus der Schule des Fürsten Kaunitz an die Spitze des Staates. Die Koalition gegen Frankreich erweitert sich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., indem das Reich, Spanien, Holland, Neapel, Portugal, Sardinien und mit reichen Subventionen auch England beitreten. Der Feldzug des Jahres 1793 entwickelt sich günstig. Die Österreicher unter Josias von Coburg brechen zum Angriff vor und schlagen die Franzosen bei Aldenhofen, wo sich der Erzherzog Karl besonders auszeichnet. Aachen ist befreit. Nachdem Dumouriez am 18. März bei Neerwinden von den Österreichern aufs Haupt geschlagen worden ist, muß er Belgien räumen. Bald erscheint er nach Mißlingen eines Staatsstreiches bei den Kaiserlichen als Flüchtling. Diese erobern

in Nordfrankreich Condé und Valenciennes. Die Preußen aber haben Mainz erobert und dem Spuk der rheinischen Republik ein Ende bereitet, während der österreichische General Wurmser gegen das Elsaß vordringt. In dieser Lage wird Frankreich nur durch die levée en masse (Erhebung in Masse) gerettet, durch die den Armeen ausreichend Truppen zur Verfügung gestellt werden. Zugleich sind die Heerführer mit drakonischen Mitteln zur Aktivität gezwungen worden. Angriff zu allen Zeiten lautet die Parole: Die Republik hat Menschen genug. Werden die Verbündeten diesen unerschöpflichen Armeen und ihren neuen begabten Führern widerstehen können?

Die Österreicher müssen von Dünkirchen nach Belgien zurück, denn die Franzosen haben mit doppelter Übermacht und mit Ungestüm angegriffen. Die Preußen siegen am 14. September bei Kaiserslautern, und Wurmser erstürmt die Weißenburger Linien. Straßburg aber kann er nicht mehr einnehmen. Am Ende des Jahres müssen die Verbündeten in Süddeutschland über den Rhein zurück. Das Habsburgerreich will den Krieg im nächsten Jahre mit ganzer Kraft führen. Es sucht ja Entschädigung für seine Benachteiligung bei der zweiten Teilung Polens. Aber sein Vorschlag, die Grenzgebiete bewaffnen zu lassen, dringt nicht durch, und Preußen ist bereits am Ausspringen. Es verlangt von Österreich und dem Reich die Übernahme seiner Kosten für die Armee, und als dieses für den Staat des großen Friedrich unwürdige Ansinnen abgelehnt wird, möchte es aus dem Kriege sofort ausscheiden. Erst nach englischen Subventionen bleibt es vorläufig noch bei der Stange. Aber immer wieder verhindert die Sorge um den Osten Berlin an einer wirksamen Kriegführung. In Polen hat sich der tapfere Thaddäus Koschiusko erhoben, und Preußen ist dadurch in Mitleidenschaft gezogen. So bleibt es am Rhein nahezu untätig, während die Kaiserlichen nach dem übereilten Abbruch der Schlacht von Fleurus (26. Juni 1794) Belgien und die Maaslinie räumen. Im Süden sind die Franzosen bei Kaiserslautern (18. bis 20. September) geworfen worden, doch müssen die Verbündeten bald darauf überall das linke Rheinufer räumen. Der Hohenzollernstaat, des Krieges vollends unlustig geworden, läßt seine Truppen abmarschieren und steht bereits mit den Franzosen in Friedensunterhandlungen. Frankreich hat auf der ganzen Linie gesiegt. Im Dezember hat Pichegru mit ganz schwachen Streitkräften über den zugefrorenen Waal hinweg Holland in 14 Tagen erobert und in die Batavische Republik verwandelt. Nach Unterhandlungen, die erst Feldmarschall Moellendorff, dann Haugwitz mit den Franzosen geführt haben, entschließt sich Preußen, den Frieden einzugehen, zumal es von Geheimverhandlungen hört, die Wien mit St. Petersburg über eine neue und letzte Teilung Polens geführt hat, bei der diesmal Preußen ausgeschaltet werden soll. So macht denn der Staat Friedrichs des Großen am 5. April 1795 zu Basel seinen Sonderfrieden mit Frankreich, obwohl dieses die von

Berlin erhoffte Mäßigung nicht bewiesen hat. Als echte Aufklärer und echte Franzosen fordern die Unterhändler der Republik die natürlichen Grenzen Frankreichs und können schließlich erreichen, daß ihnen Preußen im Artikel 5 des Friedens seine linksrheinischen Besitzungen Mörs, Cleve und Geldern bis zum Abschluß des Gesamtfriedens beläßt. Geheimartikel sehen eine Entschädigung Preußens vor, wenn diese Gebiete beim allgemeinen Friedensschluß in der Hand der Franzosen bleiben würden. Zugleich wird die Neutralität Norddeutschlands festgesetzt mit einer Demarkationslinie, die von Ostfriesland über Münster, Cleve und Limburg nach dem Main führt. Obwohl die Reichsstände den Eintritt binnen drei Monaten offen haben, erteilen sie dem Kaiser die Vollmacht zu Friedensverhandlungen. Nur Hessen-Kassel schließt ab. Im gleichen Jahr ist Toskana, dann auch Spanien, aus dem Krieg ausgeschieden.

Preußen kann sich nun doch noch in die Teilung Polens eingliedern und erhält bei dieser Vergebung des letzten polnischen Staatsrestes Teile von Litauen, Masovien und das Gebiet von Warschau. Österreich bekommt Kleinpolen mit Krakau und Lublin, alles übrige aber Rußland. So hat das Habsburgerreich mit einer neuen Provinz Westgalizien, Preußen mit Neu-Ostpreußen vollkommen verlotterte Landstriche mit zum Teil jüdischer Bevölkerung übernommen, die den beiden Staaten nur Unsegen gebracht haben. Von da an datiert das Einströmen des ostjüdischen Elements in die deutschen Grenzgebiete. Für die Juden aber war diese Besitznahme eine unbezahlbare Schulung für die spätere Eroberung von Deutschland, die allerdings erst nach dem Umsturze von 1918 völlig glücken sollte.

So hat der Krieg der Verbündeten, in schlechtem Geiste begonnen und unter schwächlichen Gesichtspunkten geführt, kein Ergebnis gebracht. Der Staat Friedrichs aber hatte, als er den deutschen Rhein im Stich ließ, bewiesen, daß er damals noch nicht berufen war, die Führung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen. In seiner selbstischen Kurzsichtigkeit mußte er zwangsläufig seiner großen Niederlage im Jahre 1806 zusteuern.

2. Österreichs Kampf um den deutschen Rhein

Erzherzog Karl in Süddeutschland siegreich – Napoleons italienischer Feldzug – Der Friede von Campo Formio – Kongreß von Rastatt – Der zweite Koalitionskrieg – Der Reichsdeputationshauptschluß – Neuer Krieg – Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und der Friede von Preßburg

Trotz des Ausscheidens Preußens kämpfen Österreich und England weiter. Aber die Franzosen können unter der Führung Jourdans vom 5. auf den 6. September 1796 den Rhein überschreiten, und die Kaiserlichen müssen über die Lahn zurück. Auch Pichegru geht bei Mannheim über den Rhein. Jedoch

die Österreicher unter Clerfayt zwingen Jourdan wieder zum Rückzug und befreien das belagerte Mainz. Im Herbst sind die Franzosen überall über den Rhein zurückgeworfen.

Die Republik eröffnet im neuen Jahre den Kampf mit drei Armeen. Jourdan im Norden, Moreau an der Mosel und die dritte unter Hoche sollen die Nordseeküste gegen England halten. In Italien aber wird der jugendliche General Napoleon Bonaparte aus Ajaccio auf Korsika das Kommando führen. Dieser hat sich bei der Einnahme von Toulon als Artillerieoffizier einen Namen gemacht und später als General einen Aufstand der Pariser Royalisten niedergeworfen. Seine Ehe mit der einflußreichen Josephine Beauharnais hat ihm das Kommando in Italien verschafft.

Als Jourdan den Rhein überschreitet, wird er bei Wetzlar vom Erzherzog Karl geschlagen und wieder über den Strom zurückgeworfen. Aber durch einen Erfolg Moreaus bekommt auch er wieder Luft. Der Erzherzog muß vor ihm zurückweichen und zwar in der Richtung auf Böhmen. So kann auch Moreau durch den Schwarzwald bis nach München vordringen. Baden und Württemberg machen nun unter Verzicht auf ihre linksrheinischen Besitzungen Frieden. Bayern schließt Waffenstillstand. Der Erzherzog hat seine Armee inzwischen verstärkt und wendet sich gegen Jourdan, den er am 24. August bei Amberg und Teiningen zurückwirft und am 3. September bei Würzburg durch den wuchtigen Ansturm der österreichischen schweren Reiterei aufs Haupt schlägt. Noch einmal, am 19. September, bei Altenkirchen geschlagen, muß Jourdan mit seiner in Auflösung begriffenen Armee über den Rhein zurück. Moreau rettet sich in meisterhaftem Rückzug durch den Schwarzwald. Von den Österreichern bei Emmendingen und Schlingen geworfen, kann er trotzdem am 25. Oktober bei Hüningen über den Rhein zurück. Im Winter fallen auch Kehl und Hüningen in die Hand des Erzherzogs.

Die süddeutschen Staaten kehren wieder zum Krieg zurück. Indessen aber haben die Kaiserlichen trotz heldenmütigen und zähen Kampfes den Feldzug gegen Napoleon verloren. Der kühne Heerführer vollbringt mit nur 38000 Mann die größten Taten dieses Krieges. Nachdem er seine Soldaten aufgepeitscht hat, wendet er sich gegen die von dem 73jährigen, auf methodische Kriegführung eingestellten General Beaulieu geführten Österreicher und Sardinier und wirft ihre verzettelten Streitkräfte in den Gefechten von Montenotte, Millesimo, Dega, Ceva und Mondovi, worauf sich die Verbündeten trennen. Sardinien macht am 15. Mai seinen Frieden mit Frankreich. Bonaparte kann mit Verstärkungen den Po überschreiten und nach einer heißen Schlacht an der Addabrücke die Österreicher über den Mincio zurückwerfen. In Mailand erpreßt der Sieger 20 Millionen Franken von der nach anfänglichem Jubel tief enttäuschten Bevölkerung. Einen Aufstand der Lombarden wirft er nieder. Auch Mantua, das die Österreicher

fast uneinnehmbar gemacht haben, beginnt er nun zu belagern. Der 72jährige Wurmser, vom Rhein her zur Rettung der Lombardei berufen, teilt seine Streitmacht, um Napoleon in die Zange zu nehmen. Dieser aber fällt seine Gegner einzeln an und schlägt sie bei Castiglione und Solferino, bei Rovereto und Bassano, worauf sich Wurmser mit dem Rest seiner Armee nach Mantua wirft. Aber der unerschrockene Thugut erreicht die Entsendung eines neuen Heeres unter Alvinczy, das von Tirol her vorrückt, jedoch wiederum nach Teilung der Armee von Napoleon in heißem Ringen bei Arcole (15. bis 17. November) und Rivoli (14. und 15. Jänner 1797) geschlagen wird. Nun muß auch Mantua am 2. Februar kapitulieren, Wurmser erhält mit 700 Mann ehrenvollen Abzug.

Aber immer noch hält der „Kriegsbaron" Thugut am Kriege fest, trotz des Todes der frankreichfeindlichen Zarin, trotz des Anwachsens des Friedensbedürfnisses. Nun soll der siegreiche Erzherzog mit den Franzosen fertig werden. Wir merken an dieser Entschlossenheit die große Tradition der Kaiserin und des Fürsten Kaunitz. Jedoch Bonaparte wirft auch den Erzherzog am Isonzo, und Massena erobert den Paß von Tarvis. Die Franzosen dringen hinter den zurückgehenden Österreichern bis Judenburg vor. Ihre Posten stehen bei Leoben. Thugut wird nun zur Nachgiebigkeit gezwungen, obwohl er selbst auf Erhebungen in Tirol große Hoffnungen setzte. Napoleon hat bereits mit Erzherzog Karl Verbindungen angeknüpft, und es kommt am 18. April 1797 zum Präliminarfrieden von Leoben, der für Österreich in Anbetracht der militärischen Lage außerordentlich günstig ist, ein Beweis, wie gefährdet der Korse seine zu stark vorgeschobene Armee beurteilte.

In Deutschland haben Moreau und Hoche den Rhein bereits wieder überschritten. Der Leobener Vertrag sieht den Verzicht Österreichs auf Belgien und Mailand vor gegen Entschädigung mit venetianischem Gebiet. Im endgültigen Vertrag, der zu Passariano bei Udine zustande kommt, erhält Österreich wohl nun das ganze, allerdings inzwischen gründlich ausgeplünderte Venetien mit der Lagunenstadt, doch muß der Kaiser die erfolgte Gründung der Zisalpinischen Republik anerkennen und hat damit seinen Einfluß in Italien verloren. Die Franzosen behalten die von ihnen besetzten Jonischen Inseln. Der Herzog von Modena wird für seinen Verlust mit dem Breisgau entschädigt. Der Friede mit dem Reich soll auf einem Kongreß herbeigeführt werden. Unter Schonung des preußischen Besitzes und Kölns wird in einem Geheimartikel das linke Rheinufer mit Mainz den Franzosen in Aussicht gestellt. Der Friedenskongreß soll zu Rastatt erfolgen. Lehnt das Reich ab, dann kämpft der Kaiser nur mit dem Kontingent weiter, zu dessen Aufstellung er durch die Reichsverfassung verpflichtet ist. Frankreich wird Österreich in seinem Bemühen unterstützen, Salzburg und das Land zwischen Salzach und Inn zu erwerben. Die durch die Abtretung des Rheinufers betroffenen Für-

sten sollen im Einvernehmen mit Frankreich entschädigt werden. Damit haben sich die Franzosen die Möglichkeit eröffnet, in deutschen Angelegenheiten den Schiedsrichter zu spielen.

Schon als allmächtiger Oberbefehlshaber aller Truppen der Republik trifft Bonaparte am 28. November 1797 in Rastatt ein, wo für Österreich Graf Ludwig Cobenzl und der alte Graf Metternich, der Vater des späteren Ministers, die Unterhandlungen führen. Als die Angelegenheit der Räumung von Mainz erledigt ist, verläßt Napoleon den Kongreß. Zum Entsetzen der Reichsstände fordern die Franzosen am 17. Jänner 1798 die Abtretung des linken Rheinufers. Sie geben ihrer Forderung den nötigen Nachdruck, indem sie mitten in den Verhandlungen die Rheinschanze wegnehmen und die Feste Ehrenbreitstein belagern. So entschließt sich denn die 76köpfige Reichsdeputation nachzugeben, worauf sich aber die Verhandlungen bei der Frage der Entschädigung der betroffenen Reichsstände in die Länge ziehen. Preußen hat die Zustimmung zur Abtretung seiner Besitztümer am Ende des vergangenen Jahres erteilt. Neue Kriegsgefahr steigt auf, denn die Franzosen haben mit Hilfe von Peter Ochs aus der Schweiz die Helvetische Republik gemacht, die, nur noch aus 13 gegenüber früher 21 Kantonen bestehend, sich eng an Frankreich anschließt. In Wien kommt es durch das herausfordernde Auftreten des Gesandten Bernadotte zu einem Volksauflauf, zur Besudelung der Trikolore, worauf der Gesandte abreist.

Die Franzosen gründen als neues Ausbeutungsobjekt in Unteritalien unter Vertreibung der Bourbonen die Partenopäische Republik. Nun verbündet sich Zar Paul I. mit England, dann auch mit Österreich. So ist die zweite Koalition gegen Frankreich gebildet, das die Feindseligkeiten eröffnet, indem am 1. März ohne Kriegserklärung Jourdan bei Mannheim erscheint und von Italien aus Massena über die Via Mala und das Engadin nach Tirol vordringt. Der beste französische General, Napoleon Bonaparte, weilt bereits auf seiner seltsamen Expedition in dem fernen Ägypten. Die Franzosen haben Unglück. Massena wird bei Feldkirch von den Österreichern unter Hotze zurückgeschlagen, Jourdan vom Erzherzog Karl bei Ostrach (21. März) und vier Tage darauf in der Schlacht bei Stockach. Er muß über den Rhein zurück. Der Erzherzog wendet sich nun gegen den in die Schweiz zurückgegangenen Massena und wirft ihn am 4. und 5. Juni bei Zürich. Doch kann sich dieser in fester Stellung am Uetliberg und Albis behaupten.

Trotz Abreise der kaiserlichen Vertreter sind die Franzosen in Rastatt geblieben, um die Reichsstände gegen den Kaiser aufzubringen. Bei Annäherung österreichischer Truppen zum Verlassen der Stadt aufgefordert, werden die Unterhändler der Republik am 28. April in der Nähe der Stadt von Szekler Husaren überfallen, zwei von ihnen getötet, der dritte verwundet. Der Rastatter Gesandtenmord ist bis heute nicht völlig geklärt.

In Italien haben österreichisch-russische Truppen große Erfolge errungen. Schon vor dem Eintreffen der Russen haben sich die Kaiserlichen bei Magnano siegreich behauptet (5. April), und als nun die Armee des trefflichen Suworow erscheint, erringen die Verbündeten bei Cassano an der Adda einen bedeutenden Sieg. Nach der Einnahme von Mailand löst sich die Zisalpinische Republik auf. Der geschlagene Moreau muß die Truppen Macdonalds aus Mittel- und Unter-Italien heranziehen, worauf dieses dem König Ferdinand von Neapel wieder zufällt. Nach heißen Kämpfen an der Trebbia geschlagen, muß Macdonald nach Genua zurückweichen, ebenso wie Moreau, der sich nicht mit ihm zu vereinigen vermochte. Ein neuer Vorstoß der Franzosen unter Joubert scheitert in der blutigen Schlacht bei Novi. Joubert selber fällt. Aber zwischen den Verbündeten sind Mißstimmigkeiten entstanden. Suworow ist über den Wiener Hofkriegsrat empört, und der Zar hegt Mißtrauen wegen der österreichischen Absichten in Italien. Trotz des Beitrittes des Deutschen Reiches, Bayerns, Württembergs und des Mainzers zur Koalition kommt es zu einer schweren Erschütterung. Die Österreicher erreichen eine Änderung des Gesamtkriegsplanes, wonach der Erzherzog an den Niederrhein abrücken, gegen Massena aber Suworow mit seinen Russen und in Italien der Österreicher Melas weiterkämpfen sollen. Eine zweite russische Armee unter Korsakow soll in die Schweiz ziehen. Aber der Erzherzog hat kaum die Schweiz verlassen, als Korsakow bei Zürich am 25. und 26. September besiegt wird, so daß der kühne Übergang Suworows über den St. Gotthard nutzlos bleibt. In höchster Erbitterung beschließt der General, der den Österreichern die Schuld an dem Mißerfolg beimißt, im Einvernehmen mit dem Großfürsten Konstantin, nach Glarus zu ziehen und über den Panixer Paß ins Rheintal zu rücken. Nur durch unerhörte Energie des Feldherrn können sich in Chur von der zusammengeschmolzenen Armee noch 18000 Mann sammeln. Der Zar aber, einseitig unterrichtet, kündigt die Gemeinschaft mit Österreich auf und ruft Suworow zurück. Das englische Heer, dessen Landung in den Niederlanden der Erzherzog Karl unterstützen sollte, hat nach einem Mißerfolg Holland bereits wieder verlassen. Der Erzherzog brachte Mannheim in seine Hand.

Die Front der Verbündeten ist durch das Ausscheiden Rußlands gesprengt, gerade als Napoleon Bonaparte, aus Ägypten zurückgekehrt, sich am 10. November 1799 zum Ersten Konsul und damit zum Alleinherrscher von Frankreich gemacht hat. Napoleon braucht einen siegreichen Feldzug. In Süddeutschland soll Moreau vorrücken, an der ligurischen Küste Massena befehligen, er selbst aber wird durch die Reservearmee die Entscheidung herbeiführen. Bei den Österreichern tritt, verbittert über das Vorhergegangene, zugleich durch epileptische Anfälle erschöpft, Erzherzog Karl ab.

Der Feldzug des neuen Jahres 1800 wird in Italien von Melas sehr

früh eröffnet. Er schließt die Franzosen in Genua ein. Napoleon aber kommt über den Großen St. Bernhard durch Piemont und hält am 2. Juni seinen Einzug in Mailand. Inzwischen hat Massena die Waffen strecken müssen. Am 14. Juni kommt es zwischen Melas und Napoleon zur Schlacht bei Marengo, in der es dem bereits geschlagenen Korsen im letzten Moment gelingt, durch die Verwegenheit der unter Desaix eintreffenden Reserven die Niederlage in einen glänzenden Sieg zu verwandeln. Am nächsten Tage schließen die Österreicher einen Waffenstillstand ab. Bis zum Mincio und unteren Po müssen sie Italien den Franzosen überlassen. Napoleon kann als Sieger heimkehren. In Süddeutschland hat Moreau den kaiserlichen General Kray hinter die Verschanzungen von Ulm geworfen und schließlich über den Inn gedrängt. Auch hier wird ein Waffenstillstand abgeschlossen. Erst nach längeren Unterhandlungen und erst nach dem Rücktritt Thuguts, der aber seinen Einfluß noch behält, kommt es in Luneville zu Friedensverhandlungen. Jedoch hier und in Malmaison, wo Cobenzl mit Napoleon selber verhandelt, zerschlagen sich die Verhandlungen. Die Waffen müssen wieder entscheiden. Moreau bereitet den unter der Führung des unerfahrenen Erzherzogs Johann wieder über den Inn vorgegangenen Österreichern bei Hohenlinden eine völlige Niederlage. Die Geschlagenen müssen über den Inn zurück, über die Salzach, über die Traun, über die Enns. Auch Erzherzog Karl, der das Kommando über die demoralisierte Armee übernimmt, kann nichts mehr ändern. In Steyr wird am 25. Dezember der Waffenstillstand abgeschlossen. Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen dringen die Franzosen vor.

So muß Österreich in den Frieden von Luneville willigen (9. Februar 1801). In Italien bleibt ihm nur Venetien bis zur Etsch. Der Großherzog von Toskana, des Kaisers Bruder, der sein Land verliert, soll durch Salzburg, der Herzog von Modena mit dem Breisgau entschädigt werden. Frankreich behält das linke Rheinufer. Rechts des Rheins dürfen Breisach, Kehl, Castel, Philippsburg, Ehrenbreitstein und Düsseldorf nicht befestigt werden. (Wie im Versailler Vertrag von 1919.) Der Talweg des Rheines zwischen Holland und Basel ist fortan die Grenze zwischen der Republik und dem Reich. Die Entschädigung der betroffenen Reichsfürsten erfolgte unter französischer Mitwirkung.

So haben die Franzosen den Sieg davongetragen, so leidenschaftlich sich auch Thugut für einen erfolgreichen Ausgang eingesetzt hatte. Nach diesem neuerlichen Mißerfolg tritt er, nunmehr endgültig, zurück.

Bonaparte weiß den Zaren Paul auf seine Seite zu bringen. Dieser ist nun bereit, mit Frankreich gegen England zu kämpfen. Auch Preußen, das unter Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) eine schwankende Politik macht, weiß der Erste Konsul zum Beitritt zu bewegen. Von ihm verleitet, läßt es in das

englische Hannover Truppen einrücken, aber die Koalition geht auseinander, als der Zar plötzlich einer Palastrevolution erliegt; er wird in der Nacht vom 23. auf den 24. März ermordet. Sein Nachfolger Alexander I. macht mit den Franzosen Frieden. Auch England schließt am 27. März 1802 in Amiens mit Frankreich ab, so daß nach 10jährigem Kampf in Europa der Friede wiederhergestellt ist.

Die Russen haben sich im Frieden mit Frankreich die Mitwirkung bei der Entschädigung der deutschen Fürsten ausbedungen. Die beiden deutschen Großmächte aber sind durch ihr gegenseitiges Mißtrauen um allen Einfluß in Deutschland gekommen. Das Heilige Römische Reich legt sich endgültig zum Sterben. Der Kaiser hat auch nicht ein Wörtlein mehr zu sagen. Gierig streben die mittleren und kleineren Staaten, möglichst viel aus der Beute für sich herauszuschlagen. Da aber das letzte Wort darüber die Franzosen und Russen sprechen, wird die Gunst des Zaren und des einflußreichen französischen Ministers Talleyrand, die man mit Geld kaufen kann, erstrebt. In der unwürdigsten Weise antichambrieren die Abgesandten der deutschen Fürsten in den Vorzimmern eines korrupten Ministers. Maßgebend wird der französisch-russische Entschädigungsplan vom 3. Juni 1802, dem ein Vierteljahr später auch Österreich zustimmen muß. Die für die Verhandlungen bestimmte Reichsdeputation stimmt am 25. Februar 1803 im sogenannten Reichsdeputationshauptschluß bei.

Die Entschädigung der 97 auf dem linken Rheinufer „depossedierten" Reichsstände vollzieht sich ungleich genug, je nach dem Grad der an Talleyrand und an seine Geliebte, Frau Grant, oder an seinen Sekretär Matthieu erfolgten Zahlungen. Österreich muß Passau, das es schon besetzt hat, an Bayern geben, und Salzburg wird dem Großherzog von Toskana zugesprochen. Auch den Breisgau und Ortenau verliert es. Seine Vorlande sind damit erledigt. Preußen aber erhält für seinen Verlust am linken Rheinufer ein fünffach größeres Gebiet mit fast fünfmal soviel Einwohnern, nämlich die Bistümer Paderborn, Hildesheim, Erfurt und einen Teil von Münster, Quedlinburg, das Eichsfeld, Goslar, Mühlhausen und Nordhausen. Bayern erhält die Bistümer Bamberg, Augsburg, Freysing, Passau, Würzburg und 16 Reichsstädte. Baden kann sich durch die russische Protektion eine sieben- bis achtfache Vergrößerung schaffen; es erhält die rechtsrheinischen Teile der Bistümer Konstanz, Straßburg, Basel und Speyer, die Herrschaft Lahr, Mannheim, Heidelberg, etliche Reichsstädte und zahlreiche Klöster und Stifte. Die württembergischen Verwandten des Zaren erhalten fast das Zehnfache an Einwohnern entschädigt, unter anderm wertvollen Gebiet neun Reichsstädte, auch Gmünd und Heilbronn. Der Hessen-Kasseler, der mit Bestechungen knausert, erhält nur Gelnhausen und vier mainzische Ämter. Viel besser schneiden der Hessen-Darmstädter und der Fürst von Nassau-Usingen ab.

Oldenburg erhält u. a. Lübeck, Hannover das Bistum Osnabrück. Aus Rücksicht auf Preußen wird der Oranier für die verlorenen Niederlande mit den deutschen Bistümern Fulda und Corvey sowie der freien Reichsstadt Dortmund entschädigt. Die mittleren und größeren deutschen Staaten hätten sich wohl mehrere solcher Reichs-Deputations-Hauptschlüsse gewünscht. Daß zugleich mit diesem Hauptschluß dreieinhalb Millionen Deutsche und ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen in französische Herrschaft übergegangen waren, hat diese Mehrer ihrer lächerlichen Reiche wohl recht kalt gelassen. 112 deutsche Reichsstände sind nun verschwunden. Von den geistlichen Ständen blieb nur noch der Reichs-Erzkanzler in Germanien, der franzosenfreundliche Dalberg, der mit Regensburg entschädigt worden ist, ferner die Großmeister der deutschen Ritterorden. Lediglich sechs von den früher einundfünfzig Reichsstädten, Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a. M., Augsburg und Nürnberg sind dem Untergang ihrer Reichsfreiheit entgangen. Württemberg, Hessen-Kassel, Baden und Salzburg sind Kurfürstentümer geworden. Der Kaiser hat den letzten Rest seiner Macht eingebüßt.

Durch diese erdbebenhafte Veränderung gewann zwar das Reich an Einheitlichkeit, aber durch fremden Machtspruch und zu fremdem Vorteil. Da die Rivalität Preußens und Österreichs anhält, hat es an Lebensfähigkeit nicht gewonnen. Auf diese Eifersucht gestützt, kann Frankreich auf der Bahn seiner Erfolge weiterschreiten. Unter Verletzung der Demarkationslinie des Baseler Friedens besetzen seine Truppen beim neuerlichen Ausbruch des Krieges mit England Ende Mai 1803 Hannover. In Preußen aber hält der neue Außenminister Hardenberg den ohnedies ängstlichen König von energischeren Schritten ab. Reich, Kaiser und Preußen bleiben auch passiv, als Napoleon am 15. März 1804 den Herzog von Enghien auf badischem Boden ergreifen und nach Vincennes schleppen läßt, wo er am 20. März erschossen wird. Der Reichstag versagt in der kläglichsten Weise. Als Bonaparte am 18. Mai 1804 unter dem Namen Napoleon I. den Titel eines Kaisers der Franzosen annimmt, zögern die deutschen Fürsten mit der Anerkennung nicht. Österreich verlangt nur, daß Frankreich dafür seiner Erhebung zu einem Kaisertum zustimme. Entgegen dem Rat des Publizisten Friedrich Gentz erfolgt nun am 10. August 1804 die Proklamierung des Kaisertums Österreich. So ist mit dem völligen Erschlaffen der Reichsgewalt eine Entwicklung abgeschlossen, die den Besitz der Habsburger im Reich durch seine Verbindung mit außerhalb davon liegenden Erwerbungen immer mehr aus dem Reichsgefüge herauswachsen ließ. Nun hat er es gesprengt. Denn wie soll im deutschen Kaiserreich ein Kaisertum Österreich Platz finden, wo schon die Errichtung eines Königtums Preußen, wie der alte Eugen sehr richtig empfunden hatte, das Gefüge des Reiches auf das schwerste bedrohte?

Schon aber hat sich, durch die kunstvolle Hand Pitts geflochten, eine neue

Koalition gestaltet. Dem Bunde Englands mit Rußland tritt gegen den Rat des Erzherzogs Karl, der, seit 1801 Präsident des Hofkriegsrates, die Armee noch nicht für schlagfertig genug hält, Österreich bei. General Mack hat ein günstigeres Urteil über die militärische Lage gegeben, was den kriegerischen Entschluß herbeiführte. Preußen, dem von Napoleon immer wieder Hannover angeboten wird, bleibt neutral, hält sich sogar den Russen gegenüber unfreundlich. Neapel weiß die Tante des Kaisers zum Anschluß an den Bund zu bringen. Napoleon aber hat Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Württemberg, also ganz Süddeutschland für sich gewonnen. Während dies geschieht, verhandelt der Regensburger Reichstag über so wichtige Dinge wie die strittige Frage der Eutiner Gemeindeweiden!

Österreich lehnt die Forderung Napoleons auf sofortige Abrüstung ab. In sieben Heeressäulen marschieren darauf die französischen Truppen gegen die Verbündeten. Unter der Führung des Karl Freiherrn Mack von Leiberich, eines ebenso rechthaberischen wie unfähigen Mannes, dringen die Österreicher in Süddeutschland zunächst bis zum Schwarzwald vor. Doch läßt sich Mack durch die inzwischen herangekommenen Franzosen auf Ulm zurückwerfen und schließlich durch gänzlich falsche Beurteilung der feindlichen Schachzüge und eine viel zu optimistische Auffassung der Gesamtlage völlig einschließen. Nur Erzherzog Ferdinand kann sich in letzter Stunde am linken Donauufer durchschlagen, während sich Mack, durch den Angriff des französischen Generals Ney völlig in die Stadt Ulm zurückgeworfen, am 20. Oktober mit 24000 Mann ergeben muß. Auch die Truppen des Erzherzogs Ferdinand sind bis auf 3000 Reiter auf dem Rückwege nach Böhmen aufgerieben worden. Auf dem Vormarsch verletzen die Franzosen zweimal in Ansbach die preußische Neutralität, doch läßt sich der Friedrichsstaat zum Schaden seines Ansehens von Napoleon mit einer Geldentschädigung abspeisen. Endlich entschließt er sich im Potsdamer Vertrag mit dem Zaren (3. November 1805) zur bewaffneten Vermittlung und im Falle der Nichtannahme durch Frankreich zum Beitritt zu der Koalition. Haugwitz aber, der diese Forderung bei Napoleon vertreten soll, verzögert unnötig seine Abreise. Als er beim Kaiser eintrifft, wird er hingehalten, bis die Entscheidung des Krieges gefallen ist.

Nach der Kapitulation Macks ist Erzherzog Karl, der bei Caldiero über Massena einen Sieg erfochten hat, unbehelligt nach dem Norden abgerückt. Auch Erzherzog Johann, der in Tirol stand, wurde zurückberufen. So kann Ney am 5. November seinen Einzug in Innsbruck halten. Die Franzosen sind über den Inn vorgedrungen, haben die Österreicher und die Russen des Generals Kutusow zurückgedrängt und durch List die Donaubrücke bei Wien in ihre Hand gebracht, worauf ihnen rasch die Hauptstadt zufällt (13. November). Eine Woche darauf vereinigen sich zwei russische Armeen südlich von Olmütz. Auch die russische Garde trifft ein. Das österreichische Hilfskorps wird von

dem Bundesgenossen verächtlich behandelt. Napoleon aber weiß den Gegner, noch ehe die beiden Erzherzöge heran sind, durch Vortäuschung eigener Unsicherheit zu einem voreiligen Losschlagen zu verleiten. Am 2. Dezember werden die Verbündeten in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz durch die Erstürmung der Pratzener Höhen im Zentrum völlig besiegt. Die geschlagenen Russen fluten zurück. Nach dem demütigenden Waffenstillstand von Znaim, durch den die Freundschaft mit dem Zarenreich in Brüche geht, fügt sich Kaiser Franz am 26. Dezember den Bedingungen des Friedens von Preßburg. Österreich muß Venetien, Istrien und Dalmatien an das nun zu Frankreich gehörige Königreich Italien abtreten. Für diesen Verlust erhält es einen kargen Ersatz in der Überlassung von Salzburg und Berchtesgaden, während der frühere Großherzog von Toskana nach Würzburg versetzt wird. Es muß der Säkularisierung der Reichsritterschaft und der Einziehung der Ordensgüter durch die Landesfürsten zustimmen. Nur die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters und der Besitz von Mergentheim werden dem Hause Habsburg gesichert. Noch am Tage des Friedensschlusses erklärt Napoleon die Bourbonen in Neapel als des Thrones für verlustig. Während Massena das Land besetzt, geht die Dynastie, von den Engländern beschützt, nach Sizilien zurück. Die Briten beherrschen die Meere. Das hat von neuem der Sieg bekräftigt, den der englische Seeheld Nelson mit dem Opfer seines Lebens am 21. Oktober 1805 bei Trafalgar errang.

Der preußische Abgesandte Haugwitz läßt sich unter dem Eindruck der Schlacht bei Austerlitz zu dem erbärmlichen Vertrag von Schönbrunn bewegen, in welchem Preußen in plötzlichem Frontwechsel ein Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon abschließt und gegen Abtretung von Ansbach und Bayreuth sowie des Fürstentums Neuenburg in der Schweiz das englische Hannover zugesprochen erhält. So ist der Staat des großen Friedrich ohne Schwertstreich an den französischen Siegeswagen gebunden, ein Schulbeispiel für die verheerenden Folgen einer unentschlossenen, immer nur halben Politik.

Napoleon kann sich in Deutschland häuslich einrichten. Hat er seinem älteren Bruder Josef die Krone von Neapel gegeben, Ludwig die Krone von Holland, so bildet er nun aus früher bayrischem und preußischem Besitz für seinen Getreuen und Schwager Murat ein Großherzogtum Berg. Heiraten sollen die deutschen Herrscherhäuser eng an das Kaiserreich binden. So vermählt sich Eugen Beauharnais, der Stiefsohn des Kaisers, mit Prinzessin Auguste von Bayern, seine Nichte Stefanie Beauharnais mit dem Kurprinzen von Baden und endlich Jerôme, sein jüngster Bruder, mit der Prinzessin Katharina von Württemberg. Emsig bemüht, sich die kaiserliche Gunst zu erhalten, ernennt der Fürstprimas Dalberg den alten Korsen Fesch, Napoleons Onkel, zu seinem Koadjutor. Eine neue Mediatisation

verschlingt die Reichsritterschaft und zahlreiche andere Reichsstände. Napoleons Trabanten müssen Gebietsveränderungen in Kauf nehmen. Frankfurt wird als Hauptstadt Dalbergs mediatisiert, auch Augsburg und Nürnberg hören auf, Reichsstädte zu sein. Von den früher vorhandenen Reichsstädten gibt es jetzt nur noch die drei Hansestädte. Am 12. Juli 1806 aber unterzeichnen Napoleons Vasallen die in Paris entworfene Rheinbundakte. Sie müssen nun an allen Angriffs- und Verteidigungskriegen Frankreichs teilnehmen. 16 Staaten erscheinen als die ersten Mitglieder: Bayern, Baden, Württemberg, der Fürstprimas, Berg, Aremberg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, die beiden Hohenzollern, die beiden Salm, Isenburg, Liechtenstein, von der Leyen. Sie erklären es mit ihrer Würde für unvereinbar, noch länger dem Reiche anzugehören.

Das Ende des Heiligen Reiches ist gekommen. Napoleon fordert, bis zum 10. August befristet, den Kaiser Franz zur Niederlegung der Krone auf. Dieser muß sich entschließen, am 6. August die deutsche Kaiserkrone niederzulegen und die reichsoberhauptliche Würde als erloschen zu erklären. Nach achthundertzweiundvierzig Jahren seines Bestandes, zuletzt nur noch ein Zerrbild seiner früheren Macht, seit dem Aufkommen Preußens ein Puffergebilde zwischen den beiden deutschen Großmächten, zum Schluß nur noch verblichener Glanz und Zierde für die Habsburger, aber Kriegsschauplatz für fremde Heere, ist es geräuschlos und schmählich unter dem Druck eines fremden Emporkömmlings und Eroberers erloschen, das Reich, das so lange die erste Macht der Christenheit und der Hüter des Abendlandes gewesen und in seiner Glanzzeit so viele Lehensstaaten gezählt hatte. Nicht die Fürsten, aber die deutschen Patrioten haben die Schande dieses Endes empfunden. Damals erscheint die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“. Da der Nürnberger Buchhändler Palm, ihr Verleger, sich weigert, den Namen des Verfassers zu nennen, wird er von den Franzosen zum Tode verurteilt und am 26. August zu Braunau am Inn erschossen. Sein Blut ist nicht vergebens geflossen. Auch dieses Opfer gehört zu der Saat, die bei Leipzig aufgegangen ist. Auf dem Boden von Braunau aber nahm der Knabe seine Jugendeindrücke auf, der bestimmt war, Deutschland aus einer neuen tiefen Erniedrigung herauszuführen.

So hatte Österreich, gehemmt durch die Rivalität mit Preußen, den unter Thugut so zäh geführten Kampf um den deutschen Rhein verloren, und zugleich war ihm die Krone des alten Reiches entglitten. Unbesiegt, aber nur äußerlich, steht von den deutschen Staaten noch Preußen da. Wird es dem bevorstehenden Kampf mit Napoleon gewachsen sein?

3. Von Jena bis Tauroggen

Noch vor den Schlachten besiegt – Das Versagen der preußischen Wehrmacht im Kriege mit Napoleon – Panik – Neuer Kampf mit russischer Hilfe – Ein Vernichtungsfriede – Zar Alexander als Freund und Bundesgenosse Napoleons – Österreichs Heldenkampf 1809 – Aspern und Wagram – Der Friede von Schönbrunn – Das Schicksal des Volkshelden Andreas Hofer – Napoleon als Gebieter Europas – Der Feldzug gegen Rußland – Die Russen entziehen sich der Entscheidungsschlacht – Der blutige Tag von Borodino – Moskau brennt – Der Marsch des französischen Heeres in den Tod – Napoleon verläßt die Armee – General Yorck schließt zu Tauroggen den Neutralitätsvertrag mit den Russen ab

Schon unter dem gewissenlosen Friedrich Wilhelm II. von der friderizianischen Höhe herabgeglitten, im ersten Koalitionskrieg nur ein Zerrbild seiner alten Macht, war der Hohenzollernstaat unter dem redlichen, aber schwachen Friedrich Wilhelm III. vollends in eine schwankende Politik geraten, die sein Ansehen begrub. Der König, seinen Vater an Ernst und Sittlichkeit bei weitem überragend, ein väterlicher Landesherr, vermählt mit der geistvollen Luise von Mecklenburg, hat durch seine Zaghaftigkeit in der Außenpolitik den Sturz Preußens herbeigeführt. Das preußische Heer war einem modernen Kriege nicht mehr gewachsen. Es war überaltert. Unter sieben Generälen der Infanterie waren einer 80, vier 70 Jahre alt, während bei den Franzosen kraftvolle junge Männer kommandierten. Im preußischen Heere herrschte zudem ein unbegründeter Dünkel.

Kaum hat Napoleon den Grafen Haugwitz zum Abkommen von Schönbrunn veranlaßt, verlangt er die Abänderung des Vertrages. Preußen soll nun seine Nordseehäfen und Lübeck gegen englische Schiffe schließen. Haugwitz gibt wieder nach. Jedoch die Kriegspartei, um die Königin und den Prinzen Louis Ferdinand geschart, erreicht Verhandlungen mit Rußland, um Preußens Rücken zu sichern. Man erkennt in Berlin die Hinterhältigkeit Napoleons, da die französische Diplomatie der von Berlin auf Ermunterungen des Korsen angeregten Gründung eines Norddeutschen Bundes entgegenarbeitet. Als durch den Pariser Gesandten Lucchesini die alarmierende Meldung eintrifft, Napoleon habe in Unterhandlungen mit den Engländern diesen die Rückgabe von Hannover in Aussicht gestellt, entschließt sich der König zur Mobilisierung der Armee, um dann doch wieder mit weiteren Schritten zu zögern. Als dann Ende September in einem Ultimatum, das bis 8. Oktober befristet ist, die Rückgabe widerrechtlich besetzter preußischer Gebiete (Essen, Werden, Elten und Berg) sowie der Abzug der französischen Truppen aus Deutschland gefordert wird, langt keine Antwort ein. So erläßt der König das von Friedrich von Gentz redigierte Kriegsmanifest. Die einzigen Bundesgenossen Preußens sind der Kurfürst von Sachsen, der Herzog von Weimar und der Herzog von Braunschweig. Den Oberbefehl führt der Herzog von Braunschweig, seit der Kanonade von Valmy um 14 Jahre

älter, in seinen Entschlüssen und Bewegungen seitdem nicht schneller geworden. Die Tätigkeit seines tüchtigen Generalstabschefs Scharnhorst wird durch die Anwesenheit des Königs im Hauptquartier und die wie gewöhnlich sich daraus ergebenden Beeinflussungen gehemmt. Napoleon kann durch die Langsamkeit der preußischen Bewegungen die Initiative an sich reißen. Er wirft am 9. Oktober 1806 bei Schleiz preußische Truppen unter Tauentzien, und am 10. Oktober unterliegt und fällt Prinz Louis Ferdinand an der Spitze der preußischen Avantgarde bei Saalfeld. Die beiden preußischen Armeen, die Hauptarmee und die des Fürsten Hohenlohe, ziehen sich nun enger zusammen. Als sie sich wieder trennen, wird die von Hohenlohe geführte Armee am 14. Oktober von Napoleon bei Jena angegriffen und geschlagen, und am selben Tage unterliegt die Hauptarmee gegen den zahlenmäßig schwächeren Davout bei Auerstädt. Hier hat während der Schlacht der Herzog von Braunschweig eine tödliche Verletzung erlitten. Der Rückzug der Armeen, deren Marschsäulen zusammenstoßen, verwandelt sich alsbald in Flucht. Die Panik im preußischen Staat und Heer beginnt. Moellendorff und Oranien ergeben sich mit 10000 Mann. Die durch Desertionen geschwächte Hauptarmee wird bei Prenzlau von Murat mit schwachen Kräften eingeholt, wo sich Hohenlohe von dem geschickten Südländer zur Übergabe mit 10000 Mann beschwatzen läßt. Blücher kann sich bis Lübeck durchschlagen, muß sich aber bei Ratkau mit dem Rest seiner Truppen ergeben, weil dem alten Haudegen Pulver und Proviant ausgegangen sind. Schändlich verhalten sich die übrigen Führer. Festung auf Festung kapituliert, die meisten ohne ernstliche Bedrohung. So Spandau, Stettin, Küstrin und Hameln, während sich die schlesischen Festungen durch den Mut des Grafen Götzen länger halten. Kolberg behauptet sich, als Gneisenau, von dem tapferen Bürger Nettelbeck unterstützt, das Kommando übernommen hat.

Napoleon ist bereits am 24. Oktober in Potsdam. Die Gruft des großen Friedrich zieht ihn an. Er ehrt ihn auf echt französische Weise, indem er des Toten Degen und Ordensband nimmt und nach Paris schickt. Das gleiche Los hat die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor. In Berlin, aus dem das preußische Königspaar geflohen ist, verfügt Napoleon die Kontinentalsperre, durch die jeder Verkehr des Kontinents mit England verboten ist. Zur Erleichterung des Krieges mit Rußland sucht er Türken und Polen zum Krieg oder Aufstand zu bewegen. Sachsen aber tritt auf Napoleons Seite über und wird Rheinbundmitglied, ebenso wie die ernestinischen Länder, wie Anhalt, Schwarzburg, Waldeck, Lippe und Reuß. Hessen-Kassel aber und Braunschweig werden von ihm eingezogen.

Mit Preußen geht der Krieg weiter. Im Kronrat von Osterode konnte der Freiherr vom und zum Stein den Standpunkt der nationalen Ehre gegen Haugwitz durchsetzen, der zur Unterwerfung rät. Schwerfällig genug erscheinen

die Russen im Spätherbst in Ostpreußen und Polen. Napoleon wirft sie von Warschau her vorstoßend in den letzten Dezembertagen bei Pultusk und Golymin zurück. In der eisigen Winterkälte des Jahres 1807 wendet sich der Kaiser, russische Bewegungen zu durchkreuzen, nach dem Norden. Bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar) in blutigstem Kampfe kann Napoleon durch die todesmutige Tapferkeit des preußischen Hilfskorps zum erstenmal seinen Gegner nicht überwinden. Trotz französischer Lockungen hält Friedrich Wilhelm III. an seinem Bundesgenossen fest. Hätte ihm der Russe doch ebenso die Treue gehalten! Er soll bitteren Undank ernten. Am 14. Juni wirft Napoleon die russische Armee bei Friedland in die Flucht und kann zwei Tage später in Königsberg einrücken. Der Zar aber erliegt nun der Werbung durch Napoleon und läßt seinen preußischen Bundesgenossen im Stich. Aus der Zusammenkunft der beiden Kaiser, die am 24. Juni auf dem Njemen erfolgt, geht er als Freund des Korsen hervor. Im Tilsiter Bündnis (7. Juli) ist Alexander sogar bereit, sich gegen England zu wenden, wenn dieses die Vermittlung des Zarenreiches ablehnt. Frankreich und Rußland teilen die Welt. Dem Ostreiche wird die Türkei und Schweden zu freier Hand überlassen, dafür gesteht es Napoleon das Recht zu, ein Herzogtum Warschau zu gründen, das wieder wie einst mit Sachsen verbunden wird. Der treulos verlassene Bundesgenosse Preußen wird, wie der Kaiser erklärt, nur um der Fürsprache Alexanders willen als Staat belassen. Es muß im Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) alles Land links der Elbe mit Einschluß Magdeburgs abtreten (vergebens hatte Königin Luise um diese Stadt in einer persönlichen Unterredung mit Napoleon gebeten) und behält nur Brandenburg, Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen. Aus Südpreußen und Neu-Ostpreußen wird das Großherzogtum Warschau geformt. Der Zar aber erhält aus der preußischen Beute den Kreis von Bialystok. Danzig wird freie Stadt unter französischer Besatzung. Aus dem Raub östlich des Rheins bildet Napoleon für seinen Bruder Jerôme das Königreich Westfalen. Mecklenburg und Oldenburg werden als Rheinbundstaaten wiederhergestellt. Im Falle des Scheiterns der russischen Vermitttlung muß Preußen den Engländern den Krieg erklären. Drei Tage nach Tilsit aber wird dem niedergebrochenen Staat noch die Königsberger Zusatz-Konvention aufgebürdet, die besagt, daß die besetzten Gebiete Preußens erst nach Bezahlung sämtlicher Kontributionen und Kriegsentschädigungen geräumt werden sollen. Die Höhe der Verpflichtung wird noch nicht genannt. So ist der Staat des großen Friedrich in der Hand seines Würgers. Das Schicksal hat seine schwache Politik entsetzlich bestraft.

Da die russische Vermittlung scheitert, treten Preußen und Rußland in Kriegszustand mit den Engländern, dann auch die Dänen. Schweden muß, nachdem ihm die Russen Finnland entrissen haben, der Sperre beitreten. In Südeuropa besetzt Napoleon den Kirchenstaat und Portugal und zwingt die

spanischen Bourbonen zur Thronentsagung. In Spanien wird nun Napoleons Bruder Josef eingesetzt, während Murat Neapel erhält. Aber das spanische Volk erhebt sich und kann von den französischen Marschällen auf dem schwierigen Kriegsschauplatz der Pyrenäenhalbinsel nicht bezwungen werden. Napoleon muß selber nach Spanien. Er zieht seine Garnisonen aus Deutschland sowie starke Rheinbundkontingente heran, ungern, denn Österreichs Haltung wird bedrohlich. In dieser Lage fängt der Kaiser einen Brief Steins, des preußischen Ministers, auf, in welchem dieser einer Erhebung gegen die Franzosen das Wort redet. Der Korse erzwingt durch Ächtung des Freiherrn dessen Flucht aus Preußen. Es ist noch ein Glück für das gepeinigte Land, daß sich, durch Rußlands Fürsprache bestimmt, der Tyrann am 8. September 1808 bewegen läßt, endlich die Höhe der Kriegskontribution festzulegen. Allerdings ist der Betrag eine wahre Niederträchtigkeit. 140 Millionen sollen bezahlt werden, und die Armee darf für die nächsten zehn Jahre die Stärke von 42000 Mann nicht überschreiten. Bis zur Bezahlung bleiben die wichtigen Festungen Glogau, Stettin und Küstrin von den Franzosen besetzt.

Die Regelung der Entschädigung erfolgte kurz vor dem großen Erfurter Kongreß (27. September bis 14. Oktober 1808). Hier trifft sich Napoleon mit Alexander in einer glänzenden Versammlung seiner Vasallen, um das Bündnis mit dem Zaren zu erneuern. Das französische Theater, zur Verherrlichung des Kaisers anwesend, spielt vor einem Parkett von Königen. Großartige Feste finden statt. Auf diesem Kongreß wird auch Goethe von Napoleon empfangen und ist fortan ein stiller Bewunderer seiner dämonischen Erscheinung. Der Weimarer Kosmopolit hofft von ihm die Einigung Europas. Gegen die russische Zusicherung, im Falle eines österreichischen Angriffes Frankreich Hilfe zu leisten, werden dem Zaren die Donau-Fürstentümer und Finnland überlassen. Nachdem der Kongreß beendet, geht Napoleon nach Spanien.

Österreich schickt sich zu neuem Kampfe an. Seit 1805 hat Graf Philipp Stadion die Leitung der österreichischen Staatskanzlei, ein leidenschaftlicher Patriot von modernem Geiste. Die Verwaltung wird reformiert. Erzherzog Karl gliedert die Armee in Armeekorps und ruft durch das Gesetz über die allgemeine Bewaffnung der Kronländer vom 9. Juni 1808 die Landwehr ins Leben. Die Kampftaktik wird den Franzosen angepaßt. Trotz der Mißerfolge der letzten Kriege regt sich ein gesteigertes Selbstbewußtsein. Nur die Finanzen sind noch trostlos. Stadion und die Kaiserin Maria Ludowika drängen auf den Krieg, um so mehr, als der Botschafter Metternich aus den Kreisen um Fouqué und Talleyrand günstige Nachrichten von wachsender Gärung in Frankreich sendet. Obwohl Erzherzog Karl den Krieg noch für verfrüht hält, wird dieser zu Ende des Jahres 1808 in Wien beschlossen. Schon hat Andreas Hofer als Vertrauensmann der Tiroler in Wien ins-

geheim mit Erzherzog Johann und Freiherrn von Hormeyr verhandelt. Man hofft auf die Erhebung Norddeutschlands, den Anschluß Preußens, Englands und Rußlands. Im April wird mit zündendem Aufruf an das deutsche Volk Napoleon der Krieg erklärt. Am 10. April geht Erzherzog Karl (s. Bildtafel 23) mit 200000 Mann über den Inn, 80000 führt Erzherzog Johann gegen den Vizekönig Eugen Beauharnais nach Italien, 36000 Erzherzog Ferdinand von Este gegen das Großherzogtum Warschau.

Der Generalissimus ist zu spät über den Inn gekommen. Er hat kostbare Tage in der Hoffnung auf den Anschluß der süddeutschen Staaten versäumt. Noch könnte er durch rasches Zugreifen die weit verstreuten französischen Streitkräfte vor dem Eintreffen Napoleons schlagen. Aber die Österreicher sind zu langsam. Der Kaiser, rasch von Paris herbeigeeilt, bringt seine Truppen in Ordnung und wendet sich gegen die zwischen Isar und Donau verzettelten Korps des Erzherzogs. In fünf heißen Apriltagen werden die tapfer fechtenden Österreicher bei Hausen, Tannried, Abensberg, Pfaffenhofen, Landshut und Eckmühl geworfen und müssen über Regensburg zurück, das die Franzosen erstürmen. Der Erzherzog nimmt das Gros seiner Truppen nach Böhmen zurück. Sein linker Flügel unter Hiller muß, von der Hauptarmee abgeschnitten, längs der Donau ziehen und versucht den raschen Vormarsch der Franzosen durch das erbitterte Gefecht von Ebelsberg aufzuhalten. Doch schon am 13. Mai hält Napoleon nach vergeblichem Widerstand der Landwehr seinen zweiten Einzug in Wien. Wie sieht es in diesem Augenblick an den andern Fronten und in Norddeutschland aus?

Erzherzog Johann hat den Vizekönig Beauharnais bei Sacile besiegt und auf Verona zurückgeworfen, aber auf die Nachricht von dem Mißerfolg in Bayern muß er kehrtmachen. Der Vizekönig und Macdonald, der mit Verstärkung erschienen ist, verfolgen den Erzherzog, der nach dem Fall Wiens seinen Weg über Ungarn nehmen muß, wo ihm aus den Illyrischen Provinzen her in der Armee Marmonts ein neuer Gegner erwächst. Erzherzog Ferdinand hat die Polen bei Raszyn geworfen, Warschau und Thorn besetzt. Durch einen Aufruhr in Galizien muß er zurück. Zwischen ihn und die Polen schieben sich russische Streitkräfte, die bis Krakau vorrücken. Der Erzherzog geht bis Mähren zurück. Indessen haben die Tiroler, durch das österreichische Korps Chasteler aus dem Pustertal her unterstützt, mit blendendem Schneid die verhaßte bayerische Herrschaft abgeschüttelt. Ihre Führer sind der rotbärtige Kapuziner Joachim Haspinger, der verwegene Josef Speckbacher und der 42jährige Sandwirt von Passeier Andreas Hofer (s. Bildtafel 24). Hofer wirft am 10. April die bayerischen Truppen von Sterzing über den Brenner, während Speckbacher die Bayern bei Hall schlägt und das Inntal entflammt. Unter dem Obersten Bisson müssen am 13. April 4000 Bayern und Franzosen, bei Wilten vor Innsbruck umstellt, die Waffen strecken. Tirol

ist befreit. Nun sendet Napoleon den Marschall Lefebvre mit dem bayerischen Aufgebot gegen Tirol. Bei Wörgl geschlagen, zieht das österreichische Korps ab, Lefebvre aber läßt die alte Bergstadt Schwaz in Brand stecken. Am 19. Mai zieht er in Innsbruck ein.

In Norddeutschland ist es still geblieben. Das wird die Tragödie des verwegenen Majors Ferdinand Schill. Dieser hat am 28. April Berlin verlassen, um mit seinen Husaren auf eigene Faust gegen Napoleon zu kämpfen. Wohl schlägt er ein westfälisches Regiment bei Dodendorf, aber die erhoffte Erhebung bleibt aus. Auf seinem Rückzug nach dem Meere wird er bei Stralsund gestellt und fällt am 31. Mai im Straßenkampf. Elf seiner Offiziere werden am 16. September in Wesel erschossen. Oberst Dörnberg und Hauptmann von Katte, die vor Kassel bzw. Magdeburg mit Überrumpelungsversuchen erfolglos waren, können nach Böhmen flüchten. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig aber, dessen Vater bei Auerstädt gefallen, dessen Gattin im Kummer über den Verlust des Landes gestorben war, ficht mit seiner in Böhmen geworbenen Schwarzen Schar mit den Österreichern gegen die Sachsen, kämpft auch nach Wagram weiter und kann sich mit 1300 Tapferen nach heldenmütigem Kampfe bei Oelper glücklich auf englische Schiffe retten, die ihn an der Mündung der Weser erwarten. Nicht vergessen sei noch die mutige, opfervolle Erhebung im Birkenfelder Ländchen. Doch sind wir mit all diesem der Entscheidung des Krieges vorausgeeilt.

Napoleon will den Erzherzog Karl schlagen, der mit Hiller vereinigt am linken Donauufer steht. Nachdem ein Übergangsversuch bei Nußdorf mißlungen, überschreitet der Korse die Donau bei der Insel Lobau. Schon haben die Franzosen in den Dörfern Aspern und Eßlingen Fuß gefaßt, als sie am 21. Mai ein übermächtiger Angriff der Österreicher trifft, der ihnen in wechselvollem, mörderischen Kampf, der sich am 22. Mai mit dem Morgengrauen fortsetzt, Aspern entreißt. Der bisher Unüberwundene muß zum ersten Male in seinem Leben den Rückzug anordnen. Leider nützt der Erzherzog den Sieg nicht aus. Er hat damit, zaghaft beraten und selber zaghaft, die größte Gelegenheit seiner Heldenlaufbahn versäumt, die ihn vielleicht zum endgültigen Überwinder Napoleons gemacht hätte. Denn auf der Insel Lobau zusammengedrängt, sind die Franzosen in verzweifelter Lage. Der nun zustande kommende Waffenstillstand kommt nur dem Kaiser zugute. Eugen Beauharnais vermag durch einen Sieg bei Raab am 14. Juni den Anmarsch des Erzherzogs Johann zur Vereinigung mit dem Bruder zu verzögern. Nach Ende des Waffenstillstandes geht Napoleon wieder bei der Insel Lobau über die Donau und wirft sich mit 160000 Mann und 584 Geschützen auf den Erzherzog, der ihn im Hügelgelände von Wagram mit 110000 Mann und 452 Kanonen erwartet. Unbegreiflicherweise hat Karl die

Truppen Johanns nicht an sich gezogen, und unbegreiflicherweise erscheint dieser nicht rechtzeitig auf dem Schlachtfelde, obwohl er nur 10 Stunden entfernt steht. Den ersten Schlachttag kämpfen die Österreicher siegreich durch. Am nächsten Morgen greift der Erzherzog an beiden Flügeln an, zugleich den Bruder zu eiligem Eingreifen mahnend. Aber der linke österreichische Flügel schlägt zu früh los und wird zurückgedrängt. Der rechte dringt siegreich vor. Durch die Bedrängung des linken österreichischen Flügels und das Vordringen Macdonalds im Zentrum muß der Erzherzog um 2 Uhr nachmittags, da Johann nicht eintrifft, die Ruhmesschlacht abbrechen (6. Juli). Wie ein verwundeter Löwe weicht die österreichische Armee in Ordnung vom Schlachtfeld mit 12 erbeuteten Adlern, und hat selber nur eine Fahne verloren. Der Kaiser folgt den Weichenden erst nach sorgfältigen Vorbereitungen. Um Znaim tobt dann bei Gewitter und strömendem Regen eine dritte Schlacht. Der Abend aber bringt die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes. Durch bittere Urteile der Kriegspartei gekränkt, legt der Sieger von Aspern vorschnell den Oberbefehl nieder. Nach langem Schwanken wird die österreichische Politik geändert. Stadion tritt ab, Friedrich von Gentz schlägt sich zur Friedenspartei. Metternich ist der kommende Mann. Alle Versuche, Preußen zum Krieg gegen Napoleon zu bewegen, sind gescheitert. Im Oktober hält Clemens von Metternich seinen Einzug in der Haus-, Hof- und Staatskanzlei. Im Frieden von Schönbrunn muß Österreich am 14. Oktober Salzburg und das Innviertel an Bayern, Istrien, Triest, Fiume, Krain und den Villacher Kreis an Frankreich abtreten. Westgalizien kommt an Warschau, der Kreis um Tarnopol an Rußland. Das heldenmütige Tirol wird von Napoleon zwischen Bayern, Italien und den Illyrischen Provinzen geteilt. Österreich nimmt Abschied von seiner deutschnationalen Politik.

Die Tiroler hatten inzwischen, ein wahres Volk von Helden, in einer zweiten Schlacht am Iselberg (29. Mai) die Franzosen und Bayern aus dem Lande getrieben. Als nun Lefebvre mit 40000 Mann einrückt und nach der Einnahme von Innsbruck den Kampf für beendet hält, erheben sich die Tiroler Bauern noch einmal siegreich bei Mittewald im Eisacktal und werfen am 13. August in einer neuen Schlacht am Berge Isel die Feinde aus dem Lande. Andreas Hofer aber führt zu Innsbruck vom August an als kaiserlicher Oberkommandant die Geschäfte der Landesregierung. Nach dem Frieden von Schönbrunn, der den Tirolern Amnestie zusichert, unterwirft er sich. Schon nach Südtirol unterwegs, läßt er sich bei Schönberg an der Brennerstraße von dem hitzigen Speckbacher zur Umkehr bestimmen, die ihn dem Heldentod in Mantua entgegenführt. Die Franzosen können den Berg Isel nehmen. Noch einmal ruft Hofer seine Landsleute zusammen (s. Bildtafel 25) und erringt am Küchelberge bei Meran seinen letzten Sieg. Dann erliegt er der Übermacht. In eine Almhütte geflüchtet, wird er mitten im Winter

durch den Verräter Raffel den Feinden ausgeliefert. Nach Mantua gebracht, ist er am 20. Februar 1810 im Morgengrauen als unerschütterlicher Held den Kugeln der Franzosen zum Opfer gefallen. Auch Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, erleidet dieses Schicksal, da er es verschmäht, durch die Lüge, er habe vom Abschluß des Waffenstillstandes *nichts* gewußt, sein Leben zu retten. Über das in hoffnungsloser Trauer am Boden liegende Land legt sich die Stille des Todes. Der bayerische Kronprinz bemüht sich, durch milde Maßnahmen das Elend zu lindern.

Das völlig erschöpfte Österreich, das 1809 hart an die Palme des Sieges herangekommen war, streicht unter seinem neuen Staatsmann Metternich den nationalen Gedanken aus seiner Politik. Atempause! Unbedingte Wahrung des Friedens. Erholung des finanziell zu Tode erschöpften Landes. Im Februar 1811 kommt es trotzdem zum Staatsbankrott, da man — wie anders hätte ein Josef gehandelt! — die Kirchengüter zur Sanierung nicht heranziehen will. Auch nachher bleiben die Finanzen schlecht.

Preußen arbeitet seit dem Frieden von Tilsit mit hinreißender Konsequenz am Wiederaufbau. Im Sinne einer Auferstehung von Deutschland wird der Staat erneuert. Preußen geht seiner nationalsten Zeit, der Erfüllung seiner größten geschichtlichen Aufgabe entgegen. Es wird das niedergedrückte deutsche Volk gegen den übermächtigen Franzosenkaiser emporreißen. Friedrich Wilhelm III. allerdings ist zu alledem nicht der Führer. Seine Gattin Luise, die ihn bei weitem überragt, ist mit ihrer herrlichen deutschen Vaterlandsliebe trotz ihrer bereits erschöpften Gesundheit der Mittelpunkt aller Bestrebungen. Es wird ein schwerer Verlust für das Land, daß sie am 19. Juli 1810 stirbt, noch ehe Preußens und mit ihm Deutschlands Auferstehung tagt. Der Mann der preußischen Wiedergeburt ist der Freiherr vom und zum Stein (s. Bildtafel 26). Reichsritter, der später durch die Mediatisierung seinen Besitz verlor, ist er 1780 in preußische Dienste getreten und nach Tilsit der Lenker des Staates. Er will das Volk aus Untertanen zu Staatsbürgern im höchsten Sinne erziehen. Die Städte erhalten Selbstverwaltung. Am 9. Oktober 1807 wird die Erbuntertänigkeit aufgehoben, um ein freies Volk zu schaffen. Alle Klassen und Stände erhalten das Recht der freien Berufswahl. Stein will für Preußen eine Nationalvertretung, auf den Ständen und Berufsklassen beruhend, schaffen. Aber mitten in seinen Reformen, von Madrid aus durch Napoleon geächtet, muß er am 24. November 1808 vom König entlassen werden. Erst zwei Jahre später erhält er in Hardenberg einen tüchtigen, aber nicht gleichsinnigen Nachfolger. Diesem, einem echten Aufklärer, schwebt mehr das Ideal von Freiheit und Gleichheit vor, während Stein die lebendige, organische Verknüpfung der Staatsbürger mit dem Staat wollte. Unter Hardenberg verstärkt sich der Einfluß der Bürokratie, allerdings einer tadellosen. Seine Gewerbesteuer räumt mit den Zünften auf und schafft für Stadt und

Land einheitliche Verhältnisse. Gegen Hardenberg, der im Sinne der einfachen *französischen Verwaltung*, die *ihm als Ideal vorschwebt*, keine Privilegien schätzt, erhebt sich eine Adelsopposition, die unterdrückt werden muß. Das Heer wird durch den Hannoveraner Gerhard von **Scharnhorst** (s. Bildtafel 28), einen Bauernsohn, reformiert. Als Generaladjutant des Königs und in dem neu gebildeten Kriegsministerium Leiter des allgemeinen Kriegsdepartements will er den Kommißknopf beseitigen, um den Volkssoldaten zu erziehen. Allgemeine Wehrpflicht, kein Söldnertum, keine Vorrechte des Adels, Kriegsschule für die Offiziere, neue Reglements nach den letzten Kriegserfahrungen, Landwehr aus altgedienten Leuten! Der aufgezwungene niedrige Heeresstand wird durch das Krümpersystem umgangen, wonach in jeder Kompagnie fünf, später acht Leute nach kurzer Ausbildung entlassen werden. Unter Scharnhorsts prächtigen Helfern ragen der eigentliche Sieger von Waterloo, Neidhart von **Gneisenau**, ein Franke, der tüchtige **Boyen** und der Theoretiker des Krieges, **Clausewitz**, hervor. Kommt es zu neuem Krieg, dann wird sich auf Napoleon ein schlachtendürstendes Heer werfen, *das auf Sieg oder Unterliegen die Entscheidung sucht*. Die *politisch-militärischen* Reformen werden ergänzt durch die Maßnahmen des Kultusministers Wilhelm von **Humboldt**. Im Geiste des großen Erziehers **Pestalozzi** werden die Volksschulen reformiert. Das neue humanistische Gymnasium entsteht. In der Berliner Universität wird ein Zentrum vertieften Patriotismus geschaffen. Hier wirkt der berühmte Philosoph Johann Gottlieb **Fichte**, der im Winter 1807—1808 seine hinreißenden „Reden an die Deutsche Nation" gehalten hatte. Er appellierte an die Selbsterziehung der Deutschen, an ihr stolzes Bewußtsein, das einzige unvermischte Volk Europas zu sein. Neben ihm wirken der Prediger **Schleiermacher**, der Historiker **Niebuhr**, die Juristen **Savigny** und **Eichhorn**. Dazu kommen die aufwühlenden Schriften des Rügeners Ernst Moritz **Arndt** (s. Bildtafel 29), sein tief ergreifender „Geist der Zeit", dazu die patriotischen Aufsätze des unglücklichen Dichters Heinrich von **Kleist**, der die Auferstehung Deutschlands nicht mehr erleben sollte. Dazu die Turnbewegung Friedrich Ludwig **Jahns**, der nicht das Turnen *an sich* wünschte, sondern als Stählung für den kommenden Kampf mit den Franzosen. Der Gedanke an die Abschüttelung des verhaßten Joches trägt mitunter geradezu mystischen Charakter, wie im Königsberger Tugendbund (1808).

Aber noch schaltet der fremde Gewalthaber in Deutschland wie ein launischer Grundherr, immer neu parzellierend. Immer wieder müssen die Rheinbundstaaten Gebietsveränderungen auf sich nehmen, wobei Frankreich im Dezember 1810 die ganze deutsche Nordseeküste einzieht und drei neue Departements Wesermündung, Elbmündung und Oberems daraus macht. Schon vorher hat es auch Holland dem Kaiserreich einverleibt. Die napoleonische

Verwaltung, die in den annektierten Gebieten eingeführt wird, ermöglicht durch die Beseitigung der letzten Reste des Feudalstaates eine kräftige Entwicklung, vor allem links des Rheines, während die Küstenstriche durch die Kontinentalsperre verdorren. Für die jahrhundertelang zersplitterten und darum zurückgebliebenen süddeutschen Staaten, wie auch für den Bereich von Westfalen bedeuten napoleonisches Recht und napoleonische Verwaltung einen bedeutsamen Fortschritt. Überall verschwinden hier die Landstände. Die Herrscher werden absolut, sowie sie mit Gut und Blut ihrer Untertanen absolut dem Fremdherrscher gehorchen müssen. Langsam beginnt auch hier unter dem Einfluß der Romantik der nationale Gedanke zu erwachen, so im Kreise der Heidelberger Romantiker, wo Görres die Entwicklung zum entschlossenen Gegner des Korsen durchmacht. Allerdings hat es in den Rheinbundstaaten nie den herrlichen Hochschwung gegeben, der das Preußen der nahenden Volkserhebung kennzeichnet.

Indessen lockert sich Napoleons wertvolle Rückendeckung, die Freundschaft mit Rußland. Empört über die Absetzung des Herzogs von Oldenburg, empört über die Verheiratung Napoleons mit Maria Luise, der Tochter des Kaisers Franz, während ursprünglich die Schwester des Zaren vorgesehen war, und schwer getroffen durch die Kontinentalsperre, in der polnischen und türkischen Frage mehr und mehr mit Napoleon zusammenstoßend, wendet sich Rußland von dem Freundschaftsbündnis ab. Schweden, wo Bernadotte, einer der Marschälle des Korsen, Thronfolger geworden ist, bringt der Zar auf seine Seite. Krieg steht bevor. Beide Teile suchen Bundesgenossen. Ungeduldig drängt Scharnhorst zum Kriege. Aber der König versagt der von ihm mit dem Zaren abgeschlossenen Militärkonvention seine Genehmigung, da Metternich in Wien, wohin sich Scharnhorst von Petersburg gewandt, undurchdringlich bleibt. Preußen, auf jeden Fall im Kriege das Durchzugsland, ist in verzweifelter Lage. Trotz des Drängens der Patrioten verzichtet der König auf den Bund mit Rußland und schließt gezwungen das bittere Bündnis mit seinem Unterdrücker ab, nach welchem Preußen ein Hilfskorps von 20000 Mann unter französischem Oberkommando zu stellen sich verpflichtet und die Franzosen auf dem Durchmarsch mit Lebensmitteln und bespannten Wagen versorgen wird. Nun muß sich auch Metternich zum Bündnis mit dem französischen Empire bequemen, doch bleiben die 30000 Österreicher, die als Hilfskorps auftreten, unter eigenem Kommando. Wie indes der Wiener Staatskanzler das neue Bündnis auffaßt, ergibt sich klar aus seiner Verständigung des Zaren, daß Österreich nur zum Schein mitmache und auf den Tag warte, wo es für die alte Ordnung Europas wieder kämpfen könne.

Rußland deckt sich durch Waffenstillstand mit den Türken den Rücken. Nach einem glänzenden Fürstentag von Dresden, dem auch der Kaiser von Öster-

reich und der König von Preußen beiwohnen, zieht Napoleon mit über 500000 Mann, darunter 200000 Deutschen — es ist der größte Triumph der französischen Politik — gegen Rußland. Die deutsche Wehrkraft steht nun in französischen Diensten. Am 24. Juni geht der Kaiser über den Njemen, dann über Wilna auf Smolensk. Im Norden deckt Macdonald mit dem preußischen Hilfskorps, im Süden Schwarzenberg mit den Österreichern die Flanke. Ursprünglich den Krieg auf mehrere Jahre berechnend, läßt Napoleon sich durch den fortgesetzten Rückzug der Russen in der Hoffnung, die rasche Entscheidung zu erzwingen, zu immer weiterem Vormarsch verleiten. Nach der Einnahme von Smolensk (Mitte August) gelingt es ihm endlich am 7. September, die Russen in der überaus blutigen Schlacht von Borodino zu schlagen und sieben Tage später seinen Einzug in dem heiligen Moskau zu halten. Aber vor den Augen des Siegers geht alsbald die im wesentlichen hölzerne Stadt in Flammen auf. Napoleon läßt sich durch Verhandlungen hinhalten und tritt zu spät den durch den Brand von Moskau unumgänglich gewordenen Rückzug an. Da die Russen den Marsch nach dem Süden zu verhindern wissen, muß er auf der ausgesogenen Anmarschstraße zurück. Harte Winterkälte, die nach der ersten Novemberwoche einsetzt, räumt mit dem schwerfällig vorwärts kommenden Heere erbarmungslos auf. In Smolensk sammeln sich noch 49000 Mann. Ende November aber kann nur noch die verwegene Tapferkeit des Marschalls Ney an der Beresina den völligen Untergang der Armee verhindern. Bald darauf verläßt Napoleon, eilig nach Paris strebend, auf einem Schlitten das zusammengebrochene Heer, dessen Reste aufgelöst, dem Spott der erbitterten Bevölkerung über die mit Mann und Roß und Wagen Geschlagenen preisgegeben, von verfolgenden Kosaken bedroht, über die Grenzen Deutschlands wanken. Die beiden Hilfskorps konnten sich vor dem Untergang retten. Der preußische General Hans David von Yorck schließt, durch eine glückliche Wendung von Macdonald getrennt, am 30. Dezember 1812 in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch ein Neutralitätsabkommen ab, das ihm den Raum zwischen Tilsit und Memel zur Besetzung anweist. Im Falle einer Ablehnung durch den König dürfen die Truppen bis zum 1. März 1813 nicht gegen die Russen kämpfen. Der 53jährige General, ein Kern- und Stockpreuße, im Gegensatz zu den mehr deutsch eingestellten Scharnhorst und Stein, hat damit den Anstoß zu einer welthistorischen Entwicklung gegeben, die mit der elementaren Kraft einer niedersausenden Lawine Deutschland mit sich gerissen hat.

4. Der deutsche Freiheitskrieg und der Wiener Kongreß

Die Patrioten bringen durch – Preußen schlägt los – Die Lieder der Freiheitssänger – Die erste Schlacht mit Napoleon und der Waffenstillstand – Metternichs Meisterstück der Verhandlungskunst – Entscheidendes Eingreifen Österreichs – Der Korse unterliegt auf dem Schlachtfelde von Leipzig – Der Feldzug in Frankreich und Napoleons Verbannung nach Elba – Feder- und Diplomatenkrieg auf dem Wiener Kongreß – Die endgültigen Ergebnisse der Friedensversammlung – Napoleons Kaisertum der 100 Tage und Niederlage bei Waterloo – St. Helena

Vom Feuergeist des Freiherrn vom Stein, seines Beraters, bestimmt, will der Zar den Kampf bis zur Entscheidung durchfechten. Auch Ernst Moritz Arndt weilt in der Umgebung des großen Staatsmannes. Als Beauftragter des Zaren in Ostpreußen eingesetzt, betreibt Stein im Bunde mit Yorck die Bewaffnung des Landes. Der ängstliche Friedrich Wilhelm III. fragt in Wien an. Metternich will sich nicht festlegen. Pläne des Erzherzogs Johann auf Bildung eines Alpenbundes und Erhebung gegen Napoleon hält er nieder. Sein Ziel ist, Bewegungsfreiheit für Österreich herzustellen. Zwischen Rußland und Frankreich unter schwerem Druck, übersiedelt der Preußenkönig am 22. Jänner nach Breslau, wo er eine flammende Begeisterung für das Losschlagen antrifft. Scharnhorst übernimmt die Rüstungskommission. Am 3. Februar wird zur Bildung freiwilliger Jäger-Detachements aufgerufen, ein preußisches Volksheer wird gebildet. Am 12. Februar verfügt der König die Mobilmachung. In Breslau und Kalisch wird Ende Februar das Abkommen über gemeinsames militärisches Vorgehen zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen. 150000 Russen und 80000 Preußen werden den Kampf führen. Der König stiftet am 10. März, dem Geburtstag der Königin Luise, den Orden des Eisernen Kreuzes. Am 16. bricht er mit Frankreich, am 17. erfolgt der Aufruf „An mein Volk". Freiwilligenkorps füllen sich, und Landwehrformationen können gebildet werden. Zugleich fegt über das preußische Land, die Säumigen aufreißend und die „Buben hinter dem Ofen, hinter den Schranzen und hinter den Zofen" mit ihrem Spott geißelnd, ein Sturm von Vaterlandsliedern, wie sie gewaltiger in der Welt noch nie gesungen wurden. Theodor Körner ist von Wien, wo er seine Braut zurückgelassen, zu den Fahnen des Freikorps Lützow geeilt und läßt seine Kampflieder in die deutsche Welt schallen, von denen er jedes Wort bezahlt hat, voll in Gold und ohne Abzug, durch seinen Heldentod auf dem Schlachtfelde. Den Vater im Himmel ruft er um Segen an für diesen Kampf, der das Heiligste mit dem Schwert schützt, der der Freiheit der deutschen Eichen gilt, selbst wenn sie über den Gräbern der gefallenen Helden wachsen sollen. Hier ist in den Dichtungen des Sohnes seines geliebten Freundes der Schiller lebendig geworden, der die feierlichen Worte der Rütliszene spricht, von dem Schwert, das der Güter höchstes gegen Gewalt verteidigen dürfe. Neben Körners

loderndem Aufruf klingt der grollende Ernst des wuchtigen Arndt, der da redet von dem Gott, der Eisen wachsen ließ und „wollte keine Knechte“, der „Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte“ gab. Und als weicher Ton erklingt das Lied von Schenkendorf, sein „Freiheit, die ich meine“, der zarte Sang, aus dem auf einmal die Worte dringen: „Heldenwangen blühen schöner auf im Tod“. Das wird ein anderer Kampf als der von Jena 1806! Hier steht der Geist eines freien, einigen Deutschland auf. Das wird ein Kampf hart auf hart für Napoleon werden, wie er ihn bisher nur bei Aspern und Wagram erlebt hat. Allerdings schließt sich von den deutschen Fürsten zunächst lediglich der Herzog von Mecklenburg an. Schweden wird durch englische Vermittlung 30000 Mann zum Kampfe stellen. England zahlt an Preußen Subsidien, ebenso, und zwar nach dem Verhältnis der gestellten Truppen, auch an Rußland. Kein Sonderfrieden und keine Sonderabkommen mit dem Feinde!

Die Verbündeten sind bereits bis an die Elbe vorgedrungen und haben den Vizekönig Beauharnais, der Deutschland besetzt hält, bei Möckern am 5. April geworfen, als Napoleon mit einem neuen Heere von noch einmal 500000 Mann, darunter sehr viele junge Truppen und wenig Reiterei, den Angriff eröffnet. Die französische Kavallerie liegt auf den Schlachtfeldern von Rußland. Auf seinem Marsche von den Verbündeten in der Flanke angefallen, wird er ihrer in der erbitterten Schlacht von Groß-Görschen oder Lützen am 2. Mai Herr. Scharnhorst, Generalquartiermeister des preußischen Oberbefehlshabers Blücher (s. Bildtafel 27), erhält hier die Todeswunde, der er am 28. Juni erliegt, da er, sich nicht schonend, nach Prag eilt, die Österreicher zum Eintritt in den Krieg zu bestimmen. Der Schlachtenkaiser kann Sachsen besetzen und sich mit den sächsischen Truppen vereinigen. Am 21. Mai wird nach einer erbitterten Schlacht bei Bautzen das russisch-preußische Heer noch einmal geworfen, aber die Franzosen hat der Sieg sehr große Opfer gekostet. Die Verbündeten gehen nach Schlesien zurück, die Russen können allerdings nur mehr mit Mühe bei der Stange gehalten werden. Es ist ein Glück für Preußen, daß Napoleon am 4. Juni zu Pläswitz in einen Waffenstillstand einwilligt, der bis 20. Juli dauern soll. Der Korse hat die Waffenruhe später als den größten Fehler seines Lebens bezeichnet. Seine Hoffnung auf die Wankelmütigkeit des Zaren wird enttäuscht. Napoleon entgeht der Vermittlung Österreichs nicht, das bereits die Auflösung von Warschau, Rückgabe der Illyrischen Provinzen und Rückverlegung der französischen Grenze auf das linke Rheinufer fordert. Zu Gitschin einigt sich Metternich mit dem russischen Unterhändler Nesselrode. Wird der Franzosenkaiser Österreichs Bedingungen ablehnen, dann tritt es am 20. Juli mit 150000 Mann in den Krieg und wird mit den Verbündeten die Abtretung Hollands, Wiedereinsetzung der Bourbonen und das Ende der Fran-

zosenherrschaft in Italien fordern. Einen Tag vor dieser Konvention führt Napoleon mit Metternich die berühmte Unterredung im Palais Marcolini in Dresden (26. Juni). Alle seine Künste, Kälte, Vertrauensseligkeit, Liebenswürdigkeit, Drohungen und einschüchternde Heftigkeit mit all ihren Abstufungen, versagen. Metternich durchschaut die verzweifelte Lage des Kaisers, der schließlich die bewaffnete Vermittlung Österreichs anerkennt und in die Auflösung der Allianz von 1812 willigt. Bis 10. August wird der Waffenstillstand verlängert, und inzwischen tagt in Prag eine Friedenskonferenz. Als die Franzosen hier eine hinhaltende Taktik einschlagen, überreicht der Kanzler am 8. August ein Ultimatum. Napoleon nimmt verspätet und nur teilweise an. Jedoch der Kongreß ist bereits aufgelöst, und Österreich übersendet am 11. August die Kriegserklärung.

Nach dem zu Trachenberg und Reichenbach vor allem von dem russischen General Toll und dem österreichischen Generalstabschef Radetzky ausgearbeiteten Kriegsplan werden drei Armeen angreifen: Die Böhmische oder Hauptarmee mit 254000 Mann (127000 Österreicher, 82000 Russen und 45000 Preußen), die Schlesische Armee unter der Führung Blüchers mit 105000 Mann (66500 Russen und 38500 Preußen), die Nordarmee unter Bernadotte (Schweden, Russen und Preußen, dazu noch das 33000 Mann zählende Korps Tauentzien, zusammen 118000 Mann). Bei einem Angriff Napoleons haben die einzelnen Armeen auszuweichen, den Kampf mit seinen Marschällen aber sollen sie aufnehmen. Vereinigt werden sie die Entscheidung gegen den Korsen suchen. Napoleon will sich, der Gunst der Lage entsprechend, entweder auf die eine oder andere der Armeen werfen. Die Nordarmee will er von zwei Seiten durch einen Stoß Davouts entlang der Küste und durch einen Nordstoß des Marschalls Ney gegen Berlin fassen. Blücher und Schwarzenberg, den Führer der Böhmischen Armee, hofft er selbst in Schach halten zu können.

Auftragsgemäß weicht Blücher vor dem angreifenden Kaiser zurück. Dieser wendet sich nun gegen die Böhmische Armee, die er am 27. und 28. August bei Dresden infolge des Hineinredens des Zaren in das österreichische Kommando schlägt. Aber ein von Napoleon zur Verfolgung unter Vandamme entsandtes Korps muß, bei Kulm und Nollendorf geschlagen, am 30. August die Waffen strecken. In Schlesien hat Blücher den zur Bedeckung zurückgebliebenen Macdonald am 26. August an der Katzbach geschlagen und in meisterhafter Verfolgung das Land bis zur Neiße gesäubert. Schon ist auch Oudinot am 23. August von der Nordarmee besiegt worden. Nicht das Verdienst des zaudernden und zweideutigen Bernadotte! Märkische Landwehr unter General Hirschfeld wehrt am 27. August eine französische Abteilung bei Hagelberg ab. Davout kommt in Mecklenburg nicht vorwärts. Im Kampf ist dort Theodor Körner bei Gadebusch gefallen.

Napoleon, der bereits 100000 Mann verloren hat, lechzt nach einem entschei-

denden Siege, indes wieder zieht sich der von ihm angegriffene Blücher zurück. Dazu wird des Kaisers bester Feldherr, der Marschall Ney, am 6. September im Vorstoß gegen Berlin bei Dennewitz empfindlich geschlagen. Napoleon kann seinen geplanten Vorstoß über das Erzgebirge gegen die Böhmische Armee nun nicht mehr durchführen. Jede Armee, gegen die er sich wendet, entzieht sich seinem Angriff, und so jagt er zwischen der Böhmischen und der Schlesischen Armee hin und her, nutzlos seine Truppen ermüdend. Die Verbündeten aber verstärken ihre Einmütigkeit, England gewährt nun auch Österreich Subsidien. Am 8. Oktober bringt Metternich im Vertrag von Ried Bayern zum Beitritt an die Seite der Verbündeten, allerdings gegen Zusicherung seiner vollen Souveränität und gleichwertiger Entschädigungen bei Landabtretungen. So hat man den wichtigsten Satelliten des Gewaltherrschers vor der gerechten Strafe entschlüpfen lassen. Als Gegenleistung wendet sich der bayrische General Wrede mit 60000 Mann gegen Franken.

Der Feldzug tritt in das Stadium der Entscheidung, als Blücher, zuerst mit dem Korps Yorck, den Übergang über die Elbe erzwingt. Die Nordarmee geht bei Dessau über den Strom. Auch die Böhmische Armee kommt wieder über das Erzgebirge. Die Schlinge zieht sich um Napoleon zusammen, der, an das Ausharren Friedrichs des Großen in ähnlicher Lage erinnert, den rettenden Rückzug über die Saale versäumt. Nach längerem Zaudern wendet er sich gegen Schwarzenberg, der auf Leipzig losgeht. Nach einem Kavalleriekampf Murats eröffnet der Kaiser am 16. Oktober den Angriff gegen die Verbündeten bei Wachau, die diesmal nicht mehr ausweichen. Die Stunde der Entscheidung ist da. Noch bringt sie allerdings der erste Schlachtentag nicht, aber schon ist der nach schwerer Kanonade erfolgte Durchbruchsversuch der französischen Kavallerie gescheitert. Blücher konnte am Nachmittag des 16. nordwestlich von Leipzig den General Marmont bei Möckern besiegen. Nach einer Rast am 17., einem Sonntag, treten beide Teile zu neuem Kampf an. Vergebens hat Napoleon Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen angeboten. Er muß für den 18. den Angriff der Feinde erwarten und führt seine Truppen enger an Leipzig heran, nach Probstheida. Hier hält sich der einst so Unüberwindliche in der Verteidigung, aber an der Nordostfront der französischen Aufstellung gehen die württembergischen und sächsischen Kontingente zur Nordarmee über, die nun auch in den Kampf eingreift. In der Nacht zum 19. muß Napoleon den Rückzug antreten. Nachhuten verteidigen die Stadt Leipzig. Die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke schneidet den Rückzug des größten Teils der Zurückgebliebenen ab, wobei der treue Marschall Poniatowski ertrinkt. Mit 80000 Mann aus der Schlinge von Leipzig entronnen, geht der Besiegte über Erfurt, Eisenach und Fulda zurück. Vergebens sucht Wrede mit einem österreichisch-bayerischen Heer den verwundeten Löwen bei Hanau auf dem Rückzuge aufzuhalten. Napoleon entkommt über den

Rhein. Der Rheinbund bricht zusammen, Westfalen, Berg und das Fürstentum Frankfurt lösen sich auf. Leider läßt man Württemberg und Baden ihren Frieden mit den Siegern machen. Nur Sachsen, Frankfurt, das Land des Isenburgers und von der Leyens werden von den Verbündeten der Verwaltung durch den Freiherrn vom Stein unterworfen.

Metternich bietet nach der Völkerschlacht Napoleon durch einen gefangenen Diplomaten die „natürlichen" Grenzen Frankreichs, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Der Korse antwortet mit Redensarten. Die Art, wie der österreichische Staatskanzler, zweifellos politisch das Haupt der Koalition, den Kaiser durch günstige, aber für ihn unannehmbare Angebote ins Unrecht setzt, vor allem auch vor dem französischen Volk und seinen Vertretern, an deren Opfermut Napoleon jetzt appellieren muß, wie Metternich den Einmarsch in Frankreich politisch vorbereitet, ist zweifellos ein Meisterwerk. So bleibt Frankreich im ganzen teilnahmslos, als sein Kaiser und größter General von den Verbündeten zu Boden geworfen wird.

Napoleon hat von den 500000 Mann, die er 1813 aufgeboten, durch Schlachtenverluste, Garnisonen in belagerten Festungen und durch das Wüten des Hungertyphus nur Bruchteile zurückgebracht. Er muß eine neue Armee aufstellen. Im Süden ist sein Bruder Josef den spanischen Rebellen und dem englischen General Wellington, der bereits über die Pyrenäen zu gehen sich anschickt, unterlegen. Die Verbündeten beschließen als Kriegsplan, daß Schwarzenberg mit seiner Hauptmacht nach dem Plateau von Langres vordringen, Blücher über den Mittelrhein gehen und die Nordarmee, nun unter Bülow, über das eroberte Belgien in Frankreich einmarschieren soll. In der Neujahrsnacht überschreitet Blücher bei Caub den Rhein. Schwarzenberg hat sich in bedächtigem Marsch Ende Jänner des Plateaus von Langres bemächtigt. Blücher ist bereits bis an die Marne und Aube vorgedrungen, als ihn, aus dem Lager von Chalons mit nur 62000 Mann aufbrechend, Napoleon am 29. Jänner bei Brienne zurückwirft. Aber schon am 1. Februar wird der Kaiser von dem eben noch Besiegten, der durch Teile der Hauptarmee verstärkt ist, bei dichtem Schneegestöber in der Schlacht von La Rothière empfindlich geschlagen. Friedensverhandlungen, die Metternich durchsetzt, finden zu Châtillon statt, ohne daß Caulaincourt, Napoleons Vertreter, auf die Vorschläge der Verbündeten — Frankreichs Grenzen von 1792 — eingeht. Denn der Korse kann als Kaiser und Diktator keinen Verzichtfrieden abschließen. In verzweifeltem Entschluß ergreift er noch einmal die Offensive und schlägt die im Tal der Marne allzu sorglos dahinziehenden Korps von Blücher vom 10. bis 14. Februar, eines nach dem andern: bei Champaubert, bei Montmirail, bei Château Thierry, bei Vauchamps und bei Étoges. Am 17. Februar wirft er Wittgenstein und Wrede, die Vorhut der Hauptarmee, bei Mormant, am 18. bei Montereau den Kronprinzen von

Württemberg. Nun läßt er in Châtillon die natürlichen Grenzen Frankreichs fordern und lehnt das Waffenstillstandsangebot des völlig entmutigten Schwarzenberg ab. Bis nach Bar sur Aube müssen die Verbündeten zurück. Ein kühner Entschluß Blüchers rettet sie. Der verwegene Marschall, von den Russen schon lang der „Marschall Vorwärts" genannt, schwenkt nach rechts und geht über die Marne geradewegs auf Paris los, indem er unterwegs die Korps von Wintzingerode und Bülow an sich zieht. Napoleon muß, sich von Schwarzenberg lösend, gegen seinen gefährlichsten Gegner, worauf der Österreicher den zurückgelassenen General Oudinot am 27. Februar bei Bar sur Aube besiegt. Noch kann der Kaiser im Kampf gegen Blücher das russische Korps Wintzingerode zurückdrängen, wird aber von der Schlesischen Armee bei Laon am 9. und 10. März unter schwersten Verlusten zurückgeschlagen. Nur durch eine Erkrankung Blüchers noch einmal gerettet, wendet sich Napoleon gegen Schwarzenberg, um auch von diesem bei Arcis sur Aube geworfen zu werden. Jedoch der ewig vorsichtige Oberbefehlshaber verfolgt den bereits schwer getroffenen Kaiser nicht. Dieser operiert nun in der letzten Hoffnung, die Verbündeten sich nachzuziehen, gegen den Rücken Schwarzenbergs. Nachdem diese Absicht bekanntgeworden, wird der allgemeine Vormarsch auf Paris beschlossen. Marmont und Mortier, die Napoleon zum Schutz der Hauptstadt zurückgelassen, werden bei Fère Champenoise geschlagen und müssen nach Paris zurück. Schon am 30. März bitten sie nach mehrstündigem Kampf um Waffenstillstand. Schon ist Maria Luise aus der Stadt geflüchtet, die bald darauf übergeben wird. Am 31. März halten die Sieger, auch der Zar und der König von Preußen, die bei ihren Truppen weilen, ihren Einzug in die Stadt. Kaiser Franz hält sich zurück. Napoleon aber, der auf die Unglücksnachricht herbeigeeilt ist und einen Verzweiflungskampf wagen will, versagen seine Generäle den Gehorsam. Die Verbündeten lehnen seine Abdankung zugunsten seines Sohnes, der, 1811 geboren, vom Vater bereits in der Wiege den Namen eines Königs von Rom erhalten hatte, und zugunsten seiner Gemahlin ab. Am 6. April muß Bonaparte bedingungslos abdanken. Der Vertrag von Fontainebleau sichert ihm den souveränen Besitz der Insel Elba, den Kaisertitel und eine jährliche Rente von Frankreich. Vierhundert Mann seiner alten Garde darf er in das Exil mitnehmen, wo er am 4. Mai anlangt.

Die Bourbonen sind wieder eingesetzt. Ludwig XVIII. erhält einen Frieden, der vom Standpunkt des deutschen Volkes aus heller Wahnsinn genannt werden muß. Keine Abtretung von Straßburg, wie sie der große Patriot Stein gefordert hatte! Dieses Frankreich, das 20 Jahre hindurch unsägliches Leid über Deutschland brachte, behält die Grenzen von 1792 und damit das Saargebiet mit Saarlouis, Landau, die ehemalige Grafschaft Mömpelgard, Philippeville und Mariebourg, Avignon und Venaissin. Keine Kriegs-

entschädigung, keine Rückgabe der geraubten Kunstschätze! Nur die aus Berlin geraubte Siegesgöttin wird durch Blücher zurückgeholt.

Am 18. September tritt der Wiener Kongreß (s. Bildtafel 30) zusammen, der die Neuordnung Europas bringen soll. Unerhörte Festlichkeiten in dem liebenswürdigen, lebensfrohen Wien bieten der Welt ein Bild der Harmonie, während in Wirklichkeit ein hartes Ringen um die Aufteilung der eroberten Gebiete einsetzt. Die Franzosen können sich als völlig gleichberechtigte Macht auf dem Kongreß durchsetzen, durch denselben schlauen Talleyrand, der Napoleons Außenminister bei den Angriffen Frankreichs auf das alte Europa gewesen. Der stolze Gedanke Steins, dieser Fanfare gesamtdeutschen Denkens, ein neues Deutschland im Zeichen des festen Bundes von Österreich und Preußen und unter unbarmherziger Einziehung der Rheinbundstaaten, mit Einbeziehung des Elsaß, der Schweiz, Hollands, Dänemarks, aufzurichten, sinkt vor Metternichs Wiederherstellung der europäischen Pentarchie der 5 Großmächte Österreich, Preußen, Frankreich, Rußland und England. Die Verräter vom Rheinbund haben samt und sonders die Garantie ihres unversehrten Besitzstandes sich zu erlangen vermocht. Zu argen Mißhelligkeiten kommt es, als Rußland das ganze Polen an sich reißen will und dafür Preußen mit Sachsen entschädigen möchte. Metternich wendet sich gegen diesen Plan und geht am 3. Jänner 1815 ein geheimes Bündnis mit Frankreich und England ein. Der Zar muß einlenken. Preußen erhält aus dem Großherzogtum Warschau Westpreußen und die Bezirke Gnesen und Posen, Österreich Galizien, der immer noch ansehnliche Rest fällt an Alexander. Dafür erhält der Hohenzollernstaat nur ein Fünftel von Sachsen. Gegen die Überlassung von Thorn verzichtet er auch auf Leipzig.

Napoleon hat von den Zerwürfnissen unter den Verbündeten gehört. Noch einmal versucht er sein Glück. Am 26. Februar 1815 verläßt er Elba und kann, da die ihm entgegengeschickten Truppen zu ihm übergehen, die Bourbonen stürzen und am 20. März seinen Einzug in den Tuilerien halten. Aber seine Hoffnung, den Wiener Kongreß zu sprengen, erfüllt sich nicht. Am 13. März wird er durch die wieder geeinigte Versammlung als Friedensbrecher in die Acht getan. Napoleon, der mit aller Mühe versucht hat, sich einen Rückhalt in der Bevölkerung zu verschaffen, bricht vor Mitte Juni zum Feldzug auf, nicht gegen die noch im Aufmarsch und weit entfernt befindlichen Österreicher und Russen, sondern gegen Blücher und die Engländer, die schon in Belgien stehen. Er will sich mit 128000 Mann zwischen die südlich stehenden Preußen und die nördlich befindlichen britischen Truppen einschieben. Das Korps Zieten drängt er bei Charleroi zurück und stellt am 16. Juni Blücher bei Ligny zur Schlacht, während Ney mit einem Teil des französischen Heeres bei Quatrebras die Engländer in Schach hält. Blücher wird nach einem erbitterten Kampf geworfen, doch können ihn die selbst

schwer erschöpften Franzosen nicht sogleich verfolgen. Gneisenau aber, auch diesmal Blüchers Generalstabschef und wie stets die Seele seiner Feldzüge, erteilt selbständig, da er den Feldherrn auf dem Schlachtfelde nicht wiedergefunden hat, den Befehl, den Rückzug nicht auf Namur und Lüttich, sondern nördlich davon, nach Wavre anzutreten, um die Fühlung mit den Engländern zu erhalten, obwohl die Preußen dadurch ihre rückwärtigen Verbindungen aufgeben. Napoleon läßt seinen Gegner am 17. Juni durch Grouchy in der falschen Richtung verfolgen, während er sich selbst, mit Ney vereinigt, auf Wellington wirft, der bei Waterloo die angebotene Schlacht annimmt, da ihm Blücher mit drei von seinen vier Korps rechtzeitige Hilfe anbietet. Am 18. Juni greift der Kaiser, durch Regen, vielleicht aber auch durch körperliches Unbehagen — das Krebsleiden, das ihn auf Helena so rasch fällen sollte, meldet sich — behindert, gegen seine frühere Gewohnheit sehr spät, erst um halb 12 Uhr vormittags, an. Wertvoller Gewinn für die mühsam auf grundlosen Wegen heranmarschierenden Truppen Blüchers! Neys Angriff auf die feste Stellung der Engländer scheitert nach erbitterten Kämpfen auch deshalb, weil Napoleon zu lange seine unersetzliche Garde schonen will. So trifft den Korsen der Flankenstoß der Armee Blüchers auf Plancenoit, dem die neue Truppe nicht widerstehen kann, während die zu spät eingesetzte alte Garde trotz heldenhaftesten Sturmes die Stellung der Briten auf St. Jean nicht zu nehmen vermag. Nun greifen auch die Engländer an. Als Napoleon die Franzosen in hemmungsloser Flucht auf Belle Alliance zueilen sieht, gibt er die Schlacht verloren. Ein Sammeln der flüchtenden Truppen mißlingt ihm. Gneisenau hat die rücksichtsloseste Wucht der Verfolgung anbefohlen, obwohl die Engländer nicht mitmachen. Die französische Armee löst sich auf. Nach Paris zurückgekehrt, entsagt der Korse am 22. Juni neuerdings der Krone zugunsten des Sohnes, nachdem er 102 Tage wieder Kaiser gewesen. Am 15. Juli flüchtet Napoleon an Bord des englischen Kriegsschiffes „Bellerophon". Die Verbündeten aber lassen ihn nach der Insel St. Helena bringen, wo er nach verzweifelten Bemühungen, seine oder doch die Regierung des Sohnes wieder zu erreichen, am 5. Mai 1821 dem Magenkrebs erliegt. Murat, der auf die Nachricht von der Rückkehr Napoleons losgeschlagen hatte, ist in zweitägiger Schlacht durch die Österreicher unter Graf Neipperg bei Tolentino geschlagen worden und verliert nun endgültig sein Königreich Neapel.

Die Preußen sind unterdessen in Paris eingerückt, wo am 10. Juli die verbündeten Monarchen ihren Einzug halten — empfangen von dem inzwischen unter dem Schutz Wellingtons zurückgekehrten Ludwig XVIII. Wieder kann sich der Bourbone als Teilnehmer an der Konferenz von Wien im Zweiten Pariser Frieden vor harten Bedingungen schützen, obwohl diesmal Preußen die Abtretung von Elsaß und Lothringen fordert. Der Friedensschluß vom 20. November bringt für Deutschland nur die Rückgabe des Saargebiets und

Landaus. Frankreich muß nur eine Kriegsentschädigung von 700 Millionen Franken zahlen und einen Teil der geraubten Kunstschätze zurückgeben. Unter dem Kommando Wellingtons bleibt im Nordosten Frankreichs ein Besatzungsheer in der Stärke von 150000 Mann zurück.

Noch vor dem Zweiten Pariser Frieden, am 26. September 1815, ist zwischen dem Zaren Alexander, Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. die Heilige Allianz abgeschlossen worden. Die drei Monarchen verpflichten sich, die Lehren der christlichen Religion und Liebe zur Grundlage ihrer Regierung zu machen. Es ist mehr eine schwärmerische Demonstration als eine politische Realität. Der Zar war der Anreger, beeinflußt von der früheren Lebedame und nunmehrigen Frömmlerin Barbara Julia Freifrau von Krüdener.

Indessen ist der Wiener Kongreß zu seinem Abschluß gelangt. Am 9. Juni wird die Wiener Schlußakte unterzeichnet, die deutsche Bundesakte ist in sie eingefügt. Wie sieht nach diesem Friedenswerk Europa, wie sieht Deutschland aus?

Rußland erhält Finnland, Bessarabien und einen Teil der Moldau. Seinen polnischen Altbesitz und die aus dem Großherzogtum Warschau neu erworbenen Teile vereinigt es zu einem mit Verfassung bedachten Königreich Polen, dessen Krone der Zar trägt. Krakau bleibt unter dem Schutz der Großmächte eine selbständige Republik. England behält Malta, das den Dänen entrissene Helgoland und von den eroberten Kolonien vor allem das früher holländische Kapland. Schweden erhält in Personalunion das von Bernadotte eroberte Norwegen, muß aber Schwedisch-Pommern, seinen letzten deutschen Besitz, an Preußen geben, wofür dieses Lauenburg als Entschädigung Dänemark überlassen muß. Belgien wird mit Holland und Luxemburg zum Königreich der Niederlande unter dem Hause Oranien vereinigt, die Schweiz aber wird mit drei neuen Kantonen Wallis, Genf und Neuenburg ein neutraler Staat. In Spanien und Portugal werden die vertriebenen Herrscherhäuser wieder eingesetzt. In Italien erhält der bisherige Großherzog von Würzburg, der Erzherzog Ferdinand Toskana, Erzherzog Franz von Este Modena zurück. Außerdem erhält die Kaisertochter Maria Luise Parma zugewiesen. In Neapel werden die Bourbonen wieder eingesetzt, der Papst erhält den Kirchenstaat zurück. Österreich aber erhält die Lombardei und Venetien zugesprochen, bekommt Tirol und Vorarlberg, Salzburg und das Innviertel, die Illyrischen Provinzen und den 1809 an Rußland gefallenen Kreis von Tarnopol wieder. Endgültig hat es auf seine alten Vorlande, den Breisgau und Schwäbisch-Österreich, verzichtet. Weniger Metternich als die Abneigung der österreichischen Militärs gegen eine gemeinsame Grenze mit Frankreich sind für diese bedeutungsvolle Entsagung maßgebend gewesen. Österreich tritt von der Wacht am Rhein, die es seit den Tagen Maximilians I. ruhmvoll innegehabt, zurück. Freiwillig hat es, statt nach Rückerwerbung und Abrundung seines uralten

südwestdeutschen Besitzes zu streben, diesen seinen linken deutschen Arm aufgegeben, nachdem es den rechten, Schlesien, im 18. Jahrhundert verloren hatte. Als zweifelhaften Ersatz für solche Verstümmelung seines eigentlichen Wesens gewinnt es die führende Stellung in Italien, die den Kaiserstaat in einem halben Jahrhundert in drei Kriege verwickeln wird.

Während Österreich sich so in entscheidender Stunde in deutschen Dingen bescheidet, sein Gebiet aber um Hunderttausende Fremdsprachiger vermehrt, hat Preußen auf dem Kongreß eine Machtausdehnung herausgeholt, die in ihrer West-Ost-Erstreckung im Norden Deutschlands berufen wurde, die Einigung Deutschlands mit Ausschluß von Österreich, des deutschen Südostens, vorzunehmen. Preußen hat mehr gewonnen, als wenn es, wie es ursprünglich wollte, statt des Rheinlandes Sachsen erhalten hätte, obwohl sein Gebiet auch jetzt noch von Hannover und den mitteldeutschen Staaten durchbrochen erscheint. Auch übernimmt es jetzt nach einigem Widerstreben die Wacht am Rhein von Wesel bis südlich der Nahe und rückt damit in eine national weit wichtigere Front, als sie die Donaumonarchie innehat. So wies Metternich wider Willen dem Rivalen Österreichs den Weg zur Einigung Deutschlands. Der Staat Friedrichs des Großen erhält die nördliche Hälfte Sachsens mit Torgau und Erfurt, Danzig, das Kulmer Land, Thorn und den Netze-Distrikt, im Westen die heutige Rheinprovinz und die Provinz Westfalen, ferner das letzte schwedische Pommern mit Stralsund, Greifswald und Rügen, während Ostfriesland, Hildesheim und Goslar an Hannover fallen, das, zum Königreich erhoben, in Personalunion mit England verbleibt. Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Sachsen-Weimar werden Großherzogtümer. Braunschweig und Hessen, dieses als Kurfürstentum, obwohl es keine Kurfürsten mehr gibt, ebenso wie vier Reichsstädte, Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt feiern fröhliche Auferstehung. Bayern erhält die linksrheinische Pfalz, während die rechtsrheinische Baden verbleibt, Mainz aber an Hessen-Darmstadt fällt. Isenburg und von der Leyen verschwinden von der deutschen Landkarte, die durch den Wiener Kongreß eine neue Vereinfachung erfahren hat. Es gibt jetzt nur noch 38 deutsche Staaten.

So sind innerlich längst erstorbene Gemeinwesen zugrundegegangen und lebensfähigere Staaten erwachsen. Aber immer noch besitzen Fremde deutsches Land: der Däne Lauenburg, Schleswig und Holstein, der Niederländer Luxemburg, der Engländer Hannover. Noch liegt die deutsche Einigung in weiter Ferne. So lange es auf dem Boden des geographischen Deutschland zwei Großmächte gibt, voll von Lebenshunger und Behauptungsdrang, keine zur Entsagung bereit, die eine außerdem verknüpft mit einem mächtigen Besitz nichtdeutschen Landes, muß jedes Bemühen zur Schaffung des einigen Deutschland den Versuch zur Lösung der Quadratur des Zirkels bedeuten. Nicht einmal die deutsche Kaiserkrone kann erneuert werden, zunächst weil der

nüchterne Kaiser Franz, ein Josefiner, aber ohne die Herzensglut, den brennenden Ehrgeiz und den scharfen Verstand Josefs, nichts von ihr gehalten hat, weil Metternich das Reich aus seiner Jugendzeit her nur als wertloses Zerrgebilde kennt und dann, weil die Ansprüche Preußens der österreichischen Lösung im Wege standen, als der günstige Augenblick im Kampf gegen Napoleon verrauscht war. So sehen wir auch den leidenschaftlichen, zukunftweisenden Patrioten Stein in seinen Entwürfen schwanken und immer wieder von den Praktikern der großen Politik, den Metternich und Hardenberg, innerlich Männern des Gestrigen, Gewesenen, Erstarrten, abgewiesen werden. Dabei steht voll brennender Sehnsucht nach einem einigen Deutschland in seinem Lager die Jugend und der wertvollste Teil der Nation.

Aus allen schönen Wünschen und heißen Hoffnungen, für die eben noch sich die Gräber über so viele Freiheitskämpfer geschlossen, kommt als Karikatur auf die deutsche Einheit der Deutsche Bund zustande, nachdem Steins Pläne, dem Kaiser von Österreich die deutsche Kaiserkrone zu übertragen, zweimal, 1813 und 1815, gescheitert sind. Der Zweck des neu geschaffenen Bundes wird „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten". In Frankfurt tagt von nun ab ein ständiger Gesandten-Kongreß der deutschen Staaten, der sogenannte Bundestag, dem der österreichische Gesandte präsidiert. Ein engerer Rat führt die Geschäfte, in welchem die elf größeren Staaten je eine, die übrigen zusammen sechs Stimmen haben. Das Plenum mit 70 Stimmen und erforderlicher Zweidrittelmehrheit entscheidet über die Bundeseinrichtungen, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse. Der Bund hat das Recht, Gesandte zu halten, Kriege zu führen und Verträge abzuschließen. Im Kriegsfalle gibt es keine Sonderverhandlungen der Bundesmitglieder. Bündnisse gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten sind verboten. Nach Artikel 13 sollen in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen eingeführt werden. Die drei christlichen Konfessionen sind gleichberechtigt. Die Einfügung der deutschen Bundesakte in die allgemeine Kongreßakte hat die auswärtigen Mächte zu Garanten des Bundes erhoben, da sie ja der Wiener Schlußakte ihre Unterschrift erteilt hatten.

Deutschland aber, das Gesamtvaterland der Deutschen, liegt noch weit in der Ferne der Unerfülltheit, dem Ungefähr von Schicksalsentscheidungen einer unberechenbaren Zukunft überantwortet.

VI. Der Deutsche Bund und die Entscheidung zwischen Österreich und Preußen

1. Vom Vormärz bis zum Auftreten Bismarcks

Enttäuschung im deutschen Volke – Die Windstille vor 1848 – Metternich als „Kutscher Europas" – Lockerung und Ende der Heiligen Allianz – Die Unterdrückung der nationalen Bewegung in Deutschland – Unruhe nach der französischen Juli-Revolution – Preußen und Österreich im Vormärz – Die Märztage in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten – Die Revolution in Wien und Berlin – Das Frankfurter Parlament – Großdeutsch oder kleindeutsch? – Kaiserwahl und Ende des Parlaments – Der Freiheitskampf der Schleswig-Holsteiner – Niederwerfung der Revolution in Österreich und Preußen – Einigungsversuche durch Preußen – Demütigung Preußens vor Österreich in Olmütz – Schwarzenbergs Tod – Krimkrieg – Österreichs Niederlage in Italien – Nationale Einigungsbewegung – Frankfurter Fürstentag

Waren am Ende der napoleonischen Kriege die großen Hoffnungen der Freiheitskämpfer erfüllt? Als Deutsche zogen sie ins Feld für ein einiges Reich und die Rückeroberung von Elsaß und Lothringen. Diese bedrohten Grenzländer des deutschen Sprachgebietes aber blieben durch das Versagen Metternichs in der Gewalt Frankreichs und waren fortan in geistiger und in sprachlicher Hinsicht der Französierung ausgesetzt; Straßburg wird bald nicht mehr so deutsch sein, wie es in der Zeit des jungen Goethe noch gewesen ist. Auch die Hoffnung auf ein einiges Reich war gescheitert. Die als Deutsche hinausgezogen, mußten als Österreicher, Preußen usw. wieder in die Heimat zurückkehren. Der Deutsche Bund war nur eine jämmerliche Aushilfe. Aus dem großen Volkserleben erwuchs als staatliches Ergebnis nüchtern unbefriedigender Länderegoismus bürokratischen Formats. So tritt denn der größte Teil der Frontkämpfer zur Seite, vom Staate abgewendet, in seiner Opferbereitschaft enttäuscht. Andere wieder rücken grollend in Oppositionsstellung, und wieder andere, besonders in Süddeutschland, sehnen sich aus den Kleinstaatverhältnissen nach der napoleonischen Zeit zurück, wo Süddeutschland an einem großen Reiche Anteil hatte. Sie werden Verehrer des Mannes, der ihre Brüder und Väter als billigstes Kanonenfutter in seine endlosen Kriege geworfen hatte.

So ist das Menschenalter vor 1848 von keiner Begeisterung erfüllt. Es ist die Zeit privaten Lebensgenusses, zunächst noch stattlich und oft schönheitsvoll, weil noch die Künste blühen, vor allem, weil die soeben voll entfaltete Musik der bürgerlichen Geselligkeit durch die Schöpfungen Beethovens, Schuberts und Schumanns einen gewissen Zauber verleiht. Es ist eine Zeit der Wohlstrebigkeit, besonders in Dingen des Erwerbs, in welcher unser Volk langsam aus einem armen zu einem wohlhabenden wird. Es ist eine Zeit be-

ginnender redlicher Erforschung der Geschichte, in der Steins Vaterlandsliebe die stolze Sammlung der Monumenta Germaniae historica in die Wege leitet. Das weltumfassende Lebenswerk des großen Ranke beginnt. Die Wissenschaft der Germanistik erblüht und die Brüder Grimm — edelste Vertreter der Jüngeren Romantik — lassen ihre Märchen und Sagen, Weistümer und Sprachlehren erscheinen. Mit den Forschungen von Alexander von Humboldt beginnt die Naturwissenschaft zu erwachen. Also überall redlichstes Streben und segensvolle Forschungsergebnisse, aber ein Abstieg von der Höhe geistiger Weltschau des vergangenen Jahrhunderts! Die stolze Reihe der deutschen Philosophen klingt mit Friedrich Hegel aus. Seine Lehre bietet vielfältiger Mißdeutung Wege, so daß Radikale und Umstürzler, wie Karl Marx, ebenso wie katholische Reaktionäre aus ihr Nahrung ziehen können. Allein steht in dieser Zeit die spät erwachte Dichtungsblüte in Österreich, wo sich Franz Grillparzer mit seinen großen Dramen ebenbürtig an die Seite Goethes und Schillers stellt, wo ein Adalbert Stifter mit dem Griffel eines Homer die zauberhafte Natur der österreichischen Landschaft zeichnet, eine Welt der Stille, voll Ursprünglichkeit und gesunder Kraft.

Außenpolitik gibt es für das deutsche Volk in dieser Zeit nicht. Dafür beginnen innerpolitische Bestrebungen, die Nation in Gegnerschaften aufzuspalten, die sich tief einwurzeln und, den Grund zu der unseligen deutschen Parteiung legend, schuld daran wurden, daß unser Volk, obwohl an geistiger Bildung über den anderen Völkern stehend, trotz seiner guten Bevölkerungszunahme, trotz seiner immer noch vorhandenen nordischen Wehrkraft, unter den Völkern der Welt die gebührende Rolle nicht zu spielen vermochte. Langsam bilden sich die beiden großen Pole, um die sich später das deutsche Leben gruppierte: der aus den Lehren der Aufklärung und den Ideen von 1789 erwachte Liberalismus, der, zunächst noch sehr gemäßigt, ein Parlament mit direkter Wahl, aber öffentlicher Stimmabgabe wünscht, und, aus der erstarrenden Romantik sich nährend, der Feudalismus der Reaktionäre, der im Mittelalter das Heil erblickt.

Die Politik der maßgebenden deutschen Staatsmänner trägt nach dem Muster des ersten unter ihnen, des Haus-, Hof- und Staatskanzlers Metternich, nur bewahrenden Charakter. Keine Änderung am Bestehenden, denn sonst kommt der Jakobinismus wieder auf, der das entsetzliche Unglück der langen Kriege gebracht hatte! Es ist die Politik der Legitimität, der Hütung des bestehenden Rechtes. Klar, daß mit solcher Politik keine Reiche erobert oder Kolonien gegründet werden können! Sie vermag mit den Mitteln militärischer Kraft das Bestehende zu konservieren, aber eben nur künstlich zu ernähren, so daß am Ende an die Stelle der Jugend wohlgesittete Greise treten, die jeden Luftzug vermeiden und Gewalt nur üben, um vermeintliche

Gewalttätigkeiten anderer niederhalten zu können. So gewinnt auch das Heer den Charakter einer europäischen Polizei mit riesenhaften Überfallkommandos, nicht aber einer Wehrmacht, die für Wohl und Wehe des Staates eingesetzt wird. Windstille legt sich über Europa, um so völliger, je näher dem Zentrum dieser Bestrebungen, dem Ballhausplatz von Wien, wo der Hexenmeister Metternich die Künste des Wolkenverscheuchens meistert und einen Frieden schafft, der nur entnervend wirken konnte, ungeheure Täuschung inmitten einer vorwärtsdrängenden Welt, Gewitter in die Ferne scheuchend, die sich später um so geballter entzünden mußten, je länger die künstliche Ruhe anhielt.

Metternich nennt sich selbst den Kutscher Europas. Durch seine Kongresse, auf denen die Herrscher der vier verbündeten Mächte sich in den nächsten Jahren nach dem Wiener Kongreß begegnen, lenkt er die Schicksale des Erdteils. Da treffen sich im März 1818 zu Aachen die alten Meister Metternich, Hardenberg, der Russe Nesselrode, die Engländer Castlereagh und Wellington, erneuern das Bündnis und besprechen Vorkehrungen für den Fall eines Umsturzes in Frankreich. Mitte Oktober 1820 vereinbart man in Troppau das Prinzip der Intervention, des Eingriffes in die Verhältnisse eines anderen Staates, wenn diese bedrohlichen Charakter annehmen. Nach einem Kongreß im Jänner 1821 zu Laibach werfen österreichische Truppen eine Revolution in Neapel nieder. In Verona (Oktober 1822) aber beginnt England auszuspringen. Sein Premierminister Canning erkennt die Selbständigkeit der im Aufstand befindlichen spanischen Provinzen an, läßt also das Prinzip der Intervention fallen, das durch Amerikas Monroedoktrin (1823)* den Todesstoß erhält.

Infolge des griechischen Befreiungskrieges geht die Freundschaft zwischen Österreich und Rußland, den Hauptstützen der Legitimität, zugrunde. Bei der großen Erhebung der Griechen hat das Zarenreich den Aufruhr geschürt und im Londoner Vertrag mit Frankreich und England zusammen sich zu einem Eingriff gegen die Türken entschlossen. Es erklärt am 26. April 1828 der Pforte den Krieg, ohne allerdings rechte Erfolge zu erringen. Griechenland aber wird selbständig und erhält in Otto von Bayern einen König.

Die alte Staatsmännergeneration, mit der sich Metternich verstanden, stirbt rasch aus: Hardenberg 1821, Castlereagh 1822, Ludwig XVIII. 1824, endlich am 1. Dezember 1825 auch Alexander I. Sein Nachfolger, Zar Nikolaus I., ist mißtrauisch gegen Österreich, aber preußenfreundlich, da er Prinzessin Charlotte von Preußen, die Tochter Friedrich Wilhelms III., geheiratet hat, da auch seine Schwestern Anna und Maria Paulowna mit preußischen Prinzen vermählt sind.

Die nächste Erschütterung des friedlichen Vormärz-Europa bringt 1830

* Die jede europäische Einmischung in amerikanische Verhältnisse ablehnt.

die französische Julirevolution, die den Sturz der Bourbonen durch Louis Philipp, den Bürgerkönig, aus der Linie der Orleans, herbeiführt. Zum Schutze der Legitimität denkt der Zar an eine Intervention. Er sucht Wien und Berlin zum Krieg zu bestimmen, aber nach der belgischen Revolution, die zur Gründung des selbständigen Belgien und zum selbständigen Luxemburg führt, nach friedlichen Erklärungen der französischen Regierung, stimmen Österreich, Rußland und Preußen den Veränderungen zu. Am 4. Juni 1831 wird Herzog Leopold von Coburg belgischer König, und Belgien wird in den Londoner Artikeln für unabhängig und neutral erklärt. Der Deutsche Bund, dem Luxemburg noch immer angehört, nahm eine schwächliche Haltung ein, obwohl der wallonische Teil Luxemburgs an Belgien abgetrennt wurde. Bundes-Exekutive gegen diesen Eingriff? Ja, wenn die Kosten vorher vergütet werden! Bei solcher Schmählichkeit gibt es keine energische Politik.

Nach der Niederwerfung eines großen polnischen Aufstandes (1831) überfluten flüchtige Polen neben Paris die süddeutschen Städte, überall ein Ferment künftiger Revolutionen bildend. Damals wütet die Cholera unter den russischen Truppen. Neben Diebitsch und dem Großfürsten Konstantin sind ihr auch der Feldmarschall Gneisenau und sein Generalstabschef, der große Kriegstheoretiker Clausewitz erlegen, die mit vier Korps zum Schutze der preußischen Grenze bereitstanden. Zar Nikolaus tritt Preußen gegenüber gerne bevormundend auf. Auf einer Tagung in Münchengrätz, wo Nikolaus, der greise Kaiser Franz und der preußische Kronprinz zusammentreffen, wird die alte Freundschaft der Ostmächte erneuert. Das Deutschland außerhalb der beiden deutschen Großmächte aber kommt in den europäischen Fragen nicht zu Wort.

Seit dem 5. November 1816 tagt der Deutsche Bundestag. Sein Vorsitzender ist der österreichische Graf Buol-Schauenstein. Auf Grund der Kongreßartikel haben sich die Gesandten der drei außerdeutschen Großmächte eingedrängt. Der Bund bringt eine Reichs-Kriegsverfassung zustande, die nach der Schätzung von 1818 auf einer Bevölkerung von etwa 30 Millionen Einwohnern beruht und 10 Armeekorps (darunter drei österreichische, drei preußische und ein bayerisches) vorsieht. Ein Oberbefehlshaber ist erst im Bedarfsfalle vorgesehen! Mainz wird Bundesfestung mit österreichisch-preußischer Besatzung.

Die Tätigkeit des Bundestages kann keine Begeisterung wecken. Das Herz der Jugend gehört weiter dem Turnvater Jahn, so sonderbar dessen deutschtümelnde Art auch auftritt. In Jena gründen elf Studenten am 12. Juni 1815 die Allgemeine Deutsche Burschenschaft mit der Losung Freiheit, Ehre, Vaterland, die sich eine demokratische Verfassung gibt und als Abzeichen nach der Farbe der Lützower Uniform das schwarz-rot-goldene Burschenband wählt. Bald erfassen sie die protestantischen Universitäten, die Stimmung wird rasch

eine radikale, besonders bei dem Gießener Bund der „Schwarzen". Die „Unbedingten" in Jena unter dem Privatdozenten Karl Follen erklären den Tyrannenmord, Aufruhr und Verbrechen für erlaubt, wenn sie einem „veredelten Volksleben" gelten. Eine Völkerschlachtsfeier am 18. Oktober 1817, zugleich die 300-Jahrfeier der Reformation, findet nach überschwenglichen Festreden auf der Wartburg einen radikalen Ausklang, wobei reaktionäre Schriften — darunter die des Staatsrechtslehrers Haller und des Schriftstellers Kotzebue — aber auch ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock und ein preußischer Schnürleib verbrannt werden. Großherzog Karl August hält trotz einer Denunziation Kotzebues seine schützende Hand über die Studenten. Aber der russische Staatsrat Stourdza erklärt in einer Denkschrift Deutschland von einer Revolution bedroht und die Universitäten als Herde dieser Gefahr. Er fordert Unterdrückung der akademischen Privilegien, bürgerliche Gerichtsbarkeit für die Universitäten, feste Studienordnungen und Ernennung der Professoren. In dieser gespannten Lage wird Kotzebue wegen seiner unsittlichen Schriften und Verhöhnung der deutschen Burschenschaften *am 23. März 1819 von dem Studenten Karl Sand in Mannheim ermordet.* Sand wird hingerichtet. Als bald darauf ein mißglückter Anschlag des Apothekergehilfen Löning auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell erfolgt, erreicht Metternich, ohne den Deutschen Bundestag zu befragen, in 23 Konferenzen (6. bis 31. August 1819) die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, durch die eine Überwachung der Universitäten, Entlassung der politisch verdächtigen Lehrer und Verbot der allgemeinen Burschenschaft, Verfolgung der ihr noch Beitretenden und Beschränkung der Preßfreiheit festgelegt werden.

Eine tiefe Empörung bemächtigt sich der Patrioten. War das der Sieg über Napoleon? Metternich kann nun wohl für einige Zeit in Deutschland die *nationalen Regungen niederhalten, aber es beginnt als Auftakt einer wahren* Volksbewegung die Auswanderung der deutschen Intelligenz nach Amerika — viele Hunderttausend entschlossene und wagemutige Deutsche sind im neunzehnten Jahrhundert über den Ozean gegangen, um ihrem Volke restlos verloren zu gehen —, während die Unseligkeit deutscher Zerklüftung in zahlreiche Vaterländer keine Möglichkeit zur Entfaltung bietet. Bewährte Vaterlandsfreunde indessen, wie der Freiherr vom und zum Stein, der frühere Berliner Polizeipräsident Gruner, der Turnvater Jahn, Gneisenau und Arndt werden überwacht oder verfolgt. Die Burschenschaft aber führt nun ein geheimes, jedoch radikalisiertes Leben. Metternich erreicht eine neue Verschärfung der Beschlüsse durch die Wiener Jänner-Konferenzen, und mit Rußland und Preußen im Bunde erzwingt er die Entlassung des württembergischen Bundestags-Gesandten Karl August von Wangenheim, der den beiden deutschen Großmächten ein Bündnis des „reinen und konstitutionellen Deutschland" entgegensetzen

wollte (die sogenannte Triasidee). Württemberg wird zur Verschärfung seines Pressegesetzes gezwungen, und in dem Freiherrn Eligius von Münch-Bellinghausen wird dem Bundestag ein energischerer Vorsitzender gegeben.

In den nord- und mitteldeutschen Staaten rief die französische Julirevolution Bewegungen hervor, so in Braunschweig, Kurhessen und Sachsen. Sachsen und Hannover erhalten eine Verfassung. Als der König Ernst August von Hannover 1837 die Verfassung seines Landes zugunsten der schwächeren von 1819 aufhebt, richten die sieben Göttinger Professoren Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, W. Weber, Ewald und Gervinus einen Protest an die öffentliche Meinung Deutschlands und werden daraufhin vom König gemaßregelt. Der Bundestag jedoch rührt sich nicht zum Schutze der Verfassung. In Süddeutschland gibt es gelegentlich des Hambacher Festes (27. Mai 1832) radikale Reden, die uns die Richtung der demokratischen Bewegung offenbaren: vereinigte Freistaaten Deutschlands, konföderiertes republikanisches Europa. Es bleibt allerdings beim Reden. Metternich aber setzt jetzt durch den Bundestag die Überwachung der Landtage, Verbot der politischen Vereine, der außerordentlichen Volksversammlungen und Volksfeste, von Bändern und Kokarden, die nicht in den Landesfarben gehalten sind, und die Auslieferung politischer Verbrecher durch. Strenge militärische Assistenzen werden zugesichert. Der kurhessische und der württembergische Landtag werden aufgelöst. In Baden muß die Zensur wieder eingeführt werden. Nach einem lächerlich unbedeutenden Überfall von etwa 50 Studenten und Radikalen auf die Frankfurter Konstablerwache erhält die Reichsstadt preußisches und österreichisches Militär. So wird das politische Leben in den einzelnen deutschen Staaten unterdrückt.

Das Habsburgerreich, durch den Wiener Kongreß Vormacht in Deutschland und in Italien, ein Staat mit abgerundetem Gebiet, aber ein kompliziertes Ganzes, ungleich in den Teilen, uneinheitlich in seiner Verwaltung, erlebt im Vormärz den Höhepunkt an äußerer Geltung, stagniert im Inneren. Unter dem persönlich schlauen, aber geistig subalternen „guten Kaiser Franz“ wird es nach den großen Reformen der theresianischen und josefinischen Zeit nun in Österreich ruhig, still wie auf einem Friedhof. Die Ideale von Ruhe und Ordnung herrschen. Der Kaiser haßt jeden Fortschritt als Jakobinismus, die Grenzen gegen das übrige Deutschland werden von der Zensur überwacht, und das herrliche Alpenland wieder in Dunkel gehalten. Genial in der auswärtigen Politik, kennt Metternich in der inneren nur den Druck der Bajonette, mit dem bekanntlich jeder Esel regieren kann. Während er das Neue unterbindet, kann er nichts Lebensfähiges als Ersatz bieten. So geht es in Österreich nicht voran. Lähmende Finanzknappheit, keine Mittel für das Heer, keine weitsichtige Fürsorge für die Landwirtschaft, überall nur das Streben nach Unterbindung von Neuerungen! Nach dem Tode des Kaisers Franz

(1835), der viel zu lange, 43 Jahre, regiert hat, wird sein geistesschwacher Sohn Ferdinand der Gütige um der „Legitimität" willen Nachfolger. Für ihn muß ein Staatsrat eingesetzt werden, dem neben dem Bruder des Kaisers, dem auch nicht viel gescheiteren Erzherzog Franz Karl, der Erzherzog Ludwig, Metternich und sein Gegenspieler Graf Kolowrat angehören. Gegenseitige Eifersucht führt zu einem argen Durcheinander im Regieren. Das geistige Leben Österreichs bleibt zurück. Es kann hier 1837 noch geschehen, daß die protestantischen Zillertaler ausgetrieben werden, die dann in Preußisch-Schlesien eine neue Heimat finden. Die Bevölkerung wird bespitzelt; die Zensur erstickt, was ihr gefährlich oder nur bedenklich erscheint, das Leben flüchtet in das Gesellschaftliche zurück. Es entsteht die gesellige Kultur des Biedermeier, aber die Intelligenz entwöhnt sich der Teilnahme an großen Angelegenheiten, der Horizont der Deutschen Österreichs verengert sich und das gerade in diesem Jahrhundert, wo sie schweren Kämpfen und großen Entscheidungen entgegengehen. Mit dem Jakobinergeist, den sie bekämpfen wollte, hat die Franzeische Unterdrückungsmethode auch die Teilnahme an Volk und Vaterland, die 1809 unter Stadion so herrlich aufgeschossen war, ausgemerzt. Dabei ist dieses Österreich damals geistig überquellend reich, wir brauchen nur die Namen Grillparzer, Raimund, Stifter, Lenau, Moritz von Schwind, Waldmüller, Beethoven und Schubert zu erwähnen. Die aufsteigende Opposition der Intelligenz offenbart sich in noch sehr vorsichtiger Art in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" von Anastasius Grün (ein Deckname für den Angehörigen des Hochadels Anton Alexander Graf von Auersperg), und eine aufsehenerregende Schrift „Österreich und seine Zukunft" (1841), herrührend von dem Freiherrn von Andrian-Werburg, wirft die peinlichsten Fragen für das Schicksal und die Lage des Staates auf. Als Zeichen für das nahende Ende der Windstille ist Ungarn schwierig, flackert 1846 durch Galizien eine Erhebung, gibt es in Böhmen Unruhen. Im Zusammenhang mit dem galizischen Aufruhr erhält Österreich das Recht, den Herd der Aufruhrbestrebungen, Krakau, zu besetzen und sich einzuverleiben (1846).

Preußen weist nach 1815 bei bedauerlichsten inneren Verhältnissen ein starkes Einwurzeln seiner einheitlichen Verwaltung in den so verschiedenen Gebieten, die es neu erworben hatte, auf. Unter dem Finanzminister Motz (seit 1825) ergibt sich durch gute Gebarung und Verbesserung des Domänenwesens ein Überschuß statt des bisherigen Defizits. Der Handel blüht auf. Das Unterrichtswesen wird eifrig betreut, neue Gymnasien entstehen. In der Rechtspflege gibt es noch keine einheitliche Regelung. Im Heerwesen besteht seit 1814 die allgemeine Wehrpflicht. Preußens größter Erfolg im Vormärz ist die Gründung des Deutschen Zollvereins, der seit 1833 unter seiner Führung die deutschen Staaten außer Österreich einigt. Dieses, von dem

großen Nationalökonomen List zuerst dazu angeregt, hat sich versagt. Es hat dann den Vorsprung Preußens nie mehr eingeholt.

Die Höhe der Steinschen Reformen bleibt nicht gewahrt. Hardenberg hat als richtiger Aufklärer für die Bedeutung eines freien, kraftvollen Bauernstandes, als des Kernes von Volk und Staat, kein Verständnis. Der Boden ist für ihn eine Ware, die veräußert werden darf. Unter seiner Regierung geht viel Bauerngrund an den Großgrundbesitz verloren. Das setzt sich auch späterhin fort und führt zum Ende des kleinen Bauerntums in den Gebieten Preußens, die durch Lage und Nachbarschaft am meisten gefährdet sind, nämlich im Osten. Trotz emsigster Bemühungen bleiben die Bestrebungen Hardenbergs, eine Verfassung einzuführen, durch die Ängstlichkeit des Königs und die Abneigung des Kronprinzen unerfüllt. Schließlich kommen acht Provinziallandtage zustande, in denen die Standesherren und die Ritterschaft überwiegen. Die Landtage haben Beratungsrecht, sie beschließen bloß in Kommunalfragen mit königlicher Zustimmung.

Am 7. Juni 1840 stirbt Friedrich Wilhelm III. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861) ist ein hochbegabter, aber fahriger, stark künstlerisch gerichteter Mann von anziehender Liebenswürdigkeit, indes auch voll von Vorurteilen und Überschätzung seiner eigenen Person, sowie der göttlichen Würde seiner Stellung. Als Romantiker hält er nach Versunkenem, der Ordnung des Mittelalters, Ausschau, obwohl gerade Preußen im Kampf gegen dieses Mittelalter groß geworden war. Stimmungen des empfindlichen Mannes sind maßgebend für die Wahl seiner Ratgeber. Friedrich Wilhelm IV. hat große Hoffnungen erweckt, bei den Verfassungsfreunden wie bei den preußischen Patrioten, die eine Vergrößerung des Staates ersehnen, aber alle Hoffnungen hat er schließlich enttäuscht.

Auf die Kriegsdrohungen des französischen Ministerpräsidenten Thiers wird ein mit Österreich vereinbarter gemeinsamer Feldzugsplan (1841) erneuert, mit Ausdehnung des Bundesschutzes auch auf die italienischen Besitzungen des Kaiserstaates. Bei dieser Gelegenheit wallt seit den Freiheitskriegen das erstemal ein starkes Nationalbewußtsein in Deutschland auf, getragen von dem Lied Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein“, Anstoß für einen mächtigen, durch Freiligraths Stimme bald radikal liberalen Sängersturm.

Den Provinzialständen bewilligt der neue Herrscher beratende Stimme und die Bildung von Ausschüssen, die als Vereinigte Ausschüsse am 18. Oktober 1842 zusammentreten. Da der König durch eine Verordnung seines Vorgängers bei der Aufnahme von Anleihen an die Zustimmung der Reichsstände gebunden ist, beruft er 1847 den Vereinigten Landtag ein, der aus einer Herrenkurie der Fürsten und Standesherren und aus einer Kurie der Ritter, Bürger und Bauern besteht. In seiner schwungvollen Thronrede lehnt es

der König ab, mit diesem Landtag eine sogenannte Volksrepräsentation zu beabsichtigen. Die Mehrheit des Landtages aber betont sein finanzielles Mitwirkungsrecht. Unter den Abgeordneten macht sich der 33jährige Junker Otto von Bismarck aus Schönhausen durch die energische Betonung der königlichen Rechte bemerkbar. Die Beratungen des Landtags rufen im Lande eine lebhafte politische Bewegung hervor.

Das zwiespältige Wesen des Romantikers auf dem Königsthrone wirkt in der Polenfrage besonders ungünstig. Es gibt 1846 bereits unter der Führung von Mieroslawski eine Verschwörung in Posen. So erschüttert Friedrich Wilhelm IV., der die Macht der Krone stärken wollte, die Stellung des Staates an seiner polnischen Achillesferse, dem einzigen Teil Preußens, der nicht über einheitliche nationale Zusammensetzung verfügt.

Im Februar 1848 wird Louis Philipp in Paris durch die Revolution gestürzt. Reformen im Deutschen Bund, für die nun Friedrich Wilhelm IV. durch seinen Gesandten, General Radowitz, den Staatskanzler Metternich zu gewinnen weiß, werden durch die Ereignisse überholt. Bayern erkennt an Stelle des Deutschen Bundestages bereits ein deutsches Parlament an. Der Bundestag hat jedem deutschen Bundesstaat freigestellt, die Zensur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen. Er hat am 3. März sogar die verpönten Farben Schwarz-Rot-Gold zu Farben des Bundes gemacht. In Baden haben Regierung und Kammern einer revolutionären Volksversammlung das Zugeständnis der Preßfreiheit, der Schwurgerichte, der Volksbewaffnung und eines Deutschen Parlamentes gemacht. Solche liberale Zugeständnisse gibt es in allen deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Nur in Sachsen fügt man sich erst auf die Nachrichten aus Wien. Eine Heidelberger Versammlung überwiegend süddeutscher Vertreter (5. März 1848) einigt sich auf die Einberufung eines Deutschen Parlaments in Frankfurt mit einem Vorparlament. Max von Gagern gewinnt die deutschen Höfe zur Einberufung und zur Bildung eines deutschen Bundesstaates mit starker monarchischer Spitze. Nur in Dresden findet die Forderung Ablehnung. Gagerns Programm entstammt dem Kopf seines Bruders Friedrich, der an eine preußische Leitung denkt, wie denn auch Friedrich Wilhelm IV. damals Anstrengungen macht, die Führung der nationalen Bewegung in Deutschland für seinen Staat zu gewinnen. Er schlägt eine deutsche Ständeversammlung, die Bildung eines deutschen Landheeres und gemeinsame bewaffnete Neutralität gegenüber den Vorgängen in Frankreich vor. Jedoch seinen Erklärungen läßt der König keine Taten folgen, und Österreich protestiert in einer Zirkularnote gegen jede einseitige Änderung der Bundesverfassung.

Die Forderungen des Magyaren Ludwig Kossuth nach einer nationalen Regierung in Ungarn und konstitutioneller Regierung auch für Österreich leiten die Bewegung ein, die in Wien am 12. März das Versprechen der

Berufung eines ständigen Ausschusses aus allen Provinzen herbeiführt. Tags darauf aber kommt es zu einem Zusammenstoß einer erregten Volksmenge mit den vom Erzherzog Albrecht befehligten Truppen, der vor dem Wiener Landhaus zu Todesopfern führt. Bürgermeister, Bürgeroffiziere und der Rektor der Wiener Universität begeben sich in die Hofburg und erreichen sogleich die Entlassung Metternichs und die Aufhebung der Zensur. Erzherzog Johann aber läßt auf dem Stephansturm die schwarz-rot-goldene Fahne hissen. Metternich muß das Land verlassen, Studentenbewaffnung, Nationalgarde und Pressefreiheit, dann auch die Einberufung einer Reichsversammlung werden bewilligt. Dem neugebildeten Kabinett Pillersdorf gehören allerdings in Kolowrat und Kübeck ausgesprochene Männer des alten Kurses an.

In Preußen beginnt die Erregung im industriellen Westen, in dem stark von Juden und Polen bestimmten Schlesien und in Ostpreußen. Neuenburg aber schließt sich unter Protest des Königs der Schweiz an. Trotz Zugeständnissen Friedrich Wilhelms IV. wächst die Gärung in Berlin. Der König wird zur Einführung einer Verfassung bewogen, aber trotzdem verschärft sich die Stimmung. In Berlin werden Barrikaden errichtet, und nachdem aus Wien die Nachrichten vom Sturze Metternichs eintreffen, kommt es am 16. März bereits zu Schießereien. Der König läßt sich von Bodelschwingh zur Einberufung des Vereinigten Landtags auf den 2. April und zur Zustimmung zum Programme Gagerns bewegen. Ein Kabinettswechsel bringt neue Männer in die Regierung. Freudenkundgebungen des Volkes schlagen bei der vorhandenen Gärung ins Gegenteil um. Als Militär den Schloßplatz räumen soll, gibt es auf zwei versehentliche Schüsse, die aber niemanden getroffen haben, Barrikadenbau und achtstündigen blutigen Straßenkampf. Die Truppen des Generals von Prittwitz machen das Schloß und die inneren Stadtteile frei. Aber der völlig unschlüssige Herrscher läßt sich zur Nachgiebigkeit bewegen und verspricht in einer Proklamation „An meine lieben Berliner" Abzug des Militärs mit Ausnahme der Besatzung im Schloß, im Zeughaus und anderen Gebäuden, wenn die Aufständischen die Barrikaden räumen. Beirrt durch das Erscheinen von vier Bürgerdeputationen läßt sich Friedrich Wilhelm IV. bewegen, den Abzug der Truppen sogleich zu bewilligen. Durch eine höhnische Menge ziehen die Truppen in die Kasernen und dann aus der Stadt selber ab. Wehrlos geworden, wird der König nun von der Revolution gedemütigt. Er und die Königin müssen vor den im Schloßhof aufgebahrten Leichen der Gefallenen erscheinen. Eine Amnestie für politische Verbrechen wird bewilligt, ein Ministerium unter Ludolf Camphausen, einem Liberalen, wird gebildet. Um das Volk abzulenken, erfolgt am 21. März ein Umritt des Königs, begleitet von den Prinzen, Generälen und angesehenen Bürgern, geschmückt mit den deutschen Fahnen. In Posen aber

ist eine polnische Erhebung ausgebrochen. Die Aufständischen bemächtigen sich der Regierung der Provinz, und auf die erfolgte Angliederung der drei deutschen Kreise von Posen an den Deutschen Bund antworten sie mit Überfällen auf die Deutschen. Im Mai wird der Aufstand niedergeworfen.

Zu Frankfurt ist am 31. März in der Paulskirche das Vorparlament zusammengetreten, 500 Vertreter, davon 141 Preußen, aber zunächst nur 2 Österreicher. Die Frage der Verfassung wird der kommenden nationalen Versammlung überlassen. Auf je 50000 Einwohner soll ein Abgeordneter gewählt werden. Schleswig, Ost- und Westpreußen werden in den Bund aufgenommen. Man redet in echt deutschem Idealismus von einer Wiederherstellung Polens, während man Elsaß und Lothringen vergißt. Der Radikale Hecker aus Mannheim versucht vergebens in Baden einen Putsch. Bei Kandern besiegt, flüchtet er nach Basel. Auch eine radikale Erhebung Struves bei Steinen und des politischen Dichters Herwegh scheitern.

Der Bundestag in Frankfurt hebt auf die Forderungen des Vorparlaments hin die Karlsbader Ausnahmegesetze von 1819 auf und setzt den Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung auf den 18. Mai fest. Dagegen verschleppt er einen Verfassungsentwurf Dahlmanns und Georg Beselers, der einen deutschen Bundesstaat mit erblichem Kaisertum, verantwortlichen Ministern, Oberhaus und einem aus allgemeiner, gleicher Wahl hervorgegangenen Unterhaus, einem Bundesheer mit kaiserlichen Offizieren, gemeinsamer Diplomatie, Zollgebiet, Handel und Verkehrswesen vorsieht.

Die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung werden überall vollzogen, auch in Österreich, dessen Regierung von vornherein erklärt, an ihrer Stellung zum Deutschen Staatenbund nicht rütteln zu lassen. Am 18. Mai wird die aus nahezu 600 Mitgliedern bestehende Versammlung eröffnet; Heinrich von Gagern wird ihr Präsident. Das Frankfurter Parlament umfaßt nach den damals herrschenden Wertungsbegriffen die Blüte der Nation: hervorragende Gelehrte und Professoren, Dichter und Denker. Seine stärkste Gruppe, das liberale Zentrum, zerfällt später in eine rechte, bald die Kleindeutschen oder die Gothaer genannt, und in eine linke Gruppe. Am frühesten sind unter der Führung von Robert Blum, später von Vogt, die Demokraten zu einer eigenen Gruppe zusammengetreten. Daneben gibt es eine katholische und eine evangelische Rechte. Auf Gagerns Vorschlag, der die oft sehr stürmische Nationalversammlung mit großem Geschick und Tatkraft leitet, wird die Bildung eines Direktoriums mit verantwortlichen Ministern beschlossen. Die Wahl zum Reichsverweser fällt am 29. Juni auf den populären Erzherzog Johann, den Bruder des Kaisers Franz und des Siegers von Aspern, der am 12. Juli in Frankfurt eintrifft. Am 9. August ist das erste deutsche Ministerium gebildet, darunter Fürst Leiningen als Vorsitzender, der Österreicher Schmerling für das Innere, der Preuße

Peucker für den Krieg. Aber die Geltung dieser Zentralgewalt, welcher der Bundestag vor seiner Auflösung seine Rechte übertragen hat, kann nur so lange bestehen, als die deutschen Regierungen auf die revolutionäre Stimmung ihrer Bevölkerung Rücksicht nehmen müssen. Das Ganze ist eine hoffnungslose Utopie, wenn es der Versammlung nicht gelingt, die deutsche Kaiserkrone in die Hand eines mächtigen deutschen Herrschers zu geben, der die Ansprüche der Reichsverfassung durch das Gewicht seines Staates zu realisieren vermag. Die Frankfurter Versammlung erledigt zuerst die Verfassungsfrage. Die beschlossenen Grundrechte des deutschen Volkes sind im Sinne eines gemäßigten Liberalismus gehalten. Als es der Nationalversammlung nicht gelingt, sich beim Aufstand der Schleswig-Holsteiner durchzusetzen, kommt es zur ersten Umbildung der Regierung, indem Schmerling an Stelle Leiningens den Vorsitz übernimmt. Am 18. September erhebt sich ein Aufruhr der Radikalen, der aber rasch niedergeworfen wird. Die Versammlung muß nun unter dem Schutz des Belagerungszustandes durch österreichisches und preußisches Militär tagen.

Die Stellung Österreichs, dessen deutsche Bevölkerung die Minderheit gegenüber zehn andern Völkern der Donaumonarchie darstellt, wird bald das heikle Problem in der Verfassungsfrage, denn die Kleindeutschen wollen den reinen Nationalstaat. Gagern beantragt einen engeren Bund ohne den Kaiserstaat, jenen aber mit Österreich zu einem weiteren Bund durch ein beständiges, unauflösliches Bündnis zusammengefügt. Die großdeutsche Gruppe in der Versammlung lehnt ab; sie ist für den engeren Bund mit der alten Ostmark. Zu ihr zählt auch Ludwig Uhland, der in zwei eindrucksvollen, wuchtigen Reden für Österreich Zeugnis legt. Um dessen Verbleiben zu ermöglichen, werden die §§ 2 und 3 der Verfassung so formuliert, daß, wenn ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt habe, es eine von dem nichtdeutschen getrennte Verfassung, Verwaltung und Regierung besitzen müsse. Das Staatsoberhaupt müsse im deutschen Lande residieren oder hier eine nur aus Deutschen bestehende Regentschaft einsetzen. Aber die österreichische Regierung Schwarzenberg, die eben die Revolution niedergerungen hat, proklamiert vor dem österreichischen Reichstag in Kremsier die Einheit des österreichischen Staates. Nun wird in Frankfurt Schmerling gestürzt und Gagern Ministerpräsident. Simson übernimmt den Vorsitz in der Nationalversammlung. Als Gagern seinen Plan des engeren und weiteren Bundes durchführen will, überreicht Schmerling, jetzt als Gesandter der Habsburgermonarchie aus Kremsier zurückkehrend, eine Note Schwarzenbergs, die in die drohenden Worte ausklingt: Österreich wird in dem neu zu bildenden deutschen Staatskörper seine Stelle zu behaupten wissen. Gegen die Großdeutsche Partei, die aus den Österreichern, Klerikalen und der Linken besteht, bildet sich die erbkaiserliche Partei. Zunächst wird nun beschlos-

sen, bei späterer Regelung der Erblichkeit einem regierenden deutschen Fürsten die Würde des Reichsoberhauptes zu übertragen. Als dann am 9. März 1849 Fürst Schwarzenberg die Aufnahme des gesamten Österreich in Deutschland verlangt, sind die beiden Paragraphen der Verfassung hinfällig geworden, und es verstärkt sich die Zahl der Kleindeutschen. Schließlich wird am 27. März die Erblichkeit der Kaiserwürde mit 267 gegen 263 Stimmen beschlossen und am 28. März Friedrich Wilhelm von Preußen bei 248 Stimmenthaltungen von 290 Abgeordneten zum „Kaiser der Deutschen" gewählt. Nachdem es Simson gelungen ist, die Abdankung des Reichsverwesers zu verhindern, trifft eine Deputation von 32 Mitgliedern, darunter Arndt und Dahlmann, aber kein österreichischer Vertreter mehr, am 2. April in Berlin ein. Tags darauf überreicht Simson dem König Verfassung und Wahlprotokoll. Dieser aber verweist auf die Notwendigkeit des freien Einverständnisses „der gekrönten Häupter, der Fürsten und Freien Städte Deutschlands" mit der Verfassung und den ihm zugedachten Rechten. Die Deputation, die damit das Recht der Nationalversammlung bestritten und die Verfassung als einen der Revision bedürftigen Entwurf erklärt sieht, betrachtet die königliche Antwort, die nach der Artung Friedrich Wilhelms noch keine endgültige war, als vollzogene Ablehnung und reist am 5. April zurück. Verhandlungen Preußens mit den deutschen Regierungen zeigen die Hoffnungslosigkeit der Lage. Schwarzenberg erklärt, keine Lösung, die Österreichs Rechte verletze, anzuerkennen. Die Nationalversammlung betrachte er als nicht mehr für Österreich vorhanden. Am 5. April ruft er seine Abgeordneten ab. Das Parlament von Frankfurt hält an der beschlossenen Verfassung fest, der schließlich alle deutschen Staaten mit Ausnahme der Königreiche ihre Zustimmung geben. Der König von Württemberg muß ihr, durch die Volksstimmung gezwungen, beipflichten. Preußen aber lehnt ab und lädt die Regierungen zu Beratungen und Berliner Konferenzen ein. Der König hat die große Chance aus der Hand gegeben, zweifellos auch beeindruckt durch Radetzkys neue Siege gegen Sardinien.

Ein Teil der österreichischen Abgeordneten bleibt unter Führung Giskras in Frankfurt. Die Nationalversammlung fordert nun die Regierungen auf, die Verfassung zur Durchführung zu bringen. Am 15. August soll der erste Reichstag verfassungsmäßig zusammentreten, aber bald beruft auch Preußen seine Abgeordneten aus Frankfurt ab. Die Versammlung gleitet von da ab immer mehr ins radikale Fahrwasser. Als Erzherzog Johann Gagerns Vorschlag ablehnt, daß die Zentralgewalt die Durchführung der Verfassung in die Hand nehmen solle, entschließt sich die Nationalversammlung, den Erzherzog abzusetzen. Doch treten am nächsten Tage 65 Mitglieder, darunter Gagern, Simson, Arndt und Dahlmann, aus, und der Rest des Hauses siedelt nach Stuttgart über, wo dem Rumpfparlament am

18. Juni weitere Sitzungen verboten werden. Militär verhindert das Zustandekommen der Nachmittagssitzung, zu welcher der Rest der Abgeordneten, Uhland voran, gezogen kam. Eine Fortsetzung der Tagung in Karlsruhe kommt nicht mehr zustande. Trotz ihrer glänzenden Reden und ihrer begeisterten Arbeit war die Nationalversammlung gescheitert, gescheitert an der entscheidenden Tatsache, daß neben den Großmächten, von denen sich die auserkorene den Liebeswerbungen versagte, kein Raum für eine demokratische Zentralgewalt vorhanden war.

Inzwischen hat sich der Aufstand der Schleswig-Holsteiner vollzogen. Die beiden Herzogtümer, seit 1460 „up ewig ungedeelt" unter den Unionskönigen aus dem Hause Oldenburg verbunden, sahen sich unter dänischen Druck gesetzt. Dänemark will Schleswig in eine engere Verbindung mit seinem Staat bringen, um nach dem Willen der Eiderdänischen Partei das Land zu danisieren. Durch das mutige Auftreten Dahlmanns, später des Landvogts auf Sylt Uwe Jens Lornsen, erhebt sich ein Widerstand gegen diese Bestrebungen. Die Frage der Herzogtümer wird mit dem Tode des kinderlosen Königs Friedrich VII. brennend; denn nach dem dänischen Recht ist auch die weibliche Erbfolge berechtigt, während das deutsche Recht der Herzogtümer die Erblichkeit im Mannesstamme festlegt. Auf die Nachricht von den Februarereignissen in Paris fordern Vertreter beider Länder auf einer Rendsburger Tagung die Einberufung einer gemeinsamen Ständeversammlung und den Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund. Aber die Eiderdänen setzen am 21. März die Einverleibung Schleswigs in Dänemark durch. Dänische Truppen finden Widerstand, eine provisorische Regierung wird in Schleswig-Holstein gebildet. Nach Erfolgen der dänischen Übermacht läßt das um Hilfe angerufene Preußen, am 4. April auch von der Bundesversammlung ermächtigt und von Truppen des 10. Bundeskorps unterstützt, ein Heer unter General Wrangel im Lande einrücken. Dänemark aber rächt sich durch Kapern der deutschen Schiffe, wogegen man machtlos ist. Zu Lande war man am Danewerk bei Schleswig und bei Oeversee siegreich, aber auf die Klage der deutschen Ostseestädte wegen Schädigung ihres Handels und infolge des Unmutes des Zaren Nikolaus, daß Preußen Rebellen unterstütze, schließt dieses den Waffenstillstand von Malmö ab (26. August 1848), der eine siebenmonatige Waffenruhe, Trennung des Heeres der Aufständischen nach den beiden Ländern, Aufhebung der Gesetze und Erlasse der provisorischen Regierung festlegt. Nach dem Scheitern einer Londoner Friedenskonferenz beginnen dann die Feindseligkeiten von neuem. Ein dänisches Linienschiff fliegt bei Eckernförde durch das Feuer der Strandbatterien in die Luft, ein anderes muß kapitulieren. Bayern und Sachsen aber erstürmen die Düppeler Schanzen. Die tapfere schleswig-holsteinische Armee siegt bei Kolding und Gusoe, kann aber infolge der Untätigkeit der Preußen die

Belagerung von Friedrichstadt nicht durchführen. Nach einem neuen Waffenstillstand muß Preußen unter dem Druck der Russen, Franzosen und Engländer den Frieden von Berlin eingehen. Die Schleswig-Holsteiner, die mutig weiterkämpfen, werden bei Idstedt am 24. und 25. Juli geschlagen und können auch bei Missunde und vor Friedrichstadt keinen Erfolg erringen. Österreich aber hat sich durch Unterzeichnung des Londoner Protokolls (23. August 1850) auf die Integrität Dänemarks festgelegt. Auch Preußen ist durch den Zaren zum Umfall gebracht worden und fordert nun am 6. Januar 1851 zugleich mit Österreich von den Schleswig-Holsteinern die Einstellung des Kampfes, Zurückgehen der Truppen hinter die Eider, Verminderung der Armee und Auflösung der Landesverwaltung. Der Einmarsch eines österreichischen Heeres erleichtert den Dänen die Vergewaltigung der beiden deutschen Herzogtümer. Im Februar 1852 werden sie Dänemark übergeben, das sich Wien und Berlin gegenüber verpflichtet, Schleswig dem dänischen Staat nicht einzuverleiben. Darauf wird am 8. Mai 1852 das Londoner Protokoll über das endgültige Schicksal der Herzogtümer unterzeichnet, auch von Frankreich, England, Rußland und Schweden. Nach Aussterben des dänischen Mannesstammes soll Christian von Glücksburg die Nachfolge erhalten.

In Preußen hatte sich die am 22. Mai 1848 zusammengetretene Nationalversammlung stark nach links entwickelt. Der Adel wird abgeschafft, die Eingangsworte „von Gottes Gnaden" verschwinden, die Erteilung von Orden wird untersagt. Der maßgebende Geist der Versammlung, Benedikt Waldeck, beantragt, der bedrohten Freiheit in Wien zu Hilfe zu kommen. Da im Lande Unruhen herrschen, ja die Nationalversammlung selber durch bewaffnete Volksmassen bedrängt ist, rafft sich die Krone, von Otto von Bismarck beraten, zum Gegenstoß auf, indem sie in dem Ministerium des Grafen von Brandenburg, eines natürlichen Sohnes Friedrich Wilhelms II., ein reaktionäres Kabinett bildet, wie es die Kreise des Großgrundbesitzes, die sich eben in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" ein Organ für die streng gläubige und patriarchalisch-konservative Richtung geschaffen hatten, wünschen. Die Nationalversammlung, die gegen dieses Kabinett erregt Stellung nimmt, wird von diesem, weil sie in ihren Entschließungen unfrei sei, bis zum 27. November vertagt. Dann soll sie in Brandenburg zusammentreten. Die Versammlung, die sich ganz nach links gerichtet hat, die Minister des Hochverrates anklagt und ihnen das Recht zur Verwendung der Gelder und Erhebung der Steuern abspricht, wird am 5. Dezember aufgelöst. Zugleich wird eine Verfassung aufgezwungen, die zwei Kammern enthält und im § 105 die Möglichkeit von Notverordnungen der Regierung vorsieht. Noch vor der Einberufung der Kammern erfolgen liberale Verordnungen, so die Einführung des öffentlichen und mündlichen Geschworenen-Verfahrens. Schon hatte der Reichsverweser auf Grund eines Be-

schlusses der Nationalversammlung die Anwendung von Reichsgewalt zum Schutze der preußischen Volksrechte angedroht. Aber Preußen sitzt wieder im Sattel, ohne allerdings infolge der Fahrigkeit und Unschlüssigkeit seines Königs nun auch reiten zu können.

Am gefährlichsten von allen europäischen Staaten wird das alte Österreich vom Fieber der Revolution geschüttelt. Der Staat, der seit den Tagen Stadions keine Reformen mehr erfahren hatte, bebt in seinen Fugen. Seine schwierigsten Nationen, die Ungarn und die Italiener, drohen ihn zu zerreißen. Die österreichische Verwaltung in Lombardo-Venetien ist dem nationalen Erwachen Italiens eine verhaßte Fremdherrschaft. Zahlreiche Freiheitskämpfer, unter ihnen der berühmte Silvio Pellico, haben in österreichischen Gefängnissen, besonders auf dem Spielberg bei Brünn, gesessen und von da tödlichen Haß in die Heimat zurückgebracht. Nun bieten sich die Märzrevolution und der Sturz Metternichs den Italienern als Hilfe gegen die österreichische Herrschaft an. Auch die breiten Massen des Volkes der Lombardei machen jetzt mit, und der 82jährige Oberkommandierende der österreichischen Streitkräfte in Italien, der Landesgouverneur Graf Radetzky, in langem Soldatenleben vielfältig erprobt, muß den Belagerungszustand über Mailand verhängen. Am 17. März schlagen die Venetianer los und können unter dem Advokaten Daniel Manin eine provisorische Regierung bilden. Tags darauf erhebt sich Mailand, und der greise Radetzky muß nach viertägigen erbitterten Kämpfen die Stadt räumen. Dieser Mißerfolg der Österreicher veranlaßt den König Karl Albert von Sardinien, ohne Kriegserklärung als Befreier Italiens in der Lombardei einzurücken. Aus ganz Italien erhält er Zuzüge. Neapel, sogar der Papst, senden ihm Truppen. Die österreichische Herrschaft über Italien liegt jetzt nur noch in den Fähigkeiten ihres Heerführers, der mit schwachen Kräften hinter den Mincio gegangen ist. Die Übermacht der Feinde vermag sich bei Goito, Monzambana, Villafranca und Pastrengo Bahn zu brechen. Aber nachdem er Verstärkungen erhalten, gelingt es Radetzky am 6. Mai, Karl Albert bei Santa Lucia zu besiegen, und alsbald fallen der Papst und der König von Neapel von der italienischen Sache ab. Ende Mai kann der österreichische Feldherr die Schanzen von Curtatone erobern, wo das Studentenfreikorps von Pisa seinen Untergang findet. Obwohl sich Karl Albert nach einigen Erfolgen, die er noch erringen kann, zum König von Oberitalien proklamieren läßt, beginnt die Sache des Aufruhrs zu sinken. Radetzky verhindert durch Entsendung des Fürsten Felix Schwarzenberg ein Weichwerden der österreichischen Regierung gegenüber dem Aufstande. Als der König von Sardinien sich unter Teilung seines Heeres Mantuas bemächtigen will, werfen sich die Österreicher am 23. Juli auf die bei Sommacampagna stehenden Italiener und drängen sie siegreich nach Peschiera zurück. Als nun Karl Albert den über

den Mincio vorgedrungenen Feldherrn von den Höhen von Custozza vertreiben will, erleidet er am 25. Juli bei glühender Hitze eine völlige Niederlage. Nach einer neuen Niederlage vor Volta muß die ganze Armee fluchtartig zurück. In Mailand wird der König von der Wut des enttäuschten Volkes bedroht. Im Waffenstillstand von Vivegano müssen sich die Sardinier zur Räumung der österreichischen Provinzen, Parmas und Modenas, verpflichten. Auch der abenteuerliche Volksheld Garibaldi, der zwischen Langem und Comer See einen Volkskrieg entfesselt hat, bricht nun zusammen.

Als Karl Albert im nächsten Jahre den Krieg erneuert, geht der greise Radetzky über den Tessin und wirft die Sardinier bei Gambolo in glänzender Schneid über den Po. Der Versuch Karl Alberts, nun die Österreicher in drei Treffen anzugreifen, scheitert in den Schlachten von Mortara und Novara im 23. März. Drei Tage nach seinem Beginn ist der Feldzug der Sardinier völlig zusammengebrochen. Der König dankt ab, sein Sohn Viktor Emanuel schließt Waffenstillstand und muß im Frieden vom 9. August 75 Millionen Franken Kriegsentschädigung zahlen. Gebietsabtretungen bleiben ihm durch englisch-französische Vermittlung erspart. Nach langer Belagerung muß sich am 24. August auch Venedig, das sich zur Republik gemacht hatte, Radetzky ergeben. Der Kaiserstaat hat seine alte Stellung in Italien wiederhergestellt.

Unruhen in Galizien werden rasch unterdrückt. In Böhmen aber ist der tschechische Nationalismus erwacht. Er fordert die Vereinigung Mährens und Schlesiens mit Böhmen. Er fordert Gleichstellung mit den Deutschen, der erste Schritt zur Vergewaltigung der Sudetendeutschen. Der tschechische Führer Palacky weiß die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung in Böhmen zu verhindern. Auf südslawische Anregung wird nach Prag, das damals noch eine größtenteils deutsche Stadt ist, ein Slawenkongreß einberufen, bei dem sich auch der russische Umstürzler Bakunin einfindet. Am 2. Juni wird die Tagung eröffnet, an der die Kongreßteilnehmer das Deutsche als Verhandlungssprache nehmen müssen, weil sie sich anders nicht verstehen. Drohungen schallen gegen die Deutschen heraus. Am Pfingstsonntag wird durch eine Kugel die Fürstin Windischgrätz, die Gemahlin des Prager Kommandanten, getötet. Barrikaden werden errichtet, worauf der Fürst nach vergeblichen Unterhandlungen durch kurze Beschießung die Ergebung der Stadt auf Gnade und Ungnade erzwingt. In diesen Tumulttagen geht der Prager Slawenkongreß auseinander.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Februarereignisse in Frankreich fordern die Ungarn neben den üblichen liberalen Einführungen Autonomie, ein verantwortliches Ministerium in Budapest, eine ungarische Nationalbank und den Eid der Armee auf die Verfassung. Die Forderungen der Magyaren sind bereits am 11. April vom Reichstag beschlossen und von Wien bewilligt.

An die Spitze des verantwortlichen Ministeriums tritt der Graf Batthyány, die Seele des Kabinetts jedoch ist der Finanzminister Kossuth. Aber der südslawische Banus von Kroatien, Jellachich, wird vom Kaiser bald darauf gegen die ungarische Regierung ausgespielt. Die Hofburg nimmt ihre Zugeständnisse im Interesse der Einheit des Gesamtstaates zurück. Südslawen und Rumänen erheben sich gegen die Magyaren. Der Palatin Erzherzog Stefan flüchtet auf Nimmerwiederkehr nach seinem Gut Schaumburg an der Lahn. Kossuth aber wird Diktator von Ungarn. Der Oberkommandant der kaiserlichen Truppen in Ungarn, Graf Lamberg, wird auf der Kettenbrücke von Pest ermordet (28. September), Graf Eugen Zichy nach Verurteilung durch ein revolutionäres Kriegsgericht hingerichtet. Der Kaiser löst Anfang Oktober den ungarischen Reichstag auf und verhängt den Belagerungszustand. Daraufhin erklärt sich der Reichstag für unauflösbar und ächtet den im Kampf befindlichen Jellachich, der eben damals Niederlagen erleidet. Aber nach der Niederwerfung der Revolution in Wien, die von den Ungarn keine Unterstützung erfahren hatte, beginnt sich die Lage zu ändern. Noch erklären die Magyaren im April 1849 die Republik, als Windischgrätz, der Eroberer Wiens, bei Issafeg auf dem Rakosfelde eine Niederlage erlitten hat. Schließlich aber kann durch das Eingreifen des Zaren, der unter dem General Paskiewitsch hilfsbereit ein Heer über die Karpaten sendet, und durch die Erfolge des rücksichtslosen Haynau, der bei Temesvar siegt, der Aufruhr niedergeworfen werden. Jedoch die Ungarn strecken die Waffen nicht vor den verhaßten Österreichern, sondern bei Vilagos vor den Russen (13. August 1849), dem siegreichen Haynau den Triumph der Beendigung des Feldzuges raubend. Mit der Waffenstreckung Klapkas in Komorn Ende September ist alles vorbei. Kossuth hat seine Würde niedergelegt und ist, die Seinen im Stich lassend, geflüchtet. Nun geht das Strafgericht nieder. Bis 25. Oktober werden 25 Todesurteile vollstreckt. Graf Leiningen, ein Verwandter der englischen Königin, wird durch den Strang hingerichtet, Batthyány in Ofen erschossen. Der tapfere Revolutionsgeneral Görgey wird auf Fürsprache des Zaren Nikolaus begnadigt.

In Wien hatte sich nach den Märztagen durch den Einfluß der Aula (des Ausschusses der Studentenschaft), des Bürgerkorps und der Nationalgarde die Stimmung verschärft. Am 17. Mai 1848 siedelt der Kaiser Ferdinand heimlich in das völlig sichere Innsbruck über. Das Kabinett Pillersdorf aber muß nach einer Erhebung der sogenannten Erdarbeiter die Bildung eines Sicherheitsausschusses zugestehen. Am 22. Juli wird der von der Regierung bewilligte Reichstag feierlich durch den Erzherzog Johann eröffnet. Die Mehrheit der 383 Abgeordneten sind Slawen, was einen tiefen Eindruck macht. Die wichtigste Tat dieses Reichstages ist die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern (7. September 1848), herbeigeführt durch den Antrag des

schlesischen Bauernsohnes Hans Kudlich. Am 6. Oktober kommt es beim Abgang eines Grenadierbataillons nach Ungarn zum Ausbruch einer neuen Erhebung in Wien, bei der der Kriegsminister Graf Latour grausam ermordet wird. Das Zeughaus wird gestürmt. Die Radikalen bringen die Stadt völlig in ihre Hand. Die slawischen Mitglieder des Reichstags eröffnen nun in Prag ein Gegenparlament. Schon rücken Banus Jellachich und der zum Oberbefehlshaber ernannte Windischgrätz gegen Wien. Die Frankfurter Linke aber entsendet die Abgeordneten Julius Fröbel und Robert Blum. In der eingeschlossenen Stadt versagen die Radikalen, besonders der Jude Cheizes, der einer der Hauptbetzer gewesen ist. Die Verteidigung leitet der unerfahrene ehemalige Leutnant Wenzel Messenhauser. Unter ihm steht der erprobte polnische General Bem. Da der Versuch der Magyaren, die Stadt zu entsetzen, bei Schwechat gescheitert ist, erliegt Wien mühelos am 31. Oktober. Zum Schluß hat nur noch der Arbeiter in Waffen gestanden. Trotz Hinweis auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter wird Robert Blum am 9. November hingerichtet. Messenhauser wird erschossen. Der von der Regierung nach Kremsier verlegte Reichstag wird am 22. November eröffnet. Fünf Tage darauf stellt sich ihm ein neues Kabinett unter dem Fürsten Felix Schwarzenberg vor. Der englische Botschafter nennt es ein Kabinett von lauter Premiers. Da ist der geistvolle Graf Franz Stadion als Innenminister, Karl Bruck als Handelsminister, da sind die Minister Alexander Bach und Kraus. Der neue Kurs entwickelt zunächst ein liberal-konstitutionelles Programm. Im Bunde mit der ehrgeizigen Erzherzogin Sophie veranlassen Schwarzenberg und sein Schwager Windischgrätz am 2. Dezember 1848 den geistesschwachen Kaiser Ferdinand zur Abdankung zugunsten seines Neffen Franz Joseph, des Sohnes der Erzherzogin. Als es mit dem Reichstag Schwierigkeiten gibt, wird er am 7. März aufgelöst und dem Reich eine vom 4. März datierte Gesamtstaatsverfassung für Österreich aufgenötigt.

Durch seine Unschlüssigkeit ewig gehemmt, versucht Friedrich Wilhelm IV. die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung zu erreichen. Aber er kommt zu spät und ist der brutalen Politik des wiedererstarkten Habsburgerstaates nicht mehr gewachsen. Daß die Frage Preußen-Österreich nur mit Waffengewalt zu entscheiden war, hat Schwarzenberg besser verstanden als der Romantiker Friedrich Wilhelm. Darum blieb er in diesem Kampfe auch Sieger. Als dann nach seinem Tode entschlußlose Nachfolger den Weg der Konstruktionen ohne Mut zur Tat beschritten, in Preußen aber sich das Gestirn des realsten Politikers der bisherigen deutschen Geschichte erhob, mußte die Waagschale Österreichs sinken, die von Preußen aber steigen.

In einer Proklamation Friedrich Wilhelms IV. vom 15. Mai wird der Kampf für Einheit und Freiheit der deutschen Nation in Aussicht gestellt und der Reichsverweser aufgefordert, sein Amt in die Hände Preußens zu legen.

Aber der Erzherzog weigert sich, und Schwarzenberg lehnt rundweg ab, der Gründung einer unlösbaren Union Österreichs mit einem unter Preußens Führung stehenden deutschen Bundesstaat seine Zustimmung zu erteilen. An Konferenzen, die der König nach Berlin einberufen, nehmen nur Bayern, Sachsen und Hannover teil. Die beiden Letzteren erklären sich unter starken Vorbehalten zu einem Dreikönigsbündnis unter Preußens Führung bereit (26. Mai), Bayern aber bringt nach dem Erstarken der österreichischen Waffen in Italien und Ungarn die preußischen Bemühungen zu Fall. Wohl versuchen die Mitglieder der alten Kaiserpartei von Frankfurt, der sogenannte Weidenbuschverein, die sich, 148 Mann stark, zu Gotha versammeln, den Anschluß der übrigen Länder an das Dreikönigsbündnis zu erreichen. Die Gothaer erklären, der Zweck der Reichsverfassung stünde ihnen höher als die Form. Männer wie die Brüder von Gagern, Simson, Grimm, Bassermann und Dahlmann befinden sich unter ihnen. Aus ihren Worten ist wahrhaftig nichts mehr von einem Ludergeruch der Revolution wahrzunehmen. Doch die preußische Regierung handelt nicht. Friedrich Wilhelm willigt in das „Interim“ (30. September 1849), wonach die Zentralgewalt in Deutschland in die Hände einer Kommission, bestehend aus zwei Österreichern und zwei Preußen, gelegt wird. Der Erzherzog Johann tritt darauf am 20. Dezember zurück. Zehn Jahre später ist er hochbetagt gestorben. Trotzdem Hannover und Sachsen aus dem Verwaltungsrat der Union austreten und sich gegen die Berufung eines Reichstages aussprechen, wird dieser nach Erfurt einberufen. Österreich protestiert dagegen und veranlaßt Truppenbewegungen in Böhmen. Auch Preußen rüstet. Der Bund nimmt nun den Namen „Deutsche Union“ an, seine Versammlung wird Parlament der deutschen Union heißen. Das Parlament zu Erfurt beschließt die auf preußischen Wunsch revidierte Verfassung, doch droht bereits der Austritt kleinerer Staaten. Bayern, Hannover, Württemberg und Sachsen haben einen Vierkönigsbund abgeschlossen. Schwarzenberg aber fordert in einer Zirkularnote eine Art Erneuerung des Deutschen Bundes und schlägt einen Kongreß zu Frankfurt vor. Preußen, dessen Niederlage sich am Horizont abzuzeichnen beginnt, willigt, wenn auch unter Ablehnung des österreichischen Vorsitzes, in die Beschickung des Frankfurter Tages. Der erste Schritt zum Gang nach Canossa! Seine durch die Kaiserwahl begründete starke Stellung ist bereits vertan. In Frankfurt tagt die Bundesversammlung auch ohne die Unionsstaaten, deren Bedingungen abgelehnt sind. Schon aber sind die beiden Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Schaumburg-Lippe von Preußen abgefallen. Schwarzenberg hat sich mit dem russischen Kanzler Nesselrode in Ischl verständigt. Ohne Rücksicht auf Preußen eröffnet er Anfang September 1850 die Sitzungen des engeren Rates am Bundestage. Als Österreich und Bayern der reaktionären kurhessischen Regierung mit Waffengewalt zur Durchsetzung ihrer reaktionären Bestrebungen

im Lande verhelfen wollen, erhebt Preußen, dessen Etappenstraßen nach seiner westlichen Staatshälfte durch Kurhessen gehen, Einspruch und zieht Anfang Oktober um Erfurt, Wetzlar und Paderborn Truppen zusammen. Kaiser Franz Joseph aber schließt in Bregenz mit den Königen von Bayern und Württemberg ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Der Versuch Graf Brandenburgs, in Warschau, wo alsbald auch der Kaiser von Österreich und Schwarzenberg eintreffen, den Zaren für den preußischen Standpunkt zu gewinnen, endet mit dem Zurückweichen Preußens in der hessischen Frage. Beide Staaten sollen gemeinschaftlich die deutschen Regierungen zu Konferenzen in Dresden und Wien einladen. Nach Berlin zurückgekehrt, erreicht Brandenburg das völlige Nachgeben gegenüber Österreich, indem man die Unionsverfassung aufgibt und von Schleswig-Holstein die Hand abzieht. Die Exekution in Hessen wird unter Garantie der preußischen Etappenstraßen erlaubt. Preußen erklärt sich bereit, seine eben beschlossene Mobilisierung aufzuheben, wenn seine Grenzen gesichert werden. Brandenburg, der dieses Telegramm an Schwarzenberg sendet, ist drei Tage später, am 6. November, gestorben. Manteuffel wird sein Nachfolger. Der Krieg scheint unvermeidlich. Bei Bronzell kommt es bereits zu einem Zusammenstoß der Vorposten. Schwarzenberg aber fordert in Antwort auf das preußische Telegramm formelle Aufhebung der Union, Zulassung der Bundes-Exekution in Hessen bei Garantie der Etappenstraßen. Einstellung der Rüstungen lehnt er ab. Nur durch Intervention Kaiser Franz Josephs läßt sich Schwarzenberg noch zu einer Zusammenkunft bestimmen, die am 28. und 29. November zu Olmütz stattfindet. Er erscheint, begleitet von dem russischen Gesandten von Meyendorff. Das Abkommen von Olmütz besiegelt die diplomatische Niederlage Preußens. Es wird der Exekution kein Hindernis in den Weg legen, den Durchgang durch die Etappenstraßen gestatten, in Holstein dagegen gemeinsam mit Österreich zuungunsten der Aufständischen einschreiten. Österreich aber wird am gleichen Tage, da es die Mitteilung von Preußens Abrüstung erhalten werde, seinerseits abrüsten. Auf den von den beiden deutschen Großmächten gemeinsam einberufenen Dresdener Konferenzen wird der alte Bundestag wiederhergestellt. Damit hat das Habsburgerreich seinem deutschen Rivalen in geschicktem Manöver die empfindlichste politische Niederlage beigebracht, die er, abgesehen von der Napoleonischen Zeit, seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. erlitt.

Der deutsche Bundestag, durch Olmütz wieder auferstanden, geht emsig ans Werk, nach dem Sturmjahre 1848 die vormärzlichen Verhältnisse in den einzelnen Staaten unter Beseitigung ihrer Verfassungen wiederherzustellen. Österreich sucht seine Rechte als Präsidialmacht auszubauen, wogegen sich Preußen, seit Otto von Bismarck sein Bundestagsgesandter ist, mit Erfolg wendet. Bismarck betont seine Gleichberechtigung auch in Äußerlichkeiten, während bisher der preußische Gesandte viel bescheidener aufgetreten war.

In Österreich wird am 31. Dezember 1850 die nie beschworene Verfassung vom 4. März wieder aufgehoben. Der Absolutismus hat sich wieder durchgesetzt. Der energische Gang der österreichischen Politik findet aber mit dem plötzlichen Tode des Fürsten Felix Schwarzenberg, der an völliger körperlicher Erschöpfung am 5. April 1852 stirbt, sein Ende. Eben war das Habsburgerreich daran, sich von der lästig empfundenen russischen Patronanz zu befreien. Der junge Kaiser, der beim Tod seines bedeutendsten Ratgebers in Tränen ausbricht, verliert in ihm den größten Mann, der je in seinen Diensten stand. Fortan hat das stolze Österreich, höchstens von dem einen Andrassy abgesehen, nur noch Politiker von Mittelmaß oder ausgesprochener Unfähigkeit. Schwarzenbergs Nachfolger wird der Graf Buol Schauenstein. Im Kabinett gewinnt der frühere Märzminister und nunmehrige Reaktionär Alexander Bach die Oberhand. Stadions hoffnungsvolle Reformen werden nach und nach aufgehoben, nur die Bauernbefreiung bleibt. Die Finanzen des Staates sinken in die alte Misere zurück. Im Jahre 1855 liefert Österreich durch ein Konkordat mit Rom seine Schule dem Einfluß der Kirche aus. Grillparzer bemerkt dazu mit bitterem Spott: „Verkehrt Ihr mit Moder und Schimmel, mit Konkordat und Glaubensgericht, so erwerbt Ihr die erste Stelle im Himmel, aber in Deutschland nicht."

In Preußen bleibt trotz des Sturms der Feudalen die aufgezwungene Verfassung geltend. Doch wird die Wahl öffentlich gemacht und ein Steuerzensus nach drei Klassen eingeführt. Die erste Kammer wird zu einem Herrenhaus mit erblichen, lebenslänglichen und nicht mehr gewählten Mitgliedern umgewandelt. Das Schulwesen wird unter stärkster Betonung des Religionsunterrichts kirchlicher Aufsicht überantwortet. Auf den Seminaren wird die Lektüre der deutschen Klassiker verboten.

Der Zollverein erfährt weiteren Ausbau. Seit 1841 drängt Österreich auf seine Aufnahme, nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution verstärkt es seine Bemühungen, um Preußen auch aus der Führung der deutschen Handelspolitik zu verdrängen. Aber nach dem Tode Schwarzenbergs begnügt es sich mit einem Handelsvertrag (1853), in welchem die volle Zolleinigung mit Österreich bis 1859 verheißen wird. Schwarzenberg hätte sich nicht so vertrösten, nicht das wichtige Plus für die Lösung der deutschen Frage in den Händen seines Gegners gelassen. Österreich kommt nicht mehr zum Eintritt in den Zollverein. Es willigt schließlich, als es seinem Minister Rechberg in den Verhandlungen mit Bismarck 1864 mißlungen ist, den Eintritt zu erreichen, trotzdem in den Handelsvertrag vom 11. April 1865. Als die süddeutschen Staaten den Verzicht der Donaumonarchie auf ihre Pläne erkennen, fügen sie, die sich bereits aufgelehnt hatten, sich wieder der preußischen Führung.

Beim Ausbruch des Krimkrieges (1853—1856) zwischen den Westmächten

und dem Zarenreich offenbart sich das Versagen der neuen österreichischen Politik. Rußland hat die Donaufürstentümer besetzt. Österreich, das diese Besetzung nicht dulden kann, mobilisiert, zum Eingreifen in den Krieg bereit, sein Heer. Es hat dadurch russische Kräfte gebunden und Rußlands schwere Verbitterung hervorgerufen. Auf Österreichs energisches Verlangen (3. Juni 1854) nach Räumung der Donaufürstentümer ordnet der durch die Undankbarkeit des Kaisers Franz Joseph tief verbitterte Zar den Abzug der Russen „aus strategischen Gründen" an. Trotz der Erfüllung seiner Forderung verharrt Österreich in feindseliger Haltung, ohne doch ganz in den Krieg einzutreten. Zar Alexander II., der Nachfolger des am 2. März 1855 verstorbenen Nikolaus, willigt in Vorverhandlungen, die durch Österreichs Vermittlung zustandekommen, und am 30. März 1856 in den Frieden von Paris. Österreich, das keinen der Kriegführenden zum Bundesgenossen gewonnen hat, ist auf der Friedenskonferenz isoliert. Sardinien aber, das mit einem kleinen Truppenkörper den Westmächten geholfen hatte, kann gegen den Protest Österreichs an der Konferenz teilnehmen und durch den Mund seines Vertreters die Rede auf die unerträglichen Verhältnisse in Italien bringen. Nutzlos hat das Habsburgerreich durch die Kosten der Mobilisierung seine Finanzen erschüttert. Rußland, wo der frühere Botschafter in Wien, Fürst Gortschakow, Außenminister geworden, ist nun sein entschlossenster Gegner.

Preußen hat während des Krieges eine ehrliche Neutralität eingehalten und kann so eines Tages den Weg zur russischen Freundschaft finden, da es sich nicht in das Lager der Feinde des angegriffenen Zarenreiches hatte drängen lassen. Bald nach einer Besprechung in Wien, wo Friedrich Wilhelm IV. vergeblich das seit dem Krimkrieg wieder getrübte Einvernehmen mit Österreich herzustellen trachtete, ist der König von einem Schlaganfall betroffen worden. Im Spätherbst erneuert sich der Gehirnschlag, und das Befinden des Kranken ist von da ab nur ein hoffnungsloses Dahinbrüten. Nachdem sein Bruder, Prinz Wilhelm von Preußen, ein Jahr hindurch als sein Stellvertreter regiert hat, unterzeichnet der König am 7. Oktober 1858 in einem lichten Augenblick mit einem Strom von Tränen die Urkunde, die den Bruder zum Regenten in Preußen bestellt. Der neue Herrscher — denn Friedrich Wilhelm IV. († 1861) ist nicht mehr zur Ausübung seines Monarchenrechtes gekommen — ist im Augenblick des Regierungsantritts über 60 Jahre alt, eine geläuterte Persönlichkeit von zielbewußter Ruhe. Mit glücklicher Hand versteht er es, große Ratgeber zu finden und in seinen Diensten zu erhalten. Unter seiner stetigen Politik kann Preußen eine, wenn auch nur teilweise Einigung Deutschlands herbeiführen. Wilhelm ist vor allem Soldat, ohne seine Herrscherpflichten in den übrigen Zweigen des Staatslebens zu vernachlässigen. Obwohl konservativ, beseitigt er das reaktionäre Kabinett Manteuffel und ernennt unter dem Jubel des Volkes das

liberal gerichtete Ministerium des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, eine Maßnahme, durch die der Herzog von Koburg und der Großherzog von Baden für Preußen gewonnen werden. Die Frage des Zollvereins steht innigeren Beziehungen mit Österreich im Wege. Dieses muß alsbald allein einen schweren Krieg in Italien ausfechten.

Das liberale Piemont blieb auch nach seiner Niederlage von 1849 der Hort der Freiheitsfreunde. Seine Beziehungen zu Österreich besserten sich nicht. Die Lombarden versucht Erzherzog Maximilian, der Bruder des Kaisers, vergebens durch Milde zu versöhnen. Napoleon aber wird durch den Grafen Cavour für die Sache der italienischen Einheit gewonnen. Feindselige Stimmung führt zu gegenseitigen Rüstungen. Ein Angriff auf Österreich scheint bevorzustehen, als dieses durch ein von dem greisen Fürsten Metternich, der längst wieder nach Wien zurückgekehrt war, inspiriertes und gegen den Willen des Grafen Buol abgefaßtes Ultimatum sich selbst in die Rolle des Angreifers begibt. Frankreich erhält dadurch den gewünschten Grund zum Eingreifen. Die Österreicher jedoch versäumen die beste Zeit, mit den Sardiniern abzurechnen, ehe die Truppen des französischen Kaisers über den Mont Cenis und den Mont Genèvre über die Alpen gekommen sind. Ihre Armee ist für diesen Krieg wenig gerüstet. Des Kaisers Generaladjutant, der allmächtige Graf Grünne, war ein ebenso anmaßender wie unfähiger Ratgeber, und unter seinem Einfluß konnten starke Persönlichkeiten im Heere nicht aufkommen. Der überragende Radetzky ist 1858 hochbetagt gestorben. Trotz seines inneren Widerstrebens wird der kriegsunerfahrene Feldzeugmeister Graf Gyulai zum Oberbefehlshaber ernannt. Er erweist sich in der Stunde der Gefahr als unschlüssiger Höfling. Die Feinde können sich vereinigen und sind nun stark überlegen, zumal die Franzosen in den gezogenen Kanonen modernere Geschütze als die Österreicher besitzen. Garibaldi operiert wiederum mit Freischaren im Rücken der österreichischen Armee. Diese muß hinter den Tessin zurückweichen und wird am 4. Juni in der Schlacht bei Magenta nach blutigem, lange hin und her schwankendem Ringen von den Franzosen infolge der mangelnden Festigkeit ihrer Führung geworfen. Napoleon zieht in Mailand ein, Mittelitalien verjagt seine habsburgischen Herrscher. Den Oberbefehl über die nun hinter dem Mincio stehenden zwei österreichischen Armeen führt jetzt, von General Heß beraten, Kaiser Franz Joseph persönlich. Am 24. Juni kommt es, indem Angriff auf Angriff stößt, zur Schlacht bei Solferino, in welcher die Österreicher wieder zurückgedrängt werden, obwohl ihr rechter Flügel unter Ludwig Benedek gegen fünf Angriffe der Piemontesen bei San Martino erfolgreich gewesen ist. Beide Teile haben schwere Verluste erlitten. Noch immer 200000 Mann stark, gehen die Österreicher hinter das Festungsviereck (Mantua, Verona, Peschiera und Vicenza) zurück. Aber Napoleon gelingt es in sehr geschickter Weise, den Kaiser Franz Joseph zunächst

zu einem Waffenstillstand, dann zum Frieden von Villafranca zu veranlassen, indem er ihm eine drohende Intervention der neutralen Mächte vortäuscht. Österreich tritt die Lombardei an Frankreich ab, das sie an Sardinien weitergibt. Italien, in dem die vertriebenen Herzöge wiedereingesetzt werden sollen, soll unter Vorsitz des Papstes ein Staatenbund werden, dem mit Venetien auch Österreich zugehört. Jedoch eine Volksbewegung hat den Anschluß Mittelitaliens an das Königreich Sardinien durchgeführt, und die Mächte erkennen die vollzogenen Tatsachen an.

Das Habsburgerreich hat seinen wertvollsten italienischen Besitz und damit die Vormachtstellung auf der Halbinsel verloren, obwohl Preußen zu bewaffneter Vermittlung bereit war, wenn ihm Wien vertraglich den Oberbefehl über die aufzustellende Bundesarmee zuerkannt hätte. Es hat sich dessen geweigert. Trotzdem war Preußen und auch der Deutsche Bund bereits im Stadium der Mobilisierung, als Österreich übereilt Frieden schloß, um nicht in der deutschen Frage den preußischen Oberbefehl über das Heer anerkennen zu müssen. So hat Franz Joseph kein Recht zu seiner erbitterten Klage, er sei zum Frieden gezwungen worden, weil er von seinen „natürlichen Bundesgenossen“ im Stich gelassen worden sei. Bismarck aber hatte in diesem Krieg seinem Herrscher geraten, sich auf die Seite der Italiener zu stellen. Schon als Bundestagsgesandter sehr einflußreich, war er 1859 Gesandter in St. Petersburg geworden. Hier erwirbt er sich das dauernde Vertrauen des Zaren.

Unter dem Einfluß der italienischen Ereignisse, denen dann bereits 1861 mit Ausnahme von Rom und Venetien die Einigung der Halbinsel zum Königreich Italien folgt, erhebt sich auch das deutsche Nationalgefühl, und zwar kleindeutsch gerichtet, im Sinne einer Lösung der deutschen Frage unter Preußens Führung ohne Österreich. Demokratische und liberale Kreise vereinigen sich am 15. und 16. September 1859 zur Gründung des „Deutschen Nationalvereins“, dessen Seele die Hannoveraner Rudolf von Bennigsen und Johann Miquel werden. In Frankfurt gegründet, verlegt der Verein, vom Herzog eingeladen, seinen Sitz nach Koburg. Gemäß der Reichsverfassung von 1849 fordert er eine einheitliche Zentralgewalt und ein deutsches Parlament. Preußen soll die Führung haben. Das erwachte starke Nationalgefühl offenbart sich auch bei der Schillerfeier von 1859. Dem kleindeutschen Nationalverein stellt sich, in seiner Wirkung jedoch viel unbedeutender, ein im Herbst 1862 gegründeter Großdeutscher Reformverein entgegen. Versuche der Mittelstaaten, eine Reform des Deutschen Bundes herbeizuführen, scheitern an Preußens Ablehnung. Auf einer Besprechung des Prinzregenten mit Kaiser Franz Joseph zu Teplitz (26. Juli 1860) erklärt sich Preußen zu einer Garantie für das österreichische Venetien bereit, wenn ihm der Kaiserstaat in Deutschland Zugeständnisse mache. Ein Ergebnis kommt nicht zustande, doch

ergibt sich hier, wie auf einer Warschauer Zusammenkunft Franz Josephs mit Wilhelm und Alexander, eine Milderung der bestehenden Spannung.

Kaiser Franz Joseph versucht auf einem Fürstentage zu Frankfurt a. Main (17. August bis 1. September 1863), eine Reform des Deutschen Bundes unter stärkerem Einfluß Österreichs zu erreichen. Aber durch das Fernbleiben des Hohenzollernstaates ist die Tagung, zu der sonst alle deutschen Fürsten erschienen waren, gescheitert. Bismarck, damals schon Ministerpräsident, hat seinen König vom Besuche Frankfurts abgehalten. Es ist der letzte deutsche Vorstoß der Habsburgermonarchie.

2. Otto von Bismarck an der Spitze des preußischen Staates

Die Militärreform Wilhelms – Streit mit dem Landtag und Abdankungsplan des Königs – Bismarck nimmt als Ministerpräsident den Kampf mit den Liberalen auf – Durchführung der Heeresreform – Preußen und Österreich befreien Schleswig-Holstein von der dänischen Herrschaft – Streit um die Beute und das Abkommen von Gastein – Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Preußen

In der unglücklichen Konferenz von Olmütz hatte Preußen auch wegen der geringen Schlagfertigkeit seiner Armee zurückweichen müssen. Die seit 1814 bestehende allgemeine Wehrpflicht stand nur auf dem Papier. Bei 18 Millionen Einwohnern hob der Staat noch immer nur 40788 Rekruten aus, wie damals, als er 11 Millionen Einwohner zählte. So mußte man, ohne ihr Zeit zur Neuschulung zu geben, bei allen Mobilisierungen die Landwehr ersten Aufgebots sogleich einberufen. Der König entschließt sich nun auf Grund eines sorgfältigen Vorschlages des Kriegsministers Albrecht von Roon, die jährliche Aushebung auf 63000 Mann zu steigern und damit die Linientruppen um 39 Infanterie- und 10 Kavallerieregimenter zu vermehren. Die Regierung bringt die Gesetzesvorlage „betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst" am 10. Februar 1860 im Landtag ein, wo sie verworfen wird. Doch werden die erforderlichen neuneinhalb Millionen Taler als ein Provisorium bewilligt. Dies geschieht auch 1861, doch fordert das Haus für das nächste Jahr die Vorlage eines Wehrgesetzes. In der neuen Session, in der die Liberalen eine überwältigende Mehrheit besitzen, kann Roon mit seinen Forderungen nicht durchdringen. Wilhelm entschließt sich zur Auflösung des Landtages und Entlassung seiner liberalen Minister. Neuwahlen vom 6. Mai 1862 bringen den Liberalen wiederum die Majorität. Die Streichung aller Abgaben für die Heeresreform wird beschlossen. Der König, der schon halb zur Abdankung entschlossen ist, läßt sich nach einer langen Aussprache, die er im Park von Babelsberg am 22. September mit Otto von Bismarck (s. Bildtafel 32) hat, zur Fortführung des Kampfes um die Heeresreform bestimmen. Bis-

marck, der sich dem Monarchen für die Durchführung auch ohne Budget zur Verfügung gestellt hat, wird zum Ministerpräsidenten ernannt.

Am 1. April 1815 zu Schönhausen geboren, hatte der niedersächsische Junker in Göttingen die Rechtswissenschaft studiert, aber den Beruf als Verwaltungsbeamter wegen seines unbändigen Selbständigkeitsdranges aufgegeben und die Verwaltung der väterlichen Güter Kniephof und Schönhausen übernommen, zugleich trotz äußerlich wilden Lebens eifrigen Studien der Geschichte und Geographie zugetan. Im Vereinigten Landtag ein unbedingter Verfechter der Kronrechte, ist er während der Revolution bemüht, den König zu einer Niederwerfung der Erhebung zu bewegen. Dann ist er als Anhänger eines starken, sich selbst genügenden Preußens Mitglied des Erfurter Parlaments. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt (seit 1852) macht er durch kluge und unerbittlich konsequente Denkschriften auf die Notwendigkeiten des preußischen Staates aufmerksam. Hat er doch später, schon der Lenker des preußischen Staates, mit rücksichtsloser Klarheit den Gedanken ausgesprochen, daß die großen Entscheidungen, also auch die Frage der deutschen Einheit, nicht durch Parlamentsbeschlüsse und schöne Reden, sondern durch Eisen und Blut herbeigeführt würden. Nach Frankfurt wirkt er als Gesandter in Rußland und seit Mai 1862 in Paris, wo er die Wesensart und innere Schwäche des alternden Napoleon kennenlernt und seine Bereitschaft erkundet, den Aufstieg Preußens auf Kosten Österreichs zu dulden. Roon bewirkt seine Ernennung zum Ministerpräsidenten.

Die Berufung Bismarcks sieht der Landtag als eine Kriegserklärung an, die Regierung aber erklärt am Ende der Session, die Verantwortung für ein Aufgeben der Heeresreform nicht übernehmen zu können. Mit Beginn 1863 steigert sich der Kampf. Das Parlament will die Macht über das Heer haben. Der Abgeordnete Virchow klagt Bismarck durch eine Adresse des Bruches der Verfassung an. Dieser weist in seiner Antwort darauf hin, daß die Gesetze in Preußen nur durch das Zusammenarbeiten dreier verfassungsmäßiger Gewalten, der Krone, des Herrenhauses und des Landtages zustande kämen. Entziehe sich eine von diesen ihrer Aufgabe, so entstehe eine Verfassungslücke, aus der sich Konflikte erhöben, die eine Machtfrage seien. Wer aber die Macht in seinen Händen habe, gehe in seinem Sinne vor. Die Adresse wird mit großer Mehrheit angenommen, der König aber lehnt sie ab, indem er erklärt, trotz seines Wunsches nach Verständigung die Rechte der Krone nicht preisgeben zu dürfen. Neuen Sturm ruft die Alvenslebensche Konvention hervor. Preußen und Rußland haben sich gegen die im Zarenreich zu Beginn 1863 ausgebrochene polnische Revolution zusammengeschlossen, während Österreich sich den Russen feindlich zeigte. Durch diesen Vertrag hat Bismarck die Freundschaft mit Petersburg erst recht befestigt, aber bei den Liberalen, die für außenpolitische Fragen kein Verständnis haben, heftigste Feind-

schaft hervorgerufen. Im Landtag wird von „Schergendiensten für Rußland“ gesprochen. Bismarck lehnt Auskünfte über die Konvention ab. Er erklärt, die Disziplinargewalt des Landtagspräsidenten nicht anzuerkennen, worauf, nachdem der König die von der Mehrheit geforderte Abberufung der Minister verweigert hat, die Sitzung des Landtags geschlossen wird. Wilhelm hält an Bismarck fest, obwohl die Königin, sein Sohn und dessen englische Gemahlin die Politik des Ministerpräsidenten mißbilligen. Bei Neuwahlen im Oktober 1863 gibt es nur noch 37 Abgeordnete, die auf der Seite des Ministeriums stehen. Als nun 1864 die Frage der beiden Elbherzogtümer Schleswig und Holstein wieder brennend wird, fordert der Landtag den Herrscher auf, den Prinzen von Augustenburg als Herzog anzuerkennen und den Deutschen Bund zu seinem Beistand zu veranlassen. Nach der Ablehnung durch den König lehnt der Landtag seinerseits mit überwältigender Stimmenzahl eine geforderte Anleihe ab und erklärt jede Anleihe ohne Genehmigung der Kammer für verfassungswidrig und für alle Zeiten unverbindlich. Die Session muß am 25. Januar geschlossen werden. In solcher Lage zieht der Hohenzollernstaat in den Krieg mit Dänemark.

Die Dänen hatten trotz des Londoner Protokolls nicht aufgehört, auf die Danisierung Schleswigs hinzuarbeiten. Nur unter dem Druck des Deutschen Bundestages erklärten sie sich bereit, die Gültigkeit der Gesamtstaatsverfassung für Holstein und Lauenburg aufzuheben. Die Eiderdänen aber erreichen durch eine Verfügung des Königs Friedrich VII. die Einverleibung Schleswigs in Dänemark (30. März 1863). Im Vertrauen auf die Hilfe Englands lehnt Dänemark die von Österreich und Preußen geforderte Gesamtverfassung für die Herzogtümer ab. Als nun im Spätherbst der dänische König stirbt, wird die Frage der Nachfolge spruchreif. Der Erbprinz von Augustenburg erhebt entgegen dem Londoner Protokoll die Forderung auf die Herrschaft in den Elbherzogtümern. Er gewinnt hier Anhang, als der neue König Christian IX. die dänische Verfassung unterschreibt, durch welche die Herzogtümer auseinandergerissen werden sollen. Durch Drohungen Napoleons einander genähert, entschließen sich die beiden deutschen Großmächte zur Bundesexekution. Bismarck aber denkt, wie er später versichert hat, sogleich an die Erwerbung der beiden Herzogtümer für Preußen. Anfang Dezember beschließt der Deutsche Bund die Exekution. Sächsische und hannoversche Truppen besetzen Holstein, worauf eine Volksversammlung in Holstein den Augustenburger zum Herzog von Schleswig-Holstein erklärt. Aber Preußen und Österreich, durch eine Geheimkonvention verbunden, fordern Dänemark auf, bei Abbruch der diplomatischen Beziehungen und sofortigem Einmarsch ihrer Truppen, die Verfassung zurückzunehmen. Zugleich vereinbaren sie unter sich, demokratische oder augustenburgische Agitation in den Elbherzogtümern nicht zuzulassen. Nur unter der Voraussetzung der Aufhebung der Verfassung wird

einer europäischen Konferenz zugestimmt. Als Dänemark das Ultimatum ablehnt, erfolgt am 18. Jänner 1864 die Kriegserklärung. Ein österreichisches Korps unter Freiherrn von Gablenz geht, 23000 Mann stark, über Berlin nach dem Kriegsschauplatz, wo es gemeinsam mit 37000 Preußen unter der Oberführung des preußischen Feldmarschalls von Wrangel am 1. Februar die Eider überschreitet. Englische Drohversuche werden abgewiesen. Die Dänen, die an der Schlei und hinter den Schanzen des Danewirks stehen, gehen nach einem erfolgreichen Gefecht der Österreicher bei Oberselk auf die Schanzen von Düppel zurück. Schon am 7. Februar ist Flensburg besetzt, dann auch Nordschleswig. Die Österreicher können der feindlichen Nachhut bei Oversee eine Niederlage bereiten, doch hat sich die dänische Armee der ihr nach dem Kriegsplane Moltkes zugedachten Vernichtung entzogen. Nun beginnt der Angriff auf Jütland. Die preußische Garde dringt auf Fredericia vor, Gablenz siegt bei Veile, Prinz Friedrich Karl aber erstürmt nach sorgfältiger Vorbereitung am 18. April die Düppeler Schanzen, worauf die Dänen nach der Insel Alsen flüchten müssen. Zur See führen zwei österreichische Fregatten unter dem Kommando von Tegetthoff bei Helgoland gegen drei dänische Kriegsschiffe am 9. Mai einen wackeren Kampf. Nach abgeschlossenem Waffenstillstand kommt es zu einer Londoner Konferenz, an der auch Rußland, England, Frankreich und Schweden teilnehmen. Sie endet schließlich am 25. Juni ohne Ergebnis, da Dänemark halsstarrig bleibt. Preußen hat inzwischen dem Augustenburger die Herrschaft in den Herzogtümern angeboten, wenn er sich zu einer Militär- und Marinekonvention, zum Eintritt in den Zollverein, zur Einrichtung Kiels als preußischer Marinestation, Rendsburgs als Bundesfestung und zur Bewilligung des Baues eines Nord-Ostseekanals durch den Hohenzollernstaat verstünde. Doch wird er fallen gelassen, da er, auf Österreich gestützt, nach anfänglicher Zustimmung eine Zeit schwankt und zu spät einlenkt. Als der Waffenstillstand abläuft, wird Alsen genommen, das Kap Skagen besetzt und die friesischen Inseln in die Hand der Verbündeten gebracht. Nun sind die Eiderdänen erledigt. Der König entläßt das Ministerium und bittet um Waffenstillstand und Frieden. Den Frieden verhandelt Bismarck gemeinsam mit dem Österreicher Rechberg in Wien. Am 30. Oktober erfolgt die endgültige Unterzeichnung. Dänemark muß die deutschen Herzogtümer, die einen angemessenen Teil der dänischen Staatsschuld übernehmen sollen, an die beiden Verbündeten abtreten.

Nun aber erhebt sich die Frage, was aus den Herzogtümern werden soll. Preußen hat sein stilles Programm, sie für sich zu behalten; Österreich aber kann nur an den Augustenburger denken, und das ist ein schwaches Programm. So sehen wir den Meister der diplomatischen Künste, Bismarck, der sich eben in London erprobt hatte, in unheimlich sicherem Manöver auch Österreich angehen, dessen innere Kriegsbereitschaft nicht groß ist. Preußen fordert im

November die Zurückziehung der Bundestruppen und tut dies, um zuerst einmal die Sache zu einer preußisch-österreichischen zu machen. Der Kaiserstaat, der die Schwäche seiner Position, beruhend schon in der räumlichen Entfernung zu den Herzogtümern, kennt, will diese gegen Entschädigungen in Schlesien seinem Partner überlassen. Als König Wilhelm das ablehnt, wünscht Österreich die Herzogtümer als selbständigen Bundesstaat. Preußen aber erklärt, bestimmte Garantien von deren künftigem Regenten fordern zu müssen. In Wien werden diese Forderungen (Eintritt in den Zollverein, preußische Militärhoheit, preußische Herrschaft über den Nord-Ostseekanal, Post- und Telegraphenwesen preußisch) abgelehnt. Nun verlangt Berlin die Entfernung des Augustenburgers, während der Deutsche Bund Übertragung der Länder an den Erbprinzen fordert. Schon sehen sich die beiden Großmächte zu einem Kriege um die Elbherzogtümer gedrängt, als es in Bad Gastein am 14. August zu einem nochmaligen Aufschub und vorläufigem Ausgleich kommt. Österreich ist bei dem Elend seiner Finanzen und dem Widerstreben seiner Nationen gegen den Regierungskurs, bei dem Groll der Magyaren und der Feindschaft der Tschechen, zur Führung eines Krieges nicht fähig.

Nach dem Gasteiner Abkommen bleiben die Herzogtümer Gemeinbesitz der beiden Mächte, doch verwaltet Österreich Holstein und Preußen Schleswig. Kiel soll Bundeshafen für eine zu gründende Bundesflotte werden. Preußen führt hier Polizei- und Kommandogewalt und darf Befestigungen anlegen. Der Nord-Ostseekanalbau wird ihm bewilligt. Die Herzogtümer treten in den Zollverein ein. Österreich verzichtet auf Lauenburg gegen eine Zahlung von zweieinhalb Millionen Taler. So hat Kaiser Franz Joseph seinen ursprünglichen Standpunkt durch den Verkauf eines seiner Rechte geschwächt und dem größten Teil der preußischen Garantieforderungen zugestimmt. König Wilhelm weiß, warum er Bismarck für dieses Abkommen in den Grafenstand erhebt. Dieser aber erkundet, mit dem bisherigen Erfolg noch nicht zufrieden, in einer Zusammenkunft mit Napoleon zu Biarritz, daß sich Frankreich mit einer preußischen Machtausdehnung in Norddeutschland abfinden würde. Napoleon hofft dabei auf eine ausgiebige gegenseitige Zerfleischung der beiden deutschen Großmächte. Bismarck erkennt, daß der Franzosenkaiser nichts gegen ein preußisch-italienisches Bündnis habe. Dieses nun herzustellen und damit die Habsburgermonarchie im Rücken zu bedrohen, geht mit harter Entschlossenheit und klügster diplomatischer Art der neue Graf ans Werk.

Italien will sich Venetien holen, dessen Verkauf Österreich trotz seiner Finanznot abgelehnt hat. So trifft nun General Govone als Vertreter der Florenzer Regierung zu Bündnisverhandlungen in Berlin ein. Man einigt sich auf ein Geschäft für nahe Sicht und beiderseits genau bemessenen Gewinn. Nach dem Schutz- und Trutzbündnis vom 8. April wird Italien den

Krieg an Österreich erklären, wenn ein preußischer Antrag auf Reform der Frankfurter Bundesverfassung scheitert, der Hohenzollernstaat also die Waffen ergreifen muß. Ohne Zustimmung des andern Partners wird weder Frieden noch Waffenstillstand abgeschlossen. Der Vertrag hat nur drei Monate Gültigkeit.

Das ist der Krieg. Zwischen den beiden deutschen Großmächten gibt es keine Versöhnung mehr. In Holstein gestattet Gablenz das Weitergehen der Propaganda für den Augustenburger, in Schleswig verbietet es Manteuffel. Ein Beschwerdetelegramm der preußischen Regierung läßt der österreichische Außenminister Graf Mensdorff 14 Tage liegen, ehe er es sehr kühl beantwortet. Aus dem kurzlebigen Bündnis schlagen die Flammen gegenseitiger Erbitterung auf. In Berlin und in Wien findet Kriegsrat statt. Der Wiener beschließt die Verstärkung der böhmisch-mährischen Garnisonen und erwägt die Durchführung des Zweifrontenkrieges. Man fühlt bei den Mittelstaaten vor. Auch Bismarck wendet sich vertraulich an die Mächte des Deutschen Bundes. Preußischerseits beginnen Ende März die ersten Kriegsvorbereitungen. Am 9. April beantragt Bismarck beim Bundestag die Berufung eines deutschen Parlaments. Der Antrag wird einem Ausschuß überwiesen. Man fordert Auskunft über den Inhalt der preußischen Pläne. Bismarck deutet vertraulich an: Parlament auf Grund des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts und neben anderen Reformen Gründung einer Kriegsmarine und von Kriegshäfen. So will er bewußt den nahenden Krieg zu einem solchen über die Lösung der deutschen Frage erheben. Aber die öffentliche Meinung gewinnt er nicht. Die sieht in seinem Vorgehen nur ein plumpes Manöver und verweist auf Bismarcks Parlamentsfeindlichkeit in Preußen. Ein jüdischer Student, Julius Cohn, macht sich am 7. Mai zum Ausleger des Volkswillens, indem er auf den verhaßten Minister schießt. Bismarck entgeht dem Anschlag. Er soll das Werk vollbringen, zu dem er berufen ist.

Nach heftigem Presselärm nähern sich Ende April die einstigen Verbündeten noch einmal einander. Der Kaiserstaat schlägt beiderseitige Abrüstung vor. Ein meisterhafter Schachzug, denn Preußen darf nicht nein sagen, wenn Österreich die Hand zur Vermeidung des Bruderkampfes bietet. Bismarck fühlt seinen Plan wanken, als die Abrüstung vereinbart wird. Aber die Österreicher machen gegen die bereits gerüsteten Italiener am 26. April ihre Südarmee mobil. Darauf folgt die italienische und im Mai die Mobilisierung der preußischen Armee. Das preußische Abgeordnetenhaus, das wieder in heftigstem Kampf gegen Bismarck steht, wird aufgelöst. Ein Vermittlungsvorschlag Antons von G a b l e n z, eines in Preußen lebenden Bruders des Generals, dringt nicht mehr durch. Napoleon, über die drohende Zuspitzung in Deutschland innerlich höchst erfreut, lädt zu einer Konferenz ein. Über die venetia-

nische, die schleswig-holsteinische und die deutsche Frage! Preußen nimmt an, Österreich lehnt ab. Doch ist es bereit, Venetien an Napoleon abzutreten. Obwohl dieser trotzdem den italienischen Ministerpräsidenten von der Erfüllung seiner Bündnispflicht nicht abbringen kann, kommt es zwischen Österreich und Frankreich zu einem Vertrag, wonach dieses bei einem österreichischen Siege alle Gebietsvergrößerungen des Habsburgerreiches anerkennt, die nicht ganz Deutschland unter seine Hegemonie stellen. Mündlich sind die österreichischen Minister noch weitergegangen. Durch diese Abmachung verriet die Wiener Außenpolitik, daß sie über die Denkweise des 18. Jahrhunderts nicht hinausgekommen war.

Noch wollen die Mittelstaaten, trotz eigener Rüstungen für den Krieg gar nicht begeistert, vermitteln. Sie beantragen Abrüstung. Aber Österreich erklärt, nur bei Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Zustände in Schleswig-Holstein abrüsten zu können. Sein Kommissär sei beauftragt, die holsteinischen Stände zu berufen. Preußen erklärt unter Protest den Gasteiner Pakt für gebrochen. Der Wiener Vertrag trete nun wieder in Kraft, Manteuffel werde die preußischen Rechte in Holstein wahrzunehmen haben. Damit droht der Zusammenstoß der beiderseitigen Truppen in den Herzogtümern. Aber Manteuffel geht nur langsam vor, während Gablenz ebenso behutsam das Land räumt und seine Truppen über Hannover und Hessen nach Österreich zurückführt. Preußen aber veröffentlicht nun seinen kleindeutschen Entwurf für die Bundesreform. Die österreichischen und niederländischen Landesteile sollen dem Bund nicht mehr angehören. Die Nordkorps sollen unter preußischem, die Südkorps unter bayrischem Oberbefehl stehen. Österreich beantragt am 11. Juni die Mobilisierung des Bundesheeres, worauf einen Tag später der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten erfolgt. Mit neun gegen sechs Stimmen nimmt der Bundestag den österreichischen Antrag auf Mobilisierung an. Der Hohenzollernstaat hat nicht mitgestimmt. Das Vorgehen sei ein Bruch der Bundesverfassung und der Bund damit aufgelöst. Es sei bereit, auf Grund seines Reformentwurfes einen neuen Bund zu gründen. Darauf erfolgen Proklamationen, Aufrufe und Kriegsmanifeste. Eine eigentliche Kriegserklärung gibt es nicht. Die Würfel zur deutschen Auseinandersetzung sind gefallen.

3. Vom Bruderkrieg bis zur Gründung des Zweiten Reiches

Die beiden Großmächte Österreich und Preußen – Gegenseitiger Aufmarsch – Moltke und Benedek – Unsicherheit der österreichischen Heeresleitung – Erfolgreicher Einbruch der drei preußischen Armeen in Böhmen – Die Schlacht bei Königgrätz – Waffenstillstand von Nikolsburg und Frieden von Prag – Der Krieg auf den Nebenkriegsschauplätzen – Die Schlacht bei Custozza und der Seesieg von Lissa – Der Norddeutsche Bund – Bündnisse Bismarcks mit den süddeutschen Staaten – Die spanische Thronfrage und der Ausbruch des Krieges mit Frankreich – Ein beispielloser Siegeslauf – Gründung des Deutschen Kaiserreiches

Der entscheidende Waffengang vollzieht sich zwischen den beiden deutschen Großmächten. Die Kampfhandlungen auf dem italienischen Kriegsschauplatz und auf den beiden Nebenkriegsschauplätzen haben trotz der auf ihnen gebrachten Blutopfer nur den Charakter kräftebindender Aktionen. Die Entscheidung fällt auf den böhmischen Schlachtfeldern.

Wie sehen die beiden Gegner, die nun im Jahre 1866 zur letzten Austragung ihres jahrhundertealten Gegensatzes antreten, aus?

Da ist das alte, an Land, Leuten und Einrichtungen vielgestaltige Österreich, ein Staat oder besser gesagt geradezu der Staat des Grenzland- und Inseldeutschtums, das sich wie ein Gefüge von Klammern um zehn einander widerstrebende Kleinvölker schlingt, jedem von ihnen Kulturbringer, Helfer und Schützer. Einst war dieser Staat mit seinem der Unendlichkeit der Welt ähnelnden Universalismus unerschütterlich stark und jeder Krise gewachsen, seit der Jahrhundertmitte indes wird er durch den Selbständigkeitsdrang und die Begehrlichkeit seiner nichtdeutschen Nationalitäten in seinem Bestande bedroht, durch die parlamentarische Auswirkung der nichtdeutschen Mehrheit selbst in den eigentlich österreichischen Ländern in Frage gestellt. Dabei ist er trotz steigender Schwierigkeiten und einer ständig wachsenden Verschuldung lebendiger als er aussieht, zäher als er weiß. Jahrhundertelang als Träger der deutschen Kaiserkrone Kernland des Reiches und Hüter seiner Grenzgebiete gegen Franzosen und Türken, ist er seit dem Wiener Kongreß nicht mehr der tapfere Wächter am Rhein und bei den deutschen Patrioten als Urheber der reaktionären Maßnahmen der Metternichschen Ära unbeliebt, wenn auch noch immer in Süddeutschland nach seiner ganzen Art populärer als das militärische Preußen, das eben im Kampf mit seinem Parlamente liegt. Für Österreich sind die Kleinstaaten und die katholischen Kreise, die in ihm den Hort des alten Glaubens erblicken, also die sogenannte deutsche Libertät und der Rest der geistlichen Fürstentümer. Auf der andern Seite sehen wir Preußen, weder an Größe noch an Abrundung mit dem österreichischen Staatsgebiet vergleichbar, aber, emporgekommen in der hindernislosen, unifizierenden Ebene, einheitlicher in der Verwaltung und mit Ausnahme seiner polnischen Gebiete rein deutsch, allerdings vorweg Binnendeutschtum mit sei-

ner ganzen Enge des Blicks, jedoch auch unverbrauchten Kraft. Durch und durch Militärstaat, gewiß an Liebenswürdigkeit und Werbekraft mit dem alteingewurzelten österreichischen nicht zu vergleichen, aber schlagfertiger, seit Jahrhunderten sozusagen zum Angriff erzogen! Gute Finanzen, gute Eisenbahnverbindungen, tadellose Verwaltung, ein Staat voll Zukunft und Ausdehnungsdrang! Seit 1849 ist Preußen in der deutschen Frage offensiv, während Österreich schon in seiner buntscheckigen Vielgestalt sich auf große Bewegungen gar nicht einlassen kann, seit die bunten Flecken im Zeitalter der Nationalitäten anfangen, lebendig zu werden und ihren eigenen Kopf aufzusetzen. Seit dem Bayernprojekt des Kaisers Josef hat Österreich kein rechtes deutsches Programm mehr, während Preußen schon durch seine territoriale Zerrissenheit auf ein Aufsaugen der Kleinstaaten angewiesen ist. So stellt sich die in Kämpfen gehärtete und selbstbewußt gewordene junge Macht, begleitet von den Segenswünschen der Kleindeutschen, die sich mit dem durch die Hypothek der vielen Nationen belasteten Österreich eine deutsche Zukunft nicht vorstellen können, gegen den ehrwürdigen Kaiserstaat, dessen altes Vorrecht sie bisher immer geachtet, zur letzten Austragung der alten Gegensätze in die Schranken.

Die Welt rechnet auf einen Sieg des Habsburgerreiches. Die österreichische Armee hatte seit dem italienischen Feldzug die gezogenen Kanonen eingeführt, und die Artillerie ist jetzt ihre beste Waffe. Die Infanterie, in der Feuertaktik wenig geschult, ist nach des Kaisers Wunsch auf den ungestümen Angriff mit dem Bajonett eingestellt. Sie hat aber noch die umständlichen Vorderladergewehre, während die Preußen Zündnadelgewehre besitzen und auf rasches diszipliniertes Schießen eingeschult sind. Preußen besitzt ein Volksheer, während Österreich noch nicht entfernt seine Volkskräfte ausgenützt hat. Nun muß diese vernachlässigte Armee nach zwei Fronten kämpfen. Dem Kampf im Süden sieht sie trotz ihrer dortigen Minderzahl ruhig entgegen. Maßgebend aber wird Führung, Zahl und Einsatz im Norden. Jedoch hier geschehen die entscheidenden Fehler. Wohl hat man 238000 Mann, dazu 23000 Sachsen, die aus ihrem Land nach Böhmen weichen werden. Demgegenüber sind die drei preußischen Armeen, die gegen Österreich kämpfen, zusammengenommen nur um knappe 50000 Mann stärker. Aber der Oberkommandierende der Österreicher, Feldzeugmeister Ludwig Benedek, als Korpsführer in Italien bewährt, hat das gefahrvolle Kommando nur auf Befehl des Kaisers übernommen, der aus dynastischen Gründen den ersten Offizier der Armee, den Erzherzog Albrecht, nicht dem Ungefähr eines solchen Feldzuges aussetzen wollte. Dieser erhält das sichere Kommando gegen Italien. Während der preußische Generalstabschef Helmuth von Moltke trotz seiner 66 Jahre mit stählernem Willen und einer unerschütterlichen Zuversicht, unterstützt durch die Autorität des Königs, seinen Willen überall durchsetzt, kann sich Be-

nedek, der mit zaghaften Mitarbeitern ohne Siegeszuversicht in den Kampf zieht, bei seinen großenteils wenig fähigen Unterführern nicht zur Geltung bringen. Änderungen der Aufmarschdisposition verraten Unsicherheit und rufen neue Unsicherheit hervor. Das Hin und Her von Truppenbewegungen, die damals noch vorweg durch Fußmärsche vollzogen werden müssen, erschüttert das Vertrauen des Heeres. Dazu kommen noch die ersten Mißerfolge gegen die zum Angriff vorbrechenden Preußen.

Die drei preußischen Armeen sind rasch schlagbereit. Die Elbarmee, die schwächste von ihnen, besetzt am 18. Juni Dresden. Die Sachsen haben unter ihrem Feldherrn, dem Kronprinzen Albert, bereits den Abmarsch nach Böhmen angetreten. Auf dem rechten Elbufer ihnen folgend, werfen die Preußen die österreichische Heeresgruppe des Generals Clam-Gallas bei Hühnerwasser und stellen die Verbindung mit der ersten preußischen Armee her, die sich, ungefähr doppelt so stark wie die Elbarmee, unter Prinz Friedrich Karl um Görlitz gesammelt hat. Vereinigt werfen sie die Österreicher und Sachsen bei Münchengrätz und am 29. Juni in hartem Kampfe bei Gitschin. Mit gesunkenen Hoffnungen müssen die Geschlagenen nach Südosten zurückmarschieren. Der frontale Ansturm der Österreicher hat im verheerenden Feuer furchtbare Verluste gekostet und nirgends Erfolg gebracht. In diesem ganzen unglücklichen Feldzuge bleibt ein Heldentum vergeblich, das Detlev von Liliencron noch in der Rückschau mit den begeisterten Worten schildert:

„Den ganzen Tag mit Sack und Pack
Brach's nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,
Des Feindes wunderbares Heer."

Auch die zweite preußische Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die, 150000 Mann stark, um Neisse herum aufmarschiert ist, vermochte sich über Reinerz, Braunau und Liebau in heißem Kampf durch die schwierigen Engpässe des Riesengebirges den Weg nach Böhmen zu erstreiten. Die Österreicher hatten die Höhen nicht ausreichend besetzt. Sie greifen die aus den Paßengen heraustretenden Preußen an, können aber ihrer nur an einem Orte und für einen Tag obsiegen. Es ist am 27. Juni, als der tüchtige Gablenz mit seinem 10. Korps das erste preußische bei Trautenau zurückwirft. Aber schon am nächsten Tage von der Garde bei Soor geworfen, muß er eilig über die Elbe zurück. Auch das österreichische Korps Ramming ist bereits bei Nachod geschlagen. Tags darauf unterliegt ein anderes unter Erzherzog Leopold bei Skalitz, am 29. Juni das Korps Festetits bei Schweinschädel. Die preußische Garde erstürmt Königinhof.

Der beunruhigte Benedek, der fast alle seine Truppen einzeln geschlagen sieht und die Überlegenheit der Preußen erkennt, fleht in der Angst seines Gewissens den Kaiser an, um jeden Preis Frieden zu schließen. Aber eben

im Begriff, mit seinen Korps über die Elbe zurückzugehen, erreicht ihn ein uns nicht näher bekannter Auftrag, die Schlacht anzunehmen. Am 3. Juli bezieht er auf den Höhen westlich der Elbe bei Königgrätz hinter der Niederung der Bistritza und östlich des Dorfes Sadowa Stellung. Zwei Korps hält er in Reserve gegen die Armee des preußischen Kronprinzen, die er von Nordosten her erwartet. Seine Stellung bildet einen Haken um das Dorf Sadowa. Auf den Höhen von Chlum und Lipa steht seine mächtige Artillerie, 700 Kanonen. Er will den Angriff der Elbarmee und der ersten preußischen Armee auffangen und sie im Gegenstoß werfen. Im preußischen Hauptquartier nimmt man die Schlacht an und befiehlt auch der noch entfernteren Kronprinzenarmee, rechtzeitig einzugreifen. Gegen den linken Flügel der Österreicher dringt seit dem frühen Morgen die Elbarmee, gegen das österreichische Zentrum die erste preußische Armee an. Trotz verheerenden Feuers kommen sie siegreich vorwärts und behaupten sich gegen die sehr verlustreichen frontalen Gegenstöße der Angegriffenen, die in diesem Ringen nutzlos ihre Reserven verbrauchen. Um Mittag steht der Kampf, und die Entscheidung hängt vom Eingreifen der Kronprinzenarmee ab. Moltke aber, der mit seinem königlichen Kriegsherrn von einem Hügel bei Sadowa aus die Schlacht leitet, ist vollkommen unbesorgt. Es wird klappen. Das Eingreifen des Kronprinzen macht sich in den ersten Nachmittagsstunden bereits bemerkbar. Um 3 Uhr erstürmen seine Truppen die Schlüsselstellung von Chlum. Der Gegenstoß Benedeks scheitert. Die Höhen von Lipa und Langenhof werden erstürmt. Was noch übrig bleibt von dem Unglückstag, muß der Rettung der Armee vor dem verheerenden Flankenstoß des Kronprinzen gelten. Der unglückliche Benedek wirft sich an der Spitze seiner Reiterei den heranbrausenden preußischen Schwadronen entgegen. Aber er kann das Schicksal des Tages ebensowenig retten, wie er den heiß ersehnten Tod auf dem Schlachtfelde findet. Die österreichische Armee wäre trotz des aufopfernden Heldenmutes ihrer Artillerie der Vernichtung nicht entgangen, wenn die preußischen Unterführer Moltkes Befehlen ganz Folge geleistet hätten. So können sich die Besiegten über die Elbe und dann unter die Mauern von Olmütz retten. Vorbildlich haben sich die Sachsen geschlagen. Bei Königgrätz — es ist die größte Schlacht des Jahrhunderts — standen 215000 Österreicher und Sachsen 221000 Preußen gegenüber.

Der Feldzug gegen Preußen ist verloren. Auf die Unglücksnachricht hat Kaiser Franz Joseph unter Anruf der Vermittlung Napoleons diesem telegraphisch Venetien abgetreten. Der größte Teil der österreichischen Südarmee wird nach dem Norden gehen, Erzherzog Albrecht erhält das Oberkommando über alle kaiserlichen Truppen. Aber die preußischen Heere setzen sich mit reißender Geschwindigkeit gegen Wien in Bewegung. Bald ist fast ganz Mähren von ihnen besetzt, und die um Olmütz stehenden Österreicher

haben ihre Eisenbahnlinien für den Rückzug bereits verloren. Napoleon kann mit seinen Bemühungen um eine europäische Konferenz infolge der Ablehnung Englands und Rußlands, aber auch Italiens keinen Erfolg finden. Die Preußen indessen besetzen Lundenburg und überschreiten die March. Bald stehen Abteilungen der Elbarmee bei Stockerau, der ersten Armee bei Gänserndorf. Verlockend winkt der Einzug in Wien. Aber schon wird ein bei Blumenau in der Nähe von Preßburg geführtes Gefecht durch die Nachricht von der abgeschlossenen Waffenruhe abgebrochen.

Zu Nikolsburg in Mähren kam es zur Einigung. Bismarck wünscht zum Schutz gegen die Interventionsgelüste Napoleons einen raschen Abschluß, aber nur mit größter Mühe kann er in weisheitsvoller Mäßigung seinen König zum Verzicht auf Gebietsabtretungen bewegen. Österreich scheidet aus dem Deutschen Bunde aus und erkennt die Veränderungen an, die Preußen in Norddeutschland vornehmen wird. Doch bleibt auf Verlangen Kaiser Franz Josephs die Selbständigkeit Sachsens erhalten. Der Kaiser stimmt der Auflösung des Deutschen Bundes und der Gründung eines Nord- und eines Südbundes zu. Preußen erhält die beiden Elbherzogtümer, doch sollen für Dänemark optierende Bezirke Nordschleswigs diesem zurückgegeben werden. Österreich zahlt 20 Millionen Taler Kriegsentschädigung. So kommt am 26. Juli der Vorfrieden zustande, endlich am 23. August zu Prag der endgültige Friede.

Und es ist gut so, denn jetzt wollen die Russen einen Kongreß. Sie kommen zu spät, ebenso wie der französische Gesandte Benedetti, der im Namen seines Kaisers Landau, Saarbrücken und Luxemburg als „Kompensationen“ fordert. Napoleon ist trefflich hingehalten worden und bricht nun vor den vollzogenen Tatsachen zusammen. Sein Versuch, aus dem deutschen Bruderkampf für sich Kompensationen herauszuschneiden, ist durch das rasche Handeln Bismarcks völlig mißglückt. Nun kommen die Unterhandlungen mit den einzelnen deutschen Staaten. Von diesen war Hannover durch die Kapitulation seiner Armee bei Langensalza (29. Juni) als erster erlegen. Mit Kurhessen war es gar nicht zum Schlagen gekommen. Die süddeutschen Staaten aber sind durch die preußische Main-Armee unter Vogel von Falckenstein, später Manteuffel, in zahlreichen Gefechten geworfen worden. Der Nikolsburger Waffenstillstand traf die Preußen bereits im Besitz von Frankfurt a. Main. Nun müssen Bayern, Baden und Württemberg Kriegsentschädigungen zahlen und ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen abschließen. Das Großherzogtum Hessen tritt Hessen-Homburg und Teile von Oberhessen ab, seine Postverwaltung geht auf Preußen über. Sachsen, dessen Minister Beust auf Bismarcks Verlangen vor dem Abschluß zurückzutreten hat*, zahlt eine Kriegsentschädigung, tritt in den Norddeutschen

* Beust tritt nun in österreichische Dienste.

Bund ein und muß sein Heer einige Zeit preußischer Führung unterstellen. Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt werden annektiert. Die Herrscherhäuser sollen abgefunden werden, verharren aber in Feindseligkeit. So treten auch die Welfen die ihnen zugesagte Erbfolge in Braunschweig durch lange Jahre nicht an.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz haben die Italiener dem Operationsvorschlag Moltkes nicht Folge geleistet. Trotz ihrer Übermacht werden sie nun am 24. Juni von den Österreichern bei Custozza geschlagen und müssen hinter den Oglio zurück. Ihr Versuch, nach dem Abmarsch des größten Teils der österreichischen Südarmee noch rasch Südtirol zu besetzen, scheitert. Am 20. Juli, als im Norden schon alles verloren ist, gelingt es der trefflichen österreichischen Flotte unter dem Konteradmiral von Tegethoff (geboren 1827 zu Marburg an der Drau), die weit überlegene Flotte der Italiener in einer berühmt gewordenen Seeschlacht bei der Insel Lissa zu schlagen. Tegethoff selber rennt mit seinem Schlachtschiff, dem „Ferdinand Max", das italienische Panzerschiff „Re d'Italia" in den Grund. Trotz solcher Mißerfolge zu Wasser und zu Lande haben die Italiener durch den preußischen Sieg Venetien erhalten.

Die Schlacht bei Königgrätz beendet auch den Verfassungsstreit in Preußen. Ein neuer Landtag ist regierungsfreundlich. Ein von Bismarck eingebrachtes „Indemnitätsgesetz" zur nachträglichen Genehmigung der Regierungsmaßnahmen wird am 3. September mit großer Mehrheit angenommen. Der Staat des Großen Friedrich zählt nun 23590543 Einwohner.

Noch im Jahre von Königgrätz wird der Norddeutsche Bund geschlossen. Den Oberbefehl über Heer und Flotte führt der König von Preußen. Im ersten Norddeutschen Reichstag schließen sich die Partikularisten, die den neuen preußischen Staat ablehnen, unter Windthorst mit den Klerikalen zusammen. Auch ein Sozialdemokrat, es ist August Bebel, gehört ihm bereits an. Der konstituierende Reichstag beschließt die Verfassung. Simson ist sein erster Präsident. Nun ist der deutsche Norden endlich stärker zusammengefaßt. Der von Napoleon gewünschte Südbund kommt nicht zustande, die Mainlinie läßt sich nicht mehr halten. Die Südstaaten willigen 1868 in militärische Verabredungen mit Preußen für den Fall eines Krieges mit Frankreich. Der Zollverein kommt stärker unter den Einfluß Preußens.

Mit neuen Kompensationsforderungen aufgetreten, weicht Napoleon vor der Drohung Bismarcks zurück, das deutsche Volk zum Krieg gegen Frankreich aufzurufen. Bald aber wollen die Franzosen wiederum die obere Saar, Landau, Luxemburg und die Genehmigung zur Annexion Belgiens. Bismarck lehnt jede Forderung auf deutsches Land ab. Für Belgien läßt er sich von Benedetti einen eigenhändig geschriebenen Vertragsentwurf geben. Sorg-

fältig im Archiv aufgehoben, hat dieser beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges meisterliche Dienste getan.

Frankreich aber entschließt sich zunächst, seine Rüstungen zu verbessern. Es fürchtet für seine Vormachtstellung. Von seiner Umgebung gedrängt, ist Napoleon wiederum auf Kompensationen aus. Diesmal will er den Holländern Luxemburg abkaufen, muß aber neuerdings vor dem bestimmten Auftreten Bismarcks zurückweichen. Auf Anregung des österreichischen Staatskanzlers Beust wird nun am 11. Mai 1867 im Londoner Vertrag die Neutralität Luxemburgs, Schleifung seiner Festungswerke und der Abzug der preußischen Garnisonen festgelegt. Napoleon hat eine neue Niederlage erlitten. Er sucht nun ein Bündnis mit Österreich, wo Erzherzog Albrecht Rache für die Niederlage bei Königgrätz erstrebt und Beust Preußen demütigen möchte. In Salzburg kommt es zu einer Zusammenkunft der beiden Monarchen, die sich als Kondolenzbesuch Napoleons tarnt. Denn am 19. Juni 1867 ist des Kaisers Bruder, den Frankreich in das Abenteuer eines mexikanischen Kaisertums gelockt und dann im Stich gelassen hatte, zu Queretaro von den mexikanischen Republikanern hingerichtet worden. Doch bringen die Augustbesprechungen von Salzburg noch keine Abmachungen. Auch nicht der Gegenbesuch Franz Josephs im Oktober und November zu Paris. Durch die Militärabkommen Preußens mit den süddeutschen Staaten bedrückt, erwägt Napoleon die Gründung eines Dreibundes Frankreich, Österreich, Italien. Am 10. Mai 1869 ist der Text eines Bundesvertrages, der gegenseitige unverzügliche Hilfeleistung im Falle eines Krieges mit Preußen vorsieht, fertig. Für den Fall eines Sieges wird die Zerschlagung Preußens vorgesehen. Aber infolge der unerhörten Forderungen der Italiener (Südtirol, Nizza, Tunis, später Rom und die Isonzolinie) begnügt sich Napoleon mit dem Austausch von Monarchenbriefen, die ihm als „moralische Bindung von politisch gleichwertiger Haltbarkeit" erscheinen. Zur Beratung des gemeinsamen Kriegsplanes erscheint Erzherzog Albrecht im Februar 1870 in Paris, worauf dann der französische General Lebrun nach Wien kommt. Aber beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges sind die Verhandlungen noch nicht ausgereift, und Österreich hält sich trotz der Monarchenbriefe, auch auf russische Drohungen hin, zurück.

Die Spanier, die ihre Königin Isabella vertrieben haben, wollen den Prinzen Leopold von Hohenzollern, der als Enkel der Großherzogin Stephanie (Beauharnais) von Baden auch Napoleon verwandt ist, zum Könige. Der Prinz lehnt zunächst ab, aber seit Februar 1870 findet der Plan bei Bismarck Förderung. Trotz weiterer Ablehnung durch Prinz Leopold, auch durch den König und den Kronprinzen, hält Bismarck daran fest und überwindet die Widerstände. Das spanische Ministerium beschließt am 4. Juli vorbehaltlich der Zustimmung der Cortes, dem Prinzen offiziell die Krone anzubieten.

Da erhebt sich französische Drohung. Frankreich fürchtet durch die Hohenzollernkandidatur in Spanien die Wiederkehr der Zeit Karls V. Der französische Botschafter Benedetti, eben in Wildbad zur Kur, muß sich zu König Wilhelm nach Ems begeben mit der Forderung, der König solle dem Erbprinzen den Rücktritt von der Kandidatur anbefehlen. Wilhelm überläßt dem Prinzen die Entscheidung. Als dieser am 12. Juli verzichtet hat, fordert Herzog Gramont, der Leiter der französischen Politik, von dem preußischen Botschafter in Paris, daß der König an den Kaiser schreibe, er habe nicht geglaubt, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten, als er den Prinzen zur Annahme der Krone ermächtigte. Er schließe sich dem Verzichte an und hoffe nun, daß der Grund zum Zwiespalt aus der Welt geschafft sei. Zugleich wird Benedetti angewiesen, vom König die Erklärung zu verlangen, daß er die Bewerbung niemals mehr zulassen werde. Das läuft auf die Demütigung Preußens hinaus. Am 13. Juli von Benedetti in diesem Sinne auf der Brunnenpromenade in Ems angesprochen, weigert sich Wilhelm. Als der Botschafter drängt, bricht er die Unterredung ab. Abends empfängt der König den Bericht Werthers, des Pariser Botschafters, mit den beleidigenden Zumutungen. Vor seiner Abreise teilt er Benedetti noch mit, daß er ihm nichts weiter zu sagen habe. Seine Regierung werde etwa noch mögliche Verhandlungen führen. Veranlaßt durch das Kriegsgeschrei aus Frankreich, kehrt der König nach Berlin zurück.

Bismarck, sorgenvoll von seinem Gut Varzin nach Berlin geeilt, empfängt im Beisein von Roon und Moltke das Telegramm mit der Mitteilung über die Vorgänge am Vormittag. Dem Kanzler ist eine etwaige Verlautbarung an die Gesandten und in der Presse freigestellt. Bismarck gibt nun der Depesche durch Kürzung des Textes eine Fassung, die für Frankreich die verdiente Antwort auf seine unverschämte Zumutung bedeutet. Der Schlußsatz lautet: „Seine Majestät der König hat es daraufhin abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts mehr mitzuteilen habe.“ Bismarck hat den Fehdehandschuh aufgegriffen, und Frankreich erscheint durch die Emser Depesche vor aller Welt zurechtgewiesen. Zu rascher Entscheidung gezwungen, verliert es die Möglichkeit zu weiteren militärischen Rüstungen. Die Ereignisse nehmen einen raschen Verlauf. Am 14. Juli wird die Mobilisierung der französischen Truppen befohlen, am 15. Juli erklärt Gramont einen Versöhnungsversuch als aussichtslos. Die Kriegskredite werden bewilligt.

In Deutschland zündet die Emser Depesche. Sie ist wirklich, wie Moltke sie nannte, eine Fanfare geworden. In der Nacht zum 16. Juli mobilisiert auch Preußen. Süddeutschland macht mit, die Klerikalen in Bayern — „Patrioten“ nennen sich diese Herrschaften — arbeiten vergebens auf eine be-

waffnete Neutralität des Landes hin. Am 19. Juli wird die französische Kriegserklärung überreicht. Bismarck kann dem eben zusammengetretenen Reichstag sagen, es sei das erste amtliche Schriftstück, das der preußischen Regierung in der Frage der Thronbewerbung von Frankreich zugegangen sei. Der einzige Mißton in der allgemeinen Begeisterung ist, daß die Führer der Sozialdemokratie im Reichstag die Bewilligung der Kriegskredite verweigern. Zum ersten Male echter Marxismus! Wie lange aber sollte es dauern, bis Deutschland seinen neuen Feind erkannte!

Englische Vermittlung verweist Bismarck an Frankreich. Die „Times" veröffentlicht, durch ihn ermächtigt, den Benedettischen Vertragsentwurf betreffend Belgien. Das Aufsehen ist ungeheuer. Hinter Preußen steht Rußland. Es erklärt, daß es bei einem polnischen Aufstand oder einem Losschlagen der Donaumonarchie in den Kampf eintreten würde. Auch in Dänemark warnt es. Österreich und Italien halten sich zurück.

Mit ungeheurer Begeisterung ziehen die Truppen aller deutschen Staaten mit Ausnahme der Österreicher ins Feld. Die Deutsch-Österreicher können an diesem ruhmvollen Kriege nur mit dem Herzen Anteil haben, vom Schmerz berührt, abseits stehen zu müssen, „daß nicht vergönnt uns war, den Stutzen dort zu laden, um mit dem heißen Blei der Trikolore aus unsern Bergen einen Gruß zu bieten". Auf den Lippen der ausrückenden Krieger und des Volkes in der Heimat ertönt, nun auf einmal zum Lied der Deutschen geworden, die trotzige „Wacht am Rhein". Und mit dem Donnerhall dieses Liedes geht der Marschtritt der Kolonnen in der erprobten Manneszucht des preußischen Heeres, vollzieht sich die Mobilisierung pünktlich und reibungslos. „Allgemeine Offensive" lautet die Parole für den bevorstehenden Kampf.

Wieder wie 1866 drei Armeen. Aber diesmal weit stärker als die drei preußischen von damals! Die erste sammelt sich unter General Steinmetz mit 85000 Mann an der Mosel, die zweite, 250000 Mann, unter Prinz Friedrich Karl in der Rheinpfalz. Die dritte, wieder die Kronprinzenarmee, wird mit 200000 Mann, darunter den beiden bayerischen Korps, am Oberrhein aufmarschieren. Die Küste wird durch 90000 Mann geschützt. Gegen diese insgesamt 535000 Krieger können die Franzosen nur 238112 Mann, dazu 80000 Mann Reserve und Küstenschutz ins Feld stellen, in Ausbildung und Ausrüstung den deutschen Truppen keineswegs gewachsen. Trotz ihrer Chassepots und Mitrailleusen! Der Kaiser findet Ende Juli im Lager von Metz seine Truppen noch wenig kriegsfertig, obwohl sie ihm sein Kriegsminister vor der Kriegserklärung als erzbereit geschildert hatte.

Der Krieg, durch die Genialität Moltkes ein wahrer Siegeszug der Deutschen, gliedert sich in den Einmarsch der deutschen Truppen im Elsaß und in Lothringen, in die folgende Einschließung eines Teiles der französischen Ar-

mee und Vernichtung oder Gefangennahme des andern, in den Kampf mit den Heeren der Republik, der ein Kampf um Paris ist, und in die Eroberung der französischen Festungen, wiederum Paris voran.

Nach einem schwächlichen Angriff der Franzosen bei Saarbrücken bricht sich am 4. August bei Weißenburg und am 6. August bei Wörth der Einmarsch der dritten Armee Bahn. Die erste Armee nimmt am gleichen Tage die befestigten Höhen von Spichern. Den weichenden Franzosen folgend gelingt es, den Marschall Bazaine noch vor seiner Vereinigung mit den übrigen französischen Streitkräften zum Kampf zu stellen und zu schlagen. Von der ersten Armee bei Colombey und Nouilly geworfen, kann er den geplanten Abmarsch aus dem Bereich von Metz nicht durchführen. Die zweite Armee kann in verlustreichem Kampf bei Vionville—Mars-la-Tours einen neuen Abmarschversuch der Franzosen verhindern und sie am 18. August im blutigsten Kampf in der Doppelschlacht von Gravelotte und St. Privat besiegen. Marschall Bazaine muß nach Metz zurück, was seine Einschließung durch die Deutschen bedeutet. Eine der gewaltigsten Schlachten der Weltgeschichte ist für die Franzosen verlorengegangen. Mit 160000 Mann schließt Prinz Friedrich Karl die 200000 Franzosen ein. Die Kronprinzenarmee aber und die neugebildete vierte Armee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen vereiteln den Versuch Mac Mahons, mit einer rasch formierten Armee, bei der auch der Kaiser weilt, die Festung Metz zu entsetzen. Da der Marsch der Franzosen hart an der belgischen Grenze entlang erfolgt, marschiert der von Paris aus vorwärts getriebene Marschall in sein Verderben. Die Deutschen fassen ihn am 30. August bei Beaumont und werfen ihn gegen die Maas. Die Einkreisungsbewegung der beiden deutschen Armeen gelingt. In den Bereich der kleinen Stadt Sedan zurückgegangen, hält Mac Mahon in der Nähe der belgischen Grenze, zum Weitermarsch zunächst nicht fähig. In den Morgenstunden des 1. September setzen die in Eilmärschen herangerückten deutschen Armeen zum entscheidenden Angriff an. Um 3 Uhr nachmittags sind die Franzosen geschlagen und unter schwersten Verlusten in das Städtchen geworfen, das schwer beschossen wird. Drei Stunden später geht die weiße Fahne hoch. Napoleon übersendet dem König Wilhelm, welcher der Schlacht beigewohnt hat, seinen Degen. Den Franzosen wird Waffenruhe bis zum Morgen gewährt. Vergebens versucht der Kaiser, schon ein gebrochener Mann, in einer persönlichen Unterredung mit Bismarck bessere Bedingungen zu erhalten. Um 11 Uhr wird im Schloß Bellevue bei Frenois die Übergabe unterzeichnet. 108000 Mann, darunter 2866 Offiziere, sind gefangen. Napoleon wird das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Wohnsitz angewiesen.

In Paris bricht die Revolution aus, Frankreich wird zum dritten Male Republik. Eine Regierung der „nationalen Verteidigung" wird gegründet.

Ihre bedeutendsten Mitglieder sind Leon Gambetta, Jules Favre und General Trochu. Das Kabinett bekennt sich zum Frieden, will aber keinen Finger breit Erde, keinen Stein der französischen Festungen aufgeben. Bismarck aber fordert die Festungen, mit denen Frankreich Deutschland bedroht habe, als defensive Bollwerke. Verhandlungsversuche Favres scheitern. Der alte Thiers unternimmt eine vergebliche Rundreise an die neutralen Höfe.

Am 19. September vor Paris angekommen, umschließen die deutschen Truppen in Frontlänge von 82 Kilometern die mächtige Festung, von deren eindreiviertel Millionen Einwohnern etwa 500000 zur Verteidigung die Waffen ergriffen haben. Trochu leitet die Verteidigung, Gambetta aber hat, nunmehr Diktator Frankreichs, den Sitz der Regierung nach Tours verlegt, und stampft nun mit fieberhafter Anstrengung Armeen aus dem Boden. Die Truppenzahl der Franzosen muß fortan der deutschen Leitung Sorge bereiten, denn durch die Belagerung der drei mächtigen Festungen, Straßburg, Metz und Paris, sind große Heeresteile gebunden. Endlich fällt am 27. September mit 17000 Mann Straßburg. Vorher ist Toul, nachher Soissons und Verdun in die Hand der Deutschen gefallen. So gibt es endlich eine Eisenbahnlinie zu den deutschen Truppen vor Paris. Nachdem seine Ausfälle gescheitert, muß am 27. Oktober Bazaine in Metz mit 170000 Mann und 1000 Geschützen die Waffen strecken. Es ist hohe Zeit, daß damit sieben deutsche Armeekorps frei geworden sind.

Gambetta hat eine Loirearmee und eine Nordarmee geschaffen. Beide streben nach Paris, wo die Festung wartet, um durch einen großen Ausfall den Ring der Belagerer zu sprengen. Unheimlich wirkt das Auftreten von Freischärlerbanden im Rücken der Deutschen.

Trotz der geringen vorhandenen Kräfte wird die französische Loirearmee zunächst über den Fluß zurückgeworfen, doch dringt sie dann über Orleans wieder vor. Indessen scheitert der Versuch ihres Durchbruchs gegen Paris in der Schlacht von Beaune La Rolande (28. November). Nun können die Deutschen zum Angriff übergehen. Die Loirearmee wird vom 2. bis 4. Dezember bei Orleans besiegt und in zwei Teile zerschlagen. Aber noch immer zum Kampf entschlossen, formt Gambetta aus jeder von ihnen eine neue Armee. Der größere Teil unter Chancy wird vom Großherzog von Mecklenburg bei Beaugency geschlagen und am 12. Jänner durch die Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Le Mans beinahe vernichtet. Gambetta hat aus Tours bereits nach Bordeaux übersiedeln müssen. Die andere Hälfte der Loirearmee unter Bourbaki auf 100000 Mann gebracht, will, mit der Eisenbahn nach dem Osten geführt, die Festung Belfort entsetzen, um nach dem Willen Gambettas den Krieg in das unbeschützte Süddeutschland zu tragen. Wird die schwache Belagerungsarmee des Generals Werder ausreichen? Mit einer neugebildeten Südarmee wird ihm Manteuffel in Eile zur Hilfe entsandt.

Werder ist hinter die Lisaine zurückgegangen und hält sich hier drei Tage lang in der grimmigen Winterkälte des 15., 16. und 17. Jänner gegen den übermächtigen, mit letztem Mut und letzten Hoffnungen anstürmenden Feind. Bis endlich Bourbaki die Siegeshoffnung sinken läßt und vor dem Anmarsch Manteuffels nach Besançon zurückweicht. Dieser aber schneidet den Franzosen die Rückzugslinie ab und drängt sie gegen den Jura und die Schweizer Grenze zurück. Was noch von seinen Truppen übrig ist — es sind noch 80000 Mann — muß Bourbaki am 1. Februar auf Schweizer Gebiet führen. Bald darauf fällt auch Belfort. Inzwischen ist die französische Nordarmee unter Faidherbe am 27. November von Manteuffel bei Amiens und bei neuerlichem Vordringen am Tag vor dem Weihnachtsabend an der Hallue geschlagen worden. Ein letzter Versuch Mitte Jänner zerbricht in der Schlacht bei St. Quentin, worauf sich die Nordarmee auflöst.

Paris aber, im Norden von der vierten, im Süden und Westen von der dritten Armee eingeschlossen, versucht durch starke Ausfälle seine Menschenmassen in die Waagschale der Entscheidung zu werfen. Ende Oktober, Ende November und Anfang Dezember toben heiße Ausfallkämpfe. Das Dorf Le Bourget steht mehrmals im Mittelpunkt des wechselvollen Kampfes. Lange dringt Bismarck vergebens auf die Beschießung mit schwerer Artillerie, man hofft zu sehr auf die Aushungerung der Stadt. Als die Kanonade dann einsetzt, geht es rasch zu Ende. Der letzte große Ausfall Trochus am 19. Jänner ist nur noch ein Verzweiflungskampf. Am 28. kommt ein Waffenstillstand zustande, wonach die Besatzung von Paris und die der Forts, die sämtlich übergeben werden müssen, kriegsgefangen ist. Um die Wahl in die Nationalversammlung zu ermöglichen, läßt Bismarck versöhnlichen Geistes die Stadt von einer Besetzung frei. Paris zahlt 200 Millionen Franken.

Gambetta, der noch gegen den Waffenstillstand protestierte, muß am 6. Februar zurücktreten. Die Nationalversammlung wählt, sieben Tage später zusammengetreten, den greisen Thiers zum Präsidenten der Regierung. Dieser beginnt die Verhandlungen mit Bismarck. Es gelingt ihm, Belfort zu retten, und er kann, unterstützt von den Engländern, einige von den geforderten Milliarden Kriegsentschädigung abhandeln. Am 26. Februar wird der Vorfrieden unterzeichnet. Frankreich tritt an Deutschland das Elsaß ohne Belfort und Deutsch-Lothringen mit Metz ab. Es zahlt fünf Milliarden Franken Kriegsentschädigung. Als Pfand bleiben sechs Departements mit Belfort besetzt. Ein Teil von Paris wird am 1. März durch 30000 Mann deutscher Truppen besetzt. Die übrigen Soldaten dürfen zur Besichtigung der Hauptstadt ohne Waffen nach Paris. Wie echt deutsch und echt 19. Jahrhundert! Man erspart der eroberten Hauptstadt das Schicksal des Einzuges der Sieger. Hätten die Franzosen so gehandelt, wenn sie im Weltkrieg bis vor Berlin gekommen wären?

Nach dem Stocken der endgültigen Friedensverhandlungen, die zuerst in Brüssel geführt werden, schließen am 10. Mai Favre und Pouyer-Quertier in Frankfurt mit Bismarck selber ab. Bis 2. März 1875 soll der Rest der Kriegsentschädigung gezahlt sein. Nach langer und schmerzlicher Entfremdung ist so Elsaß-Lothringen mit 1550000 Einwohnern dem deutschen Volke zurückgewonnen worden.

Der Krieg mit dem französischen Nachbarn ist zu Ende. Der unbezwingliche Moltke hat ihn gedemütigt, wie er noch nie in der Geschichte gedemütigt worden war. In Deutschland weilen 385000 französische Kriegsgefangene, 1500000 werden in Paris gefangen gehalten, 100000 sind in der Schweiz oder in Belgien entwaffnet worden. Die Staatskunst Bismarcks hat es zustande gebracht, fremde Mächte von einer Intervention abzuhalten, so daß der Kampf der beiden größten Völker Europas durch die gleiche Genialität der politischen wie der militärischen Führung Deutschlands in einem halben Jahre ausgestritten ist. Die siegreichen Generäle erhalten reichliche Dotationen, Bismarck wird in den Fürstenstand erhoben. Im Juni erhält er den weiten Sachsenwald bei Hamburg mit dem Schlosse Friedrichsruh.

Inzwischen ist nach dem gemeinsamen Kampf auf den blutgetränkten Schlachtfeldern ein gemeinsames Reich erstanden. Württemberg hat den Anfang gemacht, dann gab es Konferenzen in München mit den Ministern der süddeutschen Staaten, verzögert durch die großen Sonderwünsche Bayerns. Die Verhandlungen wurden schließlich im Oktober getrennt in Versailles weitergeführt. Am 15. November konnten die ersten Verträge, die mit Hessen und Baden, unterzeichnet werden. Acht Tage später ist nach Überwindung großer Schwierigkeiten auch der Vertrag mit Bayern fertig. Diesem verbleiben die eigene Armee, Post, Eisenbahn und Telegraphie, Zustimmung des Bundesrates zur Kriegserklärung, selbständiges Vertragsrecht, stellvertretender Vorsitz im Bundesrat, selbständige Bier- und Branntweinsteuer. Die Württemberger, durch Bayerns Sonderwünsche angesteckt, behalten selbständige Post, Telegraphie, zum Teil die Eisenbahnen und eine selbständige Bier- und Branntweinsteuer. Ein gemeinsamer Reichstag wird festgesetzt, aber kein Herrenhaus. Ein Bundesrat steht neben dem Oberhaupt des Reiches. Nun taucht die Frage der Kaiserkrone für den Bundespräsidenten auf: vom badischen Großherzog geht der Gedanke aus. Bismarck gelingt es, den wichtigsten unter den Fürsten, König Ludwig II. von Bayern, zu veranlassen, selbst die Anregung dazu an König Wilhelm zu richten, der zunächst gar nicht begeistert ist. Der Norddeutsche Reichstag nimmt schon am 9. Dezember die erforderliche Verfassungsänderung vor: Deutsches Reich und Deutscher Kaiser. Wilhelm ist nun bereit, nach Einlangen der Zustimmung durch die Fürsten und Städte die Würde anzunehmen. Die preußische Königskrone indessen erschien ihm gehaltvoller als die neue. Außerdem soll er nur

Deutscher Kaiser heißen, nicht Kaiser von Deutschland, was er für selbstverständlich hielt. Bismarck muß in diesen kritischen Tagen eine große Zähigkeit aufbieten und erfreut sich zunächst nicht der Gunst seines alten Herrn. Am 18. Jänner 1871 findet die feierliche Proklamation des Deutschen Reiches im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles statt. Eine Botschaft des neuen Herrschers verkündigt dem deutschen Volk das Ereignis als Bürgschaft friedlicher Arbeit der Zukunft.

So erhebt sich nach einer Pause von 65 Jahren ein neues deutsches Reich, allerdings nicht mehr als Reich aller Deutschen. Die Deutschen von Österreich, ganz abgesehen von den früher ausgeschiedenen Schweizern und Niederländern, stehen abseits. Es ist ein Klein-Deutschland geworden. Für die ganze Zeit dieses zweiten Reiches bleibt das Schicksal der Deutschen Österreichs, die an dem Aufschwung der übrigen nun geeinigten Nation keinen Anteil finden können, bittere Schattenseite an dem großen Werk. In ihrem nationalen Bestand sind sie nun zum Teil bedroht.

Schon ein Jahr nach Königgrätz, 1867, erreichen die Magyaren die Umwandlung Österreichs in den Doppelstaat Österreich-Ungarn. Die zweite Reichshälfte bleibt ihnen fortan restlos überlassen. Die Deutschen werden hier von rücksichtsloser Magyarisierung bedroht, verlieren aber auch in Österreich Boden. Die Dynastie wendet sich von ihnen ab und sucht sich (seit Graf Taaffe Ministerpräsident ist) auf die Slawen zu stützen. Man steht im Zeitalter der Demokratie, und das zahlenmäßige Übergewicht der vielen nichtdeutschen Völker des Reiches wirkt sich aus. Prag hört auf, eine deutsche Stadt zu sein. Schon müssen die Deutschösterreicher zum Schutze ihres zersplitterten Siedlungsgebietes einen deutschen Schulverein, bald darauf die „Südmark“ ins Leben rufen. Aber die Not dieses Volksteiles, die heißen Sprachenkämpfe, in denen sich die Ostmarkdeutschen ihrer Haut wehren, kommen dem Gesamtvolk zugute. Österreich wird die Heimat der völkischen Idee, eines Deutschtums des Blutes und nicht wie im Zweiten Reich der Staatsbürgerschaft. Der Wiener Georg Ritter von Schönerer wird der machtvollste Verkünder des Rassenantisemitismus und eines deutschen Volksstaats. Bitter aber ist, wie wenig das Deutsche Reich von den Leiden und Kämpfen seiner Brüder in Österreich weiß. Es hat diesen wichtigen Teil Deutschlands damals fast vergessen.

Welchen Gefahren indes die Ostmarkdeutschen durch ihre Verflechtung in die zum Tode reife Habsburgermonarchie entgegengingen, hat am besten das Los der Sudetendeutschen und der Österreicher in den letzten Jahren erwiesen. Ohne die Lostrennung vom übrigen Deutschland wären aber auch das alte Marburg in der Südsteiermark, das herrliche Südtirol mit Bozen und Meran niemals dem deutschen Volke verlorengegangen.

VII. Das Zweite Reich

1. Der eiserne Kanzler

Bismarcks meisterhafte Außenpolitik – Das Dreikaiserbündnis – Rasche Erholung Frankreichs – Rußlands Balkanpolitik und der Berliner Kongreß – Österreich nach 1866 und sein Bündnis mit dem Deutschen Reich – Der Dreibund und der Rückversicherungsvertrag – Drohendes Kriegsgewitter – „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt" – Das Entstehen der deutschen Kolonien – Bismarcks innere Politik – Der Kulturkampf – Aufkommen der Sozialdemokratie und Abwehr durch die Sozialistengesetze – Tod des alten Kaisers – Das Kaisertum der 100 Tage – Der neue Herr und Bismarcks Entlassung – Der Tod des alten Recken

Aus dem Elend eines Parlamentsstreites und aus außenpolitischer Ohnmacht hatte Bismarck, zunächst ausschließlich preußischer Politiker, sein Vaterland in einer kurzen Spanne Zeit zur ersten Macht in Deutschland emporgehoben, dann aber nach dem erlösenden Gewitter des deutsch-französischen Krieges dieses Deutschland selbst geeinigt und den Glanz der alten Kaiserkrone wieder hergestellt. Er wußte am besten, wie schwer all dies vor den Augen eines mißtrauischen und peinlich überraschten Erdteils trotz der großen Schlachtensiege geworden war. Über Nacht stand nun eine Großmacht da, wo sonst die zahlreichen kleinen deutschen Staaten in ihrer ewigen Eifersucht den Mächten des Kontinents stets ein dankbares Spielbrett für ihre politischen Pläne geboten hatten. Die Staaten, die nun auf einmal die Karte Europas verändert und die deutschen Kraftlinien nicht mehr feindlich gegen sich selbst, sondern verstärkt ineinanderlaufen sehen, fühlen sich unangenehm berührt, selbst der russische Freund. Seit der Gründung des Deutschen Reiches endet der Einfluß des Zaren an der Westgrenze seines Reiches und dringt nicht mehr durch seine Verwandtschaftsbeziehungen zu den süddeutschen Mächten intrigierend und protegierend vor. Das gedemütigte Frankreich aber ist bereit, sich mit jedem Bundesgenossen zusammenzuschließen, um die heiß ersehnte Rache an Deutschland nehmen zu können. Und es erholt sich außerordentlich rasch; es begleicht bereits am 5. September 1873 die Schlußrate seiner Zahlungen und erreicht dadurch eine frühere Räumung durch die deutschen Truppen, ja sogar die Rückgabe eines Landstrichs bei Avricourt. Bismarck muß diesen Nachbar ständig im Auge haben, er hält ihn fortan mit beispielloser Meisterschaft isoliert. Da sich England dem mächtig gewordenen Reiche versagt, pflegt der Kanzler nun um so enger die Beziehungen zu Rußland trotz der etwas gönnerhaften Art des russischen Fürsten Gortschakow. In einer Zusammenkunft der drei Kaiser vom 5. bis 11. September 1872 gelingt es dem Meister der Staatskunst, auch Österreich in die Freundschaft einzubeziehen. Die Herrscher verpflichten sich schließlich in Schönbrunn, im Falle einer Friedensstörung in Europa sich zuerst im Geiste der Freundschaft unter-

einander zu verständigen. Auch Italien nähert sich dem Reich, Schweden wird ihm freundlich, Holland und Belgien geben ihr Mißtrauen auf, die Schweiz erhält sogar für den Bau der St. Gotthardbahn von Deutschland 30 Millionen Franken beigesteuert. Frankreich ist zu ohnmächtigem Groll verdammt.

Die ersten Sommerwolken auf dem außenpolitischen Himmel des deutschen Reiches ergeben sich durch französische Rüstungen. Bismarck merkt, daß Rußland leise zu Frankreich zu neigen beginnt. Dieses aber kann sich, vom Zarenreich und Großbritannien sekundiert, trotzdem es der rüstende Teil ist, protestierend gegen angebliche Kriegsdrohungen durch Deutschland wenden. In der von England tückisch in Berlin inszenierten Beruhigungsaktion fehlt die Stimme von Österreich. Sein Außenminister Andrassy hat das Auge bereits auf die kommende Verständigung mit Deutschland gerichtet. Bismarck wieder erkennt in dieser kurzen Krise, was für ein unzuverlässiger Freund Rußland geworden ist. Er erkennt, daß die deutsche Außenpolitik doppelt behutsam auftreten muß, um Verwicklungen aus dem Wege zu gehen, daß ein fester Bund mit der als zuverlässig erprobten Donaumonarchie angestrebt werden muß.

Inzwischen kommen Österreich und Rußland durch die von letzterem geschürten Balkanwirren auseinander. Das Dreikaiserbündnis besteht praktisch nicht mehr. Die Türken sind durch eine Erhebung der Herzegowiner, der Bosnier und Bulgaren, dann durch eine Kriegserklärung der Serben und Montenegriner und endlich durch die Kriegserklärung Rußlands am 24. April 1877 in die größte Not geraten. Im Verlauf seiner militärischen Erfolge will sich nun das Petersburger Kabinett nicht mehr an die Zusage halten, wonach Österreich Bosnien und die Herzegowina erwerben darf, wenn Rußland Beßarabien für sich in Anspruch nimmt (Reichsstädter Abkommen vom Juli 1876). Erst als Bismarck, bei dem Gortschakow anfragt, dem Zarenreich seine Unterstützung im Falle eines russisch-österreichischen Krieges versagt, kehrt Petersburg zu dem Abkommen zurück. Im Frieden von San Stefano vom 3. März 1878, den es der Pforte aufgezwungen, sucht aber Rußland unter neuerlichem Bruch der Österreich gemachten Zusicherungen ein übergroßes, bis zur Adria reichendes Bulgarien zu schaffen. Jäh steigen Kriegswolken auf. Die Donaumonarchie fordert eine Konferenz. Auch England stimmt zu, da es sich durch Rußland bedroht sieht. Auf Gortschakows Vorschlag wird Berlin der Ort des Kongresses (s. Bildtafel 33). Am 13. Juni 1878 findet die erste Sitzung statt. Vertreten sind die sechs Großmächte und die Türkei. Den Vorsitz führt Bismarck. Er nennt sich selbst einen ehrlichen Makler, in Wirklichkeit führt er das stolze Amt eines Schiedsrichters von Europa. Rußland muß den bulgarischen Plan aufgeben, es erhält neben Beßarabien Gebietszuwachs in Asien, während Österreich im Artikel 25 das Recht erhält, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten.

Enttäuscht über das Scheitern ihrer maßlosen Hoffnungen macht die rus-

sische Presse Bismarck den Vorwurf der Treulosigkeit und Undankbarkeit. Russische Rüstungen rufen Besorgnis hervor.

Die Beziehungen des Reiches zu Österreich sind die ganze Zeit über sehr gute gewesen. In gegenseitigem Einvernehmen wird am 11. Oktober 1878 die Bestimmung des Prager Friedens über die Möglichkeit der Option nordschleswiger Bezirke für Dänemark aufgehoben. Der Kanzler entschließt sich, mit der Doppelmonarchie ein Bündnis einzugehen. Er vereinbart in Gastein am 27. und 28. Juli mit Andrassy ein Defensivbündnis gegen einen russischen Angriff. In fünf Denkschriften erwirbt er sich die Zustimmung des Kaisers zu dieser Wendung der deutschen Politik und die Erlaubnis, nach Wien zu reisen, wo er dann im September weilt. Auf der Gasteiner Basis wird das Bündnis am 7. Oktober 1879 unterzeichnet. Es gilt für fünf Jahre. Bismarck will es ursprünglich der Gesetzgebung beider Reiche einverleiben, dem alten Plane der Kleindeutschen aus der Paulskirche entsprechend. Aber weder dies noch der geplante Zollbund lassen sich verwirklichen.

Trotz dieses in seinen Einzelpunkten geheim gehaltenen Bündnisses gelingt es der Meisterschaft des Reichskanzlers, die Beziehungen zu Rußland nicht nur gut zu erhalten, sondern noch zu bessern. Zar Alexander III. (Alexander II. ist am 13. März 1881 ermordet worden) wünscht, obwohl er kein Freund Deutschlands ist, den Frieden. Der alte Intrigant Gortschakow lebt nicht mehr. So bringt Bismarck ein Neutralitätsabkommen der drei Kaiserreiche zustande, wonach jeder Teilnehmer bei einem Streit des andern mit einer vierten Macht mindestens zu wohlwollender Neutralität verpflichtet ist. Allerdings blickt der Kanzler infolge des Anschwellens der panslawistischen Bewegung auch weiter mit Sorge nach dem Osten. Da ist es ihm wertvoll, daß er am 20. Mai 1882 Italien, welches durch das Vorgehen der Franzosen gegen die italienischen Einwanderer in Tunis aufgebracht ist, zum Anschluß an den Zweibund gewinnen kann. Dem Dreibund werden Zusatzerklärungen der drei Mächte angefügt, daß ihr Bündnis nicht gegen England gerichtet sei. Bei einem Angriff von seiten Frankreichs verpflichten sich Deutschland und Italien, einander mit ganzer Macht zu unterstützen, Österreich Italien gegenüber aber nur dann, wenn den Franzosen eine andere Macht zur Seite tritt, Italien aber nicht, wenn die Doppelmonarchie von Rußland allein angegriffen wird. Der neue Bundesgenosse, begehrlich nach Erwerbungen im Mittelmeere ausschauend, erhebt unangenehme Ansprüche. Bei dauernder oder zeitweiser Besetzung von Balkangebieten durch Österreich, ausgenommen das bereits besetzte Bosnien und die Herzegowina, soll Italien durch Österreich entschädigt werden, wobei das Trentino (Südtirol südlich von Bozen) ausgeschlossen ist. So wird bei der Erneuerung des Dreibundvertrages 1887 ein Gesamtvertrag mit vier Einzeldokumenten unterzeichnet. Den Vorteil vom Dreibund hat Italien. Ausgebaut werden die Verträge durch die Mittelmeer-Abkommen,

die zwischen England, Österreich und Italien unter der Mitwirkung Bismarcks zustande kommen. Bei französischen Flottenangriffen im Mittelmeer oder einem russischen Angriff auf die Dardanellen oder Konstantinopel wird die englische Flotte auf die Seite des Dreibundes treten. Ein freundschaftliches Abkommen Deutschlands mit Spanien rundet das Bündnissystem Bismarcks. Im Osten aber schließt Österreich am 30. Oktober 1883 mit Rumänien ein geheimgehaltenes Verteidigungsbündnis gegen Rußland, dem sich das Reich und später auch Italien anschließen. Wahrhaftig, Bismarck hat alle Zugänge zum deutschen Hause gründlich verriegelt. Er will den Schutz des Reiches, aber keinen Angriff, und immer wieder betont er, daß Deutschland saturiert (gesättigt) sei.

Trotzdem läßt es der Kanzler nicht an kluger Behandlung des russischen Nachbarn fehlen. Das Zarenreich kann auf die Zuverlässigkeit Deutschlands bauen und verlängert darum am 27. März den Neutralitätsvertrag vom Jahre 1881 auf drei Jahre. In Skierniewice erneuern die drei Monarchen, begleitet von ihren Ministern, Mitte September 1884 das alte Einverständnis. Aber die panslawistische Hetze wächst. Es ist daher nur noch eine sehr kühne Klammer für das brüchig gewordene Haus der deutsch-russischen Freundschaft, wenn Bismarck mit Rußland am 18. Juni 1887 den Rückversicherungsvertrag eingeht, der den Zaren bei einem französischen Angriffskrieg gegen Deutschland, dieses aber bei einem österreichischen Angriffskrieg gegen Rußland zur Neutralität verpflichtet. Ein meisterhafter, aber schwierig zu haltender Pakt, eine Konstruktion aus dem Bedürfnis heraus, unter allen Umständen den Frieden Europas zu erhalten, zugleich etwas von dem Windstillesystem der großen Politik des Vormärz und wie diese von dem Irrtum befallen, daß Verträge dauernde Geltung behalten können, auch wenn sie nicht mehr den Empfindungen der Völker entsprechen!

Die russische Presse wird immer gehässiger gegen Deutschland, und immer wieder dringt das alarmierende Gerücht von einem bevorstehenden russisch-französischen Bündnis an das behutsam lauschende Ohr des Kanzlers. In dieser drohenden Lage erfolgt am 3. Februar 1888 die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisses in beiden Ländern. Am 6. Februar aber erhebt sich der alte Recke, der nicht gerne und stets etwas stockend gesprochen hat, zu einer großen Reichstagsrede, die in den mächtigen Worten gipfelt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Wenn Bismarck nun den Krieg will, er wäre außenpolitisch meisterhaft vorbereitet. England ist wohlwollend, im Kriegsfalle werden sechs italienische Armeekorps und drei Kavallerie-Divisionen im Elsaß aufmarschieren. General Graf Waldersee hält den Zeitpunkt zum Losschlagen für günstig, aber die deutsche Politik bleibt friedlich. Der hochbetagte Meister der Außenpolitik sieht auch so einen glänzenden Frieden gesichert. Die Schuld, den entscheidenden Augen-

blick der notwendigen Abrechnung versäumt zu haben, trifft nicht den Reichskanzler, sondern die wilhelminische Ära.

Vor dem Abschluß des Zweibundes hat Bismarck dreimal vergebens versucht, mit England zu einem Defensivbündnis zu gelangen. Im November 1887 klopft der greise Staatsmann nochmals in einem eigenhändigen, umfangreichen Schreiben bei Lord Salisbury wegen eines Bündnisses an. Der englische Staatsmann findet keinen rechten Weg der Antwort, und so bleibt der letzte Versuch, das Werk seiner Allianzen zu krönen, dem unermüdlichen, ewig den außenpolitischen Himmel absuchenden Staatslenker versagt.

Den Franzosen hat Bismarck die ganzen Jahre über die freie und ungehinderte Möglichkeit gelassen, ihr Kolonialreich auszubauen. Er hofft, sie dadurch in afrikanischen Sorgen zu binden. Tatsächlich aber bildet sich so ein mächtiges neues Frankreich, aus dem im Weltkrieg ungezählte Scharen eines billigen Kanonenfutters an die Westfront gebracht werden konnten. Die Menschenmassen Afrikas sind zu einer Stütze der sinkenden Wehrkraft der Franzosen geworden.

Als die deutsche Wirtschaft und der deutsche Handel immer stärker in die Welt hineinwachsen, muß auch Bismarck, obwohl der Weltpolitik abhold, ihnen den nötigen Schutz sichern. Deutschland wird eine koloniale Macht, und der alte Kanzler versteht es, diese Neugestaltung mit aller Behutsamkeit trotz besonders von England gemachter Schwierigkeiten durchzusetzen.

Der dunkle Erdteil ist deutscher Forschung längst nicht mehr unbekannt. Waren in den Zeiten eines Kant die wirklichkeitsfremden Deutschen noch ganz auf Reiseschilderungen angewiesen, so bahnt sich nun eine mutige Generation den Weg durch die Urwälder Afrikas, voll Ehrgeiz, auch selber als Deutsche beizutragen zu der Enträtselung des eigenartigen und gewaltigen Erdteiles. Da sind die stolzen Namen von Barth, Vogel, Rohlfs, Mauch, Schweinfurth und Nachtigal, von Emin Pascha, Lenz und Wissmann; mancher von ihnen ist nicht mehr aus Afrika zurückgekehrt. Aber noch fehlte der stolze Wille, nun auch politisch festen Fuß zu fassen, der Mut, fremde Länder aus halbem Naturzustand in den Bereich der modernen Zivilisation zu führen.

Das ändert sich Ende der siebziger Jahre. Das Reich erhält 1876 das Recht, eine Marinestation auf den Vavao-Inseln anzulegen, mit dem Königreich der Hawaiischen Inseln kommt ein Freundschafts- und Konsular-Vertrag zustande. Beim Zusammenbruch des Hamburger Bankhauses Goddefroy, das auf Samoa reiche Besitzungen hat und vom Reichstag im Stich gelassen wird, bildet sich am 8. Dezember 1882 der Deutsche Kolonialverein. Bismarck aber will zunächst nur den Schutz der deutschen „Pioniere", noch nicht staatlichen Erwerb. Aber schon steht man mitten in der Erwerbung drinnen. Auf die Bitte des Bremer Hauses Lüderitz, das 1883 ausgedehnte Gebiete in Angra-Pequena an der Westküste Afrikas erworben hat, erklärt

der Kanzler bei der Kapregierung den Schutz über Lüderitz und seine Besitzungen. Am 18. August 1884 muß durch Bismarcks entschiedenes Auftreten auch England die deutsche Schutzherrschaft anerkennen. Es begnügt sich mit dem Besitz der Walfischbai. Im Frühjahr 1884 hat Nachtigal als Kommissar für Westafrika die deutschen Hoheitsrechte für Togo und Kamerun erworben. Auch hier fügt sich Großbritannien den Tatsachen.

Zeichen für die Veränderung der Zeiten, aber auch für das Ansehen Bismarcks als des ersten Staatsmannes Europas ist es, daß er zum Präsidenten der Kongo-Konferenz gewählt wird, in welcher der belgische Kongostaat seine Anerkennung findet.

Inzwischen hat Deutschland auch bereits in der Südsee Fuß gefaßt und Teile von Neuirland, Neubritannien, der Nordküste von Neuguinea, die Marschallinseln und die Admiralitätsinseln erworben. In Samoa stoßen die deutschen, englischen und amerikanischen Interessen zusammen. Auf Bismarcks Anregung legt die Samoakonferenz in Berlin (Frühjahr 1889) bei Gleichheit der Rechte für Bürger und Untertanen der Vertragsmächte die Unabhängigkeit und Neutralität der Samoainseln fest. Einen Streit mit Spanien über den Besitz der Karolinen läßt der Kanzler durch den Papst schlichten, der die politischen Rechte Spanien, Deutschland aber wirtschaftliche Vorteile zuerkennt.

Der Tatkraft von Karl Peters gelingt es, dem Reich an der afrikanischen Ostküste ein wertvolles Schutzgebiet zu verschaffen. Seine Gesellschaft für deutsche Kolonisation erwirbt Usagara, Useguha, Nguru und Ukami. Am 20. Oktober 1886 kommt es zum deutsch-englischen Vertrag über Ostafrika. Die Gesellschaft von Karl Peters kauft auch den Besitz der deutschen Witu-Gesellschaft hinzu, und der Sultan von Sansibar überläßt der geeinigten Deutschen Kolonial-Gesellschaft die Verwaltung der gesamten Küste auf die Dauer von 50 Jahren. Ein Aufstand der in ihren Geschäften bedrohten arabischen Sklavenhändler wird durch eine Expedition unter der Führung von Wissmann Ende 1889 und Anfang 1890 niedergeworfen.

So hat Deutschland in der Welt festen Fuß gefaßt.

Sehen wir die Außenpolitik des gewaltigen Kanzlers in unermüdlicher Arbeit von immer neuen Erfolgen gekrönt, so ist ihm im Innern des Reiches ein weit dornenvollerer Weg beschieden gewesen. Der Feldzug gegen die Franzosen, ein echter Krieg des 19. Jahrhunderts, war vorübergegangen wie ein lautes Sommergewitter, ohne nachhaltigere Wirkungen als die Verschiebung der Grenzsteine. Im Vergleich zum Weltkrieg ist die Volksseele durch ihn nur wenig berührt worden. Fast könnte man sagen, daß durch den raschen Sieg ein gewisser Leichtsinn erweckt wurde. Die Generation nach 1870 ist ideenärmer als die früheren, ganz zu schweigen von der ringenden Generation nach dem Umsturz 1918. Durch die französische Kriegsentschädi-

gung strömen Milliarden ins Land, die Wirtschaft erhält unerhörten Auftrieb, die bedenkenlose Gewinnsucht der Gründerjahre kommt auf. Wir nehmen Abschied von dem Deutschland der Dichter und Denker, wie von dem einfachen Preußen der früheren Zeit. Das neue Deutschland ist reicher und großzügiger. Schnell wachsen die Städte empor, und das Reich wird mehr und mehr aus einem Staat der Landwirtschaft ein solcher der Industrie und des Handels. Diese Entwicklung zeitigt unerfreuliche Begleiterscheinungen. Die in die großen Städte ziehenden Menschenmassen haben den heimischen Acker verlassen und sind nun entwurzelt, weder Städter noch Bauern. Es erhebt sich unter ihnen eine gärende Unzufriedenheit, zumal sie in den Fabriken, schlecht entlohnt, unter wenig hygienischen Umständen arbeiten müssen. Die Industrie strebt, ohne um sich zu schauen, nur auf ihre Entwicklung und Steigerung der Erzeugung. Wir leben im Zeitalter des Individualismus, wo jeder seinem Gewinn nachgeht und eine abgrundtiefe Kluft den Unternehmer von seinem Arbeiter trennt. Unser Volk wird in Klassen zerfetzt. In den elenden Mietkasernen findet der frühere Bauer und nunmehrige Arbeiter keine Heimat. Die geistig Überlegenen helfen ihnen nicht. So gerät der Arbeiter in die Krallen der sozialdemokratischen, von Juden gelenkten Propaganda, die sich seit dem Tod von Lassalle der Lehre von Karl Marx zugewendet hat und nun ihr Zerstörungswerk an Volk und Staat beginnt. Das 19. Jahrhundert ist zu einer Gegenbewegung nicht reif, da es durch die Nachwirkung der Ideen der Aufklärung trotz aller Pflege der Naturwissenschaften zu sehr der Natur und naturgebundenem volkhaften Denken entfremdet ist. Auch ist es seit dem Ausklingen der großen Humanitätsideen, die um 1800 geherrscht hatten, einem flachen Materialismus verfallen. In dieser Welt kann sich eben nur eine starke materialistische Richtung wie der Marxismus, der Volk, Heimat und Vaterland mit Spott verwirft und keinen Gottglauben und keine Naturverwurzelung kennt, am stärksten durchsetzen. Die nächsten 50 Jahre im Angriff, wächst die Sozialdemokratie schrittweise zur stärksten politischen Bewegung Deutschlands empor, am Mark der deutschen Volkskraft zehrend. Neben ihr steht, ebenso mächtig in der Zeit verwurzelt, das in mancher Hinsicht dem Marxismus wesensverwandte Zentrum. In ihm wird das religiöse Bekenntnis zu seinem schwersten Schaden mit den demokratisch-materialistischen Tendenzen der Zeit verknüpft.

Mit Zentrum und Sozialdemokraten muß nun der eiserne Kanzler seine schwersten Kämpfe ausfechten, Kämpfe, die ihn nächtelang vor Haß nicht schlafen lassen. Seine anderen Gegner, die Konservativen, die seinem geistigen Gang nicht zu folgen vermögen, und der Freisinn eines Eugen Richter, der seinen Weg feindlich begleitet, treten davor zurück. In der ersten Zeit sind die Nationalliberalen, die stärkste Partei der beiden ersten Reichstage, seine treuen Weggefährten. Mit ihrer Hilfe baut er die Institutionen des Reiches

aus, das zunächst noch von den Zuschüssen der Einzelstaaten leben muß. Ein einheitliches Münzsystem mit der Mark als Einheit wird geschaffen, das Recht wird vereinheitlicht, die Reichsämter entstehen. Die Eisenbahnen werden vom Reich erworben. Bei der Verwaltung der beiden Reichsländer Elsaß-Lothringen, die bis 1874 diktatorisch, dann durch einen Statthalter regiert werden, glückt nicht die richtige Methode. Eine außerordentlich entschiedene, in kleineren Dingen aber elastische süddeutsche Beamtenverwaltung wäre richtiger gewesen als die Entsendung noch so tüchtiger norddeutscher Verwaltungsmänner, die sich in die schwierigen Verhältnisse des so lange seinem Volk entfremdeten Landes nicht hineinzufinden vermochten und beim besten Willen oft ungeschickt aufgetreten sind. Dabei geht man in mancher Hinsicht nicht entschieden genug vor. So wird erst ab 1. Oktober 1873 der französische Unterricht in den deutschen Gemeinden aufgehoben. Wertvoll ist die Errichtung einer deutschen Universität in Straßburg (1872).

Die Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas auf dem von Deutschen fast gar nicht besuchten vatikanischen Konzil von 1870 ruft in Deutschland die Gründung der altkatholischen Kirche hervor. Das Reich anerkennt sie als gleichberechtigt und nimmt ihre Religionslehrer gegen den Verlust der Lehrerlaubnis durch die Kirche in Schutz. Als die Zentrumspartei gegen den Staat für die Kirche Stellung nimmt, führt der Kanzler, unterstützt durch den Kultusminister Falk, gesetzliche Maßnahmen herbei. Im preußischen Kultusministerium wird die seit 1841 bestehende Abteilung für das katholische Schulwesen aufgehoben. Das Schulaufsichtsgesetz stellt die Schule unter die Aufsicht des Staates, leider aber wird nicht wie gleichzeitig in Österreich durch ein Reichsvolksschulgesetz eine allgemeine, dem Streit der Bekenntnisse entzogene Schule geschaffen. Den Angehörigen geistlicher Orden wird der Unterricht an öffentlichen Volksschulen entzogen. Der Kanzelparagraph soll die Hetze von der Kanzel her unterbinden. Der Jesuitenorden wird ausgewiesen. Im Mai 1873 aber werden gegen die störrische Kirche, deren Bischöfe überall gegen die Staatsgewalt auftreten, die in die kirchliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit tief eingreifenden Maigesetze beschlossen. Die obligatorische Zivilehe wird eingeführt, und nach weiterer Verschärfung durch eine päpstliche Enzyklika werden durch das Sperrgesetz alle Staatsleistungen an die Bistümer und Pfarreien eingestellt, deren Inhaber sich nicht schriftlich oder tatsächlich zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze verpflichtet haben. Endlich werden auch die geistlichen Orden und ordensähnlichen Niederlassungen aufgehoben. Durch diesen erbitterten Kampf, den der Staat mit gesetzlichen Maßnahmen, die Kirche durch die Beeinflussung der Gemüter führt, stehen schließlich 1000 kirchliche Stellen leer und tritt eine Verödung der Seelsorge ein. Durch diesen Kulturkampf hofft Bismarck die Schaffung eines nationalen Klerus, um die im 19. Jahrhundert wieder sehr stark gewordenen römischen

Einflüsse abzuschwächen. Aber der Widerhall bleibt aus. Fanatisierung der Klerikalen macht sich geltend. Der katholische Böttchergehilfe Kullmann unternimmt in Kissingen ein Attentat auf den Kanzler. Des Streites allmählich müde, denkt Bismarck an eine Verständigung, zumal sich 1881 die Weggemeinschaft mit den Nationalliberalen löst, da Bennigsen, ihr Führer, den vom Kanzler gewünschten Kurswechsel vom Freizoll zum Schutzzoll nicht mitmachen will. Seitdem stellt sich der linke Flügel der Partei als Freisinn in heftigste Opposition gegen Bismarck.

Unterhandlungen des Reichskanzlers mit dem päpstlichen Nuntius in München führen zum Ende des Kulturkampfes, aber die Kirche erweist sich in den Streitfragen als unnachgiebig, als sie den Verständigungswillen des Staates wahrnimmt. Im Widerspruch zu den Tatsachen erklärt sie, auf das Zentrum keinen Einfluß zu besitzen. Ohne Gegenleistungen der Kurie opfert der Staat nach der Verabschiedung Falks (1879) Stück für Stück der Maigesetze. Schließlich bleiben nur die Ausweisung der Jesuiten, der Kanzelparagraph und das Gesetz über die obligatorische Zivilehe in Kraft. Zentrum und katholische Kirche aber haben einen Sieg davongetragen, der ihr Selbstbewußtsein verhängnisvoll stärkt.

Noch im Kulturkampf, muß Bismarck sich mit Ausnahmegesetzen gegen die Umsturzpropaganda der Sozialdemokraten wenden. 1878 ist ein Attentat auf Kaiser Wilhelm und bald darauf ein zweites erfolgt, durch das der alte Herr sehr schmerzliche Verletzungen erlitt. Der Kanzler läßt nun durch den Kronprinzen, der zunächst den Kaiser vertritt, den Reichstag auflösen. Der neugewählte nimmt dann das Sozialistengesetz an, das unter harten Strafandrohungen die Tätigkeit der sozialdemokratischen Partei verbietet. Dieses Gesetz ist bis 1890 immer wieder erneuert und verschärft worden. Trotzdem wächst der Marxismus weiter, zumal ihm seine Vertretung im Reichstag gewahrt bleibt, wenn er auch von seinem ersten Radikalismus einbüßt.

Veranlaßt durch die Kathedersozialisten, will Bismarck durch eine entschlossene Sozialgesetzgebung mit den Mißständen aufräumen, die den Aufstieg der Sozialdemokratie ermöglichten. Trotzdem nun Deutschland allen Staaten der Erde durch eine vorbildliche Arbeiterschutzgesetzgebung vorangeht, kann die Arbeiterschaft nicht gewonnen werden. Doch bricht das Gesetzeswerk, da es ja den Arbeiter nun im Staat verankert, den revolutionären Elan der Partei, was sich deutlich erst beim Umsturz 1918 offenbarte. Der Arbeiter hört durch diese Gesetzgebung nach und nach auf, ein Proletarier zu sein. So hat dieses gewaltigste Werk des fürsorgenden Jahrhunderts durch seine Auswirkungen beigetragen, Deutschland vor dem Versinken in den Fluten des Bolschewismus zu bewahren.

Die vor allem durch die französischen Rüstungen notwendigen Heeresverstärkungen erreicht Bismarck meist mit Unterstützung der Nationallibe-

ralen in den sogenannten Septennaten (weil sie auf sieben Jahre Gültigkeit haben). Trotz der außenpolitisch gespannten Lage kann 1887 das Septennat nur durch einen Wahlsieg des sogenannten Kartells erreicht werden, das die Konservativen, die Nationalliberalen und die Reichspartei bilden, da Zentrum und Freisinn auf das gehässigste ablehnen. Bei solcher Einstellung großer Parteien muß der Kanzler mit Sorge in die Zukunft blicken. Zum Schutz des deutschen Ostens gegen das Fortschreiten polnischer Siedlung läßt Bismarck durch den preußischen Landtag 1886 das Ostmarkenschutzgesetz beschließen, wodurch die Ansiedlung deutscher Bauernfamilien, besonders aus Württemberg, in vom Staat angekauften polnischen Gütern herbeigeführt wird. Aber dieses, wie auch die Unterbindung des polnischen Unterrichts in den Volksschulen des polnischen Gebietes bleiben Stückwerk zu einer Zeit, wo die Bauernhöfe durch das Abströmen der Arbeitskräfte in die Städte veröden, wo auf der deutschen Scholle bereits die polnischen Erntearbeiter auftauchen, da man nicht mehr über genügend deutsche Fäuste verfügt, um die Ernte einzubringen. Der deutsche Bauer bedeutet im Osten neben den Rittergütern zu wenig, und die Landarbeit hat ihre alte Geltung verloren. Das ist der Kern des Übels.

Der alte Kaiser Wilhelm (s. Bildtafel 31), der auch dort, wo Bismarcks schroffes Wesen Konflikte herbeiführte, zu seinem reckenhaften Kanzler gestanden, ein Mann von echt konservativem Denken, vom Schicksal durch langes Leben und reiche Ernte der Herrschaft ausgezeichnet, stirbt, fast 91 Jahre alt, nach kurzer Krankheit am 9. März 1888. Von seinen Paladinen sind vor ihm Roon (1879), Prinz Friedrich Karl, Manteuffel und Vogel von Falckenstein hingegangen. Seine Gemahlin Augusta, mit der er das Jubelfest der goldenen Hochzeit feiern konnte, ist zwei Jahre später gestorben.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich III., als ruhmvoller Heerführer in zwei siegreichen Kriegen erprobt, ist im Augenblick der Thronbesteigung bereits ein todkranker Mann. Seine liberale Überzeugung, die so viel Hoffnungen bei ähnlich Gesinnten erweckte, hat er nicht mehr betätigt. Der Kaiser ist nur noch ein Sterbender, der auf den Gang der Geschäfte keinen wesentlichen Einfluß mehr nimmt. Der Kronprinz Wilhelm wird nun zur Teilnahme an den Regierungsgeschäften herangezogen. Friedrich aber stirbt nach 100 Tagen der Regierung bereits am 15. Juni 1888 an seinem Krebsleiden.

Neunundzwanzig Jahre alt tritt sein Sohn als Wilhelm II. die Regierung an. Die erste Zeit füllen Reisen an die europäischen Höfe und in Deutschland aus, der Kanzler aber regiert. Hochbetagt scheidet der alte Schlachtensieger Moltke aus seinem Amt. Waldersee wird sein Nachfolger. In das preußische Staatsministerium tritt, zunächst noch ohne Portefeuille, des Kanzlers ältester Sohn Herbert, bisher Staatssekretär im Auswärtigen Amt, ein.

Die Beziehungen Bismarcks zum neuen Herrn müssen bald ihren vertrauensvollen Charakter verlieren, da Wilhelm, von brennendem Ehrgeiz erfüllt, sein eigener Kanzler sein will. Schon tauchen Reibungen auf.

Im Oktober 1889 bezweifelt Zar Alexander III. in einer Aussprache mit Bismarck, daß dieser dauernd im Amt bleiben würde. Der alte Recke glaubt es nicht. Aber Wilhelm empfindet tatsächlich den Reichsgründer allmählich als lästig. Bismarck, der große Teile des Jahres auf seinem Schloß Friedrichsruh verbringt und ein souveränes Leben gewohnt ist, scheint ihm zu mächtig. Der Kaiser verträgt keine Minister, deren Autorität größer ist als die seine. In der Frage der Behandlung eines Bergarbeiterstreiks kommt es 1889 zu einer deutlichen Meinungsverschiedenheit. Der Kanzler will den Streik sich austoben lassen, der Kaiser will selbst die Vermittlung übernehmen. Während der alte Praktiker nicht über die bisherige Arbeiterschutzgesetzgebung hinausgehen will, verlangt Wilhelm eine noch umfassendere Gesetzgebung. Trotz der Warnung seines Vizepräsidenten Bötticher kommt Bismarck dem Wunsche des Monarchen nicht nach. Schließlich arbeitet der Kaiser selber einen Entwurf aus und läßt den auf Friedrichsruh weilenden Bismarck zu einem Kronrat laden. Der Fürst empfiehlt vorher seinen Mitarbeitern, den kaiserlichen Entwurf nur anzuhören. Er will kein weiteres Entgegenkommen gegen die Sozialdemokratie, sondern möchte den Krankheitsherd mit Blut und Eisen beseitigen. Der Kaiser wendet sich heftig dagegen. Schon fallen Rücktrittsworte aus dem Mund des Kanzlers. Der Ministerrat lehnt die kaiserliche Vorlage ab. Bismarck aber sagt, schwankend geworden, seine Mitwirkung zu, um dem Kaiser am 3. Februar dann neuerdings von dem Beginnen abzuraten, bei Androhung seines Rücktritts. Damit endet die Möglichkeit einer Verständigung. Am 8. Februar erhält der alte Mann auf seine Bemerkung: „Ich fürchte, daß ich Eurer Majestät im Wege bin“, keine Antwort. Er schlägt nun vor, sich aus den preußischen Ämtern zurückzuziehen, für die er als seinen Nachfolger den General Caprivi empfiehlt. Dann aber trägt der Kanzler dem Kaiser, der peinlich rasch zugestimmt hatte, seine Bedenken gegen die Trennung der Ämter vor. Reichstagswahlen, die eben damals stattfinden, fallen ungünstig für die Regierung aus. Bismarck hat nämlich auf die Erneuerung des Sozialistengesetzes verzichtet, weil er ein schärferes wollte, und so konnte sich die Propaganda der Marxisten ganz auswirken. Der Kanzler nahm in seiner Rechnung Massenstreiks der Sozialdemokraten, allenfalls auch eine Massenerhebung in Kauf, um dann diesen Machtkampf durchzufechten. Den Kaiser aber erfüllt dieser Gedanke mit Entsetzen. In der weiteren Verschärfung des Gegensatzes zwischen Kaiser und erstem Staatsdiener bringt der Reichsgründer seinen Ministern eine Kabinettsordre von 1852 in Erinnerung, wonach kein Minister unter Umgehung des Ministerpräsidenten mit dem König verhandeln dürfe. Der Kanzler sucht sich dann durch die Unterredung mit Windthorst die Unter-

stützung des Zentrums zu sichern, um mit ihm und den Konservativen seine Mehrheit zu bilden. Aber diese halten sich zurück, und das Zentrum fordert die Wiederherstellung der kirchlichen Rechte, wie sie 1870 bestanden hatten. Der Kaiser, der von diesen Verhandlungen vernommen, sagt sich für den 15. März bei Bismarck zum Besuch an, bei welchem es zu einer scharfen Aussprache kommt und Wilhelm die Aufhebung der Kabinettsordre fordert, in die der Kanzler endlich willigt. Doch wartet dieser nachher noch einen besonderen Auftrag ab und der Tag vergeht. In dieser Zeit hat Bismarck seinem Herrn gewisse Kiewer Konsulatsberichte nicht mitgeteilt, die von verdächtigen russischen Truppenbewegungen berichten. Durch den Chef des Generalstabes, aber auch durch den Geheimrat Holstein unterrichtet, sendet Wilhelm ein sehr scharfes Billett wegen dieser Unterlassung an den Kanzler. Eben an diesem Tage trifft Graf Schuwalow aus Petersburg ein, um im Auftrag des Zaren den Rückversicherungsvertrag zu erneuern. Aber nur mit Bismarck! Am Morgen des gleichen 17. März ist indessen bereits zum zweiten Male General von Hahnke, der Chef der Militärkanzlei, beim Reichskanzler erschienen, um im Auftrag des Monarchen die Zurücknahme der Kabinettsordre und zugleich die Einreichung seines Abschiedes zu fordern. Bismarck solle am Nachmittag auf das Schloß kommen und ihn sich holen. Der Kanzler erwidert, er sei „dazu nicht wohl genug“ und werde schreiben. Auf neues Drängen erklärt der greise Staatsmann, der Kaiser könne ihn ja jeden Augenblick entlassen, sein Abschiedsgesuch aber wolle er so einrichten, daß er es jederzeit veröffentlichen könne. Nur deshalb reiche er überhaupt eines ein. Der Kaiser solle die Verantwortung tragen. Am 18. März nachmittags schließt er sein Gesuch, ein Dokument des Stolzes und der Staatsklugheit, ab. Schnell fertig setzt der Kaiser mit Bleistift darunter: „Genehmigt.“

Die Entlassung erfolgt in der gnädigsten Form, um vor der Öffentlichkeit den Anschein zu erwecken, der Monarch sei nur wiederholtem Drängen des Kanzlers nach seiner Verabschiedung gewichen. Den Titel eines Herzogs von Lauenburg, den ihm Wilhelm II. am 20. März verleiht, lehnt der tiefgetroffene Recke ab. Am 28. März begibt er sich nach seinem Abschied von Moltke, der leider ebensowenig wie irgendeiner der Minister und Generäle des Reiches dem Unglück der Verabschiedung des welthistorischen Reichslenkers mißbilligend entgegentrat, zum Sarg des alten Kaisers, auf den er drei Rosen legt. Zwei Tage vorher hat auch Herbert Bismarck seinen Abschied genommen. Am 29. März aber geht der greise Reichskanzler unter ergreifenden Huldigungen der Bevölkerung von der Stätte seines so unerhört erfolgreichen Wirkens nach Friedrichsruh, das dem leidenschafterfüllten Innern des großen Mannes zum Gefängnis wird, aus dem sein besorgter Geist heraus möchte, seinem Volke wieder Führer zu sein. Er hat die Tätigkeit seiner Nachfolger nur mit Haß begleitet, dem Kaiser aber bis an sein Lebensende gegrollt. In den

„Hamburger Nachrichten" erscheinen von ihm inspirierte scharfe Artikel. Auch dem jüdischen Journalisten Maximilian Harden leiht der verbitterte Greis sein Ohr. Eine gefährliche Erkrankung Bismarcks führt 1893 eine äußerliche Versöhnung mit dem Kaiser herbei. Dieser bietet ihm eines seiner Schlösser zur Erholung an, was Bismarck ausschlägt, und sendet ihm einige Flaschen Wein aus den kaiserlichen Kellereien. Am 26. Jänner 1894 erscheint daraufhin der bald Achtzigjährige zu einem Dankbesuch in Berlin, und Wilhelm besucht dann den Kanzler in Friedrichsruh. Im selben Jahre verliert der grimmige Recke den einzigen Menschen, der ihn weich sah, und dem er restlos vertraute, seine Gattin Johanna von Puttkamer. Er ist nun vereinsamt, obwohl Besucher in Massen sich einstellen, Deutsche aus aller Welt, aus Österreich an der Spitze einer Abordnung sein treuester Anhänger, Georg von Schönerer. In seinem Sachsenwalde lebt der Alte nahe seiner geliebten Natur mit ihren Fichten, Eichen und Rehen. Der Reichstag verweigert dem Reichsgründer den Glückwunsch zu seinem achtzigsten Geburtstag. Dafür erscheinen zu diesem Fest 424 Mitglieder des Reichstages und des preußischen Landtages in Friedrichsruh. Auch der Kaiser und der Kronprinz finden sich ein. Am 30. Juli 1898 ist der Lebenslauf des großen, unbezwungenen Mannes beendet. Daß zum letzten Wege Bismarcks auch der Kaiser von seiner Nordlandreise eintrifft, kann über das Unrecht nicht hinwegtäuschen, das sich das ganze offizielle Deutschland an seinem gewaltigen Staatsmanne zuschulden kommen ließ. Der in den Wolken seines Selbstgefühls thronende Wilhelm II. verstand ihn nie. Noch kurz vor dem Tode des Fürsten hat er bei einem Besuch in Friedrichsruh alle Bemühungen des alten Mannes, über Fragen der auswärtigen Politik zu sprechen, mit höflichen Scherzworten abgetan. Im dritten Band seiner weisheitsvollen „Gedanken und Erinnerungen" aber bricht Bismarck erbarmungslos den Stab über den verblendeten Herrn.

2. Der Steuermann hat das Schiff verlassen

Deutschland beim Abgang Bismarcks – Der Byzantinismus des neuen Kurses – Zickzackweg in der Außenpolitik – Russisch-französisches Bündnis – Kiautschou – Die Krügerdepesche – Ablehnung der englischen Bündnisangebote – Die Einkreisungspolitik König Eduards – Marokko und die Algeciras-Konferenz – Österreich-Ungarn unter dem Einfluß des Thronfolgers Franz Ferdinand – Die Annexion Bosniens und Zurückweichen der Entente – Der Panthersprung und Deutschlands Verzicht auf Marokko – Italien erobert Tripolis – Der Balkankrieg – Der Verfall im Innern bei äußerem Wohlstand – Der Sturz Bülows – Reichskanzler Bethmann-Hollweg – Die Entwicklung der deutschen Kolonien

Beim Abgang Bismarcks vom Steuerruder ruht das Staatsschiff mächtig verankert und wohlgesichert im Hafen. Noch ist Rußland durch den Rückversicherungsvertrag ein Freund, noch kann das haßerfüllte Frankreich nichts gegen Deutschland unternehmen, solange ein solcher Pilot am Steuer stand.

Nun hat ihn der junge Monarch verdrängt, in ehrgeiziger Geltendmachung seiner Herrscherrechte, ohne die Weisheit des Kanzlers zu besitzen. Wilhelm ist kein Genie, so sehr er sich auch für auserwählt gehalten hat. Umsomehr fordert er von seiner Umgebung die Anerkennung seiner Sendung. So kommt ein unheimliches Höflingstum auf, dem Wort und Laune des Monarchen oberstes Gesetz geworden. In diesem kaiserlichen Gottesgnadentum gedeihen aufrechte Charaktere nicht. Mittelmäßigkeit und Schmeichlertum überwiegen. Nur die Heerestradition vermag noch einen Schlieffen hervorzubringen, obwohl der Kaiser auch sein eigener Generalstabschef sein will. Der neue Kanzler Caprivi (de Caprara de Montecuccoli) ist kein Staatsmann. Er findet sich nicht zurecht und treibt, den sicheren Kurs der Bismarckschen Staatskunst verlassend, gefährlichen Konstellationen der europäischen Politik entgegen. Auf den Rat des im Verborgenen höchst einflußreichen Geheimrat Holstein im Auswärtigen Amt wird der Rückversicherungsvertrag nicht mehr erneuert. Damit ist der Draht nach Rußland abgerissen. Das Zarenreich, schon früher von Frankreich finanziell unterstützt, erhält nun von diesem zum Ausbau seiner Rüstungen Milliardenanleihen bewilligt. Zu Beginn des Jahres 1894 wird ein Bündnis abgeschlossen, zunächst geheim. Bald aber ist es aus dem Jubel der französischen Staatsmänner herauszuhören. Das Gespenst des Zweifrontenkrieges taucht auf. Seit 1894 Caprivis Nachfolger, sucht der alte Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst zu spät und ohne nachhaltigen Erfolg das Verhältnis zu Rußland zu bessern. Auf Holsteins Rat entschließt sich Deutschland, dem einstigen Freund im Fernen Osten zu helfen, um dort selber wirtschaftlich Fuß fassen zu können. So zwingt das Reich im Bunde mit Rußland und Frankreich die gegen die Chinesen siegreichen Japaner am 4. Mai 1895, auf die Halbinsel Liautung zu verzichten; Japan, früher ein Verehrer Deutschlands, ist dadurch sein Feind geworden. Nun steht man ohne wirklichen Bundesgenossen mitten in der Weltpolitik. Wilhelms eilfertiger Aufruf an die Völker Europas zur Wahrung ihrer heiligsten Güter vor der „gelben Gefahr" hat keinen Dank gefunden, den Osten aber gekränkt. Rußland macht sogar Schwierigkeiten, als Deutschland am 15. November 1897 die Bucht von Kiautschou besetzt und sich am 6. März 1898 das Gelände beiderseits des Einganges zur Bucht im Umkreis von 50 Kilometern auf vorläufig 99 Jahre verpachten läßt. Das Riesenreich beruhigt sich erst, als es selber Port Arthur auf der Halbinsel Liautung besetzt. Es tritt, gerade als Wilhelm II. auf seiner Orientreise in Konstantinopel weilt, mit betonter Feindseligkeit gegen die Türkei auf. Der Kaiser erklärt sich am 8. November in Damaskus als Freund der 300 Millionen Mohammedaner, wodurch er die Engländer und Russen, die über den größten Teil dieser Mohammedaner herrschen, gegen sich aufbringt. Im Orient trifft sich nun der vordringende deutsche Wirtschaftseinfluß mit den anders gerichteten Interessen Peters-

burgs. Die Deutsche Bank erhält die Konzession zum Bau der türkischen Eisenbahn von Anatolien nach Bagdad. Das Schlagwort „Von Berlin bis Bagdad" erscheint am Horizont der weitausgreifenden imperialistischen Zeit.

Trotz seiner Bedrohung durch das russisch-französische Bündnis versäumt Deutschland die Begründung einer festen Freundschaft mit England, obwohl der Kaiser als Enkel der Königin Viktoria für enge Zusammenarbeit ist. Zunächst kommt es allerdings zum Helgoland-Abkommen vom 17. Juni 1890. Die Nordseeinsel, die seit 1807 in britischer Hand gewesen, geht nun im Austausch gegen wertvolle deutsche Besitzungen in Ostafrika an das Reich über. Entrüstet spricht Bismarck, daß man das Königreich Uganda für einen Hosenknopf hergegeben habe. Eine 1894 von Lord Rosebery erstrebte englisch-deutsche Freundschaft scheitert, weil Holstein auf dem Abschlusse eines Bündnisses besteht, während das Inselreich wegen seines Parlaments nur eine Entente wünscht. Bald ergibt sich eine arge Trübung zwischen beiden Staaten, als Ende Dezember 1895 der Einfall der Bande Jamesons in Transvaal erfolgt, der allerdings zunächst völlig scheitert. Ein Glückwunschtelegramm des Kaisers an Krüger, den Präsidenten der Buren-Republik, abgefaßt vom Staatssekretär Marschall von Bieberstein, ruft eine ungeheure Erregung in England hervor, weil man an eine deutsche Unterstützung für die Buren glaubt, auf die auch Transvaal hofft. Es festigt das deutsche Ansehen in der Welt keineswegs, als am 6. Jänner eine beruhigende Erklärung an die britische Botschaft erfolgt. Trotzdem bemüht sich England etwas später erneut um ein Bündnis mit Deutschland. Das Inselreich hat eben die Franzosen durch das Ultimatum von Faschoda gedemütigt und will für seine weiteren afrikanischen Pläne deutsche Rückendeckung. So regt Chamberlain im März 1898 den Abschluß eines förmlichen Bündnisses an. Ebenso erfolgen im November 1899, im Mai und im August 1901 Allianzangebote der Engländer. Aber der unglückselige Holstein, der in dem Wahngedanken befangen ist, England der Walfisch und Rußland der Bär könnten sich niemals finden, verpaßt die Gunst des Augenblicks. Jede Gelegenheit aber hat in der Geschichte nur eine begrenzte Zeit der Verwirklichungsmöglichkeit. Die freundschaftliche Stimmung der beiden Staaten hatte im Angola-Vertrag 1898, im Yangtse-Abkommen und im Samoa-Vertrag um die Jahrhundertwende Erfolge gezeitigt. Damals konnte, als beim chinesischen Boxeraufstand unter anderen Europäern auch der deutsche Botschafter Ketteler ermordet wurde, der deutsche Generalfeldmarschall Waldersee das Oberkommando über das 100000 Mann starke Expeditionskorps der europäischen Großmächte übernehmen. Der Ausmarsch der deutschen Truppen aus der Heimat wurde allerdings von einer sehr unvorsichtigen und hemmungslosen Rede Kaiser Wilhelms begleitet, die das Schlagwort von den Hunnen der späteren Northcliffe-Propaganda direkt in den Mund legte.

Eine vom Zaren angeregte Konferenz zur Aufgabe der Rüstungen und der Herbeiführung eines Zeitalters des Weltfriedens führt im Haag (Frühjahr 1899) nur zur Bildung eines nichtobligatorischen Schiedsgerichtes. Bezeichnenderweise reist der französische Minister Delcassé unmittelbar von der Konferenz weg nach Petersburg, um die Allianz mit dem Zarenreich zu erneuern. Zugleich eröffnen die Engländer ihren Angriff auf den Oranjefreistaat und Transvaal, der zunächst ungünstig verläuft. Den anhaltenden Widerstand der Buren bricht erst die rücksichtslose Verschleppung ihrer Frauen und Kinder in britische Konzentrationslager. Als ewiger Schandfleck für die englische Kriegsführung sind hier Tausende von Unschuldigen zugrunde gegangen. Ohm Krüger sucht vergebens Hilfe bei den europäischen Kontinentalmächten, die sich bei ihren inneren Gegensätzen zu keinem einheitlichen Vorgehen entschließen. Der Kaiser ist übrigens damals gerade wieder für die Angelsachsen eingenommen, zumal er sich anläßlich eines Aufenthaltes in London durch die Ernennung zum britischen Feldmarschall geehrt sieht. Trotz der im deutschen Volke herrschenden Begeisterung für die Buren wird Ohm Krüger in Berlin überhaupt nicht empfangen.

Den alten Hohenlohe hat Graf Bülow als Reichskanzler abgelöst (1900), ein geistreicher Mann und gewiegter Diplomat, zugleich ein trefflicher Redner, aber als Staatsmann zu wenig ernst und nicht genug entschlossen. Hätte er bei der ersten Krise rechtzeitig die Waffen ergriffen, so wäre dem Reich ein Krieg von dem Ausmaße und den Verlusten des Weltkrieges erspart geblieben. So aber überläßt er alle Probleme, die er vorfand, seinem noch schwächeren Nachfolger Bethmann-Hollweg. Er war durchaus ein Höfling, dem die Gunst des Kaisers über alles ging. In der Außenpolitik herrscht immer noch Holstein, der, seltsame Ironie, dann in dem Augenblick entlassen wird, wo er den einzig richtigen Rat gibt, die verwickelte Lage durch das deutsche Schwert zu lösen. Während Bülows optimistischer Geschäftsführung bildet sich das englisch-französische Bündnis und dann der Bund Großbritanniens mit Rußland, der alle Berechnungen der Wilhelmstraße völlig über den Haufen wirft. Die freundschaftlichen Beziehungen zu England begannen zu erkalten, seit Eduard VII. (1901—1910) König ist. Das Britenreich schließt mit den Japanern am 30. Jänner 1902 ein Abkommen, wodurch es Rußland im Rücken bedrohen kann. Im Frühjahr 1903 beginnt dann der englische König seine für den europäischen Frieden so verhängnisvollen Reisen. Noch im Mai 1903 schließt er mit Frankreich die entente cordiale, die durch einen Vertrag über Marokko und Ägypten ein Jahr später ausgebaut wird. Damit ist die stärkste Koalition vorbereitet, die sich überhaupt gegen Deutschland bilden konnte.

Als sich Frankreich nun über Deutschlands Gleichberechtigung in Marokko hinwegsetzt, entschließt sich die Reichsregierung auf Betreiben Holsteins zu einer energischen Demonstration ihrer Rechte. Der Kaiser besucht den Sche-

rifen in Tanger (31. März 1905), was in Paris ungeheure Erregung bewirkt. Auf deutsche Veranlassung beruft der Sultan von Marokko eine Konferenz ein, gegen die sich die Entente mit Entschiedenheit sträubt. Schließlich weicht das Pariser Kabinett zurück und willigt in die Marokkokonferenz von Algeciras (1906). Hier finden sich mit einer seltenen Einmütigkeit die europäischen Mächte, ausgenommen nur Österreich-Ungarn, gegen Deutschland zusammen. Italien erweist sich als innerlich vom Dreibund abgefallen. Es hat von England und Frankreich die Anwartschaft auf Tripolis erhalten und dafür den deutschen Bundesgenossen in Marokko preisgegeben. Schon am 1. November 1902 hat sich Italien in einem Geheimvertrag Frankreich gegenüber zu voller Neutralität in einem deutsch-französischen Krieg verpflichtet. Das Zarenreich dankt die deutsche Freundschaft, die ihm im Russisch-Japanischen Krieg zuteil geworden, nicht. Das Abkommen von Björkö (24. Juli 1905) zwischen den beiden Monarchen kommt nicht zur Bestätigung.

Seine Ansprüche auf Marokko durchzusetzen, hätte Deutschland zum Schwert greifen müssen, was zweifellos durchschlagenden Erfolg verheißen hätte. Rußland, durch den verlorenen Krieg und eine schwere Revolution politisch und finanziell erschöpft, Frankreich dem Reiche noch nicht gewachsen! Aber wir leben im Deutschland der wilhelminischen Halbheiten, theatralischer Posen ohne tragische Entschlossenheit. So unterzeichnet das Reich unter empfindlicher Einbuße an Ansehen am 28. März 1906 die Algeciras-Akte, die den Franzosen den stärkeren finanziellen und politischen Einfluß in Marokko sichert. Dabei wird Frankreich seinen Einfluß noch mehr verstärken und Deutschland an die Wand zu drücken trachten!

Trotz und wegen Algeciras verfinstert sich der politische Himmel immer mehr. Im Jänner 1906 besprechen Engländer und Franzosen gemeinsame Operationen gegen das Reich. Die Londoner Politik beginnt ihr Augenmerk auf Belgien zu richten, das nun seit 1909 sein Heer verstärkt und eilig das gegen die Reichsgrenze gerichtete Festungsdreieck Lüttich, Namur, Antwerpen auszubauen beginnt. England aber bereitet außerordentlich geschickt seinen Propagandafeldzug gegen das angeblich nach der Welthegemonie strebende Deutschland vor. Diesen Bemühungen gegenüber ist das Reich nahezu hilflos.

Erfolgreich arbeitet König Eduard weiter. Großbritannien, Spanien und Frankreich verpflichten sich im Mai 1907 zur Erhaltung ihres mittelmeerischen Besitzstandes. Die beiden angelsächsischen Weltreiche nähern sich einander. Eine wiederum vom Zaren angeregte Friedenskonferenz im Haag (1907) bleibt abermals ohne Erfolg. Dafür aber verständigen sich Rußland und England unter Abgrenzung der gegenseitigen Interessenzonen in Asien. Nordpersien wird dem russischen, das südliche Persien dem britischen Einfluß zugesprochen. Im Juni 1908 begegnen sich der Zar Nikolaus und König Eduard VII. in Reval. Die russisch-englische Freundschaft ist perfekt. Bald darauf bemüht

sich der englische König, bei einem Besuch in Deutschland Kaiser Wilhelm zur Einschränkung des Flottenbaus zu bewegen. Der Kaiser lehnt ab.

Der unermüdliche Engländer versucht, gelegentlich seiner Besuche in Ischl und Schönbrunn auch den Kaiser Franz Joseph zur Abkehr vom deutschen Bündnis zu bestimmen, was aber an der ritterlichen Vertragstreue des alten Monarchen scheitert.

In Österreich-Ungarn weht seit dem Eintreten des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand in die Politik ein schärferer Wind. Der Erzherzog will den bereits dem Zerfall nahen Habsburgerstaat erneuern. Er sucht nach neuen Ideen und neuen Kräften. Seine Männer sind der neue Außenminister Baron Aehrenthal und der 1906 ernannte Chef des Generalstabes Conrad von Hötzendorf (s. Bildtafel 36). Aehrenthal macht Österreichs Rechte aus dem Berliner Vertrag von 1878 geltend, durch den Sandschak Novibazar die Eisenbahnlinie nach Saloniki zu bauen, denn man fürchtet in Wien englisch-russische Pläne zur Aufteilung der Türkei. Rußland, England, Montenegro und Serbien wenden sich lärmend gegen den österreichischen Plan. Da bricht überraschend die jungtürkische Revolution in Konstantinopel aus und, durch sie erzwungen, erfolgt am 11. Juli 1907 die Gewährung einer Verfassung durch den Sultan. Unter dem Eindruck der möglichen Tragweite dieser Veränderung erklärt am 6. Oktober 1908 Österreich-Ungarn die Einverleibung des bisher von ihm nur verwalteten Bosnien und der Herzegowina. Aehrenthal hatte sich vorher in Buchlau die Zustimmung des russischen Außenministers Iswolski eingeholt, doch durch das lärmende Auftreten der russischen Bundesgenossen, auch Italiens, wird die Vereinbarung wertlos. Die Doppelmonarchie aber weigert sich entschlossen, der von der Entente über diese Angelegenheit geforderten Konferenz zuzustimmen. Kriegswolken ballen sich zusammen. Auch Italien meldet entgegen dem Dreibundvertrag Kompensationsforderungen an. In dieser Lage erklärt das Reich den betroffenen Russen mit aller Deutlichkeit, daß es im Kriegsfalle auf der Seite Österreichs stehen würde. Als nach St. Petersburg nun auch Paris abbläst, wird Serbien durch russische Einwirkung gezwungen, die Annexion Bosniens anzuerkennen. Mit der Türkei verständigt sich die Habsburgermonarchie bald darauf unter Verzicht auf den von ihm seit dem Berliner Kongreß besetzt gehaltenen Sandschak Novibazar und durch eine Geldzahlung.

Noch nicht zum Kriege fertig, ist die Entente unzweifelhaft vor dem Deutschen Reiche zurückgewichen.

Bereits 1909 tritt Fürst Bülow zurück. Sein Nachfolger wird Theobald von Bethmann-Hollweg. Er ist nicht wie Bülow Optimist. Seine Entscheidungen sind ebenso vom Pessimismus getragen, wie die des Generalstabschefs Moltke, der Schlieffens Nachfolger geworden war. In bitterer Selbsttäuschung nimmt der neue Reichskanzler an, daß zwischen Deutschland und

England nur Mißverständnisse bestünden. Er sieht nicht die Unerbittlichkeit Londons, den erfolgreichen deutschen Wettbewerber mit allen Mitteln schachmatt zu setzen. Ohne wirkliche Gegenleistung läßt er sich durch den britischen Kriegsminister Lord Haldane, den der Außenminister Sir Edward Grey entsandt hat, zu einer Einschränkung der deutschen Flottenrüstung bewegen, obwohl er gerade aus diesen Verhandlungen die enge Verbindung des Inselreiches mit Frankreich und Rußland hätte ersehen müssen.

Trotz einer Kaiserbegegnung in den finnischen Schären 1909, trotz eines Potsdamer Abkommens vom November 1910 über die beiderseitigen Wirtschaftsinteressen in Vorderasien, trotz einer Kaiser- und Kanzlerbegegnung in Baltisch-Port kehrt Rußland nicht mehr an die Seite Deutschlands zurück. Die Maschen des russisch-französischen Bündnisses knüpfen sich enger und enger. 1913 studiert der französische Generalstabschef Joffre in Petersburg die Kriegsfertigkeit des östlichen Partners. Gegen das Versprechen, ihr polnisches Bahnnetz auszubauen, wird den Russen eine neue französische Milliardenanleihe bewilligt.

Die deutsche Politik kann trotz aller Bemühungen aus den Netzen der Einkreisung nicht mehr heraus. Rücksichtslos setzt sich das unversöhnliche Frankreich im marokkanischen Bergland fest, besetzt Fez und die Stadt Mekines, wodurch die Algeciras-Akte erledigt ist. Deutsche Einsprüche werden nicht beachtet. Da erscheint unter gewaltigem Aufsehen am 1. Juli das Kanonenboot „Panther" vor Agadir. Die Reichsregierung erklärt gleichzeitig, keine dauernde Festsetzung in Marokko zu planen, sondern sich mit Frankreich über die beiderseitigen Interessen verständigen zu wollen. Dieses muß sich zu direkten Verhandlungen entschließen, britische Versuche, sich einzuschalten, werden trotz der sie begleitenden Drohungen von Berlin abgewiesen. Schon erfolgt eine Probemobilisierung von Heer und Flotte in England. Die Engländer sehen es als ihren Erfolg an, daß, bescheiden genug gegenüber dem aufsehenerregenden Auftreten des „Panther", am 11. Oktober 1911 ein Marokkoabkommen und am 2. November 1911 ein Kongoabkommen zwischen Frankreich und Deutschland perfekt werden, darin das Reich bei Wahrung seiner Wirtschaftsinteressen die politische Vormacht der Franzosen in Marokko anerkennt, dafür aber gegen Abgabe eines kleinen Gebietsstreifens des deutschen Kameruns ein Gebiet von 275000 Geviertkilometern vom französischen Kongo erhält. Nirgends herrscht über dieses Abkommen Zufriedenheit. Der französische Ministerpräsident Caillaux wird durch Poincaré ersetzt. Neue Verbitterung zwischen den beiden Staaten erwächst. Das Ansehen des Deutschen Reiches leidet neuerdings, als Italien, seit einer Begegnung des Zaren mit dem italienischen König in Racconigi der russischen Unterstützung sicher, über die zum deutschen Freundschaftsbereich gehörige Türkei herfällt, um ihr Tripolis und die Cyrenaika zu entreißen (Spätherbst 1911). Diese

neue Extratour des Bundesgenossen ruft die Erbitterung Österreichs hervor, das schließlich zu der von den Italienern gewünschten Besetzung Albaniens und der kleinasiatischen Inseln nur vorübergehend seine Zustimmung gibt. Der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf ist mit seinem Vorschlag, den Präventivkrieg gegen den zweifelhaften Bundesgenossen zu beginnen, bei Kaiser Franz Joseph nicht durchgedrungen. Italien aber, das sich durch Frankreich und England wenig gefördert sieht, kehrt am 5. Dezember 1912 noch einmal zum Dreibund zurück. Es erbietet sich im Frühjahr 1914, im Kriegsfalle drei Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen nach dem Elsaß zu senden.

Die Entente rastet nicht. Englands Politik wird unwiderruflich im Sinne der Teilnahme an der Seite Frankreichs festgelegt. Im September 1912 ist ein Flottenabkommen zwischen beiden Staaten geschlossen worden. Der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, aber bleibt ahnungslos. Die russische Politik bringt einen Balkanbund zustande, der am 30. September 1912 gegen die Türkei mobilisiert. Die Doppelmonarchie muß an ihrer Südgrenze Vorkehrungen treffen, Rußland verwendet das beruhigende Rezept einer Probemobilisierung. Der Balkankrieg bricht aus. Die Türken unterliegen völlig. Mit Mühe halten sie sich noch an der Tschataldscha-Linie vor Konstantinopel. Adrianopel, Skutari und Janina fallen. Durch die Begehrlichkeit der Serben einander genähert, erreichen Österreich und Italien die Gründung eines selbständigen Albanien. Über die Teilung der türkischen Beute kommt es unter den Balkanstaaten zum Krieg. Die Bulgaren erliegen den Serben und Griechen, auch Rumänien fällt ihnen in den Rücken. Die Türken bemächtigen sich, zu neuer Kraft erwacht, wiederum Adrianopels. Das im Frieden von Bukarest schwer getroffene Bulgarien findet die Unterstützung Österreich-Ungarns, wodurch die alte Freundschaft der Donaumonarchie mit Rumänien leidet. Auf Ersuchen der Pforte entsendet Deutschland zur Reform des osmanischen Heeres den Marschall Liman von Sanders, der das Kommando des ersten türkischen Armeekorps übernimmt. Das Reich aber weicht alsbald zurück, indem auf lauten Protest der Entente um des Friedens willen Liman bloß Inspektor der osmanischen Armee wird. Drohend kommt es im Frühjahr 1914 zwischen dem britischen und dem russischen Admiralstab zu Verhandlungen über gemeinsame Kriegführung, nachdem Frankreich und England längst einig sind. Das Zarenreich baut fieberhaft seine Eisenbahnen aus, Frankreich kehrt — ein unheimliches Alarmzeichen — zur dreijährigen Dienstzeit zurück. Auch das Reich muß sich zur Verstärkung seines Heeres entschließen. Aber auf dem Wege zum Reichstag werden von der Anforderung des deutschen Generalstabes drei Armeekorps aus dem Entwurf gestrichen. Sie werden in der Schicksalsstunde, in der Marneschlacht, fehlen.

Diplomatisch eingeengt, ohne entsprechende Führung und Rüstung, geht

Deutschland einer Zukunft entgegen, die in allerkürzester Zeit den überraschten unfähigen Staatsmännern das Medusenhaupt des gewaltigsten Krieges der Weltgeschichte entgegenhalten wird. Bismarck, der große Meister der Staatskunst aber, wenig länger als 20 Jahre aus dem Amte gedrängt, ist erst knapp über 15 Jahre tot.

Begünstigt durch die Bemühungen des lebhaften und anregenden Kaisers marschiert das Reich unter der Herrschaft Wilhelms II. im Bereich des Fortschrittes an erster Stelle. Das deutsche Nationalvermögen wächst von Jahr zu Jahr; Technik, Arbeitsfleiß, Handels- und Unternehmergeist und sorgfältige Schulung wirken zusammen. Ein neues Deutschland mit stolzen Bauten, modernen Einrichtungen großzügigster Art — Bahnhöfen, Kanalanlagen, Schiffshebewerken und Hafenbauten — steigt empor. Aber das nach außen so mächtige Reich ist im Innern durch den Hader der Parteien zersetzt. Das Leben im Reichstag entbehrt des Verantwortungsbewußtseins etwa des englischen Parlaments. In Deutschland ringen die Parteien darum, sich den Staat dienstbar zu machen, nicht um das Gedeihen des Vaterlandes. Der Jugend beginnt die Verwurzelung zu mangeln, Pazifismus und Materialismus gehen durch das behäbig gewordene Reich und nehmen der jungen Generation das Bewußtsein einer Lebensaufgabe. Der Einfluß des Judentums ist allenthalben gewaltig gewachsen. Im kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Leben ist es eine, vielfach die bestimmende Macht geworden. Das wilhelminische Deutschland, das nicht in Rasse und Volkstum, sondern letztlich in den Ideen der natur- und artverachtenden Gleichheit wurzelt, vergreist seelisch bei wachsendem Reichtum. Der gesunde Geist des Volkes flüchtet aus dieser Öde in die Einsamkeit des Gebirges, als Bergwanderer oder waghalsiger Kletterer, der sich Gefahren schafft, weil das Leben an ernstem Ringen so arm geworden ist. Die lebensdurstige Jugend sucht im Wandervogel Kameradschaft, Naturerlebnis und Formung des eigenen Lebens in idealistischem Geiste. Die Bergeshöhen und Waldeinsamkeiten des deutschen Landes haben damals die Idealisten unter den deutschen Menschen gesehen. Tief unbefriedigt sehnt sich das deutsche Volk innerlich nach Erneuerung.

Das Reich vermag seit 1891, seinen gesamten Handel unter der eigenen Flagge einer stetig wachsenden Handelsflotte abzuwickeln. Gewaltig ist der Aufschwung des Wirtschaftslebens. Die chemische und die elektrotechnische Industrie halten sich konkurrenzlos. Deutschland wird mit reißender Geschwindigkeit ein Industriestaat, das flache Land erfährt fast eine Vernachlässigung. Für den Bergbau des Ruhrgebietes müssen bereits Tausende von polnischen Arbeitern angesiedelt werden. In gesteigertem Maße werden polnische und russische Erntearbeiter herangezogen. Gegen diese Gestaltung der Dinge kommt auch die seit 1902 ernsthafter betriebene Ostmarkensiedlung nicht mehr auf. Die Polen wissen sich erfolgreich zur Wehr zu setzen, so daß 1908 für

den Ankauf von Grund und Boden ein Enteignungsgesetz geschaffen werden muß.

Der große Wohlstand ermöglicht den mustergültigen Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung. Am 1. Juni 1891 wird die Sonntagsruhe angeordnet, die Kinderarbeit in den Fabriken bis zur Beendigung der Schulpflicht verboten, für erwachsene Frauen ein Maximalarbeitstag von 10 Stunden eingeführt. Die deutsche Krankenversicherung steht ohne Gegenstück da. Trotz solcher sozialer Fürsorge wachsen die Stimmen der Sozialdemokraten. Es gilt damals als ein Meisterstück des Fürsten Bülow — seit Algeciras ist Bülow Fürst geworden —, daß er 1907 durch die Bildung eines Wahlblocks die Mandate der Sozialdemokraten von 81 (bei den Wahlen von 1903) auf 43 herabdrückt. Aber schon bei den nächsten Wahlen (1912) können sie zur stärksten Partei des Reichstages werden. Dieser aber ist dann unglückseligerweise der Reichstag des Weltkrieges geworden. Der Reichskanzler Bülow (1900 bis 1909), lange bei Kaiser Wilhelm überaus beliebt und gestützt auf dessen einflußreichen Günstling, den Fürsten Philipp Eulenburg, läßt seinen Herrn im Stich, als ein von diesem dem „Daily Telegraph" gewährtes Interview in seiner jammervollen Ungeschicklichkeit eine Springflut der Entrüstung hervorruft. Dabei war der Kaiser in dieser Angelegenheit korrekt vorgegangen, doch Bülow hatte in seiner Nachlässigkeit die Bedenklichkeit des Inhalts übersehen und die Veröffentlichung gebilligt. Die deutschen Fürsten sprechen von einer Abdankung des Kaisers. Bei dem Sturm, der sich im Reichstag erhebt, läßt der Kanzler den Herrscher mehr oder minder unverteidigt. Wilhelm bricht unter dem Eindruck der allgemeinen Mißbilligung zunächst zusammen. Gemäß der Forderung der Parteien fortan im Reden zurückhaltender, ist er seit dieser Zeit verändert und mehr ein passiver Zeuge der kommenden Dinge. Der ungetreue Bernhard aber wird nach der Erledigung der Reichsfinanzreform alsbald entlassen.

Elsaß-Lothringen wurzelt sich nicht richtig ins Reich ein. Die Regierung duldet die Wühlarbeit der franzosenfreundlichen Abgeordneten Wetterlé, Laugel und Genossen. Die garnisonierenden Truppen finden gespannte Verhältnisse, aus denen ein peinlicher Zusammenstoß im Orte Zabern hervorgeht, der von den Pazifisten, Demokraten und Marxisten zur Hetze gegen das deutsche Heer ausgeschlachtet wird.

Die Lieblingsschöpfung Wilhelms ist die Flotte, an deren Ausbau man seit dem Widerhall der Krügerdepesche geht. Bülow wurde es vom Kaiser zur besonderen Aufgabe gemacht, ihm zu einer starken Flotte zu verhelfen. Großadmiral von Tirpitz wird ihr Organisator, und überraschend schnell entsteht eine starke deutsche Seemacht, die, wo immer sie im Weltkrieg zum Schlagen kam, ehrenvoll ihren Mann gestellt hat. Am 28. März 1897 wird das Flottenbaugesetz angenommen, am 30. April 1898 zur Propaganda für

die Flotte der Deutsche Flottenverein gegründet. Die stärksten Schlachtschifftypen werden in den Bauplan aufgenommen. Tirpitz weiß, daß Deutschland eine Zeitlang eine gewisse Gefahrenzone wegen der englischen Eifersucht werde durchlaufen müssen. Dann aber hofft er auf die Friedenswirkung einer starken Flotte, da der Kampf mit ihr auch für England ein Risiko sein würde. Als Folge einer schwächlichen Politik und Führung ist dann die herrliche deutsche Seemacht im Weltkrieg leider nicht richtig eingesetzt worden.

Nach mancherlei Lehrgeld, das gezahlt werden muß, geht die Entwicklung der deutschen Kolonien erfreulich weiter. Allerdings unter Kämpfen. In Südwestafrika erhebt sich, von den Engländern mit Waffen versorgt, der Hottentotte Hendrik Witboi, doch wird 1894 sein Lager bei Naukluft, dem Sitz der Erhebung, erstürmt. Einem Aufstand der Bondelzwarts im Jahre 1903 folgt dann die furchtbare Erhebung der Hereros, die unter Verschonung der englischen und burischen Siedler die deutschen Ansiedler niedermetzeln und ihre Höfe verbrennen. Durch ein Heeresaufgebot von 12000 Mann werden die Aufständischen am Waterberg geschlagen. Nun ergeben sich die Witbois und andere Stämme der Hottentotten. Hendrik Witboi fällt 1905 bei Fahlgras, andere Banden werden aufgerieben, endlich durch das Kamelreiterkorps des Hauptmanns Erckert im März 1908 auch die letzte und gefährlichste, die von Simon Copper. Der tapfere Führer allerdings fällt.

Von da ab geht es in den Kolonien glänzend aufwärts. Seit Dezember 1908 wird bei Lüderitzbucht der Betrieb der Diamantenfelder eröffnet, der reiche Einnahmen zu bringen verspricht. Der Reichszuschuß für die deutschen Kolonien macht nur mehr sechs Millionen Mark aus. Togo, Samoa und die Karolinen bedürfen keines Zuschusses mehr. Welche hoffnungsvolle Entwicklung hat der Weltkrieg unterbrochen! Südwestafrika als Siedlungskolonie, die übrigen als Lieferanten von Rohstoffen und Naturprodukten, zum Teil auch wertvollste Handelsstützpunkte. Deutschland wird niemals seine Kolonien vergessen, deren eine, Südwestafrika, in dem gewaltigen Roman von Hans Grimm *„Volk ohne Raum"* ein ergreifendes Denkmal gefunden hat.

Reich an Hilfsquellen aller Art, verankert in Europa durch stattliche Wehrkraft, und im Besitze wertvoller Stützpunkte in der Welt, hätte das Deutschland von 1914 der *feindlichen Koalition niemals* erliegen können, *wenn* es für die gewaltigen schlummernden Kräfte der Nation einen Erwecker gefunden hätte, wie er ihm in der tiefsten Not 1920 beschieden gewesen ist. Es kannte seine Stärke selber zu *wenig. Vor allem wußte* es *nicht* um das *Geheimnis* der Unüberwindlichkeit und Einheit eines Volkes. So fand der Weltkrieg im Reiche nur eine Staatsbürgermasse, nicht aber eine verschworene Blutsgemeinschaft vor. An *diesem Grundmangel* konnte *auch* der große Augenblick des 4. August 1914 nur vorübergehend Wandel schaffen.

VIII. Der große Heldenkampf der Deutschen

1. Das blutige Jahr 1914

Deutschland im Jahre 1914 – Die Weltkoalition gegen das Reich – Die Ermordung Franz Ferdinands und der Herzogin von Hohenberg – Österreich entschließt sich zum Krieg – Ultimatum und Kriegserklärung an Serbien – Rußland stellt sich hinter Serbien und mobilisiert – Französische Kriegsvorbereitungen – Zwölfstündiges Ultimatum Deutschlands an Rußland und befristete Anfrage an Frankreich – Der Weltkrieg ist da – Kriegserklärung Englands – Die Heere der Mittelmächte ziehen in den Kampf – Siegreicher Vormarsch in Frankreich und die Marneschlacht – Schlacht bei Tannenberg – Unterliegen der Österreicher in Galizien – Der Wettlauf zum Meere und das Erstarren des Krieges im Westen – Die russische Dampfwalze wird zum Stehen gebracht

Inmitten eines mißgünstigen und mißtrauischen Europa als Machtfaktor ersten Ranges entstanden, mußte das neue Reich einmal seinen Platz in der Welt durch eine Kraftprobe erhärten, die unter allen Umständen gefährlicher war als der Siegeslauf gegen Frankreich von 1870/71. Bismarck sah diese Gefahren. Durch ein kunstvolles Bündnissystem glaubte er, Deutschland den Präventivkrieg ersparen zu können. Seine Nachfolger aber haben versagt, obwohl das Reich mit seinem ständig wachsenden Bevölkerungsübergewicht gegen Frankreich und mit der Zunahme von Handel und Industrie immer gesicherter wurde. Nachdem sie das Bündnis mit England, das allein die Gereiztheit des alten Industrielandes gegen den jungen Konkurrenten hätte mildern können, abgelehnt hatten, ließen sie das Reich hilflos in die Einkreisung gleiten, gestützt nur noch auf den brüchigen Dreibund. Der rechtzeitige Präventivkrieg, der noch alles hätte retten können, wurde versäumt. Dann erstarkte die Kraft der Gegner. Sie hatten das Glück, sich den Zeitpunkt zum Losschlagen aussuchen zu können. Der englische Haß gegen die aufblühende Handelsmacht Deutschlands und die Kraft seiner Kriegsflotte kennt keine Grenzen. Er legt dem friedliebenden deutschen Volke seine eigenen — aber immer so geschickt getarnten — Weltmachtsansprüche unter und weiß Deutschland als den gefährlichen Friedensstörer hinzustellen, zu einer Zeit, wo sich dieses durch seine allzugroße Friedensliebe der besten Möglichkeiten beraubt hat. Frankreich aber ist trotz aller Freundlichkeiten des Kaisers Wilhelm unversöhnlich auf die Revanche für 1870/71 bedacht. In den Kreisen seiner Intelligenz wohnt ein tödlicher Haß, der niemals deutschem Wesen gerecht werden kann, und die französische Intelligenz beherrscht restlos das an sich friedfertige französische Volk. Mit dem Aufkommen des Panslawismus ist Rußland zum Feinde Deutschlands geworden, das seine schützende Hand über die Türkei hält und mit der todgeweihten Habsburgermonarchie verbunden ist, deren slawische Bestandteile das Zarenreich so gerne in den Bannkreis seiner Macht einfügen möchte. Die Donaumonarchie steht den russischen

Freunden auf dem Balkan im Wege, jenen Südslawen, die in den Tagen des Prinzen Eugen in ihr ihre Rettung erblickten, dann aber durch die inkonsequente Politik der Habsburger ihre erbittertsten Gegner geworden sind. Fieberhaft und mit allen Mitteln einer politischen Verwilderung sind sie mit Bombenanschlägen und Revolverattentaten am Werke, den Doppelstaat zu unterwühlen. Der Zollkrieg Ungarns gegen Serbien hat das seine zur Verschärfung beigetragen. Dieses gegen Österreich von tödlicher Feindschaft erfüllte Land weiß sich durch die im Jänner 1914 dem Ministerpräsidenten Pasitsch gegenüber gemachte Äußerung des Zaren: „Für Serbien werden wir alles tun" der russischen Hilfe sicher. Rußland aber hat schon Ende Dezember 1913 seine ausgedienten Mannschaften nicht mehr entlassen und beginnt im Frühjahr 1914 den Abtransport von sibirischen und turkestanischen Truppen nach dem Westen. Rumänien und Rußland nähern sich im Juni. Im April weilt das englische Königspaar, von Sir Edward Grey begleitet, in Paris. Lord Kitchener studiert die Möglichkeit englischer Landung in Frankreich. Der deutsche Prinz Wilhelm zu Wied aber wird durch eine italienisch-griechische Intrige von seinem albanischen Fürstenthron verdrängt.

Die europäische Lage ist bereits außerordentlich gespannt, als mit einem Male die fürchterliche Entladung des jahrelang aufgehäuften Zündstoffes erfolgt. Am 28. Juni 1914 werden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin Sophie von Hohenberg, durch die serbische Verschwörung der „Eisernen Hand" bei einem Besuch in Serajewo ermordet. Diese Geheimgesellschaft wird damit die Anstifterin des Weltkrieges. Denn nun gewinnt der starke Wille des österreichischen Generalstabschefs Conrad den Außenminister Grafen Berchtold, den Nachfolger des verstorbenen Grafen Aehrenthal, für den Krieg, ehe es für Österreich zu spät sei. Auch der alte Kaiser sagt: „Wenn die Monarchie schon zugrunde gehen soll, so soll sie anständig zugrunde gehen." Das Deutsche Reich wird von Wien aus am 5. Juli über die Entschlossenheit der österreichischen Regierung verständigt. Im Ministerrat vom 14. Juli entscheidet sich nun auch der ungarische Ministerpräsident Tisza für die kriegerische Lösung. Der deutsche Botschafter wird verständigt, daß Österreich nach Abreise des eben zu Besuch in Petersburg weilenden Poincaré eine Note in Serbien überreichen werde. Berlin billigt einen energischen Schritt, rät aber Italien gegenüber zur Vorsicht. Mit Überraschung vernimmt man dann in der Wilhelmstraße, daß das Ultimatum des Habsburgerreiches keine Unterhandlungen mit Serbien zulasse. Italien wird spät und kühl durch einen österreichischen Botschaftsrat unterrichtet. Der Dreiverband aber hat bereits vor der Überreichung der Note begonnen, sich schützend vor Serbien zu stellen.

Am 23. Juli abends 6 Uhr überreicht der österreichische Gesandte Freiherr von Giesl das Ultimatum in Belgrad. Antwort bis 25. Juli 6 Uhr abends

erheischend, wird eine Mißbilligung der verbrecherischen Propaganda in einem königlichen Tagesbefehl und ebenso auf der ersten Seite des Regierungsblattes gefordert. Die großserbische Propaganda soll unterdrückt und die Geheimgesellschaft aufgelöst werden. Alle dieser Propaganda schuldigen Offiziere und Beamten sollen aus den Ämtern gestoßen werden, bei der Unterdrückung und Untersuchung aber k. und k. Organe beteiligt sein. Am 25. Juli mobilisierend, übergibt Serbien wenige Minuten vor Ablauf des Ultimatums eine Note, die bei scheinbarem Entgegenkommen Zweideutigkeiten enthält. Der österreichische Gesandte erklärt darauf die Beziehungen für abgebrochen und reist ab. Bei ihrer sofortigen Bemühung um eine Lokalisierung des Konflikts stößt die Reichsregierung auf den scharfen Widerspruch Rußlands, das die österreichische Teilmobilisierung gegen Serbien mit der Mobilmachung von 13 Armeekorps beantwortet. Italien aber erkennt den Eintritt des Bündnisfalls nicht an. Schon jetzt fordert es Kompensationen.

Leider kann der am 28. Juli erfolgenden Kriegserklärung der Doppelmonarchie an Serbien durch das Wesen der Kaderheere eine rasche Besetzung von Belgrad nicht folgen. So gewinnt Rußland Zeit. Österreich kann mit ihm zu keiner direkten Aussprache gelangen. Ein englischer Vorschlag auf eine Konferenz wird von Deutschland abgelehnt, da ein unparteiisches Urteil nicht mehr zu erwarten ist. Berlin aber sucht Österreich zu beruhigenden Erklärungen gegenüber Rußland zu bestimmen. Der deutsche Kaiser, am 27. Juli von seiner Nordlandreise nach Berlin zurückgekehrt, hofft auf eine friedliche Lösung. Das Zarenreich aber verkündigt am 29. seine bereits seit dem 25. laufende Teilmobilisierung. England läßt seine Flotte nach der Probemobilisierung vom 15. Juli mobil. Seine Bemühungen zur Erhaltung des Friedens sind unaufrichtig und nicht von dem notwendigen Ernst getragen. Rußland hat bereits am 29. Juli die Gesamtmobilmachung, zunächst heimlich, angeordnet. Mit dem Mobilisierungsbefehl in der Tasche gibt der russische Generalstabschef dem deutschen Militärbevollmächtigten sein Ehrenwort, daß die Mobilmachung nicht erfolgt sei und an der deutschen Grenze nicht beabsichtigt werde. Warnende Vorstellungen des Reiches in St. Petersburg und Paris haben keinen Erfolg. Bei der auf den Krieg zielenden Gesinnung Rußlands bleibt auch der Telegrammwechsel des Kaisers ohne Ergebnis. Wohl befiehlt der Zar, erschüttert durch das drohende Unheil, in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli die Einstellung der russischen Mobilisierung, aber die Militärs und Staatsmänner, endlich den ersehnten Krieg gegen Österreich und Deutschland vor sich erblickend, führen den Auftrag nicht mehr durch. Tags darauf überzeugen sie den Zaren, daß der Schritt nicht mehr zu ändern sei. In dem Augenblick, wo das Reich restlose Klarheit über den russischen Schritt besitzt, ist es zur allgemeinen Mobilmachung gezwungen. Damit rollt dann die Maschinerie auch der übrigen Mobilisierungen, die bisher sorgfältig

geheim gehaltenen Bündnisfälle kommen zur Auswirkung, und der Weltkrieg ist nicht mehr zu vermeiden. Am 31. Juli wird die sorgfältig geheim gehaltene Mobilisierung der Russen zu einer öffentlichen. Deutschland hat aber bis 29. Juli noch keine Maßnahmen getroffen. Die Frankreich gebotene Hand, im Falle eines deutsch-russischen Krieges die Integrität des französischen Gebietes zu wahren, findet Abweisung. Eine leichte Entspannung am 30. Juli verklingt, als die Nachricht von der russischen Mobilisierung eintrifft. Der Kaiser muß am 31. Juli 1 Uhr nachmittags den Zustand der drohenden Kriegsgefahr anordnen. Eine halbe Stunde vorher hat auch Kaiser Franz Joseph unter dem gleichen Eindruck die allgemeine Mobilmachung und die Aufbietung des Landsturmes anbefohlen. Noch einmal beschwört Wilhelm telegraphisch den Zaren: „Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Niemand bedroht die Ehre und Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg meiner Vermittlung hätte warten können. Die mir von meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft ist mir immer heilig gewesen, und ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen." Das nun folgende feierliche Wort des Zaren, daß die russischen Truppen bei Fortdauer der Verhandlungen über Serbien keine herausfordernde Aktion unternehmen würden, verdient keinen Glauben mehr und kann nicht angenommen werden, denn Rußland gewinnt dadurch wertvollste Zeit. Um 7 Uhr abends, am 31. Juli, muß Deutschland mit Antwortsforderung binnen 18 Stunden bei Frankreich anfragen, „ob Frankreich in einem russisch-deutschen Kriege neutral bleiben wolle". Um Mitternacht aber ergeht an das Zarenreich die ultimative Forderung, innerhalb 12 Stunden die Kriegsmaßnahmen gegen Österreich-Ungarn und Deutschland einzustellen. Als trotz dreimaliger Anfrage des deutschen Botschafters der Außenminister Sasonow im Laufe des 1. August keine Antwort erteilt, erfolgt dann um 6 Uhr nachmittags die deutsche Kriegserklärung an Rußland, eine gänzlich unnötige Maßnahme überspitzten juristischen Denkens, die ganz entgegen der tatsächlichen Entwicklung Deutschland den Schein des Angriffs zugeschoben hat. Frankreich aber erklärt endlich um 1 Uhr nachmittags, daß es tun werde, „was seine Interessen geböten". Um 4,40 Uhr erfolgt dann die französische Mobilisierung, um 5 Uhr erst als letzte unter der der Kontinentalstaaten die deutsche. Der erste deutsche Mobilmachungstag ist der 2. August. Von seiten der Franzosen erfolgen an die 50 Grenzverletzungen. Trotz Abratens von Tirpitz und Moltke entschließt sich nun der unglückselige Bethmann, den Franzosen deshalb den Krieg zu erklären. In seiner Verblendung erhofft er dadurch das Eingreifen Italiens.

England hat den Dingen seinen Lauf gelassen, obwohl eine energische Warnung Greys in Petersburg ihren Eindruck nicht verfehlt hätte. Schon schiebt London die Frage der belgischen Neutralität in den Vordergrund, sichtlich um einen populären Kriegsgrund bemüht. Es sucht aus der russischen Atmosphäre des Mörderschutzes herauszukommen. Aber auch bei Beachtung der belgischen Neutralität durch Deutschland will Grey kein bestimmtes Neutralitätsversprechen abgeben. Am 2. August abends überreicht nun der deutsche Gesandte in Brüssel eine Note, die binnen 12 Stunden die Erlaubnis des Durchmarsches bei Sicherung der vollen Unversehrtheit des Landes für die deutschen Truppen fordert. Deutschland ist bei freundschaftlicher Haltung zur vollen Schadenvergütung bereit. Unglückseligerweise spricht dann der Reichskanzler Bethmann-Hollweg, als die deutschen Truppen in Belgien einmarschieren, von einem Unrecht an diesem Staate. Die 1839 den Belgiern zugesicherte Neutralität war durch den belgischen Festungsbau gegen Deutschland und durch die belgische Kongopolitik vollkommen entwertet worden. Belgische und englische Militärs hatten bereits seit 1906 Verbindung miteinander. Aus belgischen militärischen Handbüchern durften die Engländer eine Kenntnis Belgiens erlangen, als wenn es ihr eigenes Land gewesen wäre.

Zum Schutz der deutschen Eisenbahnen wird Luxemburg besetzt. Ihm wird Vergütung des Schadens zugesagt; es begnügt sich mit einem Protest.

England aber macht am 2. August die Flotte, am 3. das Landheer mobil und erläßt am 4. August wegen des Einmarsches in Belgien die Kriegserklärung an das Deutsche Reich.

Bei alledem erfolgt die österreichische Kriegserklärung an Rußland erst nach einer für Deutschland sehr peinlichen Wartezeit am 6. August. Italien aber teilt seine am 31. Juli beschlossene Neutralität am 4. August amtlich in Paris mit. Mit Recht sprechen die Franzosen ihren bewegten Dank aus, denn nun können sie ihre Truppen aus dem Süden auf den westlichen Kriegsschauplatz führen. Entgegen den Berliner Hoffnungen bleibt auch Griechenland neutral. Bulgarien und die Türkei aber schließen am 2. August ein geheimes Bündnis mit Deutschland ab. Die beiden deutschen Mittelmeerschiffe, die mächtige „Goeben" und die kleine „Breslau", werden darum nach Konstantinopel dirigiert, wo sie trotz Verfolgung durch überlegene englisch-französische Streitkräfte einzutreffen vermögen. Trotz aller deutschen und österreichischen Bemühungen bleibt Rumänien, das noch 1913 das Bündnis erneuert hatte, neutral. Auch Schweden kann sich nicht zum Krieg gegen Rußland entschließen. Wohl aber greift Japan an der Seite der Entente am 19. August mit der ultimativen Forderung auf Auslieferung Kiautschous in den Krieg ein. Das japanische Ultimatum entspricht dem Wortlaut des deutsch-russisch-französischen von Schimonoseki. Nach der Ablehnung durch Deutschland erfolgt am 23. August die Kriegserklärung.

Der Entente ist es im Verlauf des Völkerringens gelungen, Amerika (1917) und mit dessen Hilfe China und Brasilien zum Eintritt in den Krieg zu veranlassen. Schon 1916 gesellte sich Portugal den Feinden bei, Griechenland ist dazu 1917 nach schwerstem Druck gezwungen worden. Die bitterste Enttäuschung für Deutschland aber wurde das Verhalten Italiens und Rumäniens.

Zunächst ist Deutschland bloß auf den einen Bundesgenossen Österreich-Ungarn gestützt, der trotz seiner starken Bevölkerungszahl nur 51 Divisionen besitzt, die ungeachtet aller Bemühungen des energischen Conrad mit Geschützen und Maschinengewehren ganz unzureichend ausgerüstet sind. Doch unter dem Eindruck der ungeheuren Gefahr offenbart sich eine gewaltige Hingabe aller Teile der deutschen Bevölkerung an das Vaterland, die bei der parteipolitischen Zersplitterung des Vorkriegsdeutschland niemand erwartet hätte. Die Mobilmachung vollzieht sich musterhaft, eine ungeheure Zahl von Freiwilligen strömt zu den Waffen. Am 4. August entschließt sich der Deutsche Reichstag einmütig zur Verteidigung des bedrängten Vaterlandes, und der deutsche Kaiser erklärt, hingerissen zu einer wuchtigen Rede: „Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter... Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen dessen, daß Sie entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede zusammenzuhalten mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben." Zweifellos eine Kundgebung höchsten Ernstes und unerschütterlich scheinender Willenskraft! Weiß die Reichsregierung den Geist dieses 4. August lebendig zu erhalten, tritt sie jeden nieder, der zur Schwäche treibt, weiß sie die geheimnisvollen Kräfte der Nation zu entfalten, dann muß sich dieses Deutschland aus dem Toben des fürchterlichsten Krieges einen ehrenvollen Weg zu Freiheit und Frieden bahnen. Daß es anders kam, ist die schwerste Anklage gegen Reichstag und Parteien und den Verrat der Marxisten, aber auch gegen die Unfähigkeit und mangelnde Tatkraft der deutschen Regierung.

Nach 43 Jahren eines durch Deutschlands Bemühungen erhaltenen Friedens tritt der Kontinent zum größten Waffengange und zu der größten Erschütterung an, die er durch Menschenhand je erfahren, mit den größten Heeresmassen, die jemals für eine Entscheidung aufgeboten wurden. Die Armeen von 27 Nationen werden sich in den podolischen und polnischen Gefilden, auf dem französischen und später dem türkischen und italienischen Kriegsschauplatz entfalten, um die Machtstellung Deutschlands zu brechen, das sich über vier Jahre lang als unbezwungene Festung gegen die Heere aller Erdteile, weiße, gelbe, schwarze und braune Truppen zu verteidigen

weiß und unter unsäglichen Opfern und ungemessenen Leiden eine höchste militärische Bewährung durchsteht. Leider aber, und dies wird entscheidend, nicht zugleich auch eine politische!

In den goldenen Sommertagen von 1914 zieht eine deutsche Jugend voll Begeisterung ins Feld, aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, zahllose von ihnen dem Tod entgegen. Aber die Wiederkehrenden haben nach bittersten Erfahrungen den Weg in eine Zukunft gefunden, die glücklicher sein muß als die vergangene Zeit. Von dieser Warte aus gesehen, ist das edle Blut des Volkes nicht sinnlos geflossen. Die Tage des Grauens, welche die einzelnen erlebt und die für manchen der letzte Lebenseindruck gewesen, waren nicht vergebens.

Mit mathematischer Pünktlichkeit vollzogen, ist die deutsche Mobilmachung in fünf Tagen vollendet. 15 Tage nach der Verlautbarung stehen acht deutsche Heere in dem ihnen angewiesenen Raume. Um Aachen die erste Armee unter Generaloberst von Kluck mit sechs Armeekorps und einem Reiterkorps, um Malmedy die zweite unter Generaloberst von Bülow mit sechs Korps und einem Reiterkorps, die dritte bei St. Vith unter Generaloberst Freiherr von Hausen mit vier Korps, die vierte um Prüm unter Generaloberst Albrecht von Württemberg mit fünf Korps, die fünfte um Trier unter dem Kronprinzen Wilhelm mit fünf Korps und einem Reiterkorps, die sechste zwischen Metz und den Vogesen unter dem bayrischen Kronprinzen Rupprecht mit sechs Korps und einem Reiterkorps, die siebente um Straßburg mit drei Korps unter Generaloberst von Heeringen, die achte als einzige Ostarmee unter Generaloberst von Prittwitz und Gaffron mit vier Korps, vier Divisionen, 2 Landwehrbrigaden und einer Kavalleriedivision. Der Kaiser und Generaloberst von Moltke mit seinem Stabe bilden die Oberste Heeresleitung.

Generalstabschef ist ein Neffe des alten Moltke, zu dieser Zeit bereits ein kränklicher Mann, dazu spiritistischen Bestrebungen zugetan, zaghaft, im Innersten nicht an den Erfolg der deutschen Waffen glaubend. Die einzelnen deutschen Armeen werden leider nicht zu Heeresgruppen zusammengefaßt. Der deutsche Aufmarsch ist nach den Grundsätzen des Generalfeldmarschalls Alfred Graf von Schlieffen erfolgt, der als Achtzigjähriger 1913 gestorben war. Schlieffen wollte mit verhältnismäßig schwachem linken Flügel französische Kräfte binden, mit starkem rechten aber durch Belgien nach Nordfrankreich ausschwenken und, immer in engem Anschluß an Nordsee und Kanal, den Gegner schließlich an Paris vorbei umfassen. Zwischen Rhein, Jura und Vogesen aber sollten die Franzosen, von Paris abgedrängt, der Vernichtung verfallen. Der rechte Flügel sollte allein ein Drittel der 33 zum Angriff angesetzten Armeekorps umfassen. Moltke aber hat diesen Plan verwässert, indem er die 6. und 7. Armee zu stark machte.

Der deutsche Aufmarsch wird durch einen kühnen Handstreich auf Lüttich ermöglicht, der unter Führung des Generals von Emmich durch das Eingreifen des Generalmajors Erich Ludendorff am 6. und 7. August zur Einnahme der Zitadelle und der Stadt führt. Die letzten Forts fallen allerdings erst am 16. August unter der Wirkung der 42 cm-Haubitzen und der österreichischen 30,5 cm-Mörser. Durch die Bresche von Lüttich stürmen die 1. und 2. Armee unter siegreichen Kämpfen vor. Brüssel wird besetzt. Bereits am 26. August ist mit Ausnahme des Gebiets westlich der Schelde und Antwerpens, dessen Belagerung General von Beseler mit 2 Korps beginnt, Belgien in deutscher Hand. Erst seit dem 15. August über die drohende Gefahr im klaren, hat die französische Heeresleitung ihre fünfte Armee in den Winkel zwischen Maas und Sambre geworfen, aber die deutschen Armeen können, zum Teil wenig gestört, ihre Schwenkung vollziehen und vom 22. bis 25. August die Forts von Namur nehmen. In der Schlacht von Longwy hat im Vorstoß gegen Verdun die sechste deutsche die dritte französische Armee geschlagen und Longwy und Montmedy genommen. Die deutsche vierte Armee ist nach erfolgreichen Kämpfen bei Neufchateau und in heißem Ringen an der Maas am 30. August über den Strom gekommen. Hinter den weichenden Engländern, die von Mons über St. Quentin und Noyon bis an die Marne zurückgehen, dringt nun die erste Armee in Nordfrankreich ein. Die deutsche Kavallerie besetzt Lille. Amiens kommt in deutsche Hand. Die zweite Armee, die durch frontalen Angriff vor dem Ausreifen der Schlacht sich und ihre Nachbararmee am 23. und 24. August um einen großen Sieg über die fünfte französische Armee gebracht hatte, dringt über die Sambre und nach einem weiteren, wieder nur frontalen Siege auf die Aisne vor, um sich dann in Eilmärschen über Soissons nach dem Süden zu wenden, wo sie am 5. September nach Überschreiten der Marne Esternay erreicht. Die dritte Armee dringt nach einem Siege bei Dinant bis Reims vor, das kampflos am 3. September besetzt wird. Nachdem auch sie die Marne überschritten, erreicht sie am 6. September die Gegend von Vitry. Die erste Armee geht gleichfalls gegen die Marne vor und läßt nördlich von ihr nur das vierte Reservekorps und die vierte Kavalleriedivision zurück. So ist der rechte Heeresflügel mit mächtigem Raumgewinn an und über die Marne gedrungen, während die vierte Armee sich mühevoll den Weg durch die Argonnen bahnt, die fünfte vor Verdun steht, die sechste aber gegen den Schlieffenschen Schlachtgedanken nach siegreicher Abwehr französischer Angriffe zwischen Metz und den Vogesen einen verlustreichen Angriff auf Nancy führt. Die Oberste Heeresleitung zieht von dieser Front keine Verstärkung nach dem rechten Flügel ab, obwohl man hier nicht mehr vorwärts kommt und die Franzosen bereits von hier nach ihrem bedrohten linken Flügel Truppen werfen. Die siebente deutsche Armee hat am 10. und 22. August erfolgreich bei Mül-

hausen und am 11. bei Lagarde gestritten, worauf die Franzosen auf den Kamm der Vogesen zurückgehen.

Die Lage der weit vorgedrungenen Armeen des rechten Flügels erleichtert sich durch den Fall der französischen Festungen Givet, Laon, La Fère und Hirson und am 7. September mit 30000 Gefangenen von Maubeuge.

Die französisch-englischen Armeen sind aber noch nirgends entscheidend geschlagen, die Gefangenenziffern noch nicht sehr hoch. Über das Schicksal des Feldzuges wird erst die Schlacht zu entscheiden haben. Die Oberste Heeresleitung allerdings hält die Entscheidung für bereits gefallen, getäuscht durch zu rosige Meldungen. Von Koblenz am 30. August nach Luxemburg übersiedelt, ist sie immer noch den Ereignissen zu fern. In übereiltem Entschluß zieht sie vom rechten Flügel, dem Schwenkungsflügel, zwei Armeekorps nach dem Osten ab, obwohl dieser bereits für die Belagerung von Antwerpen und Maubeuge drei Korps hat abgeben müssen. So schwächt sie das Angriffsheer, und dies in entscheidender Stunde!

Joffre hat sich zum großen Gegenangriff entschlossen. Er wird den rechten deutschen Flügel mit überlegenen Kräften einer neugebildeten Armee Maunoury angreifen und durch einen Stoß in seine Flanke mit der Vernichtung bedrohen. Der strategische Gedanke dieses Angriffs stammt von General Gallieni, der ihn dem Oberbefehlshaber aufgezwungen hat, als er die Husaren Klucks an Paris vorüberziehen sah und sichere Nachrichten über die Südostschwenkung der ganzen Armee gewonnen hatte. Joffre befiehlt für den 6. September den allgemeinen Angriff auf die deutschen Armeen zwischen Paris und Verdun. In der Champagne setzt er die neugebildete 9. Armee unter General Foch an. Die Oberste Heeresleitung erkennt — zu spät! — die Gefahr für den rechten Flügel. Sie erteilt der sechsten Armee den Auftrag, den verlustreichen und schwerflüssigen Angriff auf die feindlichen Sperrforts einzustellen. Sie wie die siebente Armee sollen für eine Reservearmee bei St. Quentin Truppen abgeben.

Für den 6. September waren die deutschen Armeen zu neuem Vormarsch befohlen. Aber noch am 5. stellt die Flankensicherung von Klucks Armee, das vierte Reservekorps und die vierte Kavalleriedivision, fest, daß sich starke französische Kräfte in Richtung auf den Ourcq, das ist in Rücken und Flanke der ersten Armee, bewegen. Es ist die Armee Maunourys, die, von Gallieni mit allen großstädtischen Verkehrsmitteln ausgerüstet, sich rasch nach dem Norden bewegt. In dieser überaus bedrohlichen Lage entschließt sich der Führer des vierten Korps in vorbildlichem Einsatz zum sofortigen Angriff auf die Franzosen. Nur so kann er der Entfaltung ihrer Übermacht zuvorkommen, nur so zugleich der ersten Armee die erforderliche Warnung zukommen lassen. Der unerwartete Kanonendonner in ihrer rechten Flanke ist in der Tat für Kluck und seinen Generalstabschef von Kuhl das Alarmzeichen. Sie zaudern

nicht mit dem kühnen Entschluß, der allein in dieser Lage retten kann. Sie lassen ihre ganze Armee kehrtmachen und werfen sie in Eilmärschen nach dem Ourcq, nun selbst die Franzosen mit Umfassung bedrohend; in der durch ihren Abmarsch entstandenen Frontlücke bleibt nur das Reiterkorps von Marwitz mit wenig Infanterie zurück. So können sie den Angriff Maunourys zum Halt bringen. Am 8. September macht sich bereits bei den in die Verteidigung gedrängten Franzosen die Umklammerung der Flügel geltend, am 9. September reift die Lage langsam zu einem entscheidenden Sieg der deutschen Waffen. Es handelt sich um den „letzten Druck". Wohl haben sich die Engländer in die Frontlücke geschoben, doch kommen sie nur langsam vorwärts. Am 9. September aber kann Kluck bereits den bedrängten Reitern Verstärkungen senden.

Damit wird auch die zweite Armee, deren rechter Flügel durch das Aufreißen der Frontlücke in Mitleidenschaft gezogen wurde, die entscheidende Entlastung erfahren. Ihr linker Flügel hat inzwischen im Verein mit der dritten Armee mit der französischen neunten Armee die Kräfte gemessen und sie nach dreitägigem Kampf bei Fère Champenoise geworfen. Sie ist bereits im Rückzug begriffen.

So winkt der große feldzugentscheidende Sieg. Die deutsche Heeresleitung aber kommt dem französischen Generalstabschef Joffre, der bereits den allgemeinen Rückzug des englisch-französischen Heeres erwägt, zuvor, indem sie in unbegreiflicher Verkennung der Lage die Nerven verliert und den Rückzug aller an der Schlacht beteiligten Armeen anordnet.

Generaloberst Moltke hat sich auf die ungünstigen Nachrichten von der zweiten Armee entschlossen, am 8. September den Oberstleutnant Hentsch zu den beiden Armeeführern zu entsenden mit dem mündlichen Auftrag, zu verhindern, „daß dort rückwärtige Bewegungen angetreten werden. Sollten Sie zu spät kommen und eine rückwärtige Bewegung schon angetreten sein, so geben Sie als Marschziel für die inneren Flügel der beiden Armeen Fismes". Hentsch begibt sich nicht direkt an die bedrohte Kampfstelle, sondern zunächst zur fünften, vierten und dritten Armee. Bei der zweiten Armee angelangt, schildert er die Lage der ersten Armee in den düstersten Farben, obwohl er sie nicht durch persönliche Anschauung kennt. Der Frontlücke legt er verhängnisvolle Bedeutung bei. Gestützt auf eine angebliche Vollmacht durch Moltke, ordnet er den Rückzug der dritten Armee an, für den Fall, daß der Feind die Marne zwischen der ersten und zweiten Armee überschritten habe. Dieser Befehl wird dann am 9. September um 11 Uhr vormittags erteilt. Hentsch trifft nun um 12 Uhr 30 nachmittags im Hauptquartier der ersten Armee ein, um ihr den Befehl zum Rückzug zu erteilen. Vergebens stellt ihm General Kuhl die Gunst der Lage bei der Armee vor. Hentsch verweist darauf, daß die zweite Armee „nur mehr Schlacke" sei und daß er die Vollmacht besitze,

den Rückzug anzuordnen. So muß die erste Armee schweren Herzens den bereits winkenden Sieg aus der Hand geben. Hentsch aber hat sich auf einen Befehl Moltkes berufen, der ihm der Aktenlage nach schwerlich erteilt wurde. Sein Verhalten in der Marneschlacht ist zweifelhafter Natur. 1918 in Bukarest gestorben, kann er ebensowenig mehr Licht in die Angelegenheit bringen wie der noch vor ihm verstorbene Moltke.

Ohne die Namen Moltke und Hentsch gäbe es keinen französischen Sieg an der Marne. Der Feind hat dies auch richtig gefühlt, indem er von einem Wunder an der Marne spricht.

Auch die anderen Armeen werden unnötigerweise dem Rückzug der zweiten und ersten Armee angepaßt. Zudem wird dieser zu weit, bis an die Aisne, ausgedehnt. In tadelloser Ordnung gehen die tief enttäuschten Truppen zurück. „Langsam und vorsichtig folgte den weichenden Siegern der geschlagene Feind."

Bei der Entente aber schnellt das Vertrauen auf den Endsieg hoch empor, nachdem so kurz vorher die Husaren Klucks in der Nähe von Paris streiften.

Der deutsche Kriegsplan ist gescheitert. Die deutsche Heeresleitung muß sich nun fragen, ob sie im Westen die Entscheidung noch erzwingen kann. Erkennt sie die Unmöglichkeit, dann muß sie ohne eine Stunde Verzögerung die kräfteverbrauchenden Angriffe einstellen, jeden Mann und jedes Geschütz aber, das im Westen nicht unbedingt vonnöten, nach dem Osten werfen, wo nun die Entscheidung im Angriff zu suchen ist. Erst nach völliger Niederwerfung der Russen kann wieder zum Angriff im Westen angesetzt werden. Allein die Oberste Heeresleitung, die am 14. September aus den Händen Moltkes in die Falkenhayns übergeht, hat sich viel zu spät von dieser Gestaltung der Dinge Rechenschaft gegeben. Sie greift im Westen noch viel zu lange an, ohne wesentlichen Gewinn erstreiten zu können.

Nachdem der Feind vergebens versucht hat, die neue deutsche Stellung an der Aisne und in der Champagne zu erschüttern, trachtet er die rechte deutsche Flanke, zwischen der und dem Kanal eine große Lücke klafft, zu umgehen. Von deutscher Seite werden die am linken Flügel frei gewordenen Kräfte und Reserveformationen nach der Küste in Bewegung gesetzt. Bald wird die sechste Armee aus Lothringen zwischen der ersten und dem Meer eingesetzt werden. Am 9. Oktober ist endlich auch nach gewaltsamer Aufschließung vom Südosten her Antwerpen in die Hand der Deutschen gefallen, doch konnte sich ein Großteil der belgischen Armee der Gefangenschaft entziehen.

Rasch werden nun Gent und Brügge besetzt. An der Yser aber und um Ypern sind schon die Engländer und Franzosen angelangt. Die vierte deutsche Armee mit vier neu gebildeten Reservekorps, großenteils mangelhaft ausgebildeten Kriegsfreiwilligen, wird gegen sie eingesetzt. Ihr am 17. Oktober

beginnender Angriff kann nur unter außerordentlich schweren Verlusten Raum gewinnen, weil die deutsche Artillerie zu schwach ist, um die Angriffe entsprechend vorzubereiten. Unter den bittersten Opfern werden so die Orte Dixmuiden und Langemarck dem Feinde entrissen, wobei Studentenbataillone unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles“ in den Tod stürmen. Trotz aller Opfer aber erstarrt das Ringen an der Yser, da die Belgier die Schleusen der Kanäle öffnen und auch Ypern nicht genommen werden kann. So klingt der Kampf im Westen in einen Stellungskrieg aus, in dem keiner der Gegner in der Lage ist, die Fronten des anderen zu erschüttern.

Nun erwacht die entscheidende Bedeutung des Ostens.

Hier stand zu Kriegsbeginn nur eine deutsche Armee und das Landwehrkorps des Generals Woyrsch. In das leider in Friedenszeiten nicht befestigte Ostpreußen rücken nun Mitte August drei russische Heere ein. Nach erfolgreichem Gefecht des ersten Korps bei Stallupönen kämpft die ganze Armee am 19. und 20. August bei Gumbinnen mit der russischen Njemenarmee des Generals Rennenkampf, doch bricht der Oberbefehlshaber die sich günstig anlassende Schlacht ab und ist daran, das ganze Land bis zur Weichsel zu räumen. Die Oberste Heeresleitung verfügt darauf einen Wechsel im Kommando. Der bereits 1911 in den Ruhestand getretene General Paul von Beneckendorf und Hindenburg wird mit der Führung der Armee betraut und ihm in dem Generalleutnant Erich Ludendorff ein ungewöhnlich befähigter Generalstabschef zur Seite gestellt. Den neuen Führern gelingt es, in der Schlacht bei Tannenberg vom 27. bis 30. August die russische Narewarmee durch Umklammerung ihres rechten Flügels zu werfen und durch energische Bewegung des 17. Korps im Rücken der Russen zu vernichten. Die Russen verlieren 150000 Tote und Verwundete und 93000 Gefangene, während das deutsche Heer bloß einen Verlust von 15000 Toten und Verwundeten erleidet. Der russische Armeeführer General Samsonow verübt Selbstmord. Tannenberg ist die größte Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte. Die russische Njemenarmee unter General Rennenkampf hat es versäumt, in den Kampf einzugreifen, und ist nur äußerst langsam vorgerückt. Auf die Nachricht von Tannenberg bezieht sie vom Kurischen Haff bis nach Lyck den Seen entlang eine Verteidigungsstellung. Diese wird von den Deutschen von der Südflanke her umfassend nach dem Norden hin aufgerollt, doch können sich die Russen der Vernichtung entziehen. Am 13. September ist Ostpreußen von den mordbrennenden Feinden vollständig gesäubert, 45000 Gefangene sind der Siegespreis aus dieser Schlacht. Die russische Grodnogruppe aber ist am 11. September geworfen und auf russischen Boden bis zur Linie Augustow-Suwalki verfolgt worden. Nun aber müssen alle irgend verfügbaren Truppen nach Polen abrollen, wohin sich auch die Armeeführung begibt, während die zurückbleibenden Kräfte als achte Armee unter

General von Schubert (später François, dann Otto von Below) treten. Die begonnene Belagerung von Osowiec muß aufgegeben werden.

Diese Entschlüsse wurden notwendig, da die Österreicher in Galizien den Russen erlegen sind und schwer getroffen im Raum von Krakau neuen Halt suchen müssen.

Das österreichische Armeeoberkommando (Erzherzog Friedrich und als Generalstabschef Conrad) hatte in Galizien vier Armeen angesetzt, die erste unter General Dankl, die vierte unter Auffenberg, die dritte unter Brudermann, die zweite unter Böhm-Ermolli. Die Truppen der zweiten Armee treffen auf ihrem Kriegsschauplatz, dem Gelände am Dnjestr, spät und nur stückweise ein, da sie wegen der geringen Leistungsfähigkeit der österreichischen Bahnen zuerst gegen Serbien geführt, an der Save aber mit Teilen, dem vierten Korps, unseligerweise in heftige und verlustreiche Kämpfe verwickelt worden waren. Trotz dieser Schwäche der rechten Flanke — denn auch die dritte Armee sollte zunächst nicht gegen den Osten, sondern nach dem Norden vorstoßen, wohin sich in den Raum des südlichen Polen und Wolhynien die erste und vierte Armee in Bewegung setzten — hielt Conrad an der Offensive gegen Norden fest. Er glaubte nicht an den unheimlich raschen Aufmarsch, mit dem ganz gegen alle Erfahrungen das Zarenreich aufzuwarten vermochte. Die Russen warfen gegen die österreichischen Truppen zunächst vier an Artillerie und auch an Infanterie stärkere Armeen.

Als erste greift die Armee Dankls an. Durch den Sieg von Krasnik zwingt sie den Feind, gegen Lublin auszuweichen. Gleich darauf tritt auch die Armee Auffenbergs in den Kampf und bahnt sich unter heißen Kämpfen und wieder infolge der russischen Überlegenheit an Artillerie und der österreichischen Sturmtaktik unter erheblichen Verlusten vom 25. August bis 1. September in der Schlacht von Komarow den Weg zum Sieg, der aber wiederum, wie bei Krasnik, zu keiner Umklammerung russischer Heeresteile führt. Eine Verfolgung des Feindes ist unmöglich. Die vom Kampf noch ermüdeten Truppen müssen sogleich in starken Märschen nach Südosten gegen Rawaruska in Galizien ausschwenken, um der bereits geschlagenen dritten Armee zur Hilfe zu kommen. Diese ist am 26. August bei Zloczow trotz des heldenmütigen Kampfes des dritten Korps (Steirer Truppen) geworfen worden, und zwei Tage drauf noch einmal bei Przmyslani. Lemberg mußte geräumt werden. Auch die auf dem Schlachtfeld eben eingetroffenen Teile der zweiten Armee sind geschlagen. Conrad, an dem Versagen der dritten Armee nicht schuldlos, da er sie ohne Information über die zu gewärtigende Stärke des Gegners gelassen — Brudermann und sein Stabschef Pfeffer vermeinten nur schwächeren Feind vor sich zu haben — ersetzt die Führung der dritten Armee durch den General Boroevic. Nun soll die vierte Armee im Verein mit der dritten Lemberg zurückerobern. Aber die neue Schlacht bei Grodek

westlich Lemberg, die vom 7. bis 14. September tobt, führt nicht zum Ziele. Conrad, der die Schlacht mit der größten Zähigkeit durchgefochten hat, muß sich zur Zurücknahme der Armeen entschließen. Die erste Armee wird auch bereits schwer bedrängt. Dauert der Kampf noch einen Tag länger, so ist der Rückzug des bereits schwer mitgenommenen Heeres gefährdet. Besonders die aus ungeübten und nicht mehr sehr leistungsfähigen Landsturmleuten gebildeten Marschbrigaden, die vielfach ohne Artillerie in den Kampf geworfen wurden, haben eine wahre Dezimierung erfahren. Auf schwierigem Rückmarsch, der ihnen große Teile des Trains kostet, müssen die Österreicher hinter den San, dann hinter die Wisloka, endlich in den Raum von Krakau zurück. Unter den Truppen wütet die Ruhr. Tiefe Enttäuschung bemächtigt sich der tapferen Regimenter. Durch die verfehlte Taktik, das frontale Anrennen in viel zu dichter Gliederung und durch die mangelhafte Ausrüstung an Artillerie und Maschinengewehren — ruchlose Versäumnisse der Friedenszeit — ist die Blüte des Friedensheeres nutzlos geopfert worden. Der Russe fühlt sich fortan den Österreichern überlegen, und er greift bei ihnen künftig mit ganz anderem Elan an als bei den Deutschen. Österreich hat nie mehr die Folgen der Lemberger Schlachten verwinden können. Im Kampfe mit der zweiten Armee steigen die Russen die Karpathen empor und beginnen in Ungarn einzudringen. Die Festung Przemysl wird eingeschlossen. Ihre Verpflegungslage ist schlecht, weil sie den zurückgehenden Truppen aus ihren Vorräten aushelfen mußte.

So steht die Lage, als Hindenburg und Ludendorff, nun Oberbefehlshaber über alle deutschen Truppen im Osten, die neugebildete neunte Armee (fünf Korps und eine Kavalleriedivision) zum Angriff ansetzen, für den sie trotz der Erschöpfung der Österreicher auch Conrad zu gewinnen vermögen. Die Deutschen stoßen auf Iwangorod und Warschau vor, die Österreicher erreichen den San, den sie allerdings trotz opferreicher Anstrengungen nicht überschreiten können. Das befreite Przemysl, eben erst gegen die Sturmangriffe der Russen unter Dimitrieff siegreich gewesen, kann neu verpflegt werden. Die Deutschen kommen Warschau bis zur Linie Blonie-Grodek nahe. Nun aber eröffnet die russische Heeresleitung mit 30 Armeekorps und zahlreichen Reservekorps einen wahren Massenstoß zwischen Warschau und der Sanmündung, dem die Österreicher vor Iwangorod erliegen. Auch im Norden muß man zurück. Der deutsche Rückzug vollzieht sich in meisterlicher Weise. Er geht bis auf das Westufer der Warthe, um vor den nachdrückenden Massen Bewegungsfreiheit zu gewinnen und den Gegner von seinen Verbindungen zu lösen. Schmerzlich ist, daß Przemysl wieder von den Russen eingeschlossen werden kann, da auch die Truppen der Doppelmonarchie vom San zurück müssen.

Anfang November droht die russische Dampfwalze über das deutsche Land hinwegzugehen. Drei Millionen Russen stehen zum Angriff gegen insgesamt

eine Million Deutsche und Österreicher bereit. Der Hauptstoß des Feindes mit drei Armeen zielt gegen Breslau und Beuthen, zwei andere Armeen gehen auf Thorn und Posen los. Hindenburg entschließt sich, durch einen verwegenen Gegenstoß den geplanten Massenangriff der Feinde zu brechen, und zwar auf der Linie Thorn, Strelno-Wreschen, wo seine Truppen unter dem Kommando des schneidigen Mackensen wieder zum Schlage bereit stehen. Die achte Armee soll sich gegen russische Angriffe in der Angerapplinie verteidigen. Nach Süden aber schließt sich an die neunte Armee das Kavalleriekorps Frommel, die Landwehrgruppe Woyrsch und die von Conrad hilfsbereit zum Schutze Schlesiens zur Verfügung gestellte, allerdings sehr schwache zweite Armee an, die auf langer Bahnfahrt von den Karpathen hierhergeführt worden ist. Während alle diese Kräfte in der Verteidigung bleiben, wird Mackensen nach Süden in der Richtung auf Lodz vorstoßen, um den russischen Nordflügel vom Gros abzureißen und zu vernichten. Am 11. November beginnt Mackensens Angriff. Er durchbricht die russische Front bei Wloclawec, das erste Reservekorps dringt auf der Verfolgung bis nach Lowicz vor. Bei Kutno schwenkt Mackensen nach Süden um, um dann bei Lodz die große Umfassung zu beenden. Mit in größter Eile vom linken Flügel herangezogenen Kräften bilden die Russen gegen ihn eine nach Norden gerichtete Front und kreisen die Lodz von Süden und Osten her einschließenden Truppen — das 25. Reservekorps, die dritte Gardedivision und Teile des zweiten Kavalleriekorps unter Scheffer-Boyadel und Litzmann — so ein, daß kein Entrinnen mehr möglich erscheint. In beispiellosem Stoß aber brechen in der Nacht vom 24. auf den 25. November die Deutschen aus dem Ring der Feinde bei Brzeziny durch und erreichen mit 16000 Gefangenen und 64 erbeuteten Geschützen an der Bzura den Anschluß an die übrigen deutschen Kräfte. Nun räumen die Russen am 6. Dezember Lodz und müssen zehn Tage darauf nach neuen deutschen Angriffen an die Rawka zurück, wo dann der Stellungskrieg die Fronten bis in den Juli des nächsten Jahres festhält. Der Stoß der russischen Dampfwalze ist, da auch im Süden in der Schlacht von Limanowa-Lapanow die Österreicher sich in wechselvollem, schwerem Ringen vom 5. bis 17. Dezember behauptet haben, völlig zusammengebrochen. Über den größten Teil des riesigen Kampffeldes aber legt sich nunmehr eine kurze Winterruhe, die das Jahr 1914, das erste des gewaltigen Krieges, abschließt.

Auch in Serbien ist mehrmals blutig gestritten worden. Die Österreicher leiden hier unter einem verfehlten Kriegsplan, der, senkrecht auf die nordsüdlichen Verkehrswege, das serbische Gebirgsland von Westen nach Osten durchmessen will, statt auf den Spuren des Prinzen Eugen und aller bisherigen Eroberer des Balkans über Donau und Save hinwegzustoßen. Der Unglücksplan stammt von Otto Potiorek, der als Oberbefehlshaber der österreichischen Balkanstreitkräfte (5. und 6. Armee) direkt dem Kaiser Franz

Joseph untersteht. Sein erster Vorstoß im August über Drina und Save hinweg nach der Macva scheitert, obgleich man bereits Valjewo nahe gekommen ist. Die Serben können im Gegenstoß über die Save gehen, doch wird hier die Timokdivision durch den schneidigen Angriff des österreichischen Generals Alfred Krauß bei Sasinci vernichtet. Im November greifen die Österreicher von neuem im Drina-Save-Winkel an. Unter harten Kämpfen, schweren Entbehrungen und empfindlichen Verlusten im Gebirge vordringend, erhalten die Truppen nicht die erforderliche Erholung. Nach der Einnahme von Valjewo wird die fünfte Armee nach Nordosten zur Besetzung der serbischen Hauptstadt, die sechste nach Osten gegen Kragujewac befohlen. Die fünfte Armee besetzt ohne viel Kampf Belgrad, die sechste aber wird bei Gorni-Milanovac und Arangelovac von den Serben, die sich zum Gegenstoß aufraffen, mit größter Wucht angegriffen. Sie muß schließlich weichen, auf dem Rückmarsch durch das unwegsame Land schwerste Verluste erleidend. Im Norden aber räumt man nun unnötigerweise auch Belgrad. Die Verabschiedung des schuldigen Generals Potiorek ändert nichts mehr an dem Schicksal oer Gefallenen und auch der zahlreichen Gefangenen, von denen alsbald durch den in Serbien wütenden Flecktyphus der größte Teil hinweggerafft wird. Potiorek ist der Schuldige an einer Niederlage, die das Ansehen der österreichischen Armee in der Meinung der Welt mehr als die Schlachten von Lemberg herabgesetzt hat. Sein Nachfolger wird der Erzherzog Eugen und als sein Generalstabschef General Alfred Krauß, neben Conrad der befähigtste Führer des österreichisch-ungarischen Heeres.

Seit dem 21. Oktober steht die Türkei an der Seite der Mittelmächte im Krieg. Sie sperrt mit deutscher Hilfe rasch die neubefestigten Dardanellen, so daß englisch-französische Hilfe für Rußland fortan auf die wenig leistungsfähige sibirische Bahn oder auf den kaum benützbaren Weg über Archangelsk angewiesen ist. Sie stellt vier Armeen, eine bei Konstantinopel, eine in Armenien und je eine schwächere in Mesopotamien und Palästina auf. Den Oberbefehl führt Enver Pascha. Der am 1. November durch den Scheich Ül Islam erklärte Heilige Krieg übt keine besondere Wirkung aus. Auch der erhoffte türkische Vorstoß gegen Ägypten kommt nicht zustande.

Die deutsche Flotte, die gegen England drei Linienschiffsgeschwader, ein Aufklärungsgeschwader und sechs Torpedobootsflottillen aufbringen kann, wird durch die mangelnde Entschlußkraft des Kaisers und des Reichskanzlers nicht eingesetzt, obwohl die vorzüglichen deutschen Schiffe mit der ausgezeichneten Durchschlagskraft ihrer Granaten in der ersten Zeit des Krieges große Möglichkeiten gehabt hätten. Die englische Flotte vermeidet, den Gegner aufzusuchen. Ihr Gros, die Grandfleet, ist in der schwer zugänglichen Bucht von Skapa Flow in den Orkney-Inseln sehr gut behütet. Sie sperrt in der bisher ungebräuchlichen Form der weiten Blockade den Raum zwischen Schott-

land, Norwegen und dem Kanal und verhindert jegliche Zufuhr für Deutschland. Am 2. November erklärt England völkerrechtswidrig die gesamte Nordsee als Kriegsgebiet. Ein Seegefecht leichter deutscher Streitkräfte bei Helgoland geht am 28. August verloren. Erfolgreich sind die deutschen Unterseeboote. Kapitän Otto Weddigen (U 9) versenkt am 22. September drei englische Panzerkreuzer alten Stils. Die Engländer erkennen die gewaltige Gefahr, die ihnen von den U-Booten droht, und üben fortan die größte Vorsicht. So erschöpft sich der Seekrieg 1914 unter Vorstößen von Minenlegern, den Beutefahrten der Unterseeboote und kleinerer Seestreitkräfte. Zu wahren Seeschlachten gelangt nur das deutsche Ostasiengeschwader unter Admiral von Spee, das an den deutschen Kolonien im Stillen Ozean vorbei nach Chile seine Fahrt nimmt. Bei Coronel gelingt es dem deutschen Geschwader, am 1. November ein englisches Geschwader zu besiegen, wobei die britischen Panzerkreuzer „Goodhope" und „Monmouth" sinken. Aber der ruhmvollen kleinen Flotte naht ein rasches Verhängnis. Am 8. Dezember bei den Falkland-Inseln von weit überlegenen englischen Schlachtkreuzern, australischen und japanischen Schiffen gestellt, sinken nach einem schweren Kampf von fünf Stunden Dauer die deutschen Schiffe mit wehender Fahne, zuerst das Admiralschiff „Scharnhorst", von dessen Besatzung niemand dem Untergang entrinnt, dann die „Gneisenau". Nur einer von den drei kleinen Kreuzern kann sich retten. Nach kühnsten Kreuzer- und Kaperfahrten wird auch der kleine Kreuzer „Emden" bei den Cocosinseln zum Kampfe gestellt und vernichtet. Ein Teil seiner Besatzung, der auf den Cocosinseln gelandet war, schlägt sich auf der abenteuerlichen Fahrt des Schiffes „Ayescha" unter der Führung des Kapitänleutnants von Mücke nach Hodeida in Arabien durch. Auch die „Karlsruhe" hat im Atlantischen Ozean vor ihrem Untergang 76609 Tonnen Schiffsraum versenkt.

Von den schwach gerüsteten deutschen Kolonien fallen Ende August Togo, dann die Südseeinseln und am 7. November nach über zweimonatiger Belagerung durch mehr als 60000 Japaner das von 4500 Deutschen (und der österreichischen Besatzung des Kreuzers „Kaiserin Elisabeth") heldenmütig verteidigte Tsingtau. Die südafrikanische Union fällt unter Führung Bothas in Deutsch-Südwestafrika ein, wird aber durch einen Buren-Aufstand eine Zeitlang gehemmt. Die Schutztruppe verliert ihren Kommandeur, Oberstleutnant von Heydebreck, durch den Tod. Kamerun behauptet sich nach Räumung der Küstengebiete. Im Februar 1916 allerdings erliegt die Kolonie der feindlichen Übermacht. Deutsch-Ostafrika aber unter seinem Gouverneur Dr. Schnee und dem Kommandeur der Schutztruppe General von Lettow-Vorbeck hält sich gegen starke feindliche Aufgebote. Vom 3. bis 5. November werden englisch-indische Truppen bei Tanga besiegt. Die Kolonie steht Ende des ersten Kriegsjahres noch völlig ungebrochen und schlagfertig da.

2. Das Siegesjahr 1915

Russischer Angriff in den Karpathen – Verzweifelte Anstürme eines Millionenheeres – Przemysl fällt – Die Winterschlacht in Masuren – Der Durchbruch von Gorlice – Die größte Siegesschlacht der Weltgeschichte – Lemberg zurückerobert – Der große Angriff im Juli – Vorwärts bis Düna und Styr – Wiederbeginn des Stellungskrieges Mitte September – Die Entlastungsoffensive Joffres im Mai – Italien erklärt den Krieg – Die ersten vier Isonzo-Schlachten – Anschluß Bulgariens und Strafgericht über Serbien – Der Kampf um die Dardanellen und das Ringen um Gallipoli

Ohne eine rechte Pause während der Weihnachtsfeiertage zu finden, toben die seit Dezember währenden Kämpfe in den Karpathen weiter. Um die Jahreswende dringen drei russische Armeen über die Beskiden in die Täler Ungarns. Bei Munkacs sammelt sich, die drohende Gefahr abzuwenden, die deutsche Südarmee des Generals von Linsingen, die im Verein mit den österreichisch-ungarischen Armeen in heißen Kämpfen die Russen wieder aus Ungarn vertreibt. Allerdings, bis Przemysl vorzudringen, macht der hartnäckige Widerstand der Feinde unmöglich. Im März bereits setzen sie selber wieder mit neuen Angriffen ein. Ihre Armeen sind wieder aufgefüllt, ein Millionenheer rennt gegen die Karpathen und bohrt sich immer bedrohlicher in die Täler ein, den Paßkämmen entgegen. Sollen die Russen noch einmal nach Ungarn kommen? Heiß wird in den Bergen gestritten, die Stille des Hochgebirges wird durchbebt von dem Gebrüll des Riesenkampfes, und warmes Blut fließt in Bächen in den weißen Schnee der Berge und Wälder. Der Gegner scheut keine Opfer, er will den Durchbruch. Was auf dem Wege fällt, ist den russischen Generälen gleichgültig. Geht es so weiter, dann muß diese brutale Art der Kriegführung schließlich den Sieg davontragen. Die Lage der Mittelmächte ist bedrohlich genug.

Während dieses gewaltigen Ringens naht der Festung Przemysl das Ende. Die Verpflegsvorräte sind erschöpft. Nach einem letzten Ausfall muß am 22. März General von Kusmanek das Bollwerk übergeben. Nun führen die Russen auch die Belagerungsarmee in den großen Kampf um die Karpathenhöhen. Boroevic wird von ihr in die Täler Ungarns zurückgedrängt. Aber die Russen kommen nicht durch. Die Südarmee erobert den beherrschenden Zwinin, der große Ansturm des Feindes ist gescheitert.

Inzwischen ist Hindenburg mit der achten und der neugebildeten zehnten Armee in schwerstem Ringen vom 7. bis 15. Februar ein herrlicher Schlag in Ostpreußen gelungen. Die russische Njemenarmee ist in der „Winterschlacht in Masuren" bei eisiger Kälte vernichtet worden. 110000 Gefangene blieben in der Hand der Sieger.

Zwischen dem Chef des deutschen Generalstabes Falkenhayn und General Conrad wird ein großer Schlag mit frisch aus dem Westen herangeführten

deutschen Kräften und den Truppen der österreichischen vierten Armee im Raum von Tarnow-Gorlice vereinbart. Sie wollen in diesem Becken die russische Front durchbrechen, wodurch vom Rücken her die Karpathenstellung der Feinde aufgerollt würde. Denn die Truppen des Zaren stecken tief im Gebirge. Hindenburg und Ludendorff aber sind mit ihrem Vorschlag einer riesenhaften Umklammerung, zielend auf die Vernichtung der Russen, bei der Obersten Heeresleitung nicht durchgedrungen.

Am 1. Mai durchbricht die elfte Armee unter Mackensen Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Truppen die russischen Stellungen bei Gorlice in einer Breite von 16 und einer Tiefe von 4 Kilometern. Die Russen weichen gegen den San, starke Massen von Gefangenen und viele Geschütze in den Händen der Sieger lassend. Die zweite und dritte russische Stellung fallen. Am 17. Mai sind bereits 143500 Gefangene eingebracht. Am 30. Mai müssen die Russen die Westkarpathen und die San-Linie räumen, und die deutsche Südarmee hat sich den Weg bis Stryi gebahnt. Bayrische Truppen erobern am 3. Juni Przemysl zurück, worauf der Feind nun auch gezwungen ist, den Rückzug aus den Ostkarpathen anzutreten. Nach Durchbruch der russischen Stellungen von Grodek können am 22. Juni die Verbündeten Lemberg wieder in Besitz nehmen. Aber die Russen haben sich überall, auch in den Ostkarpathen, der Vernichtung zu entziehen vermocht, so daß es immer wieder frontale Anstürme gibt mit ihren unvermeidlichen schweren Verlusten. Nach der Befreiung des größten Teils von Galizien kann der Aufmarsch gegen Russisch-Polen erfolgen. Vier Heeresgruppen, im Norden die Gruppe Oberost unter Generalfeldmarschall von Hindenburg (die 12. Armee unter Gallwitz, die 8. unter Scholz, die 10. unter Eichhorn und die Njemenarmee Below), dann die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern (9. Armee unter Armeeabteilung Woyrsch), die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Mackensen (4. österreichische, 11. deutsche, Bug-Armee Linsingens und 1. österreichische) und die Südgruppe (2. und 7. österreichische und Armee Bothmer) werden für den Angriff angesetzt.

Durch den Ansturm dieser gewaltigen Kräfte soll der russische Stellungsbogen zwischen Bug, Weichsel und Narew umklammert werden. Schon zu Beginn des Mai hat die Armee Eichhorn ihren Vorstoß nach Kurland begonnen und Libau in ihre Hand gebracht. Nun, als der große Angriff im Juli beginnt, wird am 19. Juli Windau besetzt, und nach schweren Kämpfen bei Schaulen werden die Russen nach Dünaburg geworfen. Die Narewlinie wird überwunden, die Feinde müssen auf den Bug zurück. Von Norden und Nordosten her werden nun die großen Festungen Nowogeorgiewsk und Warschau umklammert. Im Süden hat der Angriff am 14. Juli eingesetzt. Die Russen werden auf Iwangorod geworfen, am 30. Juli ist Lublin, am 1. August Cholm in der Hand der Angreifer. Nun müssen die Armeen des

Zaren, es ist höchste Zeit für sie geworden, ihre Festungsstellungen im Weichselbogen räumen. Es fällt am 3. August Ostrolenka, am 4. Iwangorod, am 5. Warschau, am 10. Lomza, am 15. Kowno, am 19. Nowogeorgiewsk. Hier kommen den Deutschen 93000 Gefangene, 649 Geschütze und ungeheures Kriegsmaterial in die Hände. Für das eroberte Polen wird im Norden ein deutsches Generalgouvernement, im Süden eine k. und k. Verwaltung in Lublin aufgerichtet. Im späten August fallen noch die Forts von Olita und Brest-Litowsk, am 4. September Grodno. Zur selben Zeit hat der Südflügel Galizien bis auf Tarnopol vom Feind gesäubert und in der ersten Septemberwoche Luzk, Brody und Dubno erobert. Die Festung Rowno in Wolhynien, in dessen endlose Sümpfe, Wälder und Sandwellen die Verbündeten nun eingetreten sind, kann von den Russen gehalten werden. Der Ansturm hat sich im Süden müde gelaufen. Auch im Norden, wo noch Mitau und der Brückenkopf von Lennewaden genommen wurden, ist nach erfolglosem Angriff auf Jakobstadt und Dünaburg das Ende der großen Offensive eingetreten. Im mittleren Abschnitt der riesigen Schlachtfront kann am 18. September noch Wilna, am 21. Nowaja Misch, am 16. Pinsk und am 27. September der Knotenpunkt Baranowitschi besetzt werden. Dann aber herrscht überall Stellungskrieg. Die Front verläuft nun von südlich Riga an der Ostsee über Jakobstadt westlich Dünaburg, Naroczsee, Krewo, Baranowitschi, Pinsk, Rafalowka, Korlupyn östlich Luzk, Dubno, westlich Tarnopol bis Czernowitz. Wohl haben die Russen eine ungeheure Zahl von Gefangenen verloren, aber Menschenverluste vermögen diesem Riesen nichts anzuhaben. Auch seine gewaltigen Einbußen an Kriegsmaterial werden wieder ergänzt werden können. Man hat die Russen nach Gorlice zum großen Schaden der Kriegsführung unterschätzt. Was sie schon 1915 wieder vermögen, erweisen ihre scharfen Angriffsstöße im September am Styr und an der Strypa, um die schwerkämpfenden Serben zu entlasten. Die Österreicher, bei Luzk bereits über den Styr zurückgeworfen, können durch Gegenstöße ihre wankende Front wieder festigen und neuerliche Angriffe Iwanows abweisen. Ein mächtiger Angriff, der Ende Dezember und Anfang Jänner in Ostgalizien erfolgt, scheitert an der Festigkeit der deutschen Südarmee und der österreichischen Armee Pflanzer-Baltin.

Italien, seit lange nur mehr dem Namen nach an der Seite der beiden Mittelmächte, hatte zu Beginn des Krieges unter Erklärung seiner Neutralität eine lauernde Haltung eingenommen. Als dann das große Ringen den Charakter eines langdauernden Zermürbungskrieges gewinnt, tritt es mit Gebietsforderungen an Österreich heran. Bernhard von Bülow, in besonderer Mission nach Rom entsandt (4. Dezember 1914), kann das Abgleiten des ehemaligen Bundesgenossen ins Lager der Entente nicht mehr verhüten. Die Italiener verlangen nicht nur das Trentino mit Trient, zu dessen Abtretung

Österreich bereit wäre, sondern auch das deutsche Südtirol, dann das Ufergebiet des Isonzo, die Umwandlung Triests und seines Hinterlandes in einen selbständigen Staat und die Abtretung wichtiger Inseln in der Adria. Alles dies sofort und unter sofortiger Entlassung der aus diesen Gebieten stammenden Soldaten des k. u. k. Heeres! Die Doppelmonarchie muß diese Forderungen ablehnen. Italien aber schließt am 24. April mit der Entente das Londoner Abkommen, das ihm Südtirol bis zum Brenner, ganz Istrien mit Triest, Dalmatien, Valona, die Inseln des Dodekanes und gewaltige andere Vorteile verspricht. Trotz letzter Gegenbemühungen Bülows erfolgt am 4. Mai die Aufkündigung des Dreibundvertrages durch Italien und am 23. Mai seine Kriegserklärung an Österreich-Ungarn, worauf Deutschland seine Beziehungen zu dem ehemaligen Bundesgenossen abbricht.

Nur unter den größten Schwierigkeiten konnte das Habsburgerreich Truppen für einen bescheidenen Grenzschutz gegen Italien abziehen. In Tirol müssen noch dazu die Standschützen aufgeboten werden, vielfach Greise und kaum erwachsene Jünglinge. Die wenigen Sperrforts in Südtirol erweisen sich als außerordentlich wertvolle Stütze. Zur Verteidigung Tirols stellt die Oberste Heeresleitung das Alpenkorps zur Verfügung. Glücklicherweise erweisen sich die Italiener als übervorsichtig. Sie wissen die Gunst der Lage nicht zu nützen, die ihnen bei scharfem Anhauen ein rasches Vordringen ermöglicht hätte. So können die Österreicher, für Tirol Dankl, für den Karst und den Raum von Triest Boroevic, fast überall hart hinter der Grenze oder an der Grenze selber die Verteidigung aufrecht erhalten. Das Oberkommando über die Südwestfront übernehmen Erzherzog Eugen und sein Generalstabschef Krauß. Von St. Giovanni an der Adria läuft die Front der Österreicher über das Plateau von Doberdo und Gradiska, dann am Isonzo entlang bis zum Massiv des Krn, von hier über das Bergland von Flitsch und über die weglosen Grenzkämme der Karnischen Alpen, in den Dolomiten über Schluderbach, den mächtigen Col di Lana und die eisgekrönte Marmolata zum Brentatal nach Burgen (Borgo) und über Levico bis südlich Trient und an den Gardasee bei Riva, dann aber die Judicarienspalte durchquerend über die Gletschergipfel der Adamello- und Presanellagruppe zum Stilfser Joch. Bis September haben die Italiener 900000 Mann zum Angriff bereit. Im Juni erleiden sie am Görzer Brückenkopf einen Mißerfolg. Vom 23. Juni bis zum 7. Juli findet dann die erste Isonzoschlacht statt, in der zwischen Monfalcone und Görz und dem Plateau von Doberdo zehn italienische Divisionen vergeblich anrennen. Noch im Juli tobt bereits die zweite Isonzoschlacht, die den schwer bedrängten Russen Entlastung schaffen soll. Sie hat ebensowenig Erfolg wie die dritte (18. Oktober bis 4. November) und die vierte (11. November bis 15. Dezember).

So hat sich ein neuer ausgedehnter Schauplatz des Völkerringens aufgetan.

Der Kampf, den hier die zahlenmäßig weit unterlegenen österreichischen Truppen in Eis und Schnee durch dreieinhalb Jahre größtenteils in entsagender Verteidigung führten, gehört zu den herrlichsten Leistungen des Weltkriegs.

Im Westen herrscht in einer Frontausdehnung von 750 Kilometern der Stellungskrieg. Durchbruchsversuche der Franzosen und Engländer scheitern: in der Winterschlacht in der Champagne (21. Februar bis 20. März), wo sie vergebens unter Anwendung des noch neuartigen Trommelfeuers mit einem Verlust von 45000 Toten und Verwundeten anstürmen, im April zwischen Maas und Mosel, Ende Juni und Anfang Juli südwestlich von Verdun. Engländer, Franzosen und Belgier besitzen an der Westfront bereits die Übermacht. Nach dem Eintreffen der Kitchenertruppen stehen 1900000 Deutschen 2450000 Ententetruppen gegenüber. In heißen, von Mai bis August geführten Kämpfen können die Franzosen endlich die Loretto-Höhe und das Dorf Carency bei Arras nehmen.

Deutsche Gegenangriffe führen zu schönen Erfolgen. So werden zu Beginn des Jahres die Höhen von Craonne genommen, wird nach Abblasen von Gas im April bei Ypern ein erheblicher, jedoch durch die allzugroße Vorsicht der unteren Führung leider nicht ausgereifter Erfolg errungen, der durch Kämpfe im Mai, Juni und Juli ausgebaut wird. Auf die russischen Hilferufe hin versuchen die Engländer und Franzosen im Herbst gleichzeitig im Artois und in der Champagne unter mächtigster Artillerievorbereitung den Durchbruch. Die Engländer werden geschlagen, die Franzosen haben örtlichen Erfolg. Ihr Versuch, durch Kavalleriemassen eine Entscheidung herbeizuführen, scheitert unter mächtigen Verlusten. Bis Ende Oktober haben die Deutschen das verlorene Gelände fast ganz zurückerobert. Der Feind hat 190000 Tote und Verwundete, die Deutschen nicht den fünften Teil davon verloren. Dabei ist die Entente im Juli an der Westfront bereits um eine Million Krieger stärker als die Deutschen.

Die in Rußland freigewordenen Truppen der Mittelmächte müssen zur Eroberung Serbiens angesetzt werden, um die Munitionszufuhr nach der bedrängten Türkei zu ermöglichen. Sonst hätten sie zur völligen Erledigung der Italiener eingesetzt werden können. Der Krieg ist auf der Balkanhalbinsel seit Ende 1914 gänzlich erstarrt. Die Serben haben in den Kämpfen mit Potiorek doch so schwere Verluste erlitten, daß sie zu keiner großen Aktion mehr fähig sind. Diesmal wird der Angriff über die Donau gehen und dem Oberbefehl Mackensens anvertraut. Eine österreichisch-ungarische Armee unter General Köveß und die elfte deutsche unter Gallwitz, eine österreichische Kraftgruppe bei Visegrad und eine bei Orsova werden ihn ausführen. Bulgarien, nun zum Eingreifen bereit, stellt vier Armeen auf, von denen die Nordarmee Mackensen unterstellt wird und sich mit ihm im Raum von Nisch und Kragujevac vereinigen soll.

Sehr starke Artillerie erzwingt vom 6. bis 10. Oktober den Übergang über die mächtige Donau und an mehreren Stellen auch über die Save. Auch die Drina wird von kleineren Abteilungen wieder überschritten. Schon am 9. Oktober ist Belgrad in der Hand Mackensens, am 14. bereits Pozarevac. Die Entente aber hat unter Bruch der griechischen Neutralität seit 5. Oktober die sogenannte Orientarmee des Generals Sarrail (150000 Mann) in Saloniki gelandet. Sie kommt zu spät. Eine Stellung der Serben nach der andern fällt trotz heldenmütiger Gegenwehr in die Hand Mackensens. Am 1. November ist Kragujewac, am 5. bereits Nisch im Besitz des Siegers, und die siegreiche Heeresgruppe kann ihre Vereinigung vollziehen. Eilig rollen auf dem frei gewordenen Wege die Munitionstransporte nach der Türkei. Ständig verfolgt und immer mehr der Auflösung verfallend, wendet sich die serbische Hauptarmee nach dem Amselfelde, um doch noch den Anschluß an die Orientarmee zu gewinnen. Hier aber, bei Pristina, am 24. und 25. November erneut durch die Verbündeten geschlagen, können sich nur durch das Versagen der bulgarischen Armeen noch 30000 Serben vor der Vernichtung retten und bei eisiger Winterkälte in fast völlig aufgelöstem Zustand das Jonische Meer erreichen, von wo sie zuerst nach Korfu, dann nach Saloniki gelangen, um dann erneut in den Kampf eingesetzt zu werden. 150000 Serben aber sind gefangen und 500 Geschütze erbeutet worden. Die Orientarmee, die im Wardartal zur Entlastung der Serben vorrückte, ist von der zweiten, dritten und vierten bulgarischen Armee geworfen worden und in kläglichem Zustand gegen Mitte September nach Saloniki zurückgekehrt. Nun trotzt nur noch die Bergfestung Montenegro.

Wenn sich Falkenhayn jetzt doch entschließen könnte, den Angriff weiter zu tragen, bis die Orientarmee vom Boden Griechenlands verschwunden ist! Jedoch die Vorstellungen Conrads, der sich hier als außerordentlich weitsehend erweist, vermögen bei ihm nicht durchzudringen. Rücksichten auf den kaiserlichen Verwandten, den König von Griechenland, spielen mit. Die Erwägung war falsch, auch der Gedanke, man dürfe die Orientarmee nicht angreifen, um die bulgarischen Armeen beschäftigt zu lassen. Denn nach der Besiegung der Orient-Armee hätte man, wozu ebenfalls Conrad geraten hat, unter freudiger Mithilfe der Bulgaren Rumänien vor das harte Entweder-Oder, Anschluß an die Mittelmächte oder völlige Entwaffnung, stellen können. Mit Recht nennt Generalmajor Hoffmann den Weltkrieg einen Krieg der versäumten Möglichkeiten. Eine der wertvollsten unter diesen aber wurde verpaßt, als die deutschen Truppen die bereits geschlagene Orientarmee über die Grenzen Griechenlands entwischen ließen, ohne ihr den Fangstoß zu geben und damit die endgültige Klarheit im südöstlichen Raume zu schaffen. Man hätte 1916 schon das Jahr der Entscheidung haben können. So aber denkt Falkenhayn bereits an seinen unglücklichen Plan im Westen.

Die Türken haben in diesem Jahr seit dem 26. Februar 1915 den Vorstoß der französischen Mittelmeerflotte und eines englischen Geschwaders gegen die Dardanellen abzuwehren gehabt. Mit einem Verlust von vier Linienschiffen ist der Durchbruchsversuch der vereinigten Flotten am 18. März gescheitert. Im April landet die Entente auf der Halbinsel Gallipoli australische, indische und französische Kolonialtruppen. Unter blutigen Kämpfen im Mai und Juni leistet die neugebildete fünfte türkische Armee unter General Liman von Sanders hartnäckigen Widerstand. Eine Landung Mitte August bei Anaforta bringt die Entente nicht weiter. Seuchen wüten unter ihren Truppen. Mit ihrer Flotte beginnen deutsche U-Boote aufzuräumen. Ende 1915 wird das Unternehmen aufgegeben, das zehn Kriegsschiffe, 200000 Mann und einen Geldaufwand von fünf Milliarden Franken gekostet hat.

In Asien dringen die Türken unter Enver Paschas Führung auf Batum und Kars vor. Gegen den Suezkanal wird nur vorgefühlt. Die Engländer sind in Mesopotamien gelandet und dringen bis Kut el Amara vor, werden aber nach einer Niederlage bei Ktesiphon von den Türken unter von der Goltz in Kut el Amara eingeschlossen.

Im Seekrieg tritt zum ersten Male der Kreuzerkrieg der U-Boote auf. Mit Erklärung vom 4. Februar werden die Gewässer um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet erklärt, in welchem ab 18. Februar jedes feindliche Handelsschiff vernichtet wird. Amerika erhebt für seinen Handel und seine Bürger Protest. Deutschland erklärt, keine neutralen Schiffe versenken zu wollen, und verweist auf die völkerrechtswidrige Hungerblockade der Engländer. Diese lehnen eine amerikanische Vermittlung auf Lebensmittelzufuhr für Deutschland ab. Als dann bei der Torpedierung von Handels-, besonders aber von Passagierfahrzeugen auch Amerikaner ihr Leben einbüßen, insbesondere bei der Versenkung des mit Munition beladenen englischen Passagierdampfers „Lusitania" (7. Mai), wobei 1198 Personen ihr Leben verlieren, weicht die Reichsregierung vor scharf gehaltenen Noten der Vereinigten Staaten zurück, stellt schließlich den Handelskrieg gegen England ein und läßt ihn auch in der Nordsee nur mehr nach Prisenrecht führen, was praktisch sein Ende bedeutet. So ist der U-Bootkrieg nach hoffnungsvollen Erfolgen tatsächlich aufgegeben. Er wurde verfrüht mit einer zu geringen Zahl von Booten begonnen. Außer zahlreichen Heldenfahrten der U-Boote — bei einer solchen hat der tapfere Weddigen den Heldentod gefunden — zeitigt der Seekrieg 1915 kein Ergebnis.

In den Kolonien hält sich die Kameruner Schutztruppe immer noch im Kleinkrieg, in Südwestafrika aber dringt die Übermacht der Unionstruppen vor. Nach dem Falle von Windhuk muß die Schutztruppe am 9. Juli die Waffen strecken. Mit Deutsch-Südwestafrika ist es vorbei. Ostafrika vermag sich nach siegreichen Kämpfen am 18. und 19. Jänner bei Umba und Jassini

unter Abwehr feindlicher Angriffe zwischen Viktoria- und Tanganjika-See und an der Rufidschi-Mündung zu halten, ja sogar wirksame Gegenstöße zu führen. Im April aber kommt ein deutsches Schiff mit Waffen und Vorräten trotz der englischen Blockade in Tanga an.

3. Verzweifelter Kampf gegen feindliche Übermacht

Das Jahr des strategischen Sündenfalls – Die Mittelmächte trennen sich im Kampf – Montenegro erledigt – Die Schlacht von Verdun – Österreichs Offensive gegen Italien – Der Angriff der Russen und die Schlacht an der Somme – Skagerrak – Generaloffensive der Entente – Hindenburg und Ludendorff in die Oberste Heeresleitung berufen – Rumäniens Kriegserklärung und Niederwerfung – Kaiser Franz Josef stirbt – Der neue Kaiser von Österreich-Ungarn – Friedensangebot der Mittelmächte und sein Echo – Das Hindenburg-Programm – Elastische Taktik an der Westfront – Verschärfter U-Bootkrieg und Eintritt Amerikas in den Krieg – Die russische Revolution – Die Schlacht von Arras und in der Champagne – Die Zustände in der Heimat – Sturz Bethmann-Hollwegs – Die Friedensresolution Erzbergers – Die Sixtus-Briefe Kaiser Karls – Endgültiger Zusammenbruch der russischen Macht – Die große Flandernschlacht – Die 10. Isonzoschlacht – Der Durchbruch von Flitsch und Tolmein – Erstarren der Offensive am Monte Grapa und an der Piave – Sieg der Bolschewisten in Rußland und Abschluß des Waffenstillstandes im Osten – Die Beratungen von Brest-Litowsk – Die Schlacht bei Cambrai

Das Jahr 1916 ist das Jahr des strategischen Sündenfalles der Mittelmächte. Mit unerhörtem Glück hatten die deutschen Heldenarmeen und an ihrer Seite gleichfalls siegreich die österreichischen Heere gefochten. Der Name Gorlice hielt seinen Einzug in die Weltgeschichte, als der Schlacht, die sich verheerend in das Gefüge der russischen Millionenarmeen einfraß und ihre unerschöpfliche Heereskraft fortgesetzter Dezimierung unterwarf. Noch eine solche Siegesschlacht, und das Unglück an der Marne war ausgetilgt, und niemand konnte dann mehr den Mittelmächten den Siegespreis entreißen.

Die Sturmtruppen von Rußland und Serbien stehen zu neuen Kämpfen bereit. Eine wahre Schicksalsfrage für die Verbündeten ist, wo und wie mit ihnen im neuen Jahre die Entscheidung gesucht wird.

Hier setzt die Schuld des Generals Falkenhayn ein. Hindenburg und Ludendorff beantragen den endgültigen Stoß gegen Rußland, Conrad aber, als der Generalstabschef des verbündeten österreichischen Heeres, einen gemeinsamen Angriff der Mittelmächte entweder gegen die Ententefront in Mazedonien oder gegen die Franzosen an der Westfront. Falkenhayn, mit seinem österreichischen Kollegen zerfallen, lehnt ab und bereitet, ohne ihn zu verständigen, den großen Angriff im Westen vor. Da das Heer der Doppelmonarchie zu keiner gemeinsamen Aktion festgelegt ist, entschließt sich Conrad mit zusammengefaßten Kerntruppen zu einem Stoß gegen Italien.

Getrennt gehen die Mittelmächte in ein neues gewaltiges Ringen, das, diesmal an ungeeigneten Stellen eingeleitet, die winkende Siegesernte von 1916 vergeudet. Der Gegner aber kann dann im Osten, im Westen und schließlich auch im Südwesten und im Südosten zu einem Angriff antreten, der zum Unterschied von dem getrennten Vorgehen der Mittelmächte den Charakter einer einheitlichen Generaloffensive tragen wird, die an die letzten Kräfte der beiden Kaiserstaaten greift.

Das neue Jahr beginnt verheißungsvoll. Die Österreicher erstürmen die für uneinnehmbar gehaltenen Höhenstellungen der Montenegriner am Lovcen über der Meeresbucht von Cattaro und besetzen zwei Tage später Montenegros Hauptstadt Cetinje. König Nikita bittet um Frieden, muß aber, von der Entente gezwungen, sein Land verlassen. Am 23. Jänner kann General Köveß auch Skutari in Besitz nehmen, am 9. Februar Tirana und noch vor Monatsende nach Kämpfen mit den Italienern Durazzo. An der Vojusa erstarrt der Feldzug zum Stellungskrieg.

Inzwischen hat bereits Falkenhayns Angriff auf die mächtige französische Lagerfestung Verdun eingesetzt. Verdun wird nun der Flecken Erde des Weltkrieges, der, immer und immer wieder mit Blut gedüngt, wie ein Symbol alles Grauens, alles Schreckens und aller Opfer aufragt und neben dem Schauplatz an der Somme, den Trichterfeldern von Flandern und der Karstfläche von Doberdo das ungeheuerste Blutvergießen des Völkerringens verkörpert, aber mehr noch als die andern durch die Gewalt seines Namens und seiner Schicksale den Inbegriff der Materialschlacht bedeutet, in der sich Technik und Kriegsindustrie anschicken, über Soldaten- und Feldherrngeist den Sieg davonzutragen. Ahnte der deutsche Oberfeldherr, daß er die Sünde wider den Heiligen Geist aller Strategie beging, wenn er hier auf engem, einem Angriffe ungünstigen Raume, der überdies auf das gewaltigste befestigt war, der Reihe nach die unersetzlichen deutschen Divisionen in die blutigen Hämmer der furchtbarsten Weltschmiede warf? Bisher war es den Feldherren der Entente vorbehalten geblieben, das Jahrhundert des Materialismus durch die Materialschlacht, den Triumph mechanistischen Denkens zu krönen. Die deutschen Heere aber hatten durch ihre kühnen Vernichtungsschlachten, blitzschnellen Märsche und Vorstöße, die auf ewig mit den Namen Hindenburg, Ludendorff und dem immer bewährten Mackensen verbunden bleiben, die Welt in Erstaunen gesetzt und das Gesetz der Zahl überwunden. Nun aber sehen wir den Chef des deutschen Generalstabes eintreten in die Reihe der Ermattungsstrategen, die den Feind abnützen und allmählich zermürben wollen, statt ihn mit dem Willen zur Vernichtungsschlacht anzupacken. Sie figurieren in der Geschichte des Weltkrieges nicht durch die Größe errungener Erfolge, sondern durch die furchtbare Zahl der Gefallenen und die Wucht der monatelang auf engem Raum gespeisten Groß-

schlacht. Falkenhayns „in ständiger Glut gehaltener Ermattungskampf" brachte allerdings den Franzosen mehr Opfer als den Deutschen, gab ihnen aber auch unerhörten Ansporn und nach glücklicher Abwehr des Riesensturmes die Gewißheit eines glücklichen Ausganges des Weltkrieges überhaupt. So wird Verdun in Wahrheit eine Ermattungsschlacht für das deutsche Heer selbst, in dessen Reihen der Glaube an den Endsieg nun den ersten schweren Stoß erleidet. Falkenhayn vergaß, daß jeder Gefallene für Deutschland unersetzbar war, daß eine belagerte Festung mit jeder Granate, Patrone und jedem sturmerprobten Mann sparen muß, ihre Truppen aber nicht in einem Ermattungskampf verbluten lassen darf, bei dem als Siegespreis nur noch Geländestücke winken.

Nach gewaltiger Beschießung der französischen Stellungen auf dem rechten Maasufer setzt am 22. Februar der Infanteriesturm ein. Die Franzosen sind überrascht, werfen aber in fieberhafter Eile alle Reserven nach der bedrohten Stelle. Der Einbruch ist gelungen, am 25. Februar ist der Stoß bereits bis an die Fortskette herangetragen und das Panzerfort **Douaumont** mit stürmender Hand genommen. Einige heiße, in Angriff und Gegenangriff glühende Tage später ist auch das befestigte Dorf Douaumont und am 8. März das Dorf Vaux im Besitz der Deutschen. Aber schon hat nun das furchtbare Ringen um geringe Geländetiefe eingesetzt, das bei der Kraft, Hartnäckigkeit und Zahl der Feinde keinen entscheidenden Sieg mehr in Aussicht stellt, obwohl durch den Angriff am linken Maasufer der Stoß neues Leben erhält. Die Totenmühle von Verdun ist im Mahlen. Sie mahlt französische Divisionen zu Staub, zermahlt aber auch die deutschen Angreifer, denen jeder Fußbreit Boden viel zu teuer zu stehen kommt. Die Worte Douaumont, Vaux, Cumieres, Avocourt, Malancourt, Toter Mann, Hadraumont und Caillette-Wald erschallen als gewaltige Schicksalsnamen, eingebrannt der Generation des Weltkrieges, den Kämpfern wie den sorgenden oder trauernden Angehörigen. Ende Juni ist es klar, daß sich die herrlichste Armee der Welt an einer undurchdringlichen Mauer blutig gerannt hat. Verdun kann nicht mehr genommen werden. Falkenhayns Offensive ist so eine der unheimlichsten Totenglocken für die Mittelmächte geworden.

Inzwischen hat auch bereits der österreichisch-ungarische Bundesgenosse mit seiner Offensive eingesetzt. Es gilt mit Italien abzurechnen, das eben noch vom 15. bis 20. März vergebens zum fünftenmal am Isonzo angegriffen hat. Conrad plant von den **Sieben Gemeinden**, die sich als sogenannte Hochfläche östlich des Etsch über dem Raum von Verona und Vicenza aufbauen, nach Venetien vorzustoßen, um die Isonzofront der Italiener vom Rücken her aufzurollen. Es ist ein schwieriges Gelände, von tiefen Schluchten durchzogen, infolge seiner Höhenlage bis tief in das Frühjahr hinein mit Schnee bedeckt. Gelingt seine Eroberung und der Abstieg in die Tiefebene, dann ist

allerdings jedes italienische Heer im venezianischen Gefilde in eine verzweifelte Lage geraten. Der österreichische Angriff kann indes erst im Mai einsetzen, und das ist reichlich spät, da der Osten, von dem Conrad Kerntruppen und Artillerie abgezogen hat, so lange russischen Angriffen offen liegt. Jedoch die Truppenbestände sind dort noch ausreichend, und die Front ist stark ausgebaut. Daß der Kampfwert der an der Ostfront befindlichen Truppen die kluge Rechnung durchkreuzen könnte, bedenkt der General nicht.

Der Stoß in den Tiroler Bergen beginnt am 15. Mai, die Angriffsgruppe führt dem Namen nach der Erzherzog-Thronfolger Karl. Zwischen Brenta und Etsch werden die Italiener aus den Gebirgs- und Talstellungen geworfen. Ungeachtet der Ungunst des Geländes führt der Angriff über die ersten italienischen Sperrforts hinweg zur Besitznahme von Asiago auf der Hochfläche und von Arsiero im grünen Asticotal. Der Monte Cimone bei Arsiero wird erstürmt. Als man eben dabei ist, die italienische Sperrfortlinie gegen Schio bei deutlicher werdender Erstarkung des feindlichen Widerstandes aufzubrechen, wird der Angriff von der österreichischen Heeresleitung abgestoppt. In Wolhynien ist über die Doppelmonarchie die Katastrophe von Luzk hereingebrochen, und mit der heiß ersehnten Offensive gegen Italien muß es zunächst vorbei sein. Die Truppen werden auf eine günstige Verteidigungslinie zurückgenommen, der Monte Cimone und Asiago können behauptet werden. Alle irgendwie entbehrlichen Truppen aber rollen beschleunigt nach der russischen Front ab, soweit dort im Augenblick überhaupt noch von einer Front gesprochen werden kann.

Rußland hat auf französische und italienische Hilferufe nicht gezögert, zur Entlastungsoffensive anzusetzen. Schon seine Vorstöße im vergangenen Herbst hätten hellhörig für kommende Zukunft machen müssen. Den Winter über vermochte es, durch japanische, amerikanische und Ententelieferungen sein Kriegsmaterial wieder zu ergänzen. Es wird befähigt sein, Trommelfeuer zu entfalten. Die Menschenmassen sind aufgefüllt, und die zweite Dampfwalze steht bereit.

Das Jahr hat für das Zarenreich günstig begonnen: Enver Pascha ist am 1. Jänner bei Olti und Sarikamysch geschlagen worden. Die Russen haben bis zum März ganz Armenien mit Trapezunt und Erzerum in ihrer Hand. Dann stockt ihr Vormarsch.

Schon im März haben die Russen an der Ostfront angegriffen, im Kampfraum von Baranowitschi bis zur Düna herauf. In der Absicht, den über schlechte Nachschublinien verfügenden deutschen Nordflügel aufzurollen, sind sie am 18. März nach richtigem Trommelfeuer gegen die Front zwischen Narocz- und Wiszniew-See nordwestlich von Postawy und östlich von Widsy mit Masseneinsatz angerannt. In der Sumpfenge zwischen den beiden Seen gewann der Feind Raum und konnte auch an den andern Stellen nur mit

Mühe geworfen werden. Aber obwohl die Linien nur sehr dünn besetzt sind und in ihnen mitunter nur ältester Landsturm steht, werden die den ganzen März über auch aus Riga und Jakobstadt erfolgenden Angriffe abgewiesen. Noch ein paar solcher Offensiven, und der Russe kann nicht mehr weiter. Am 28. April wird ihm durch einen mächtigen Gegenstoß der 10. Armee auch der Raumgewinn zwischen den beiden Seen wieder entrissen.

Aber die Russen werden neue Angriffe führen. Wieder der Hauptstoß im Norden, aber begleitet durch Demonstrationsstöße bei Luzk, Tarnopol und am Sereth!

Ihr Angriff nimmt einen unerwarteten Verlauf. Die Demonstrationsstöße gegen die österreichisch-ungarische Front führen einen gewaltigen, weder bei der österreichischen noch bei der russischen Heeresleitung erwarteten Erfolg herbei, so daß der Russe nun seine Hauptkräfte an diesen Frontstellen zur Entscheidung ansetzt. Er ist den österreichisch-ungarischen Truppen durchaus überlegen. Wieder aber ist zu betonen: nicht den deutschösterreichischen Truppen. Aber wieviel steht noch von diesen in geschlossenen Verbänden an der Ostfront? Die deutsche Mannschaft und die deutschen Offiziere sind aufgeteilt auf fremdsprachige Regimenter mit ungleichmäßigem Kampfwert und, bei den tschechischen und ruthenischen Formationen, wankend gewordener Treue. Bei Tschechen und Ruthenen wird der erste wuchtige Hieb des russischen Riesen, in dem sie keinen Feind, sondern den starken Bruder, auf den sich ihre nationalen Hoffnungen richten, erblicken, eine unerhörte Katastrophe herbeiführen können, wenn einmal die trennenden Gräben überschritten sind und der dünne Schleier der deutschösterreichischen Truppen zerrissen wurde. Diese aber und was von den Ungarn Gefechtswert besitzt, müssen dann vor allem bluten, während sich die andern in hellen Haufen ergeben werden.

Der russische Angriff in Wolhynien stößt auf die vierte k. u. k. Armee unter der Führung des Generalobersten Erzherzog Josef Ferdinand. Das Trommelfeuer bei Luzk findet den Erzherzog auf der Jagd. Das Unheimliche geschieht. Auf den ersten Stoß der Russen, die der General Brussilow führt, bricht die österreichische Front völlig zusammen. Das Armeekommando setzt übereilt und schlecht seine einzige Reserve ein. Es ist die Schlacht bei Olyka und Korlupyn, in welcher das Wiener Landwehrregiment Nr. 1 binnen wenigen Stunden durch blutige Verluste von mehr als Kriegsstärke auf 700 Mann zusammenschmilzt und im Brückenkopf von Luzk bald darauf völlig aufgerieben wird. Den Durchbruch des Feindes konnten die Truppen, die heldenhaft gefochten hatten, nicht abwenden. Die österreichische Front ist in diesem Raume wahrhaft zusammengeschmolzen, denn viele Tausende Tschechen und Ruthenen sind zu den Russen übergegangen. Kein Zweifel, das alte Österreich ist weidwund. Schon holt der russische Jäger aus, ihm den Gnadenstoß zu versetzen. Aber wieder geschieht das Großartige! In die mächtig

aufgerissene Lücke stürmen die kargen Reserven der Heeresgruppe Linsingen, dann die sonst verfügbar gemachten deutschen Kräfte aus dem Osten und dem Westen und endlich die vom österreichischen Armeeoberkommando aus Italien abberufenen Truppen. Zum Gegenstoß übergehend, oft nur Landsturm gegen die heranbrandenden russischen Heereswogen, bringen sie die Sintflut noch einmal zum Stehen. Am unteren Styr aber erkämpft den bereits wankenden österreichischen Truppen eine Gefechtsgruppe unter dem Generalmajor Pfeffer bei Siemki noch einmal für einige Tage Zeit. Dann aber muß auch hier die Flußlinie des Styr aufgegeben werden, da sie von Südosten her zu stark ausgehöhlt worden ist. Im Norden hält die Armee Woyrsch mit eiserner Festigkeit aus, und im Süden hat der Gegenstoß der Mittelmächte, beiderseits von Sokal geführt, die bedrohteste Stelle östlich von Wladimir Wolynsk bei Kissielin und Saturczy unzerreißbar zusammengenäht.

Am Siegestage von Luzk vermochten die Russen auch bei Okna am Dnjestr durchzubrechen. Wieder wie bei Luzk reißt sich der Durchbruch mit unheimlicher Geschwindigkeit Bahn, wieder erweisen die gewaltigen Gefangenenziffern, daß auch hier Truppen standen, die in der Stunde der Gefahr zum Feinde übergegangen sind. Man kann sich die Wirkung dieser Nachrichten auf das k. und k. Hauptquartier in Teschen denken, kann nachfühlen, wie die Hiobspost als Totenglocke des alten Österreich in den Ohren des Kaisers Franz Joseph geklungen haben mag! Wieder wie in den schwersten Tagen von 1914 und 1915 müssen die Karpathenhöhen von Dorna Watra, Kirlibaba und um den Tatropaß der wankenden Front Halt bieten. Auch die dritte österreichische Armee muß aus ihrer Frontstellung (Kolomea Nadworna) weichen. Der einzige Halt ist die in der Mitte stehende Armee des Generals Grafen Bothmer, in dessen Verband sich auch die österreichischen Truppen besser schlagen. Doch selbst er muß seine Linie, wenn auch nur um ein weniges, zurücknehmen.

Die Russen aber setzen den Angriff den heißen Sommer über in Galizien wie in dem grünen Sumpf- und Waldgebiet von Wolhynien fort. Ihre Massen brechen sich da und dort Raum, mäßig tief, wo deutsche Truppen stehen, bedrohlich dort, wo österreichisch-ungarische Divisionen halten. Deutsche Reserven müssen zur Stärkung des erschütterten Bundesgenossen abgegeben werden. So liegt die Ostfront unter unerhörter Spannung, zumal die Russen auch von Dünaburg aus die nur noch ganz dünn besetzten deutschen Linien angreifen. Aber die heldenhaften Truppen lassen den Feind nicht vorankommen.

Während im Westen die Franzosen die Sommeschlacht begonnen haben, geht es so an der Ostfront auf Leben und Tod. Um in dieser auf das äußerste gespannten Lage wenigstens halbwegs eine einheitliche Befehlsgewalt zu haben, wird der Oberbefehl über die gesamte Ostfront von der Ostsee bis

südlich von Brody Hindenburg, der Restteil dem Thronfolger Erzherzog Karl mit General von Seeckt als Generalstabschef übertragen. Im August schwillt der Kampf zu gewaltiger Krise an. Brussilow will unter allen Umständen Kowel in seine Hand bringen, und auch in Galizien brechen die Russen immer wieder vor. In verlustreicher Abwehr verzehren sich die Reserven der Mittelmächte. An der Front des Erzherzogs Karl wird im August ein türkisches Armeekorps eingesetzt, auch von dem selbst schwer ringenden deutschen Westen müssen Streitkräfte nach dem Osten gebracht werden. Es ist notwendig geworden, die österreichische Front mit deutschen Abteilungen zu durchsetzen, so daß die Rückschläge nun begrenzter und harmloser auftreten. Endlich kann dann der Sommersturm der Russen am Stochod und sonst in Wolhynien als abgewehrt gelten. In Galizien hat die zweite k. u. k. Armee Ende Juli Brody verloren. Der gesamte Südflügel der Mittelmächte muß schließlich in die Linie Halicz-Narajowka-Zalocze-Zloczow zurückgenommen werden. Dann hält er aus.

Während so ein wilder Sommerkampf tobt und Rumänien sich anschickt, als Hyäne auf dem Schlachtfeld zu erscheinen, greifen die Italiener in der Gegend der Sieben Gemeinden an. Die Österreicher behaupten sich im großen und ganzen. Am Isonzo können die Italiener in der blutigen sechsten Isonzoschlacht endlich das so lange glücklich verteidigte Görz erobern (8. August). Aber nach Triest kommen sie nicht. Auch nicht in der siebenten Isonzoschlacht, die im September, auch nicht in der achten, die im Oktober und ebensowenig in der neunten, die im November tobt. Die heldenmütigen Verteidiger fühlen sich den Italienern trotz deren Übermacht an Mann und Material durchaus überlegen.

Die einzige Front, an der die Mittelmächte noch angreifen, von dem immer noch fortglühenden Angriff auf Verdun abgesehen, ist die mazedonische. Hier stoßen die Bulgaren im August zunächst erfolgreich vor, doch fallen sie bald in die Verteidigung zurück, in der sie sich vom September bis Dezember der Angriffe der Orientarmee erwehren.

Zum ersten Male hat die Entente so etwas wie eine gemeinsame Kriegführung zusammengebracht, indem an allen Fronten zugleich angegriffen wird. Furchtbar würgt dieses Ringen an den Mittelmächten, jeden Augenblick kann die Front zerreißen.

Am nervenbelastendsten wirkt die gewaltige Schlacht im Westen, die den letzten Rest des deutschen Friedensheeres hinwegfrißt. Mehr als einmal erscheint hier das Gespenst des Durchbruchs am Horizont. Die Schlacht an der Somme hat mit dem 24. Juni begonnen. Trommelfeuer, das die deutschen Stellungen und ihr Hintergelände bis weit nach rückwärts in Staub und Rauch hüllt und die bestausgebauten Linien in Trümmer legt! Der Artillerieeinsatz ist überwältigend, sehr groß die Zahl der feindlichen Flie-

ger über den deutschen Stellungen, während die deutschen Flugzeuge durch die Übermacht ferngehalten werden. Tagelang rast dieser Feuersturm unheilverkündend über die erste Linie, bis er sich endlich am 1. Juli auf die zweite Stellung legt und der Infanteriesturm beginnt. Der Feind will den Durchbruch in Richtung auf Maubeuge und Cambrai erzwingen. Aber aus den zerschossenen Gräben und den halbzerstörten Unterständen erhebt sich, was von der unvergleichlichen Truppe noch lebt, und weist mit Todesverachtung und unbeugsamer Zähigkeit die feindlichen Massenstürme zurück. Die deutschen Linien sind wohl da und dort zurückgedrängt, eingebuchtet, oft zum Zerreißen gespannt, jedoch der Feind kann sie nicht durchbrechen, sein Angriffsziel bleibt für ihn unerreichbar. Aber der würgende Dauerkampf zehrt verhängnisvoll an der Heereskraft. Das furchtbare Ringen um die einzelnen Gräben und Stützpunkte, die vom Trommelfeuer immer in viel zu dichter Besetzung angetroffen werden, muß auf die Dauer die letzten Kräfte zermürben, wie es zugleich den Gegnern die Möglichkeit verhältnismäßig hoher Gefangenenziffern bietet.

In dem Schrecken dieser Materialschlacht muß sich der deutschen Truppen das lähmende Gefühl der Unterlegenheit an Kriegsgerät bemächtigen, das Gefühl, daß, wenn heute noch mit dem Blut der Besten abgewehrt, beim nächsten oder übernächsten Male der feindliche Stoß gelingen kann, gelingen muß, wenn nicht in letzter Stunde ein einschneidender Wandel erfolgt. Soldat und Unterführer haben das Vertrauen zur obersten Führung verloren. Nur ein Führerwechsel kann noch helfen. Sinnlos geworden, schwelt der mörderische Kampf um Verdun weiter, während die Sommeschlacht an der Kehle des deutschen Heeres würgt. Im Osten vermag man sich zur selben Zeit gerade noch des nackten Lebens zu erwehren. Einen neuen Durchbruch kann zumindest Österreich nicht mehr überleben, das sich mit äußerster Kraft gegen Italien behauptet. Geht es so weiter, dann ist an den Fingern der Hand abzuzählen, wann das Gesetz der Zahl, im Lager der Feinde wirkend, den endgültigen Sieg erfechten wird. Die Hungerblockade wirkt immer empfindlicher. Die Neutralen werden schwierig, Amerika, kaum mehr neutral zu nennen, liefert in fieberhafter Eile Myriaden von Geschossen und Kriegsmaterial, die Rumänen machen sich bereit, die Walstatt zu berauben. Wie rächt sich, daß Falkenhayn nicht auf Conrad hörte, der 1915 diesen Nachbar zum Aufdecken seiner Karten zwingen wollte! Die rumänische Armee wäre abgerüstet oder stritte jetzt im Lager der Mittelmächte. So aber erklärt dieser ehemalige Bundesgenosse am 27. August den Krieg. Eine neue Front tut sich auf. Wehe, wenn die rumänischen Heere den Anschluß an die russische Front gewinnen, die Schrecken des Krieges in das Innere Siebenbürgens und Ungarns tragen können!

Bleibt General Falkenhayn, dann ist der Untergang kaum mehr abzu-

wenden. Helfen können zur Stunde nur die beiden Männer, die man so sträflich lange im Dunkel der Ostfront gehalten hat, statt sie gleich nach der Marneschlacht zu berufen, damals, als die Westfront noch nicht im Graben- und Materialkrieg erstarrt war, als dort von gottbegnadeten Feldherren noch ein Tannenberg erstritten werden konnte, wo Deutschland noch reiche Hilfsquellen besaß. Vielleicht zu spät kommt nun die Berufung der Führer, an deren Namen sich die letzte Hoffnung und das unbedingteste Vertrauen knüpft. Hindenburg und Ludendorff werden nun von dem so lange widerstrebenden Obersten Kriegsherrn ernannt, Hindenburg zum Chef des Generalstabes, Ludendorff zum Generalquartiermeister. Leider lassen sie ihren hervorragend bewährten Mitarbeiter, Oberstleutnant Max Hoffmann, den späteren Generalmajor, dessen Name eng mit den bisherigen Siegen verbunden ist, im Osten zurück. Hoffmann war einer der wenigen Strategen, die für die Bedeutung des italienischen Kriegsschauplatzes Verständnis besaßen. Auf diesem winkte die leider verkannte Entscheidung des Krieges.

Aber dies liegt am 29. August, dem Tage der Verabschiedung Falkenhayns, noch in weiter Ferne. Die beiden Helden, die nun die Führung der arg zusammengeschmolzenen deutschen Heere übernehmen, müssen vorerst einmal den feindlichen Angriffen endgültig Halt gebieten und den neuen Gegner der Mittelmächte überwältigen, ehe er ihnen zu mächtig wird.

Rumänien setzt drei Armeen gegen Ungarn und Siebenbürgen, eine gegen Bulgarien an und hält eine bei Bukarest in Reserve. Greifen sie energisch und rasch an, dann ist das Verhängnis nicht mehr abzuwenden. Nur geringe österreichisch-ungarische Truppen stehen ihnen gegenüber. Aber die Rumänen gehen nur zögernd vor, und die Oberste Heeresleitung findet Zeit, unter unsäglichen Schwierigkeiten Kräfte zum Angriff gegen den neuen Feind bereitzustellen.

Unter der Führung des Generalobersten von Falkenhayn wird die neunte deutsche Armee und an sie anschließend die erste österreichische unter General Arz von Straußenburg vorgehen. Von der Donau bis zu den Karpathen befehligt nun Erzherzog Karl, von da bis zur Ostsee Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. Eine entscheidende Entlastung für den bevorstehenden Angriff der Mittelmächte ist, daß der alte Schlachtenheld Mackensen mit sehr bescheidenen Kräften, wenigen deutschen, dann bulgarischen und türkischen Truppen, gegen die Donau gedeckt durch die österreichischen Monitore, die rumänischen Stellungen in der Dobrudscha über den Haufen rennt, zuerst bei Tutrakan am 5. September. Schon am 9. ist Silistria in seiner Hand, und mit geringen deutschen Verstärkungen kann Mackensen die letzte rumänische Stellung in der Dobrudscha vom 19. bis 22. Oktober bei Topraisar durchbrechen und etwa 20 Kilometer nördlich

des Trajanswalles eine sichere Dauerstellung beziehen, um zu neuem Vorstoß, diesmal über die Donau, zu rüsten.

Inzwischen aber ist das deutsche Schwert bereits in Siebenbürgen aufgeblitzt. Falkenhayn hat über die erste rumänische Armee bei Hermannstadt gesiegt (26. bis 29. September), dann ist die zweite bei Reps, am Alt und an der Sinca geworfen worden. Wie ein Siegessturm braust es über das alte Siebenbürger Sachsenland. Nur die hohen schneebedeckten Kämme der Transsylvanischen Alpen hemmen in verlustreichen Kämpfen die weitere Offensive der neunten Armee. Unter schweren Kämpfen ringen sich südlich des Rotenturmpasses ausgezeichnete österreichische Gebirgsbrigaden und das Alpenkorps des Generals Krafft von Delmensingen vorwärts. Wie oft ist doch das deutsche Alpenkorps, diese vielleicht herrlichste Truppe der Weltgeschichte, der übrigens längere Zeit auch österreichische Batterien zugeteilt waren, von einem Kriegsschauplatz nach dem anderen geworfen worden! Überall dorthin, wo es in schwerem Gelände bittersten Kampf, unbedingtes Ausharren oder unbedingtes Siegenmüssen galt! Das Alpenkorps ist fast zum Symbol des deutschen Weltkriegsheeres geworden.

Nach sorgfältiger Vorbereitung wird der Durchbruch durch das Gebirge südlich des Szurduks und des Vulkanpasses angesetzt. Mit vier Divisionen und zwei Kavalleriedivisionen gelingt es der Armeegruppe des Generals Kühne, trotz eisiger Winterkälte und schwierigstem Gelände am 11. November über die Transsylvanischen Alpen zu kommen. Bei Targu-Jiu geschlagen, müssen die Rumänen über den Alt zurückweichen, und ihre bei Orsova stehenden abgeschnittenen Truppen müssen Anfang Dezember die Waffen strecken. Generalfeldmarschall von Mackensen aber hat am 24. November zum zweiten Male den Donaustrom, diesmal in umgekehrter Richtung, überschritten und steht bereits auf altrumänischem Boden. Da die Gruppe Kühne, bei Slatina in schwere Kämpfe verstrickt, noch stark zurück ist, Krafft von Delmensingen aber auch nach Überwindung des Rotenturmpasses und der Einnahme von Pitesti noch hart zu kämpfen hat, um den endgültigen Abstieg in die Ebene zu erzwingen, muß Mackensen schwerste Tage gegen verzweifelte rumänische Gegenstöße durchmachen. Aber er hält. Und als der rechte Flügel der neunten Armee rechtzeitig eingreift, ist die Schlacht am Arges entschieden, und die Rumänen müssen Bukarest räumen, das am 6. Dezember in die Hand der Sieger fällt. Bis an den Sereth und den Pruth gehen die Geschlagenen zurück.

Neue Angriffe der Entente lassen im Spätherbst dieses Schreckensjahr sich noch einmal in all seiner Furchtbarkeit austoben: an der blutgetränkten Somme, auf den Friedhöfen von Verdun, in der Karstwüste am Isonzo, im Sumpf und Sand Wolhyniens und Ostgaliziens, im Wald der Karpathen und in den Bergen Mazedoniens! Ein letztes verzweifeltes Zerren an den

Fronten der Mittelmächte, bis endlich auch diese Stürme ergebnislos, aber furchtbar verlustreich zu Ende gekommen sind.

Bald nach der Übernahme des Großen Hauptquartiers, das nun in die Nähe des österreichischen nach Pleß verlegt wird, bereisen Hindenburg und Ludendorff die Armeeabschnitte der Westfront, um sich ein Bild der Lage zu schaffen. Schon vorher haben sie den völlig sinnlos gewordenen Angriff auf Verdun eingestellt. Nun befehlen sie ein Abgehen von der bisher im Westen geübten, so verlustreichen Taktik des Festhaltens an der vordersten Linie und ihrer Überfüllung mit Kämpfern an. Sie verfügen schwächere Besetzung der Gräben und stärkere Gliederung nach der Tiefe. Sonst aber können sie im Augenblick nichts tun, als das möglichste an frischen Divisionen dem gefräßigen Rachen der Materialschlacht zuzuführen. Die Kämpfe müssen erst ausgeklungen sein, dann können Änderungen in Taktik und Bewaffnung vorgenommen werden. Mit qualvoller Unerschöpflichkeit tobt die Schlacht den Sommer über weiter. Immer mehr bohrt sich der feindliche Einbruch als gefährlicher Bogen in die bedrohte Front der ersten und zweiten deutschen Armee. Im September fallen die Orte Bouchavesnes und Ginchy und nach gewaltigem Großkampf auch Combles nördlich der Somme. Obwohl sich bereits die Maßnahmen der neuen Männer segensvoll bemerkbar machen, schwärt auch im Oktober die riesige Kampfwunde fressend weiter. Nach seinen heißen Großkampftagen müssen selbst noch im November gefährlichste Krisen überstanden werden. Dann flaut die Kampfbewegung ab, und die große Sommeschlacht ist vorüber. Die Engländer und Franzosen haben im ganzen ein Gelände von nicht 15 Kilometern Tiefe mit einem Verlust von 750000 Toten und Verwundeten bezahlen müssen, aber auch die Deutschen haben 500000 Mann verloren. Der Durchbruch der Entente ist gescheitert.

Auch vor Verdun gibt es immer noch schwere Verluste. Jetzt greifen die Franzosen an. Es gelingt ihnen am 24. Oktober, als die Sommeschlacht eben im Ausklingen ist, ein überraschender Angriff auf das Fort Douaumont. Auch Mitte Dezember erringen sie große Erfolge, und am Ende des Jahres ist von dem mühsam errungenen Gewinn der Falkenhaynschen Offensive der größte Teil wieder verlorengegangen.

Inzwischen hat Brussilow neuerdings bei Swinjuchy und Kissielin angreifen lassen. Aber obwohl die anstürmenden Russen sogar durch das Feuer von hinter ihnen aufgestellten Maschinengewehren zu rücksichtslosem Anstürmen gezwungen werden, mißlingt der Sturm der dichten Angriffswellen immer wieder, und das Ergebnis ist auch hier für die moskowitischen Heere ein furchtbarer Aderlaß.

Seit Herbst macht die bulgarische Front ernste Sorgen. Das deutsche Armeekommando muß vorausschauend die bulgarische Front näher an Monastir heranziehen, Mitte November aber sogar hinter Monastir zurück-

nehmen, einige deutsche Jäger-Bataillone, mühsam anderswo ausgespart, müssen zur Stärkung des erschütterten Bundesgenossen eingesetzt werden. Nur so vermag man im November und im Dezember standzuhalten.

Als endlich die Kämpfe überall verklungen sind, in Rumänien allerdings erst im Jänner, kann das Fazit des blutigen Jahres erkannt werden. Die Mittelmächte haben sich in übermenschlichem Ringen behauptet und am Ende des Jahres noch einmal die Welt durch eine blendende Offensive in Erstaunen gesetzt. Im Osten wie im Westen haben Hindenburg und Ludendorff die schon wankenden Fronten wiederherzustellen vermocht. Jedoch die Widerstandskraft der österreichisch-ungarischen Armeen gegenüber Rußland ist nahezu gebrochen. Nur an der italienischen und albanischen Front besitzen sie noch Kampfwert. Im deutschen Heere aber hat dieses mörderische Jahr die besten Kräfte verbraucht, die nun vor Verdun, an der Somme, in Wolhynien, Galizien, in der Walachei und in Siebenbürgen in der Erde ruhen. Für das nächste Jahr wird die Heeresleitung vor den allerschwersten Entschlüssen stehen.

Unter die bittersten Verluste dieses Jahres muß auch der Tod des Mannes gebucht werden, der allein noch in dem auseinanderstrebenden Österreich-Ungarn der ruhende Pol war, Hort unbedingter Bündnistreue gegen das Deutsche Reich, trotz hohen Alters und schwerster Schicksale eine soldatische Natur geblieben. Der Kaiser Franz Joseph erliegt am 21. November im Alter von über 86 Jahren einer Lungenentzündung. Sein Nachfolger wird Erzherzog Karl, der lange im Schatten des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand stand und deshalb für sein verantwortungsvolles Amt nicht entsprechend vorbereitet war. Vermählt mit einer ehrgeizigen bourbonischen Prinzessin aus verarmter Seitenlinie, mit Zita von Bourbon-Parma, ist er — selbst eine weiche, bestimmbare Natur — durch seine energische Gemahlin um so leichter beeinflußbar, je glücklicher er sich in seinem Familienleben fühlt. Der Einfluß dieser Französin, deren beide Brüder im französischen Heere dienten, ist ein unglückseliger geworden.

Kaiser Karl strebt nur danach, mit guter Geste aus dem Weltkrieg herauszukommen. Die Brüder seiner Gemahlin werden mit ihren weitreichenden Beziehungen im Lager der Entente für diese Ziele wirken, und das Bündnis mit Deutschland wird eine empfindliche Auflockerung erfahren. Von einer naiven Unterschätzung des Auseinanderstrebens der österreichischen Nationen erfüllt, lockert der Kaiser die zu Beginn des Krieges getroffenen strengen Maßnahmen. Versöhnung lautet seine Parole, und unter dieser wird er die Begnadigung der tschechischen Hochverräter Kramarsch und Klofatsch vornehmen, die nach ihrer Entlassung mit gesteigertem Haß und doppelter Zuversicht an das Werk der Unterwühlung gehen werden. Das deutsche Element aber, die einzige Stütze des Staates, wird vom Kaiser

nicht gefördert. Seine Politik wird der Weg des Bergabgehens, und das Ende wird dann die Auflösung des alten Habsburgerstaates sein. Der neue Herr trennt sich rasch von den Räten des alten Kaisers. Soweit dies eine Reihe von bemoosten Häuptern trifft, die nur noch in der altväterischen Luft eines Patriarchen gedeihen konnten und zu einem jungen Manne — Karl ist noch sehr jung — nicht taugen, ist dieser Entschluß nur eine Selbstverständlichkeit. So aber wird von dieser Personaländerung bald auch der Mann betroffen sein, der für die österreichische Armee die größte Autorität bedeutet und trotz zweifelloser Fehlentschlüsse und Irrtümer immer noch der stärkste Wille und die glänzendste Begabung unter den Feldherren der Doppelmonarchie ist. Der Kaiser enthebt erst den Erzherzog Friedrich seines Oberbefehls und ergreift diesen selber. Dann aber wird Conrad von seiner entscheidenden Stelle in der Kriegführung des österreichischen Heeres entfernt und mit der Führung einer Heeresgruppe gegen Italien beauftragt. Chef des Generalstabes wird der in Siebenbürgen bewährte General von Arz, der für sein verantwortliches Amt gegen seinen kaiserlichen Herrn zu wenig nackensteif ist, diesem darum aber viel bequemer als Conrad von Hötzendorf, dessen Autorität schwer einen Widerspruch vertrug.

Es wird verhängnisvoll, daß Kaiser Karl auch in den absolutistischen Schlaf im Innern Österreichs eingreift, der in der letzten Zeit des Kaisers Franz Joseph allein noch das Funktionieren des österreichischen Regierungsapparates ermöglicht hatte. Der § 14 der Verfassung, der die Ausschaltung des Parlaments gestattet, wird fallengelassen. Der Kaiser gestattet die Einberufung des österreichischen Reichstages, und von hier aus greift dann durch die Immunität der hetzenden Abgeordneten eine noch stärkere Zersetzung der Donaumonarchie Platz. Wie gefährlich die Dinge schon in den letzten Tagen des alten Franz Joseph geworden sind, beweist die Ermordung des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh durch den Sozialdemokraten und Juden Friedrich Adler. So wird der junge Monarch, unerfahren und schlecht beraten, zu einem der Totengräber der alten Monarchie, tüchtig mit dabei, das einzuschaufeln und zu zerstören, was seine Vorfahren mit so unendlicher Zähigkeit aufgebaut hatten.

Eine wichtige Veränderung vollzieht sich im Osten. Die Mittelmächte gründen eine polnische Erbmonarchie, zweifellos einer ihrer großen Fehler im Weltkrieg. Nachdem man bereits seit August 1915 zu verhandeln begonnen hat, einigt man sich nun auf die Errichtung eines selbständigen Polens. Militärische Erwägungen sind für die Gründung maßgebend. Man hofft auf die Hilfe eines polnischen Heeres. Wiederum hat Conrad richtig voraussehend vor Illusionen gewarnt, und die Entwicklung hat ihm recht gegeben. Aus der militärischen Hilfe ist nichts geworden, hingegen hat die am 5. November 1916 verkündete Selbständigkeit Polens die Mittelmächte

unnötig festgelegt und die winkende Aussicht eines Sonderfriedens mit Rußland zerschlagen. Aus Furcht vor einer Revolution war der Zar im Herbst zum Frieden bereit. Aber die sich geheim und behutsam anbahnenden Fäden sind durch die Proklamierung des selbständigen Polens unwiederbringlich zerrissen worden. Auch wird das wiedererstandene Staatswesen zu einem Herd der Irredenta, die auf die Auflösung Österreichs und die Losreißung der deutschen Ostprovinzen zielt. Dank haben jedenfalls die Mittelmächte damals nicht geerntet. Dafür war auch die Proklamation viel zu undurchsichtig. Sie hat nur geschadet.

Nach diesem 5. November, der ein Faustschlag ins Gesicht des Zaren gewesen ist, bleibt das Friedensangebot der Mittelmächte an die kriegführenden Staaten (12. Dezember), das auf Betreiben des Wiener Außenministers Grafen Burian erfolgt, ohne Ergebnis. Das deutsche Angebot, das keine Bedingungen nennt, wird am 30. Dezember von der Entente abgelehnt. *Der englische Ministerpräsident Lloyd George hat hier den unbedingtesten* Siegeswillen durchgesetzt. Immerhin wird aber durch diesen Friedensschritt der Ehrgeiz des eitlen amerikanischen Präsidenten Wilson geweckt, der nun am 18. Dezember die Kriegführenden um Angabe ihrer Bedingungen ersucht. Die Mittelmächte schlagen am 26. Dezember den Zusammentritt von Vertretern der kriegführenden Staaten an einem neutralen Ort vor, was, nicht gerade geschickt, den Ehrgeiz Wilsons, den Frieden zu vermitteln, vor den Kopf stößt. Der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, wird angewiesen, diesen über die deutschen Friedensbedingungen zu unterrichten. In der Antwort der Entente vom 30. Jänner finden wir bereits den ganzen Vernichtungswillen des späteren Friedensvertrages von Versailles: Reparationen, Sanktionen, Zertrümmerung des preußischen Militarismus, jenes siegreiche Schlagwort, mit dem die feindliche Propaganda bei den Neutralen und dann auch in der deutschen Bevölkerung selber arbeitete. In der Frage der Propaganda verpaßt Deutschland alles in diesem Krieg und verhindert nichts. Die politische Unzulänglichkeit der deutschen Staatsmänner bildet immer mehr einen schwachen Punkt der Kriegführung des Reiches, von dem aus zwei Jahre später der Zusammenbruch der Mittelmächte erfolgte.

Zunächst allerdings macht sich durch den stählernen Willen des Generalquartiermeisters General Ludendorff eine ungeheure Belebung der deutschen Abwehrkraft geltend, indem der glühende Patriot auf allen Gebieten, die mit der Kriegführung zusammenhingen, den Willen zu Kampf und Sieg durchsetzt und der deutschen Regierung einen Impuls zu geben versucht, der eigentlich von dieser selbst hätte ausgehen sollen. So muß die Oberste Heeresleitung immer wieder über ihr eigenes Arbeitsgebiet hinausgehen, um überhaupt eine Weiterführung des Krieges ermöglichen zu können. Gerade in dieser Überanstrengung jedoch müssen wir die Größe des

Mannes bewundern, der, in den Brennpunkt der Hoffnungen des deutschen Volkes rückend, der Deutsche wird, gegen den sich die feindliche Propaganda ebensowohl wie die unterwühlende Tätigkeit der Vaterlandsverräter im Inneren wendet, die gerade in diesem Kriegsjahre zum ersten Male rechte Gestalt angenommen hat.

Die Türken haben sich am 26. April 1916 durch Aushungerung der englischen Besatzung in den Besitz von Kut el Amara setzen können. So ist der Sieg des greisen Generalfeldmarschalls von der Goltz bei Ktesiphon noch nach seinem Tode voll ausgereift.

Das Jahr 1916 sieht auch die größte Seeschlacht der Weltgeschichte, die erste und einzige Begegnung der deutschen mit der englischen Hochseeflotte. Seit Admiral Reinhard Scheer die deutsche Hochseeflotte führt, hat er auf Kreuzungsfahrten in der Nordsee die Gefechtsfühlung mit den Engländern gesucht. Auf einem solchen Vorstoß gegen die Nordspitze Jütlands trifft er vor dem Skagerrak auf die gleichfalls erkundende englische Flotte, und es entwickelt sich in den Nachmittagsstunden des 31. Mai ein Treffen, geführt zuerst zwischen den Kreuzergeschwadern des Admirals Hipper und Admirals Beatty. Sogleich wenden sich die Hauptkräfte der beiden Flotten dem Kampfe zu, der durch die treffliche Feuerkraft und Feuerschulung der deutschen Schlachtkreuzer „Moltke", „Seydlitz", „Derfflinger", „von der Tann" und „Lützow" einen für die Engländer verhängnisvollen Verlauf nimmt. Die beiden Schlachtkreuzer „Indefatigable" und „Queen Mary" fliegen in die Luft, und nur durch den besonderen Heldenmut eines Offiziers entgeht Beattys Flaggschiff der Vernichtung. Der Admiral muß seinen Kurs auf die Hauptmacht der englischen Flotte nehmen, die unter der Führung Jellicoes dem Kreuzergeschwader zu Hilfe eilt. Nun kämpfen die vereinigten Flotten gegeneinander. Die Engländer zwingen die Deutschen zu einem Kampf in ungünstiger Stellung, indem sie selbst gehüllt in die Dämmerung der einbrechenden Nacht feuern, während die deutschen Schiffe, westlich von ihnen entwickelt, in das grelle Licht der Abendröte gelangen. Diese ungünstige Lage zu bessern, läßt Admiral Scheer das eine Mal die Panzerkreuzer, das andere Mal die Torpedoboote gegen den Feind anbrausen und erzwingt dadurch in beiden Fällen ein Ausweichen der Geschwader Jellicoes. Die Nacht trennt die feindlichen Hauptstreitkräfte, aber zwischen den leichten Schiffen toben in der Dunkelheit erbitterte Kämpfe, um Torpedierungen zu erreichen. Der Plan des Engländers, die deutsche Flotte durch seine Bewegung längs der jütischen Küste von ihren Heimathäfen abzuschneiden, ist mißlungen. Als der Morgen anbricht, haben die beiden Flotten die Gefechtsfühlung miteinander verloren. Jellicoe kehrt mit seiner Flotte, die sehr schwere Verluste erlitten hat — im Feuerkampf der beiden Gros ist das Schlachtschiff „Invincible" gesunken und der „Warspite" schwer beschädigt worden —

nach England zurück, im Bewußtsein, besiegt zu sein. Scheer aber kann den schon während der Seeschlacht angetretenen Marsch nach dem Süden unbehindert fortsetzen, von seinen großen Einheiten hat er nur den schließlich völlig manövrierunfähigen „Lützow" eingebüßt. Die deutschen Schiffe haben sich trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit den Engländern durchaus überlegen gezeigt.

Die Oberste Heeresleitung hat die Gefahren erkannt, die im Verlauf der Brussilowoffensive und der Sommeschlacht auftauchten. Der Gegner ist an Kriegsmaterial zu sehr überlegen; die deutsche Kampftaktik war falsch. Die furchtbaren Verluste des vergangenen Jahres waren zum großen Teil darauf zurückzuführen. Es gilt, die deutsche Erzeugung an Mitteln des Krieges in gewaltigem Maß zu steigern und das deutsche Menschengut durch eine neue Taktik zu sparen. Schon im September überreicht die Oberste Heeresleitung Anträge, die auf eine Mobilmachung der Heimat zur Herstellung von Kampfmitteln hinarbeiten. Aber das Gesetz über die Hilfsdienstpflicht, wie es nach mehrwöchigem Zögern des Reichskanzlers endlich am 2. Dezember 1916 durch den deutschen Reichstag zustande kommt, ist nur eine Verstümmelung des Entwurfs. Dieser wollte alle Deutschen vom 15. bis zum 60. Lebensjahre erfassen, Frauen sollten männliche Kräfte für das Feldheer freimachen. Aber der Reichstag, parteipolitischem Egoismus verfallen, war verständnislos geblieben. Reichskanzler und Regierung hatten sich zaghaft der vollen Durchführung versagt. Immerhin wird auch so eine mächtige Steigerung der Arbeiten für die Kriegserfordernisse erzielt. Die Oberste Heeresleitung erreicht auf der ganzen Linie eine Erhöhung der Leistung, so daß die Armee in die Kämpfe des Jahres 1917 weit besser ausgerüstet eintritt als im vergangenen Jahre. All diese Bemühungen, die auf den vielfältigsten Gebieten einsetzen, liegen in den Händen des tüchtigen Obersten Bauer. Die Armee erhält Flachfeuergeschütze, wirksamere Granaten, leichte Maschinengewehre, zuerst vier, später sechs auf die Kompanie. Die Fliegerwaffe wird verstärkt, Kraftwagen für den Truppentransport werden in Auftrag gegeben. Der Fahrpark der Eisenbahn findet Ergänzung, die Munitionserzeugung wird gewaltig gesteigert. Das jammervolle Sparenmüssen, während der Gegner im Gebrauch keine Grenze zu beachten brauchte, ist nun zu Ende. So wird fieberhaft aufgerüstet, aber ebenso fieberhaft wird an der Schulung der Truppen gearbeitet. Auf die Manneszucht wird größter Wert gelegt. Die Infanterie wird wieder zum Gebrauch des Gewehres angewiesen, das zugunsten der Handgranaten zurückgetreten war. Die Artillerie erhält schwere Maschinengewehre zum Schutze bei feindlichen Einbrüchen. Die neu ersonnene Form der Abwehrschlacht wird eingeschult, das Festhalten am vordersten Grabenstück hört auf, die großen Stollen in der vordersten Linie, allzuoft wahre Menschenfallen, werden aufgelassen. Der Kampf wird in die Tiefe des Geländes verlegt, sein Schauplatz

ist nicht mehr die Kampflinie. Hat nun der Gegner auch tagelang die deutschen Stellungen abgehämmert und sich dann im Infanteriesturm der vordersten Linie bemächtigt, so stößt er alsbald beim Vordringen auf ein sorgfältig der Natur angepaßtes System von Einzelstützpunkten und Maschinengewehrnestern, die durch das Trommelfeuer schwer außer Gefecht zu setzen sind und in ihrer verheerenden Wirkung in dem zerpflügten Trichtergelände den schwersten Angriff aufzufangen vermögen, so daß die deutschen Eingreiftruppen für den Gegenstoß Zeit gewinnen. Das Hauptgewicht liegt nun im Auffangen und Abwürgen des feindlichen Stoßes und im Gegenangriff, der die Linie zurückerobert. So bleibt der Angriffsgeist der Truppe aufrecht, und es wird mit den Kräften gespart. Auch der österreichische Bundesgenosse macht sich den Inhalt der Vorschrift über die Abwehrschlacht zu eigen. Gewinnt die Oberste Heeresleitung nur einige Wochen des neuen Jahres Ruhe, so wird sie den Gegnern ein Heer entgegenstellen, das die Schrecken der Materialschlacht überwunden hat, seinen Führern vertraut und wieder singend in den Kampf zieht. Dazu werden 13 neue Divisionen, jedoch zum Teil durch Herabsetzung der Stärke der übrigen, aufgestellt.

Allerdings lautet zunächst die Parole: Abwarten der Angriffe der Gegner, Abwehr und Kargen mit der eigenen Kraft. Es ist der Gunst der Entwicklung überlassen, wann und wo man nochmals angreifen kann. Im Westen und Osten sowie im Südwesten sind schwere Angriffe der Entente zu gewärtigen.

Der deutsche Botschafter, Graf Bernstorff, hat dem Präsidenten Wilson Mitteilung über die sehr mäßigen deutschen Kriegsziele gemacht. Er hat ihn aber zugleich damit von dem Inkrafttreten des verschärften U-Bootkrieges verständigen müssen, was alle Fäden zerreißt, denn Amerika antwortet noch am selben Tage mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen (4. Februar). Am 5. April erfolgt an Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei die förmliche Kriegserklärung und alsbald die Beschlagnahme der in amerikanischen Häfen liegenden Schiffe der Mittelmächte. Bulgarien jedoch bleibt verschont, die amerikanische Gesandtschaft in Sofia wird fortan eine der wichtigsten Nachrichtenzentralen des Feindbundes.

So ist die Lage aufs neue verschärft. Vermag Amerika mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln in den Krieg einzugreifen, dann beginnt für die Mittelmächte erst recht ein Kampf auf Leben und Tod.

Wilson, von vornherein mit seinen Sympathien auf seiten der Entente, ist auch durch die an einem Sieg Englands interessierte amerikanische Industrie und Hochfinanz zur Kriegserklärung veranlaßt worden.

Deutschland aber beginnt nun am 1. Februar mit dem verschärften U-Bootkrieg. Die Versenkung von Handelsschiffen innerhalb einer weit gespannten Kriegszone erfolgt fortan ohne Warnung. Die Oberste Heeresleitung hat auf diesen Krieg gedrängt, da der Admiralstab durch ihn die Bezwin-

gung Englands binnen sechs Monaten versprach. Hindenburg und Ludendorff mußten eben, der ernsten Lage entsprechend, jede Möglichkeit benutzen, den Feind auf die Knie zu zwingen. Tragik ist, daß der Entschluß der Reichsregierung, der das rasche Ende des Krieges erzwingen sollte, durch die große Täuschung des Admiralstabes und maßgebender Industriekreise über die zu gewärtigenden Erfolge infolge des Eintrittes von Amerika erst recht eine Verlängerung statt eine Abkürzung des Krieges mit sich gebracht hat. Der U-Bootkrieg vermag bei edelstem Heldenmut der Schiffsbesatzungen und ihrer Führer das rasche Ende nicht zu erzwingen, wenn auch zunächst allerdings seine Erfolge die Welt in Atem halten. Im Jahre 1917 werden durchschnittlich 665000 Bruttoregistertonnen im Monat versenkt, im Rekordmonat Juni sogar 1016000. Aber England vermag den ganzen Schiffsraum der Welt seinen Zwecken dienstbar zu machen und verbessert von Monat zu Monat seine Abwehrmaßnahmen, zumal es durch den U-Bootkrieg in keiner Weise mehr überrascht werden konnte. In der deutschen Öffentlichkeit ist vorher viel zuviel das Für und Wider diskutiert worden. Der U-Bootkrieg hat später nicht einmal das Eintreffen der dicht gefüllten amerikanischen Transportdampfer wesentlich zu stören vermocht, obwohl im Frühjahr 1918 sehr leistungsfähige deutsche U-Bootkreuzer an der nordamerikanischen Küste und an den Azoren erscheinen, wo sie den Schiffsverkehr stören und Mannschaft und Offiziere ihr Bestes in schweigendem Heldentum geben. In den ersten neun Monaten des Entscheidungsjahres 1918 sind noch 5198000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes versenkt worden.

Hätten Reichsleitung und Oberste Heeresleitung den Ausbruch der russischen Revolution vorauszusehen vermocht, sie hätten den U-Bootkrieg, der Amerika auf den Plan ruft, kaum ins Werk gesetzt. Mitte März bricht überraschend die so oft vorausgesagte russische Revolution aus, die den Zarismus stürzt, aber das Land in der Folge dem noch viel härteren Joch der Bolschewiken entgegenführt. Nach Anschluß der Garnisonen an die Meuterer wird der Zar am 15. März zur Abdankung gezwungen. Zuerst herrscht eine bürgerlich-demokratische Regierung unter Miljukow, seit Anfang Juli die demokratische Diktatur Kerenskis. Durch die Revolution werden die Kräfte des bereits seit dem Vorjahre schwer getroffenen Riesenreiches gelähmt, und der Osten erfährt eine einschneidende Entlastung. Deutschland und Österreich werden von hier Kräfte an ihre bedrohtesten Fronten abgeben können. Höchst wichtig, da sich im Westen in diesem Jahr fortgesetzt die furchtbarsten Gewitter entladen werden.

Noch vor Beginn der Kämpfe in Europa haben am 17. März die Türken Bagdad verloren. Auf Enver Paschas Hilferuf muß Deutschland nun auch nach Mesopotamien Truppen werfen, das sogenannte Asienkorps. Mit ihnen soll Falkenhayn den Gegenangriff führen.

An der Westfront räumt die Oberste Heeresleitung nach außerordentlich sorgfältiger Vorbereitung überraschend den durch die Sommeschlacht sehr eingebuchteten Stellungsbogen zwischen Arras und der Aisne. Sie nimmt die Front in die neu ausgebaute Siegfriedstellung zurück, die von Arras über St. Quentin und La Fère, zum Teil angelehnt an den Kanal du Nord



Westlicher Kriegsschauplatz

bis zur Aisne, westlich Vailly führt, wo sie den Anschluß an das alte Stellungssystem findet. Vor dieser Linie wird ein Gelände von 15 Kilometern Tiefe planmäßig verwüstet, so daß der Feind, dem alle Angriffseinrichtungen in dem entblößten Gebiet mangeln werden, erst spät angreifen kann. Es genügen hier geringere Truppenstärken, wie auch durch die Frontverkürzung Kräfte gespart werden. Die Räumung ist am 20. März beendet. 154 deutsche Divisionen halten sich nun für den Ansturm der etwa 190, zahlenmäßig dazu stärkeren feindlichen bereit. Von der Nordsee bis La Fère reicht die Heeres-

gruppe des bayerischen Kronprinzen (4., 6. und 2. Armee). Von La Fère bis östlich Verdun steht die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz (7., 3. und 5. Armee), nach Osten bis zur Schweizer Grenze die Heeresgruppe Herzog Albrecht mit den Armeeabteilungen A, B, C. Anfang 1918 ist dann zwischen die beiden letzteren Heeresgruppen noch die Heeresgruppe von Gallwitz und dann bis zum Spätherbst 1918 zwischen die beiden nördlichen die Heeresgruppe von Boehn eingeschoben worden.

In dieser neuen Gliederung wird der Angriff erwartet. Die Engländer sind es, die den blutigen Reigen eröffnen. Am 9. April können sie nach kurzem Feuerschlag mit vielen Tanks östlich von Arras beidseits der Scarpe sechs Kilometer tief in die deutschen Stellungen einbrechen. Auch in der Folge gewinnt der Engländer noch Raum, bis endlich Ende April und Anfang Mai alle seine neuen Angriffe scheitern. Indessen haben auf breiter Front zwischen Vailly und Reims, und kurz darauf auch in der Champagne zwischen Reims und der Suippe, also in einer Gesamtfront von 70 Kilometern die Franzosen zu dem gewaltigsten Stoß ausgeholt, den sie bisher überhaupt an der Westfront geführt haben. Joffre ist verabschiedet und Nivelle, sein rasch emporgestiegener Nachfolger, hofft mit rücksichtslosem Einsatz, wie im vergangenen Herbst bei Verdun, den Durchbruch zu erzwingen. Am 16., 17. und 18. April greifen sie in dichten Massen an der Aisne an, wo sich trotz lokaler Einbrüche der Front, die nun auf den Chemin des Dames gestützte neue Verteidigungsstellung der Deutschen unerschütterlich behauptet. Auch in der Champagne bleiben ihnen entscheidende Erfolge versagt, und Wiederholungen des Angriffs anfangs Mai, in der Champagne noch am 20. Mai, brechen vor der siebenten und ersten deutschen Armee unter furchtbaren Blutopfern zusammen. Nivelle ist als „Blutsäufer" in der öffentlichen Meinung Frankreichs erledigt. Petain wird sein Nachfolger. Im französischen Heere aber brechen unter dem furchtbaren, stellenweise panikartig wirkenden Eindruck der Verluste gefährliche Meutereien aus, von denen zum Glücke Frankreichs die Oberste Heeresleitung zu spät und unzureichend Kenntnis erhält. Ein entschlossener Angriff zu dieser Zeit hätte gewaltige Wirkungen haben können. So jedoch kann der französische Ministerpräsident Clemenceau den Aufruhr mit brutaler Entschlossenheit niederwerfen. Jedenfalls aber, die neue deutsche Westfront hat die erste Probe siegreich überstanden.

Gleichzeitig mit den Engländern und Franzosen haben die Italiener in der zehnten Isonzoschlacht (12. bis 17. Mai) erfolglos angegriffen, haben die Bulgaren sich im März und April siegreich der Anstürme der Orientarmee erwehrt, sind englische Angriffe auf dem fernen Schlachtfeld von Palästina von den Türken und dem deutschen Asienkorps zwischen Gaza und Birseba abgewiesen worden. An der Ostfront aber macht sich die Auflösung des russischen Millionenheeres geltend.

Die Lehre von der Abwehrschlacht hat sich in den bisher geführten Kämpfen bewährt. In dieser Lage, die unvergleichlich günstiger ist als ein halbes Jahr zuvor, offenbaren sich die ernsten Zeichen schwerer Erkrankung der Heimat. Seit der erste Hochschwung der kriegerischen Begeisterung verrauscht ist, kämpft der deutsche Reichstag, Spottgeburt einer Volksvertretung, nur noch um die Ausdehnung seiner Machtstellung gegenüber der Krone. Im Glauben an einen raschen Erfolg war er noch für den U-Bootkrieg eingetreten; als dessen entscheidende Wirkungen ausblieben, schlägt die Stimmung vollends in das Gegenteil um. Man spricht von einem Verzichtfrieden, ohne sich selbst und dem Volke klar zu machen, daß der Gegner, davon unbefriedigt, die Vernichtung der deutschen Machtstellung im Auge hat. Statt nun für das angegriffene Vaterland, die einzige Möglichkeit seiner Rettung, das deutsche Schwert scharf zu erhalten, sehen wir den Reichskanzler Bethmann-Hollweg in Kassandrarufen des Pessimismus befangen, ohne den Versuch zu unternehmen, in die Räder des Schicksals zu greifen. Er ist der Geführte in diesem Kriege, statt der Führer zu sein. Er verhindert nicht das Aufwerfen der Frage der Reform des preußischen Wahlrechts, und als er diese durch Verordnung regelt, hat er nicht die Kraft, den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen und eine wirkliche Lösung zu finden. So wird er für links und rechts untragbar. Die Oberste Heeresleitung erklärt brieflich dem Kaiser gegenüber ihre eigene Demission, falls Bethmann weiter im Amt verbleibe. So läßt Wilhelm am 14. Juli den Kanzler fallen, der zu Beginn des Weltkrieges gestand, daß seine Politik wie ein Kartenhaus zusammengebrochen sei. Aber die Nachfolger, der Reichskanzler Michaelis, der sich nur bis Oktober hält, und Reichskanzler Graf Hertling sind nicht erfolgreicher und nicht besser als Bethmann. Starke Persönlichkeiten, wie etwa General Ludendorff oder den Großadmiral von Tirpitz zum Reichskanzler zu machen, lag überhaupt nicht in der Halbheit der wilhelminischen Ära. Tirpitz fand in diesem Krieg gar keinen richtigen Wirkungskreis.

Während Bethmann stürzt, hat der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger, der geschäftigste und wandelbarste Mann des Reichstages, eine Resolution für einen Frieden ohne Entschädigungen und ohne Annexionen vorbereitet. Sie gelangt durch Indiskretion des „Vorwärts" zur Veröffentlichung und wird trotz aller Gegenbemühungen des neuen Reichskanzlers am 19. Juli 1917 angenommen. Sie stärkt die unbedingte Entschlossenheit der Entente, den Kampf bis zum Ende durchzufechten, denn Deutschlands Feinde sehen am Horizont die deutsche Revolution aufsteigen. Die Resolution schädigt auch die Bemühungen des Nuntius Pacelli in Berlin und in Bad Kreuznach an der Nahe, dem neuen Sitz der Obersten Heeresleitung. Die Entente aber, wo das Kabinett Ribot unter dem Eindruck der verlorenen Schlacht an der Aisne und in der Champagne zu einer Volksabstimmung in Elsaß-Lothrin-

gen bereit war, kann ihre innere Krise überwinden. Als am 2. August der Schritt des Papstes erfolgt, ist die günstige Gelegenheit wieder so ziemlich vorbei. England kämpft bereits, von Hoffnungen geschwellt und von der Hitze der Schlacht beseelt, in den erbitterten Großkämpfen von Flandern. Die Entente lehnt den päpstlichen Friedensschritt ab, während Deutschland eine allgemein gehaltene Zustimmung gegeben hatte. Mit einem letzten Friedensfühler des Nuntius Pacelli vom 5. September bricht die letzte Friedensvermittlung des Weltkrieges zusammen. Der Kampf muß nun durchgefochten werden und wehe dem Reich, wenn es schwach wird! Die Entente wäre auch *bei einem deutschen Verzicht auf Belgien zu keinem Frieden bereit gewesen.* Sie hofft auf den Reichstag, die Sozialdemokratie und den Kaiser Karl von Österreich. Dieser läßt ohne Verständigung seines Außenministers, des Grafen Czernin, bei den feindlichen Regierungen um einen Sonderfrieden sondieren und sendet seinen Schwager Sixtus von Bourbon, dessen Besuch er zu Laxenburg in aller Heimlichkeit empfangen hat, an den französischen Präsidenten Poincaré mit einem eigenhändigen Schreiben, darin er sich wörtlich verpflichtet: „daß ich mit allen Mitteln ... bei meinen Verbündeten die gerechten Rückforderungsansprüche Frankreichs mit Bezug auf Elsaß-Lothringen unterstützen werde". Mit diesem schmählichen Verrat an seinem Bundesgenossen hat der letzte Kaiser von Österreich zugleich mit der Tradition seines Hauses gebrochen, das seit Maximilians Tagen der Verteidiger der deutschen Grenzlande gewesen war. Als Clemenceau diesen Briefwechsel im Frühjahr 1918 bekanntgibt, versucht der Kaiser, vor seinem Außenminister und der Öffentlichkeit die Echtheit der Briefe zu bestreiten. Eine deutliche Sprache aber redet der bald darauf am 14. April erfolgte Rücktritt des Außenministers Grafen Czernin. Dieser begabteste Diplomat des Vierbundes ließ sich leider gleichfalls von dem Phantom des Verständigungsfriedens blenden. Die Lage der Doppelmonarchie beurteilte er viel zu pessimistisch. In einer nur in ganz wenigen Exemplaren abgefaßten Denkschrift, die er dem Kaiser und dem Reichskanzler übergibt, erklärt er, daß Österreich einen Winterfeldzug nicht mehr durchhalten könne. Der am 12. April 1917 abgefaßte Geheimbericht gelangt durch eine Indiskretion des Hauses Parma in die Hand des Zentrumsabgeordneten Erzberger, der auf einer Vertrauensmännertagung des Zentrums in Frankfurt am Main am 23. und 24. Juli Teile daraus bekannt gibt. Kurz darauf über die Schweiz zur Kenntnis der Franzosen gekommen, stärkt er deren Kampfwillen. Die Entente kann auf ein nahes Zusammenbrechen des österreichischen Bundesgenossen rechnen. So vergehen die schönen, für einige Tage trügerisch aufgetauchten Friedensbilder.

Die Reichsleitung aber erkennt nicht, daß es nun gelte, auch die letzte physische und moralische Kraft der Heimat mobil zu machen.

Rußland erwacht aus seiner militärischen Erstarrung noch einmal zu einem kurzen Sommerangriff. General Kornilow hofft mit einem Siege auch die Diktatur in dem von der Revolution zerrissenen Reiche zu erlangen. Er setzt am 1. Juli zwischen Zborow und Brzezany gegen die österreichischen Stellungen an und wirft sie sogleich über den Haufen. Wieder Verrat und Überlaufen der Tschechen! Deutsche Reserven bringen den Vorstoß zum Halten, die Südarmee Bothmers ist auch diesmal unerschüttert geblieben. Am 6. und 7. Juli greifen die Russen an der Front der österreichischen dritten Armee, wieder mit großem Erfolg, an und erobern Kalucz. Wieder muß deutsches Blut fließen, dem Gegner Einhalt zu gebieten. Das russische Heer ist übrigens seit der Revolution nicht mehr das alte. Alsbald kann ein deutscher Angriffsstoß in Ostgalizien angesetzt werden, der schon vor Beginn der russischen Offensive geplant war und nun am 19. Juli auf Zborow geführt wird. Am ersten Tage schon gelingt der Angriff bis zu 15 Kilometer Tiefe, Tarnopol, seit August 1914 in der Hand des Feindes, wird am 25. Juli genommen. Auch die Südarmee und die dritte und siebente österreichische Armee können den weichenden Russen folgen. Anfangs August wird der Zbrutsch erreicht, in der Bukowina Czernowitz zurückerobert. Auch die Rumänen müssen ein Stück ihrer Stellungen hergeben, obwohl sie sich nun besser schlagen als ein Jahr zuvor.

Die Oberste Heeresleitung plant bald darauf, einen neuen Stoß gegen die Russen zu führen. Riga soll genommen und dann der entscheidende Schlag gegen die Rumänen in der Moldau geführt werden. Der ausgreifende Geist des Ersten Generalquartiermeisters erscheint bewunderungswürdig, wenn wir die damalige Lage der Mittelmächte ins Auge fassen. In Flandern toben zu dieser Zeit die fürchterlichsten Großkämpfe, in Mazedonien bereitet der Feind neue Angriffe vor und wird Anfang September, wieder nur durch deutschen und zum Teil auch türkischen Einsatz, abgewiesen. Am Isonzo aber drückt Cadorna härter und härter auf die österreichische Widerstandskraft. Im Orient kann bei den Kräfteverhältnissen an die Wiedereroberung von Bagdad nicht mehr gedacht werden.

Die Flandernschlacht der Engländer begann als begrenzte Unternehmung am 7. Juni, wo durch eine große, gänzlich überraschende Minensprengung im Wytschaetebogen die deutsche Stellung auf die Sehne des Bogens zurückgenommen werden muß. Dann gab es an der Westfront nahezu Ruhe, aber die Ruhe vor dem Sturm. Dieser erhebt sich mit furchtbarer Gewalt. Die Engländer wollen in Richtung der U-Bootstützpunkte der flandrischen Häfen Zeebrügge und Ostende, durchbrechen. Ihr Großangriff soll auch das Selbstvertrauen des französischen Heeres wiederherstellen.

Nach mächtigem Feuerkampfe greifen in einer Breite von 25 Kilometern am 31. Juli die englischen, von Franzosen verstärkten Sturmtruppen von

Driegrachten an der Yser bis Hollebeke mit Tankunterstützung an und erobern eine Tiefe von zwei bis vier Kilometern. Beide Teile, besonders aber die Verteidiger, erleiden schwere Verluste. Der nächste Großangriff (10. August) wird abgeschlagen. Nach heißen Kämpfen am 16., wo der Gegner Driegrachten, Poelkapelle und Langemarck erobert, tritt am 25. August Kampfruhe ein. Mitten in diesem Ringen haben die Franzosen durch einen Angriff bei Verdun beiderseits der Maas am 20., 21. und 26. August namhaften Geländegewinn erzielt.

Kaum ist die erste Phase der Flandernschlacht ausgeklungen, als im Osten die deutsche achte Armee den geplanten Angriff unternimmt. Am 1. September wird die Düna bei Üxküll überschritten. Riga und Dünamünde fallen rasch, so daß von der nun erheblich verkürzten deutschen Front Kräfte freigemacht werden können. Das tut not, denn es gilt, Italien zu schlagen. Der geplante Angriff gegen die Rumänen in der Moldau wird fallengelassen.

Die Italiener haben in einer Frontbreite von 70 Kilometern die elfte Isonzoschlacht eröffnet, die auf dem blutgetränkten Karstgelände vom 18. August bis 21. September tobt. Schon um Haaresbreite dem Durchbruch nahe, sind sie von den tapferen österreichischen Truppen mit letztem Einsatz doch noch zurückgeworfen worden. Allein, das k. u. k. Armeeoberkommando in Baden fürchtet die nächste Schlacht und ruft deshalb die deutsche Heeresleitung um Hilfe an. Ludendorff entschließt sich mit den gerade verfügbaren Kräften, sechs bis sieben Divisionen, in den Kampf einzugreifen, aber nicht zur Verteidigung, sondern zum befreienden Angriff.

Der Raum von Flitsch und Tolmein wird zum Durchbruch der italienischen Isonzofront gewählt. Die deutschen Truppen bilden unter General Otto von Below die 14. Armee. Eine österreichische Armeegruppe unter dem hervorragenden General Alfred Krauß wird im Verband der 14. Armee mit bewährten Gebirgstruppen der Donaumonarchie mit angreifen. Ein schwieriges Gelände ist zu überwinden. Die Deutschen haben den 1643 Meter hohen Matajur, die Österreicher den noch höheren Stol zu nehmen. Gelingt der Stoß, dann müssen die Italiener vom Isonzo zurück, dann winkt gegen den zurückflutenden Feind ein ganz großer Erfolg. Aber der Angriff verzögert sich bis zum späten Oktober. Bis dahin wird sich der Feind um so mehr in Flandern austoben können.

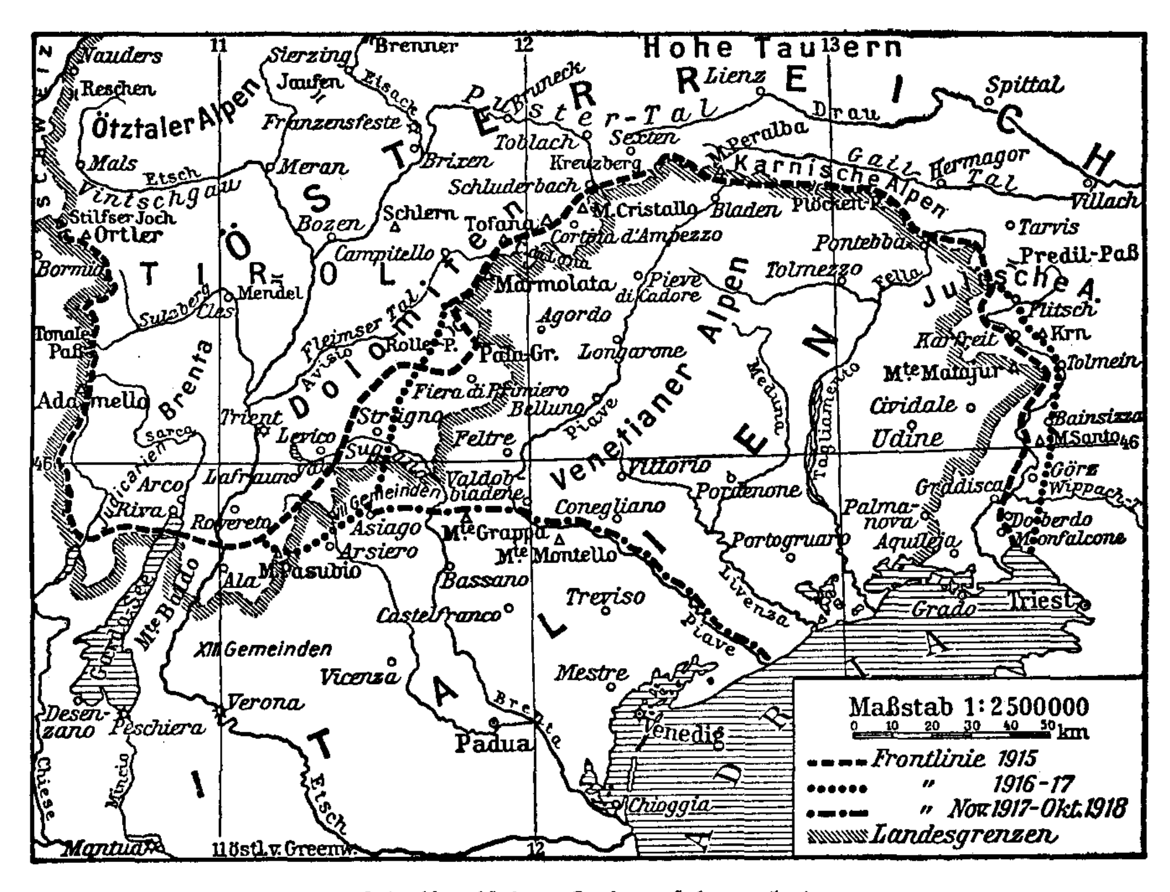
Nach Mitte September rennen die Engländer in neuem Großangriff gegen die Linie Gheluvelt—Paschendaele an. Der Feind gewinnt in heißem Ringen Boden. Auch zu Anfang Oktober gibt es schweren Kampf, wiederum hält sich die Front bei schmerzlichem Geländeverlust. Die Oberste Heeresleitung hat nach den Erfahrungen dieser Kämpfe die Bildung eines Vorfeldes angeordnet, hinter dem die tatsächlich zu haltende Linie eine größere Härte gewinnt. Der fünfte Großangriff der Engländer erfolgt im Oktober. General Ludendorff sagt über ihn: „Ungeheure Munitionsmassen, wie sie Menschen-

verstand vor dem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die in tief verschlammten Geschoßtrichtern zerstreut ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war ein unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserem Munitionshagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einfache Mann im Trichterfelde atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehre und Maschinengewehre waren verschlammt. Man rang Mann gegen Mann, und — die Masse hatte nur zu oft Erfolg."

Der Houthoulster Wald, die Höhenwelle bei Becelaere und Morslede, Poelkappelle, Paschendaele und Zandvoorde stehen wieder im Mittelpunkt des rasenden Ansturmes, bis endlich nach dem 10. November der Gegner das Vergebliche seines Bemühens erkennt und der Kampf erstarrt. Über das leichenübersäte Flandern beginnt sich die Ruhe des Winters zu legen. Bei all seinen Opfern vermochte der Engländer keine zehn Kilometer Tiefe zu erstreiten. Aber er hat in diesen heißen Kampfwochen hart an den Lebensnerv des deutschen Heeres gegriffen. Kann er eines Tages den Einsatz von Kriegsmaterial und sein zahlenmäßiges Übergewicht steigern — und das geschieht, wenn die amerikanischen Heere über den Ozean gekommen sind —, dann wird der Feind eines Tages eben doch sein Ziel erreichen. Die Franzosen haben am 22. und 23. Oktober an der Laffauxecke einen Angriffserfolg errungen, der Chemin des Dames (Damenweg) mußte aufgegeben werden.

Endlich kann an der Isonzofront der befreiende Kanonendonner erschallen. Am 24. Oktober beginnt die Durchbruchsschlacht von Flitsch und Tolmein. Durch den Talstoß der zwölften deutschen Division unterstützt, erstürmen die deutschen und österreichischen Truppen die beherrschenden Höhenstellungen. Unaufhaltsam dringt man nun gegen den Tagliamento vor. Links und rechts der Durchbruchsstelle wanken die italienischen Linien. Indessen vermag sich der Feind der drohenden Umklammerung zu entziehen, da die Heeresgruppe des Generals Boroevic, die von Karfreit bis zum Meere steht, nicht rechtzeitig die Gunst der Stunde nützt. Nur das von der Obersten Heeresleitung befohlene Ausschwenken mehrerer Divisionen gegen die Latisanabrücke bringt noch die Waffenstreckung von 60000 Italienern. Der geschlagene Feind muß jetzt auch in den Kärntner und Tiroler Bergen den Rückzug antreten; aber leider ist die zu schwach gehaltene Heeresgruppe des Feldmarschalls Conrad außerstande, entsprechend scharf nachzustoßen. Im Süden geht es über den Tagliamento hinweg gegen die Piave zu. Hier, wo man am 11. November anlangt, versteift sich allerdings der Widerstand der Feinde. Der Fluß führt zu dieser Jahreszeit Hochwasser, außerdem treffen englische und französische Divisionen ein. General Foch hat das sinkende Ver-

trauen der italienischen Führung wiederhergestellt und einen weiteren Rückzug verhindert. Der Versuch der Deutschen und Österreicher, vom Gebirge her die Piavefront aufzurollen, läuft sich nach anfänglichen Erfolgen früh fest. Das beherrschende Massiv des Monte Grappa kann nicht genommen werden. Man faßt allerdings an seinen Abfällen, dem Monte Tomba und an Teilen seines Kammes, dem Monte Asolone und Monte Perticca Fuß, weiter aber kommt man nicht. Der notwendige Begleitangriff aus den Sieben Gemeinden heraus kann von Conrad erst im Dezember unternommen werden. Die öster-



Italienischer Kriegsschauplatz

reichische elfte Armee erstürmt den Monte Meletta di Gallio, den Monte Meletta, den Monte Sisemol und den Col del Rosso. Indes trotz dieser stolzen Waffentat vermag sie den Durchbruch durch die Frenzelaschlucht im Brentatal nicht zu erzwingen. So bleibt die Piave die Grenze der errungenen Erfolge. Die österreichische Heeresleitung aber ist durchaus zuversichtlich, im nächsten Frühjahr auch dieses Hindernis zu überwinden.

Inzwischen haben deutsche Heeres- und Flottenabteilungen am 16. August die Insel Oesel, am 18. die Insel Moon und dann auch Dagoe in der Ostsee besetzt. Die Russen, nun empfindlich in der Hauptstadt bedroht, müssen an Waffenstillstand denken. Außerdem hat sich am 7. November der Bolschewismus des unglückseligen Landes bemächtigt, und seine neuen Männer brau-

chen den Frieden, um den Widerstand im Innern niederwerfen zu können. Fähnrich Krylenko, nun Oberbefehlshaber der russischen Heere, macht den Mittelmächten ein Waffenstillstandsangebot, und so wird zunächst eine zehntägige Waffenruhe, am 15. Dezember aber zu Brest-Litowsk der Waffenstillstand abgeschlossen. Am 9. Dezember ist das gleiche mit Rumänien zu Focsani gelungen. Folgt der endgültige Friede nach, dann kann Deutschland von den 80 Divisionen, die im Osten stehen, den größten Teil für den Westen abziehen.

Die Bolschewiken haben es bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk aber nicht mehr eilig. Ihr Delegationsführer Trotzki will vor allem zum Fenster hinaus sprechen, um seine kommunistische Propaganda betätigen zu können, während die Vertreter der Mittelmächte, General Hoffmann ausgenommen, den Bolschewiken gegenüber zu behutsam, fast hilflos auftreten. In Deutschland sieht es im Innern nicht mehr gut aus. Reichskanzler Michaelis und sein Vizekanzler Helfferich mußten zurücktreten, als sie gelegentlich einer von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei angezettelten Meuterei der Hochseeflotte das landesverräterische Treiben dieser Partei geißelten. Die Unabhängigen haben sich von der Sozialdemokratie losgelöst, stimmen beharrlich gegen die Kriegskredite und machen schärfste Opposition. Trotzdem wurden ihre Abgeordneten im Interesse des „Burgfriedens" von der volksvergessenen Mehrheit des Hauses gegen den Kanzler gedeckt!

Der Nachfolger Michaelis' ist ein müder Greis, parlamentarisch reich erfahren, aber ohne Kraft und Willensstärke für eine solche Zeit. Graf Hertling ist kein Führer. Als sein Vertreter erscheint in Brest-Litowsk Staatssekretär von Kühlmann, der in allem dem österreichischen Vertreter, Graf Czernin, unterlegen ist. Dieser will schon mit Rücksicht auf seinen Monarchen einen schnellen Frieden. Allein, der brutalen Zielsicherheit von Trotzki-Bronstein ist weder er noch Kühlmann gewachsen. Die Bolschewiken erkennen die Friedenssehnsucht und den schwächlichen Geist der Staatsmänner der Mittelmächte. Sie erzwingen sogleich eine Vertagung der Verhandlungen bis zum 4. Jänner.

Reift der Osten trotzdem dem endgültigen Frieden entgegen, so gibt es an der Westfront noch im Dezember eine Schlacht. Der nördliche Teil der Siegfriedstellung vorwärts Cambrai wird am 20. November nach kurzem Feuerschlag von den Engländern überrumpelt. Tankgeschwader treiben den Angriff in gefährliche Tiefe, doch halten sich die Flügel der Einbruchsstelle, und der Feind stößt nicht energisch genug nach. Die Lücke kann geschlossen werden, Kavallerie, die jetzt durchstoßen will, wird zusammengeschossen. Die Oberste Heeresleitung aber vermag gegen den in der Mitte weit vorgedrungenen Gegner einen umfassenden Gegenstoß zu führen. Am 30. November

entreißt General von der Marwitz, Führer der zweiten Armee, ihnen mehr als die Hälfte des erzielten Raumgewinnes. Gegenangriffe der Engländer am 4. und 5. Dezember scheitern, die Schlacht ist siegreich beendet.

Während sich so die Mittelmächte überall behauptet haben, ist in Palästina die türkische Front ins Wanken gekommen. Ende August und am 2. und 18. Oktober hatten sich die Osmanen noch gehalten, aber zu Beginn des November ist diese Stellung von den Engländern genommen, die am 9. Dezember sogar Jerusalem besetzen können. Das deutsche Asienkorps muß nun die Palästinafront stützen, an die Eroberung von Bagdad ist nicht mehr zu denken.

Es bleibt ein leuchtendes Ruhmesblatt des deutschen Heeres, daß sich gegen die stärkste Übermacht der Feinde immer noch der tapfere Lettow-Vorbeck mit seiner kleinen Truppe in Ostafrika hält. Am 25. November geht er, als die Kolonie schon fast ganz in die Hand der Engländer geraten ist, mit noch 2000 Mann über den Rowuma, den Krieg in Feindesland, ins Gebiet der Portugiesen tragend.

Das Jahr 1917 ist zu Ende gekämpft, der große Zweifrontenkrieg vorbei. Einige Zeit hindurch werden die Mittelmächte fortan die Überlegenheit an Divisionen besitzen. Eine ungeheure Möglichkeit tut sich für sie auf. Werden sie im kommenden Jahre, das alle Zeichen des Entscheidungsjahres trägt, den verdienten Lorbeer um die Stirne flechten können? Wir gehen dem Schicksal Deutschlands entgegen.

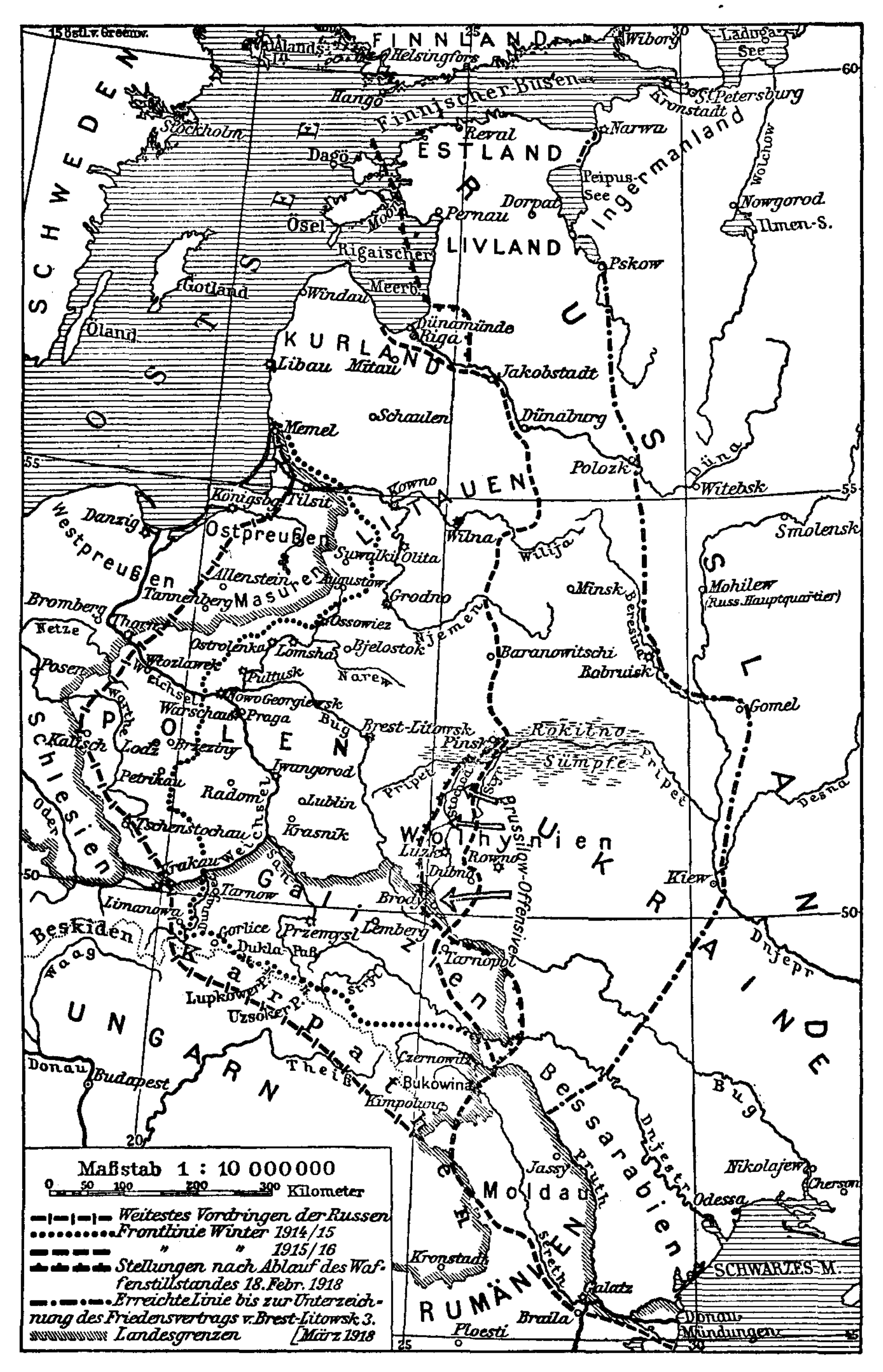
4. Die Entscheidung des Krieges

Der Abschluß der Frieden von Brest-Litowsk und Bukarest – Einmarsch in die Ukraine – Die Lage im Osten bis zum Zusammenbruch der Mittelmächte – Wo wird Ludendorff die Entscheidung des Krieges suchen? – Der deutsche Angriff im Westen – Scheitern der österreichischen Offensive gegen Italien – Der große Angriff an der Marne mißlingt – Marschall Foch beginnt mit der Gegenoffensive – Der schwarze Tag an der Scarpe – Die große Rückzugsschlacht der deutschen Armee – Versagen der Heimat – Kanzlerwechsel und Waffenstillstandsangebot – Präsident Wilson – Ludendorff entlassen – Der Umsturz – Kaiser Wilhelm gibt die Monarchie preis – Der schmähliche Waffenstillstand vom 11. November

Auf den Vorschlag der Bolschewiken waren die kriegführenden Alliierten gleichfalls nach Brest-Litowsk eingeladen worden. Eine Antwort erfolgt nur in der Kongreßbotschaft des Präsidenten Wilson vom 8. Jänner. Hier erscheinen zuerst die vierzehn Punkte, an die die Mehrheit des deutschen Reichstags zum Unglück unseres Volkes fortan wie an ein Evangelium geglaubt hat. Sie klingen zunächst wie ein Programm der Versöhnung. Öffentlichkeit der Verträge, Freiheit der Schiffahrt, Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken zwischen den Völkern, Herabsetzung der Rüstungen und

weitherzige Schlichtung der kolonialen Ansprüche; Räumung und Wiederaufrichtung Rumäniens und Belgiens, dessen Souveränität gesichert werden soll; Befreiung und Wiederherstellung der besetzten Gebiete Frankreichs und Belgiens und Wiedergutmachung des „Unrechts“ von 1870/71; Berichtigung der italienischen Grenze gemäß dem nationalen Besitzstand, autonome Entwicklung der Völker Österreich-Ungarns, Räumung Montenegros und Serbiens sowie Rückgabe der besetzten Gebiete; Selbständigkeit der türkischen Teile des Osmanischen Reiches und Sicherstellung der Lebensbedingungen der unter türkischer Herrschaft stehenden anderen Nationalitäten, Schaffung eines unabhängigen polnischen Staates unter Einschluß aller unzweifelhaft von polnischer Bevölkerung bewohnten Gebiete mit Gewährung eines freien Zuganges zur See. Endlich die Bildung eines Völkerbundes. Näher betrachtet enthalten indessen die vierzehn Punkte schon den Keim des Versailler Gewaltfriedens. Überall nur Bezug auf deutsche Gebiete, nirgends auf solche der Entente! Elsaß-Lothringen, Posen, Westpreußen, Schlesien und Danzig erscheinen bedroht. Reparationen an die Ententestaaten sind in Sicht. Selbstbestimmungsrecht der Völker lediglich zum Schaden der Mittelmächte! Trotz dieses bedenklichen Inhaltes haben die Staatsmänner und Politiker der Mittelmächte in leichtfertiger Selbsttäuschung Wilsons Worten einen anderen Sinn untergelegt, als sie ihn hatten. So steuerte das deutsche Volk in die Kapitulation vor diesem heuchlerischen Feinde. Graf Hertling antwortet zustimmend, aber alsbald hüllt sich Präsident Wilson in Schweigen, als es heißt, Farbe zu bekennen. Er erklärt, Deutschland habe in Brest-Litowsk gezeigt, daß es nach der Weltherrschaft strebe. So schließt er geschickt die Diskussion ab, Deutschland als eine Gefahr für die Welt anprangernd.

Bei den Verhandlungen in Brest wird Trotzki immer anmaßender. Er fordert den Abzug der deutschen Truppen aus Kurland und Litauen, wo die deutschen Vertreter eine Volksabstimmung zulassen wollen. Als am 9. Februar mit der Ukraine, die eine eigene Delegation entsandt hat, der Sonderfrieden zustandekommt, trachtet Trotzki mit der hinterhältigen Erklärung, daß Rußland den Krieg für beendet ansehe und seine Armee demobilisiere, allen Festlegungen und Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen und jene unklaren Verhältnisse zu schaffen, die für die Ausbreitung der bolschewistischen Propaganda im deutschen Heere den günstigen Boden schaffen sollten. Da greift die Oberste Heeresleitung ein. Trotzkis Verzicht auf einen förmlichen Friedensschluß wird als Bruch des Waffenstillstandes bezeichnet, und die Truppen der Mittelmächte marschieren. Alsbald ist unter reicher Beute die Linie westlich von Narwa über den Peipussee, Polozk und Orscha nach Mogilew erreicht. Bereits am 24. Februar nimmt darauf der Rat der Volksbeauftragten die Forderungen der Mittelmächte an. Am 3. März sind die neuen Friedensverhandlungen abgeschlossen. Kurland, Livland, Estland



Östlicher Kriegsschauplatz

und die baltischen Inseln scheiden aus dem Verbande Rußlands und bleiben bis zu ihrer freien Abstimmung von deutschen Truppen besetzt. Litauen wird im Einverständnis mit den Mittelmächten seine Verhältnisse selber ordnen. Rußland muß die Selbständigkeit von Polen und der Ukraine anerkennen, den Türken Batum, Kars und Ardahan abtreten. Gegenseitig wird auf Kriegskostenerstattung Verzicht geleistet.

Die Mittelmächte hoffen, die reichen Korn- und Viehschätze der Ukraine zur Besserung ihrer durch die Hungerblockade allmählich verzweifelt gewordenen Verpflegungslage ausnützen zu können. Dazu aber müssen deutsche und österr.-ungarische Truppen dieses Land besetzen, um die bolschewistischen Banden auszutreiben. Am 18. März treten die Heeresgruppen Linsingen und Boehm-Ermolli den Vormarsch an. Die Truppen der Mittelmächte müssen schließlich ein Gebiet vom Peipussee bis Nowo-Tscherkask und Rostow am Asowschen Meer besetzt halten. Die Hoffnungen, die auf den „Brotfrieden" gesetzt worden waren, sind nicht voll erfüllt worden. Nicht unbeträchtliche militärische Kräfte aber bleiben durch die Besetzung gebunden.

Auch Rumänien macht Frieden, einen Vorfrieden zu Buftea, den endgültigen zu Bukarest. Es tritt gegen freie Hand in Bessarabien die Süddobrudscha an Bulgarien, die Norddobrudscha an die Mittelmächte in ihrer Gesamtheit und die Karpathenpässe an Österreich-Ungarn ab. Bei dieser Gelegenheit erreichen die Türken durch Deutschlands Unterstützung von den Bulgaren die Zurückgabe eines Gebietsstreifens westlich von Adrianopel und östlich der Maritza, der als Preis für den Übertritt Bulgariens zu den Mittelmächten bezahlt werden mußte. Deshalb und weil die Norddobrudscha ihm nicht zuteil wurde, ist der bulgarische Bundesgenosse schwer verstimmt. Seine Armeen werden künftig mit noch weniger Begeisterung kämpfen als bisher.

Immerhin, im Osten sind die Mittelmächte fertig. Ihre kampfkräftigsten Truppen können sie von hier nach den anderen Fronten werfen. Die entscheidende Phase beginnt.

Im Lager Hindenburgs und im Lager des Generals Arz stehen zahlreiche Divisionen zum Endkampf bereit. Werden die Mittelmächte imstande sein, entscheidende Schläge zu führen, ehe die gewaltigen amerikanischen Heere, die 1917 aufgebracht worden sind, an der Westfront aufmarschieren? Die bisherige Kriegserfahrung hat bewiesen, daß der Kampfwert des österreichischen Bundesgenossen dort, wo er Schulter an Schulter mit den Deutschen kämpfte, ein wesentlich größerer als sonst gewesen ist. In dieser Gemeinsamkeit haben auch die nichtdeutschen Nationen des Habsburgerstaates, erfüllt von dem Vertrauen zur deutschen Führung, siegreich gekämpft. Die Notwendigkeit besteht, die k. und k. Armeen nicht sich selber zu überlassen, damit der Geist der Kriegsmüdigkeit, der in dieses mannigfaltig zusammengesetzte Heer schon bedenklich eingedrungen ist, noch einmal einem Hochschwung weicht, wie er für den End-

sieg erforderlich ist. Diese Armeen müssen beschäftigt sein, und sie müssen siegen können. Dies aber ist jetzt auch in Italien nur in Gefechtsverbindung mit den deutschen Truppen möglich.

Gebieterisch drängen also die Erfahrungen dahin, den glücklich erwachsenen Überschuß an Kräften gemeinsam zur Erzwingung der Kriegsentscheidung einzusetzen. Widerstände, die in der Eifersucht des Kaisers Karl liegen, müssen überwunden werden und können es, wenn man einen Plan zu bieten hat, der den österreichischen Bundesgenossen mitreißt und für die entsprechende Gegenleistung verpflichtet.

Dieser Plan kann nur die Offensive gegen Italien sein. Hier allein winkt eine rasche Entscheidung. Ist sie gefallen, dann muß die Entente auch an der Westfront dem deutschen, durch ein möglichst starkes österreichisches Aufgebot verstärkten Angriff unterliegen, trotz der Amerikaner.

Das richtige Gelände gewählt, ermöglicht der südliche Kriegsschauplatz ein verhältnismäßig frühes Losschlagen. Ein errungener Erfolg kann hier im leicht beweglichen italienischen Heer eine Panik hervorrufen und dadurch rasch vergrößert werden. Wird der Angriff mit ganzer Kraft durchgeführt, so winkt der Zusammenbruch der gesamten italienischen Front. Die Entente wird, was sie an Divisionen nur besitzt, auf diesen Kriegsschauplatz werfen, um die Katastrophe abzuwenden. Sie werden Gefahr laufen, in die Panik mitverwickelt zu werden. In Italien winkt die Möglichkeit, die Angriffe bis zur Vernichtung des Gegners fortzuführen. Der Süden Frankreichs kann beim Gelingen bedroht werden. Es ist außerdem unabweisbare Notwendigkeit für die Mittelmächte, einen Schlag zu führen, der erhebliche Kräfte der feindlichen Heere vernichtet, die einzige Möglichkeit, das furchtbare Übergewicht wettzumachen, das die Entente durch das Eintreffen der Amerikaner gewinnen wird. Die Zeit arbeitet gegen die Mittelmächte. Aus strategischen Gründen, aber auch zur Aufpeitschung der müde werdenden Heimat muß rasch ein großer Sieg errungen werden. Welche Kräfte müßte Deutschland für diese Offensive aufbieten? Waren es 1917 an die sieben Divisionen, so wird man jetzt mit einer doppelten Zahl rechnen müssen, aber diese 12, äußerstenfalls 15 Divisionen reichen aus, um auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz einen wahren Umsturz herbeizuführen. Und 15 Divisionen von der Westfront abgezogen, bedeutet für diese keine solche Schwächung, daß sie für die Zeit der Offensive gegen Italien um ihre Behauptung bangen müßte. Die Westfront würde immer noch 10 bis 15 Divisionen Überlegenheit über die vereinigten Ententeheere besitzen. Auch wird der erste Durchbruch sogleich den Westen fühlbar entlasten. Nur muß er frühzeitig erfolgen. Die Angriffsdivisionen von Ende 1917 sind ja auch noch im Süden.

Jedoch Ludendorff gibt vor dem italienischen einem Angriff gegen die englisch-französische Front den Vorzug. Er läßt auch die noch in Italien

stehenden Truppen nach dem Westen abrollen. Ebenso wie seinerzeit Falkenhayn ist nun er von der Westfront hypnotisiert. Er hat vergessen, daß die Entscheidung in Frankreich wirklich nur als der brutale Endkampf erzwungen werden kann, wenn überall erst die feindlichen Heere zur Ruhe gebracht worden sind. In Ludendorffs Irrtum wirkt sich allerdings auch die seit den Tagen der Reichsgründung so verhängnisvolle Unterschätzung der österreichischen Angelegenheiten aus, im Falle des Weltkrieges das Unterschätzen der einzigen rein österreichischen Front, der gegen Italien.

So trennen sich die Mittelmächte vor der letzten Entscheidung von neuem. Ludendorff bereitet den großen Angriff im Westen vor, die Österreicher rüsten zum Schlag gegen Italien. Getrennt angreifend, wird keinem der Siegeskranz zuteil werden. Ihre strategische Verirrung aber wird dem Gegner die Möglichkeit bieten, seine überströmenden Menschen- und Materialkräfte zu entfalten, und dann gibt es kein Entrinnen mehr.

General Ludendorff erwägt die Aussichten des Angriffes im Westen. Hier stehen von Norden nach Süden Engländer, Portugiesen und Franzosen, unter diesen auch schon amerikanische Divisionen. Der Feldherr wählt schließlich den Abschnitt zwischen Arras und La Fère, die empfindliche Nahtstelle zwischen dem englischen und dem französischen Heere. Hier sollen gegen die dritte und fünfte englische Armee 50 für diesen Angriff sorgfältig geschulte deutsche Divisionen antreten. Mannschaften und Offiziere, auch die höheren Führer, haben die erforderliche Ausbildung für die Angriffsschlacht erhalten. Auf einem Kilometer Breite sollen 100 Geschütze in Aktion treten. Die Bataillone sind reichlich mit schweren Maschinengewehren ausgestattet, die kleinste Gefechtseinheit, die Schützengruppe, führt leichte Maschinengewehre mit sich, um feindlichen Widerstand rasch brechen zu können. Die Infanterie erhält Begleitgeschütze und leichte, fahrbare Minenwerfer. Schlachtfliegergeschwader werden ihr das Vordringen erleichtern. Ihrem Sturme aber wird in engstem Abstande zermalmendes Artilleriefeuer, die Feuerwalze, vorausgehen. Bleiben Sturmtruppen und Feuerwalze in der engen Verbindung, die der Führung vorschwebt, dann gibt es für die Verteidiger kaum noch die Möglichkeit, Widerstand zu leisten, dann ist, was noch lebt, eine Beute des Siegers.

So darf der General hoffen, mit seiner mächtigen Stoßgruppe den Feind zu überrennen und wenn möglich die Verbindung zwischen den Engländern und Franzosen zu zerreißen. Für Zwischenfälle im Kampfe hat er leicht bewegliche Verfügungsdivisionen bereit. Der Generalquartiermeister kann seinem kaiserlichen Oberbefehlshaber die Meldung erstatten, daß das deutsche Heer versammelt und wohlvorbereitet „an die größte Aufgabe seiner Geschichte" herantrete.

Die Entente, zunächst zum Abwarten gezwungen, hat eine Hauptreserve, die sogenannte Manövrierarmee, gebildet, die im März 30 Divisionen um-

faßt und, durch amerikanische Verstärkungen ständig gespeist, im Juli bereits eine Stärke von 65 bis 70 Divisionen erreicht. Sie besitzt ein engmaschiges Verbindungsnetz hinter den Fronten.

Durch zahlreiche im ganzen Bereich der Westfront durchgeführte Erkundungsstöße täuscht die Oberste Heeresleitung den Feind über die Stelle des Angriffs.

In den Morgenstunden des 21. März liegt von 4 bis 6 Uhr schwerstes Gasfeuer auf den feindlichen Batteriestellungen, dann von 6 bis 9 Uhr auf den Gräben, bis es sich um 9 Uhr zur Feuerwalze verdichtet, hinter der sogleich die Infanterie der siebzehnten, zweiten und achtzehnten Armee auf einer Front von 80 Kilometern unter Aussparung des Raumes von Cambrai antritt. Am besten gelingt der Stoß bei der achtzehnten Armee des Generals Hutier. Die zweite Armee setzt sich erst am nächsten Tage durch und wird beim weiteren Vormarsch durch das Trichtergelände der Sommeschlacht arg gehemmt. Die siebzehnte Armee unter Otto von Below kommt nur wenig voran und erlahmt unter schweren Verlusten schon in den nächsten Tagen. Die achtzehnte Armee aber hat, noch durchaus kampfesfrisch, bereits am 27. März mit der Einnahme von Montdidier ein Gelände von fast 70 Kilometern Tiefe durchmessen. Ihre und der zweiten Armee Erfolge veranlassen die Oberste Heeresleitung, den Hauptstoß auf Amiens zu lenken. Wird die Stadt besetzt, dann ist die Verbindung zwischen den Engländern und den Franzosen so gut wie zerrissen. Der entscheidende Erfolg winkt. Jedoch man kommt nicht mehr über das eroberte Moreuil hinaus, denn schon sind überall französische Reserven erschienen, die Lücke zu schließen. So endet vor den Toren von Amiens in den ersten Apriltagen der große deutsche Ansturm, der 90000 Gefangene, aber nicht den entscheidenden Durchbruch bzw. die Vernichtung der englischen Armee gebracht hat. Der Gegner konnte zu rasch eingreifen, die deutschen Mittel waren zu begrenzt. Auch machte sich zum ersten Male im deutschen Heere ein Erlahmen der Manneszucht geltend, da sich die in die feindlichen Stellungen eingedrungenen Truppen stellenweise bei der Plünderung von Lebensmittelmagazinen, besonders auch der Alkoholvorräte, kostbarste Zeit entgehen ließen, die in den ersten entscheidenden Tagen unersetzlich war.

Ein erfolgreicher Vorstoß der siebenten Armee unter General von Boehn erreicht am 9. April zur besseren Sicherung des linken Flügels der achtzehnten Armee die Aillette.

Für einen neuen Großangriff wählt die Oberste Heeresleitung das Gebiet der Lysniederung. Sie darf sich nicht durch zu langes Rasten die Initiative entgleiten und in die verlustreiche, stets gefährliche Abwehrschlacht werfen lassen. So rollt alles verfügbare Heeresgerät nach dem Norden. Am 9. April durchbricht hier die sechste Armee unter General von Quast zwischen La

Bassée und Armentières die englisch-portugiesischen Stellungen in der Lysniederung und erobert am 11. April Armentières, später auch Bailleul. Die vierte Armee, die bald nach der sechsten zum Angriff antritt, gewinnt im Ypernbogen Raum und bemächtigt sich nach fortgesetzten Kämpfen am 25. April der beherrschenden Höhe des Kemmel. Dann aber ist die Kraft auch dieses Schlages gegen den inzwischen gewaltig verstärkten Feind erschöpft. Die Armeen werden in die Abwehr befohlen, ihr Angriff hat trotz seines Raumgewinns in der Höchstausdehnung von 19 Kilometern die Hoffnungen der Obersten Heeresleitung nicht zu erfüllen vermocht. Weder hier noch an der Somme kann in der nächsten Zeit ein Angriff erfolgen, da die feindlichen Kräfte an diesen Fronten zu dicht massiert sind.

Die Oberste Heeresleitung sucht ihren nächsten taktischen Erfolg im Raum des Damenweges und von Reims, also an der Herzstelle der französischen Front. Hier werden die achtzehnte, siebente und erste Armee der Heeresgruppe des deutschen Kronprinzen angreifen. Leider kann der Stoß aus Mangel an Angriffsmitteln nicht gleichzeitig erfolgen. Er wird am 27. Mai zwischen Vauxaillon und Savigneuil durch die siebente und die erste Armee mit großer Wucht begonnen. Rasch wird der Damenweg genommen, die Aisne überschritten, und am 29. sind bereits Soissons und Fismes in der Hand der Sieger. Am 30. Mai, also am vierten Tag der Offensive, ist zwischen Château-Thierry und Dormans der Flußlauf der Marne erreicht. Der Feind hat eine empfindliche Niederlage erlitten und 65000 Gefangene verloren, während die deutschen Verluste sehr mäßig sind. Da die erste Armee am Bergwald südwestlich von Reims ihre unüberwindliche Schranke findet, bleibt das volle Ausreifen des glänzenden Angriffs versagt. Der Angriff der achtzehnten Armee, erst am 9. Juni in Richtung auf Compiègne durchgeführt, erreicht nur eine Tiefe von 12 Kilometern und kann die weit vorgedrungene und deshalb, sowie durch die Natur des Geländes in ihren Nachschubmöglichkeiten sehr schwierig gestellte siebente Armee nicht entlasten.

Der zweite große Westangriff ist beendet, ohne daß der taktische Sieg zur kriegsentscheidenden Operation ausgereift wäre. Will man das Gesetz des Handelns weiter in der Hand behalten, dann muß ein dritter Angriff vorbereitet werden. Allein, das Kräfteverhältnis hat sich bereits verschlechtert. Wohl mußte die Entente im Argonner Wald auch italienische Divisionen einsetzen, aber ihre Verluste sind bei weitem ausgeglichen durch die fortgesetzt, trotz der U-Boote in Europa landenden Heeresmassen der Amerikaner. Für die deutsche Heeresleitung aber stellt sich die Ersatzfrage immer schwieriger. Die Reichsregierung ist zu wenig energisch. Im Hinterland wimmelt es von Drückebergern und Deserteuren, deren Zahl sich nach einer ernst zu nehmenden Schätzung auf 500000 Mann belaufen haben soll. Die Gefechtsstärken der deutschen Divisionen beginnen immer mehr zu sinken.

Auch die spanische Grippe, eine besonders gefährliche Form der Grippe, räumt empfindlich unter den Kämpfern auf. So blickt der Generalquartiermeister mit Spannung nach der Südwestfront, wo Mitte Juni der mehrmals verschobene österreichische Angriff erfolgen soll, dessen Gelingen eine sofortige Entlastung der Westfront bedeutet.

Reichlich spät tritt das österreichisch-ungarische Heer zu seinem großen Schlage an. Wieder hat man in die Angriffsbewegung die verhängnisvollen Sieben Gemeinden einbezogen, und wieder muß man darum auf den Eintritt der Schneeschmelze warten. Die Vorbereitungen sind unzulänglich genug, besonders für die große Aufgabe des Flußübergangs im Angesicht des Feindes. Das k. u. k. Heer greift auch nicht mit geballter Kraft an, sondern verteilt den Angriff auf mehrere weit auseinanderliegende Armeen. Die ehrgeizigen Anträge der österreichischen Heeresgruppenkommandanten haben sich gegen den Chef des Generalstabes durchzusetzen vermocht. Artillerie und die übrigen Angriffsmittel werden auf diese Art unnötig zerteilt. Angegriffen wird am Tonalepaß, in den Sieben Gemeinden, vor allem beiderseits der Brenta und am heiß umstrittenen Monte Grappa, angegriffen wird der vereinzelt westlich der Piave aufragende Montello und wie hier über das Hindernis des Stromes hinweg, so auch vorwärts Oderzo und bei Capo Silo. Die altbewährte Artillerie vermag am 15. Juli den angreifenden Truppen nur wenig Unterstützung zu gewähren. Die Munition soll versagt haben. Das Fliegermaterial erweist sich als minderwertig.

Der Angriff erzielt in den Sieben Gemeinden nur am blutgetränkten Monte di Valbella bescheidenen Gewinn, aber es gelingt nicht, den Monte Grappa zu nehmen. Die Gruppe des Generals Goiginger vermag, in energischem Zugreifen am Montello Fuß zu fassen, ebenso wie es am Unterlauf des Flusses gelingt, die Piave zu überschreiten. Aber man kann nirgends die errungenen Anfangserfolge zur Schlachtentscheidung ausbauen, nirgends den Einbruch zum Durchbruch vollenden. Hochwasser erschwert den Nachschub und die Unterstützung für die über den Fluß gegangenen Kräfte. Unverantwortlich mangelt es an Brückenmaterial, so daß nichts anderes übrigbleibt, als die tapferen Truppen zurückzunehmen. Der Eindruck dieses Ergebnisses ist niederschmetternd. Mann und Offizier sagen sich, daß eine Wiederholung des Angriffs nicht mehr stattfinden kann. Das Schlachtenglück ist verscherzt. Die Stimmung findet bald in Meutereien aus dem Hinterlande eintreffender Marschbataillone ihren Ausdruck. Die österreichisch-ungarischen Armeen werden von da ab mit dem bitteren Gefühl in ihren Stellungen ausharren müssen, zum Warten gezwungen zu sein, bis der Feind seine Stunde für gekommen erachtet, um seinerseits mit überlegenen Kräften anzugreifen.

Die schweren Opfer waren vergebens. Wenn eine Zeit darauf der Kaiser

dem Feldmarschall Conrad, dessen Heeresgruppe erfolglos in den Sieben Gemeinden angegriffen hat, den Abschied erteilt, so ist damit der hochverdiente General ungerecht der öffentlichen Meinung zum Opfer gebracht worden, die durch das Scheitern der Offensive auf das äußerste erregt ist. Die Stimmung, besonders in der deutschen Bevölkerung Österreichs, richtet sich bereits stark gegen den Kaiser und seine französische Gemahlin, der vom Volksmund alsbald die verräterische Bekanntgabe der Angriffspläne an den Feind zum Vorwurf gemacht wird. Tatsache ist, daß der Angriff den Gegner nicht unvorbereitet getroffen hat.

Dieser Ausgang wirkt beklemmend auf die Oberste Heeresleitung. Es zieht sich enger und drohender um das deutsche Volk zusammen. Die Parole für den nächsten deutschen Angriff im Westen lautet Sieg oder Untergang. Der große strategische Fehler zu Beginn des Jahres hat sich gerächt. Durch ihre Nichtbeteiligung an der österr.-ungarischen Offensive geht die deutsche Heeresleitung einer unsicheren Zukunft entgegen. Alles hängt nun vom eigenen nächsten Angriff ab. Dieser wird schließlich auf Mitte Juli festgesetzt und soll in breiter Front, Reims aussparend, von der siebenten, ersten und dritten Armee im Raum von Jaulgonne an der Marne bis Ripont in der Champagne geführt werden. Die artilleristische Vorbereitung liegt wiederum, wie bei den ersten Angriffen, in den bewährten Händen des Obersten Bruchmüller, dem seine Erfolge den Ehrennamen „Durchbruchmüller" eingetragen hatten. Aber die Geheimhaltung der deutschen Pläne gelingt diesmal nicht. Neben anderen Mitteilungen hat der Feind durch Gefangenenaussagen und solche von Überläufern von den deutschen Absichten Kenntnis erhalten und seine Gegenmaßnahmen getroffen.

Der deutsche Angriff stößt somit auf einen wohlvorbereiteten Feind. Es ist unter diesen Umständen eine Meisterleistung, daß die siebente Armee den Übergang über die Marne erzwingt und am andern Ufer ein Gelände von fast fünf Kilometer Tiefe in Besitz nimmt. Hier aber geht es nicht weiter. Zudem müssen die deutschen Angriffsmittel schon am 16. Juli nach Flandern abrollen, wo die Oberste Heeresleitung Anfang August angreifen will. Auch die erste und dritte Armee haben keinen Erfolg gehabt. Sie trafen auf eine geräumte Stellung, in der zweiten aber erwartete sie ein unerschütterter Feind. General Ludendorff entschließt sich, schon am 16. den Angriff einzustellen. In der Nacht zum 21. Juli sollen die über die Marne vorgegangenen Truppen hinter den Strom zurückgehen.

Die dritte deutsche Offensive ist also ebenso gescheitert wie die gegen Italien. Wendung kann nur noch der Angriff in Flandern bringen, doch muß er rasch erfolgen, sonst geht das Gesetz des Handelns auf den Gegner über.

Und nun naht der Umschwung. Im undurchsichtigen Wald von Villers-Cotterets sammelt sich der Großteil der französischen Hauptreserve. Mar-

schall Foch, unter dem Eindruck der Frühjahrsschlacht zum Oberbefehlshaber der Ententeheere ernannt, will hier den ersten großen Gegenstoß führen. Seine kleineren sind bisher alle gescheitert. Die deutsche Heeresleitung hat in Kenntnis der Angriffsabsichten des Feindes an der gefährlichen Frontstelle zwischen die siebente und achtzehnte Armee die neunte eingeschoben und die Truppen gewarnt. Trotzdem gelingt hier am 18. Juli den Franzosen unter Verwendung kleiner, beweglicher Tanks ein überraschender und tiefer Einbruch, begünstigt durch die Unübersichtlichkeit des mit hohem Getreide bestandenen Geländes. An anderen Stellen hatten sie tags zuvor und am gleichen Tage ergebnislos angegriffen. Der Stoß frißt sich am nächsten Tage in Richtung auf Soissons weiter, am 20. ist er in einer Tiefe von 9 Kilometern aufgefangen. Bedenklich ist der große Menschen- und Materialverlust.

Einen schweren Stand hatten zur selben Zeit die Stoßtruppen südlich der Marne. Trotzdem gelingt der anbefohlene, sehr schwierige Rückzug über den Fluß. Die Oberste Heeresleitung befiehlt auch den Rückzug der siebenten Armee auf die Linie Fère en Tardenois—Ville en Tardenois, um den tiefen Marnebogen abzukürzen. Zugleich wird der schmerzliche Entschluß gefaßt, den Angriff in Flandern aufzugeben.

Nach Abwehr neuer starker Angriffe der Franzosen wird in der Nacht vom 1. zum 2. August die siebente Armee vollends in die Sehne des aufgegebenen Marnebogens, die Aisne-Veslestellung zurückgenommen.

Obwohl er nach der Schlacht von Villers-Cotterets 10 Divisionen wegen ihrer geringen Stärke auflösen mußte und trotz des ungünstigen Standes an Kräftenachschub, hofft General Ludendorff nach Abwehr feindlicher Vorstöße zu neuen Angriffen übergehen zu können. Aber bevor noch zur besseren Gestaltung der Verteidigung die Bildung der neuen Heeresgruppe unter General von Boehn (2., 18. und 9. Armee) vollzogen ist, bricht über die deutsche Front ein neues Unglück herein. Frühmorgens, den 8. August, überrennen die Engländer, vornehmlich kanadische und australische Truppen, und die Franzosen nach kurzem Feuerschlag zwischen der Somme und der Luce mit starken Tankgeschwadern, durch natürlichen, aber auch künstlichen Nebel getarnt, die deutschen Stellungen in 14 Kilometern Tiefe. Die Front nördlich der Somme hält sich. Sechs bis sieben Divisionen der zweiten Armee sind zerschlagen. Der Rücken der achtzehnten Armee ist bedroht. Glücklicherweise aber gewinnt die zweite Armee bereits am 9. August neuen Halt, und die achtzehnte kann auf eine günstige Linie zurückgeführt werden. Am 11. darf der feindliche Angriff bereits als aufgefangen gelten.

Aber er gewinnt eine verhängnisvolle Nachwirkung, abgesehen von den sehr schmerzlichen Verlusten. Der Feind hatte nicht mit überlegenen Kräften angegriffen, und trotzdem war die deutsche Infanterie dem Tankschrecken erlegen. Ebenso wie der Gegner muß die deutsche Heeresleitung erkennen, daß der

Kampfwert der Truppen gelitten hat. Nach der Schlacht vom 8. August bietet General Ludendorff dem Generalfeldmarschall seinen Rücktritt an. Hindenburg lehnt ihn ab.

In der Erkenntnis, daß nun keine Aussicht mehr besteht, den Krieg durch eine deutsche Offensive glücklich zu beenden, fordert die Oberste Heeresleitung von der Reichsregierung die Einleitung von Friedensbesprechungen. Gleichzeitig verlangt sie die Abstellung des in der Heimat herrschenden Ungeistes, der den Kampfwert der Truppen beeinträchtigt. Die Einleitung von Verhandlungen wird daraufhin versprochen. Gebessert wird nichts.

An der Westfront treffen nun österreichische Divisionen ein, doch ist diese Verstärkung in keiner Weise ausreichend, die Verschiebung der Kräfteverhältnisse auszugleichen.

Marschall Foch, der die veränderte Kampfkraft der deutschen Truppen erkannt hat, läßt nun sechs zumeist frische Armeen angreifen, und zwar zwischen Somme und Oise gegen die Heeresgruppe Boehn, dann auch gegen die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, wo der Angriff bis zum Tag des Waffenstillstandes nicht mehr aufhören wird. Gegen diesen Großangriff behauptet sich unter schwierigsten Umständen die siebzehnte Armee im allgemeinen, die achtzehnte aber glänzend. Die neunte Armee, zwischen Oise und Aisne geschlagen, wird hinter die Aillette gezogen. Die zweite Armee erweist sich auch jetzt wieder als brüchig. Anfang September überrennen die Franzosen östlich Arras und Lens die sogenannte Wotanstellung. Die Heeresgruppe Boehn muß in die Siegfriedstellung zurückgehen, die man am 21. März, zum großen Angriff aufbrechend, so hoffnungsfreudig verlassen hatte. Auch der Flußlauf der Vesle muß zum Teil aufgegeben werden.

Vorausschauend läßt die Oberste Heeresleitung die schon bestehende Hunding-Brunhildstellung (von Soissons bis zur Aisne) durch die Hermannstellung (von östlich Brügge bis östlich Kortryk und über Valenciennes nach Marle) ergänzen, bereitet aber jetzt schon eine neue rückwärtige Linie in der Maas-Antwerpenstellung vor und läßt die Festungen in Elsaß-Lothringen gefechtsbereit machen.

Zwischen Mosel und Rupt, sowie an der Combreshöhe brechen die Franzosen in den deutschen zur Maas vorspringenden Stellungsbogen ein, der übereilt geräumt wird. Die Truppen gehen in die Bogensehne, die Michelstellung zurück.

Die deutsche Heeresleitung fühlt ihre Kräfte schwinden. Die aus der Heimat eintreffenden Truppen bringen keinen guten Geist mit. Was vom Osten noch herangezogen werden kann, ist durch die bolschewistische Propaganda angekränkelt. Die Zahl der Überläufer und Gefangenen mehrt sich. Um so mehr müssen die zuverlässigen Truppen bluten. Die Oberste Heeresleitung beginnt, verfügbares Heeresgut nach Deutschland fahren zu lassen. Das Haupt-

quartier wird von Avesnes, wo es seit März gewesen, nach Spa zurückverlegt.

Einem von der Reichsregierung erwogenen Friedensschritt bei der Königin der Niederlande kommt am 14. September der Nachfolger Czernins, Graf Burian, mit einem Friedensangebot an alle Kriegführenden zuvor. Auch diesmal wieder völlige Ablehnung!

Der Feind erstrebt für Ende September den Durchbruch der deutschen Front zwischen Schelde, Sambre und Oise. Besonders auf den beiden nördlichen Heeresfronten liegen die schwersten Unwetter. Die Widerstandskraft der deutschen Armeen ist nicht mehr die alte. Die zweite Armee gewinnt keinen richtigen Halt mehr, auch die vierte muß schließlich weichen. In der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober entschließt sich die Oberste Heeresleitung, die zweite und achtzehnte Armee aus der Siegfriedstellung in die Hermannstellung zurückzunehmen. Auch die sechste und siebzehnte Armee müssen sich dieser Bewegung anschließen. Unter Räumung der U-Bootstützpunkte Ostende und Zeebrügge wird Mitte Oktober die vierte Armee aus dem flandrischen Schlachtfeld hinter den Kanal von Eklo und hinter die Lys zurückgenommen. Mit dem Einrücken der Armeen in die Hermannstellung werden das Heeresgruppenkommando Boehn und das neunte Armeeoberkommando aufgelöst.

Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hat sich in den Stürmen der letzten Wochen glänzend geschlagen, sowohl in der Champagne, wie beiderseits der Maas. Die in dichten Massen auftretenden Amerikaner erlitten schwerste Verluste. Nur vereinzelt vermochten die Gegner lokale Erfolge zu erzielen. Trotzdem muß auch diese Heeresgruppe zur Anpassung an die übrigen Armeen zurückgenommen werden. Am 13. Oktober stehen die siebente, erste und dritte Armee in der Hunding-Brunhildstellung. Der so lange heldenmütig verteidigte Damenweg ist damit aufgegeben.

Indessen ist bereits an anderen Fronten des großen Weltkriegsraumes allerschwerstes Unheil eingetreten.

Die Bulgaren sind kriegsmüde geworden. Von der amerikanischen Botschaft in Sofia aus wirbt die Ententepropaganda mit Geld und Verheißungen. Der bulgarische Bundesgenosse will nicht mehr kämpfen. So richten sich die Bulgaren selber zugrunde, indem sie das im Weltkrieg Errungene nicht mehr verteidigen wollen. Der Oberbefehlshaber der Orientarmee weiß genau, daß er hier keinen ernsthaften Widerstand mehr finden wird. Wüßte die Oberste Heeresleitung die Tragweite der drohenden Gefahr, so könnte sie doch dem Übel kaum steuern. Der Osten bindet immer noch 26 Divisionen. Was dort noch verfügbar wäre, müßte nach dem Westen gefahren werden, wo man in würgender Unentrinnbarkeit zum Kampf auf Leben und Tod gezwungen ist. Alle Fehler rächen sich, so auch der vernachlässigte italienische Kriegsschauplatz. Es ist vorbei.

Am 15. September greifen die Italiener und Franzosen bei Monastir, Engländer und Griechen beiderseits des Vardar, am Doiransee und an der Struma an. Der Hauptstoß gegen die durch den Gebirgscharakter des Geländes besonders begünstigte Mitte der bulgarischen Stellungen begegnet beinahe keinem Widerstand, die erste und die dritte bulgarische Division rennen einfach davon. Auch General Scholtz kann sie nicht mehr zum Halten bringen. Alle Tapferkeit der heldenmütig kämpfenden deutschen Landsturmtruppen scheitert. Die Bulgaren wollen einfach nicht mehr. Auch die siegreich in Albanien vorgedrungenen österreichischen Truppen des Generals Pflanzer-Baltin müssen nun zurück. Am 2. Oktober bereits überliefert das ententefreundliche Kabinett Malinow Bulgarien auf Gnade und Ungnade der Entente. Nur die Integrität Altbulgariens wird als Belohnung für den Abfall garantiert. Um seinem Sohn Boris den Thron zu retten, muß König Ferdinand das Land verlassen. Die Orientarmee dringt nun durch Serbien gegen die Donau vor, um der Doppelmonarchie den Fangstoß zu geben.

Vier Tage nach den Bulgaren bricht die türkische Palästinafront zusammen, die türkischen Stellungen bei Es Salt sind zerschlagen. Mit Mühe sichern die Truppen des Asienkorps und österreichische Abteilungen den Rückzug. Bald fallen Damaskus, Beirut, Aleppo und Alexandrette. Die Türkei ist am Ende. Enver Pascha hat viel zuviel Kräfte in den fernen Kaukasus gesendet. Nun fehlen sie an der entscheidenden Stelle. Der Entente aber ist nach dem Zusammenbruch der Bulgaren der Weg nach Konstantinopel frei.

„Gott schütze unser teures, geliebtes Vaterland." Wie oft ist dieses Lied in der Heimat und von den Truppen gesungen worden! Nun naht das Ende, das abzuwehren so viele Tausende gefallen. Die Regierung des Grafen Hertling hat alle Energien des Hinterlandes einschlafen lassen. Als der Sieg noch zu erringen war, ließ sie sich in erbärmliche parlamentarische Kämpfe verwickeln, nun aber, da es gilt, das Äußerste von der Heimat abzuwehren und den wankenden Fronten noch einmal Halt zu gebieten, läßt sie die Zügel schleifen. Mit stählerner Energie und dämonischem Siegeswillen müßten Deutschlands Lenker ausgestattet sein. Aber wo finden wir solches bei dem Greis Hertling, der sich überdies bereits anschickt, seinen Platz einem demokratischen Reichskanzler zu räumen? Wie anders hielt sich Clemenceau, der anfangs Juni zur Zeit der großen deutschen Schlachterfolge in der französischen Kammer erklärte: „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich schlage mich hinter Paris!"

Die deutsche Reichsregierung ist nicht das gewaltige Zentrum nationaler Entschlossenheit. Immer wieder muß sie sich von dem lodernden Patriotismus des Generals Ludendorff aufpeitschen lassen. Wenn dieser aber einmal unter dem Druck der ungeheuren Verantwortung die Zuversicht verliert, wird sie ganz zusammenbrechen.

Hertling macht am 3. Oktober dem Prinzen Max von Baden Platz, der als überzeugter Demokrat eine durchaus parlamentarische Regierung bildet. Erzberger und der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann gehören ihr neben anderen heute vergessenen parlamentarischen Erscheinungen an. Sie nennt sich Kriegskabinett, hat aber in Wirklichkeit alle Eroberungen des deutschen Heldenkampfes preisgegeben. Als sie ans Ruder kommt, ist die deutsche Position im Osten noch unerschüttert, stehen die deutschen Truppen im Westen noch in Feindesland. An der Donau sammeln sich einige deutsche Divisionen, auch das Alpenkorps ist bereits dorthin auf der Fahrt, und auch einige österr.-ungarische Divisionen marschieren an dieser neuen Front auf. Donau und Save werden ein Hindernis bilden, hinter dem sich eine neue Front halten kann.

Unter dem Eindruck der flandrischen Kämpfe fordert die Oberste Heeresleitung die sofortige Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen. Hertling übergibt diese Forderung seinem Nachfolger, der in der Sorge vor der Wirkung eines solchen Ersuchens erst auf den Druck der Obersten Heeresleitung einwilligt. Wilson wird um die Vermittlung angerufen. In der Nacht zum 5. Oktober ergeht durch die Schweiz die deutsche Note an Amerika, die eine unheilvolle Wirkung hat. Die Vaterlandsfeinde im Reich sehen ihre Stunde gekommen. Die Feinde triumphieren. Wilson aber fordert die Erklärung der Bereitschaft, die besetzten Gebiete zu räumen. Er fragt an, ob die Reichsregierung namens der Gewalten spräche, die bisher den Krieg geführt hätten. Die Reichsregierung willigt in die Räumung und betont, daß sie in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit des deutschen Volkes gebildet sei. Wilson aber fordert nun am 14. Oktober, der Waffenstillstand müsse die gegenwärtige militärische Überlegenheit der alliierten Mächte zur Voraussetzung haben, die deutschen Streitkräfte müßten die Fortsetzung „ihrer ungesetzlichen und unmenschlichen Handlungen" einstellen.

Nun wendet sich die Heeresleitung gegen eine Weiterführung der Verhandlungen. Ludendorff sieht, da sich die Westfront gehalten hat, hoffnungsvoller in die Zukunft. Der neue Kriegsminister hat ihm 600 000 Mann Ersatz, davon für sofort 60—70000 Mann, versprochen. Aber das Kriegskabinett unterwirft sich. Es verspricht die Einstellung des U-Bootkrieges. Wilson stellt nun der Reichsregierung in Aussicht, seinen Bundesgenossen den Abschluß eines Waffenstillstands zu empfehlen. Er verheißt bei Beseitigung der Monarchie billige Friedensbedingungen. Deutschland aber, so erklärt er, müsse durch den Waffenstillstand so wehrlos gemacht werden, daß es nicht mehr den Kampf aufnehmen könne. Noch einmal bäumt sich Ludendorff gegen die Annahme solcher Forderungen auf. Er wird vom Kriegskabinett fallengelassen. Am 26. Oktober wird Erich Ludendorff (s. Bildtafel 38) von seinem kaiserlichen Herrn verabschiedet.

Als stärkste Verkörperung des deutschen Siegeswillens hatte sich der Haß aller Pazifisten und Vaterlandsfeinde längst gegen den Mann gerichtet, dem bei seinen großen Eigenschaften die eine zeitlebens gemangelt hat: Klippen zu meiden und Verfeindungen aus dem Weg zu gehen. Wieviel glücklicher steht der Generalfeldmarschall von Hindenburg neben ihm! Es bleibt aber Ludendorffs Größe, daß er dem Glauben an sein deutsches Vaterland unbeirrt um Haß und Einsamkeit den starken Ausdruck gab, den seine glühende Seele zu geben vermochte, daß in ihm Deutschland im Weltkrieg seinen zähesten und unerschütterlichsten Vorkämpfer besaß. Gegen seine Kriegführung mag was immer eingewendet werden. Vor Tannenberg verblassen solche Vorhalte, die Kritik muß schweigen vor der Größe des Mannes, der durch über zwei Jahre immer wieder den unerschöpflichen Hilfsmitteln der Gegner Schach zu bieten vermochte. Ludendorff hat weder ein Leipzig, noch ein Waterloo erlebt. Als er vom Kommando geht, hat der Feind trotz seiner ungeheuren Kampfmittel die Westfront immer noch nicht zu durchbrechen vermocht. Noch schlägt diese herrlichste Armee der Weltgeschichte ungebrochen die gewaltige Rückzugsschlacht, obwohl mehr als sechs Millionen Feinde gegen drei Millionen ermüdeter deutscher Truppen fechten. Er bleibt einer der größten Heerführer der deutschen Geschichte.

Nachfolger Ludendorffs wird der begabte, aber in seinem Ehrgeiz richtungslose General Groener.

Inzwischen hat der Feind am 24. Oktober auch den Angriff gegen die österreichisch-ungarischen Armeen, zuerst im Bereich des Monte Grappa am Monte Asolone und Monte Perticca, dann aber auch an der Piave bei Vittorio Veneto eröffnet. Obwohl die Tschecho-Slowaken bereits von der Entente als kriegführender Staat anerkannt sind, in Prag schon am 28. Oktober der tschechisch-slowakische Staat proklamiert wird, wehren sich auch tschechische Truppen in den Gebirgsstellungen erfolgreich. Aber mitten während der im Südwesten tobenden Schlacht ruft das ungarische Kabinett Karalyi, das die Unabhängigkeit Ungarns erklärt hat, seine Truppen in die Heimat zurück. So können die Italiener bei der nun einsetzenden Auflösung des k. u. k. Heeres den billigen Sieg von Vittorio Veneto, den ersten in diesem Kriege, erfechten. Mit dem Zusammenbruch der Armeen der Doppelmonarchie müssen nun auch die deutschen, gegen Südungarn dirigierten Truppen zurückgenommen werden. Österreichs Waffenstillstand, der rasch folgt, liefert Südtirol und der Entente geeignet erscheinende Plätze in Nordtirol der feindlichen Besetzung aus. Die deutsche Heeresleitung wirft das Alpenkorps nach Tirol. Eben im Begriff, südlich des Brenners zu erscheinen, wird es durch den Ausbruch der Revolution in Deutschland zurückberufen.

Auch die Türken haben am 30. Oktober einen Waffenstillstand geschlossen, der sie wehrlos macht. Es geht dem Ende entgegen. Deutschland ist allein

und fällt nun der lang vorbereiteten Revolution zum Opfer. Der russische Botschafter Joffe hat in Berlin eifrig gearbeitet: Waffen gekauft, sein Geld und seine Flugschriften wirken lassen. Viel zu spät ist er aus Berlin ausgewiesen worden. Die USPD ist in voller Wühlarbeit, der Spartakusbund hetzt zur Revolution, und auch die Sozialdemokratie beschreitet, um nicht ins Hintertreffen zu kommen, den Weg zum Sturz der Monarchie. Das hat sich schon bei den verbrecherischen Munitionsarbeiterstreiks zu Beginn 1918 gezeigt, wo schließlich die Mehrheitssozialisten mit in der Streikleitung standen, zu einer Zeit, in der jede Granate mehr die Aussicht auf den Sieg der deutschen Waffen verstärkte. Die Revolte geht von der Hochseeflotte aus. Untätigkeit, knappe Kost, Lockerung der inneren Manneszucht haben schon längere Zeit den Nährboden der Wühlarbeit geboten. Als nun die Flotte in Erwartung eines englischen Flottenvorstoßes am 28. Oktober den Befehl zum Auslaufen erhält, macht eine Meuterei die Geschwader kampfunfähig. Die Sozialdemokratie bemächtigt sich eilig der Bewegung. Nach Entfernung der Offiziere von den Schiffen gehen die roten Fahnen hoch. Kiel, Hamburg und Lübeck, dann auch Bremen, am 6. November auch Köln, Braunschweig, Hannover und Leipzig werden erfaßt. In der Nacht vom 7. auf den 8. erfolgt in München durch den Juden Salomon Kosmanowski, der sich Kurt Eisner nennt, die Ausrufung der Republik. Der König wird verjagt.

Inzwischen teilt Wilson mit, daß Marschall Foch seine Zustimmung zu den Waffenstillstandsverhandlungen erteilt habe. Es handelt sich aber nur noch um die Entgegennahme eines Diktats. Im Walde von Compiègne erfolgt am 11. November 5 Uhr nachmittags die Unterzeichnung des schmählichsten Waffenstillstands, der je einem ruhmvollen Heere auferlegt wurde. Erzberger hat als Führer der deutschen Abordnung, schon eines Deutschland volksvergessender Revolte, seine Unterschrift darunter gesetzt.

Das Reich muß die besetzten Gebiete im Westen binnen 15 Tagen räumen, 5000 schwere Geschütze, 25500 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer und 1700 Flugzeuge ausliefern. Binnen 31 Tagen muß es das linksrheinische Gebiet räumen und bei Köln, Koblenz, Mainz und Straßburg Brückenköpfe mit einem Radius von 30 Kilometern rechts des Stromes der Entente ausliefern. Ihr verfällt, was in diesen Fristen an militärischen Gütern nicht fortgeschafft werden kann. 5000 gute Lokomotiven, 150000 Eisenbahnwaggons und binnen 36 Tagen 5000 Lastkraftwagen müssen abgeliefert werden. Deutschland muß alle Kriegsgefangenen sofort entlassen, die deutschen Kriegsgefangenen aber sollen erst nach Abschluß des Vorfriedens zurückgegeben werden. Die Entente erhält das Recht, über Danzig und die Weichselmündungen Truppen verladen zu dürfen, das Reich aber muß die Ostgebiete räumen. Es ist verpflichtet, für den Unterhalt der Besatzungstruppen in den Rheinlanden aufzukommen. Sämtliche U-Boote sind auszuliefern,

6 Schlachtkreuzer, 10 Linienschiffe, 8 kleine Kreuzer und 50 Zerstörer neuester Bauart werden in Ententehäfen interniert. Die übrigen Kriegs- und Hilfsschiffe wie auch die Luftstreitkräfte sind abzurüsten. Trotz all dieser Leistungen Deutschlands aber bleibt die würgende Hungerblockade aufrecht. Der Waffenstillstand läuft nur 36 Tage. Bei allen späteren Verlängerungen haben die Alliierten neue ruchlose Erpressungen vorgenommen und dadurch auch die deutsche Handelsflotte in ihren Besitz gebracht.

Als ewige Warnung für unser so oft politisch instinktloses Volk und als ewiges Schandzeichen der Unritterlichkeit der Ententemächte soll die Erinnerung an diesen Waffenstillstand weiterleben. Furcht hat die feindlichen Heerführer zu solchen Bedingungen veranlaßt. In ihnen erleben wir noch einmal, wie durch einen Blitz erhellt, die ganze Herrlichkeit und Größe des deutschen Heeres, das nun dem Untergang bestimmt ist.

Der Abschluß dieses Schandvertrages trifft die deutschen Armeen in der Maas-Antwerpen-Stellung, wohin sie in der festen Haltung des verwundeten Löwen am 4. November zurückgegangen sind. Behutsam vor deutschen Gegenstößen war der auch stark erschöpfte Feind gefolgt. Um die Mittagstunde des 11. November verhallt an der Maas der letzte Schuß des gewaltigen Völkerringens.

Mit dem deutschen Heere sinkt auch das deutsche Kaisertum. Allein, es sinkt nicht mit der Waffe in der Hand, es hat sich selber aufgegeben. Begierig, sein eigener Kanzler zu sein, hatte Wilhelm seinerzeit undankbar und ohne Pietät Bismarck vom Steuerruder verdrängt. Der Kaiser, der von seiner Würde eine solche Vorstellung besaß, daß er einst in einer Rede über die Reichsgründung Bismarck und Moltke als die Handlanger seines kaiserlichen Großvaters bezeichnet hatte, läßt die Krone in den Staub sinken. Er gibt das Reich dem Umsturz preis. Merkwürdig still geworden, ließ sich der Mann, der einen Bismarck gestürzt, von einem Bethmann-Hollweg, dem Typus der Willensschwäche und ziellosen Bedenklichkeit, gängeln. Nie war er im Weltkrieg die Seele der deutschen Verteidigung. Seine Regierung wich Schritt für Schritt vor den Mächten des Defaitismus, ja des Umsturzes und des Chaos, zurück. Stumm und willenlos, möchte man sagen, ging der Träger der Krone in Zusammenbruch und Umsturz hinein.

Schon Ende Oktober fordern die Sozialdemokraten, die Anregung Wilsons freudig aufgreifend, die Abdankung des Kaisers. Dieser will zunächst an der Spitze seiner Armee die drohende Erhebung in der Heimat niederwerfen, bis General Groener die harten Worte spricht: „Das Heer steht nicht mehr hinter Seiner Majestät." Wilhelm denkt nun an die Befragung der kommandierenden Generäle. Ein Monarch aber, der dies nötig hat, ist am längsten Herrscher gewesen! Als auch Hindenburg dem Kaiser empfiehlt, sich in das benachbarte Holland zu begeben, entschließt sich dieser auf fort-

gesetztes telephonisches Drängen der Reichskanzlei zur Abdankung als Deutscher Kaiser, nicht aber als König von Preußen. Eine unmögliche Halbheit! Aber ohne sich in eine weitere Rückfrage einzulassen, als könne er das Kaisertum der Hohenzollern nicht früh genug dem Umsturz opfern, läßt Prinz Max von Baden um die Mittagstunde des 9. November verlautbaren: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen." Er spricht auch bereits vom Thronverzicht des Kronprinzen. Der Kaiser aber willigt nun in seinen Übertritt nach Holland. Auf alarmierende Nachrichten, daß weiteres Zaudern bei dem Verhalten der Truppen zu einem Verhängnis führen könnte, läßt Wilhelm II. um 5 Uhr früh des 10. November seinen Salonzug nach Holland abrollen. Das Kaisertum der Hohenzollern hat vor der ehrlosesten Revolution der Weltgeschichte, einer erbärmlichen Meuterei, die einige Jahre später mit unbarmherziger Hand hinweggepeitscht werden sollte, kapituliert.

Österreich-Ungarn ist inzwischen zerfallen. Als letztes unter seinen Völkern haben am 12. November auch die Deutschen, sein Staatsvolk, die mit ihrem Herzblute jahrhundertelang seine Grenzen verteidigt und im weiten Südostraume ein Gefüge ausgleichender und völkerbefriedender Ordnung aufgebaut hatten, ihre Unabhängigkeit proklamiert. Sie erklären Deutschösterreich als demokratische Republik, zugleich als Bestandteil der deutschen Republik. Das ist der einstimmige Beschluß der provisorischen Nationalversammlung, als die sich die deutschen Abgeordneten des alten Österreich Ende Oktober konstituiert haben. Sie fordern, leider allzusehr auf Wilsons Gerechtigkeit vertrauend und durch die Revolution wehrlos gemacht, das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet Altösterreichs einschließlich Brünn, Preßburg und Westungarn als Staatsgebiet. Der Name „Deutschösterreich" zeigt die Richtung des neuen Staates. Leider aber versäumt man hier, wie auch im Reiche, den beschlossenen Anschluß auch sogleich tatsächlich durchzuführen. Um so zielbewußter handelte Frankreich, eine der größten Aussichten für unser Gesamtvolk zu vereiteln.

So fegt der Umsturz wohl mit den morschen Thronen auch den längst unterhöhlten der Habsburger hinweg, aber er versagt völlig bei der Lösung der Aufgabe, nun im deutschen Raume unserm Gesamtvolke den heißersehnten Staat zu erbauen, der endlich als Besitz aller Deutschland gewesen wäre.

IX. Das Werden des Dritten Reiches

1. Im Abgrund

Auflösung der alten Ordnung – Streit zwischen Mehrheitssozialisten und Unabhängigen – Rückkehr des Heeres in die Heimat – Die Verhandlungen in Versailles und der Friedensvertrag – Das Schicksal Deutschösterreichs – Die Volksabstimmungen – Oberschlesien – – Die Reparationen – Einmarsch der Franzosen und Belgier ins Ruhrgebiet – Zusammenbruch des passiven Widerstands – Das Kabinett Stresemann – Der Dawesplan – Locarno und die unerfüllten Hoffnungen von Thoiry – Die Rheinlandräumung

Mit dem Reiche der Ordnung, der redlichen Arbeit und des lauteren Beamtentums ist es zugleich mit dem Sturz des alten Staates zunächst vorbei. Vergessen sind die Taten beispielloser deutscher Tapferkeit, die unermeßbaren Opfer des Krieges, vergessen die Friedhöfe und zerstreuten Heldengräber. Der unheldisch eingestellte neue Staat liebt es nicht, daran erinnert zu werden. Der Gedanke der Internationale und des Pazifismus sind die Leitgedanken der neuen Männer, allmächtig ist im neuen Deutschland der egoistische Lebensdrang des einzelnen. Die Kraft der Familien vergeht. Die Ehen der Umsturzjahre sind fast durchaus unfruchtbar. Kinder beeinträchtigen die Genußmöglichkeiten der Eltern doch zu erheblich! Triumphierend geht durch die Straßen der großen Städte, Berlin vorweg, der Jude, glücklich entronnen jedem Blutzoll des Krieges, durch Kriegslieferungen und seine Arbeit in den Kriegsgesellschaften, die zur Verwaltung der Lebensmittel in dem blockierten Deutschland gegründet worden waren, reich geworden, noch reicher, als er schon früher war. Nun ist er erst richtig emanzipiert, denn durch die von seinem Geld abhängigen Marxisten beherrscht er das deutsche Volk. Das Umsturzdeutschland ist ein jüdisches, überall wirken Juden, überall herrscht der auflösende jüdische Geist. Selbstverständlich, daß in diesem Deutschland alsbald der Bolschewismus sein Haupt erhebt. Niedergeworfen wird er nicht durch das Verdienst der Mehrheitssozialisten, sondern durch die Entschlossenheit der aus heimgekehrten Truppen gebildeten Freikorps. Diese unverzagten Scharen retten ihre Heimat noch einmal.

Prinz Max von Baden räumt am 9. November seine Stelle dem Führer der Mehrheitssozialisten Friedrich Ebert. Die Minister des neuen Kabinetts heißen nach russischem Vorbild Volksbeauftragte. Scheidemann aber verkündet in diesen Tagen der Auflösung und nationalen Demütigung vom Fenster des kaiserlichen Schlosses aus, daß das deutsche Volk auf der ganzen Linie gesiegt habe.

Die Mehrheitssozialisten erstreben die Wahl einer Nationalversammlung, um sich vor dem Ansturm der Spartakisten schützen zu können, und sie erreichen von der Reichskonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte — auch das

gibt es nun nach russischem Vorbild — die Zustimmung zur Einberufung einer solchen. Die Spartakisten, zunächst die sogenannte Marinedivision, gebildet aus Deserteuren, Meuterern und Verbrechergesindel, erheben sich. In heißen Kämpfen, die auch die Weihnachtstage erfüllen, werden sie, die sich bereits zentraler Punkte von Berlin bemächtigt hatten, niedergeworfen (12. Jänner). Ihre Führer, Rosa Luxemburg und der bereits im Krieg gefährliche Aufwiegler Karl Liebknecht, werden erschlagen. Der Reichswehrminister Gustav Noske hatte sich für die Niederwerfung der Erhebung des alten, von der Revolution noch kurz zuvor besudelten Offizierkorps bedienen müssen. Daß der Aufstand den Weg zum Bolschewismus nehmen sollte, zeigt sich deutlich aus dem Aufruf des Spartakusbundes vom 12. Jänner, wo gefordert wird: „Entwaffnung der gesamten Polizei, sämtlicher Offiziere, der nichtproletarischen Soldaten, aller Angehörigen der herrschenden Klassen, Beschlagnahme aller Waffen und Munitionsbestände sowie Rüstungsbetriebe, Bewaffnung der proletarischen Bevölkerung als Arbeitermiliz, Bildung einer roten Garde von Proletariern zum Schutze der Revolution." Kennzeichnenderweise sind vor der Erhebung die unabhängigen Volksbeauftragten Barth, Dittmann und Haase aus dem Kabinett ausgetreten.

Wilde Kämpfe müssen in den Industriestädten des Reiches durchgefochten werden, im Spätwinter auch nochmals in Berlin. Besonders schwer wird im Ruhrgebiet gekämpft, ehe die Freikorps und Regierungstruppen durchdringen können.

Bereits einen Monat nach Ablauf des Waffenstillstands ist der Rückmarsch der deutschen Armeen über den Rhein in voller Disziplin vollzogen. Der greise Generalfeldmarschall hat sich, um ein Chaos zu vermeiden und das Heer geordnet in die Heimat zurückzubringen, in Selbstentsagung den neuen Männern zur Verfügung gestellt; er wächst nun immer mehr zum Vater des Vaterlandes empor. Das größte Heer der Weltgeschichte, das in unzähligen Stürmen erprobt ist, wird sang- und klanglos demobilisiert. Auch der Osten ist geräumt worden. Dabei haben sich die deutschen Soldaten von den Polen zum Teil entwaffnen lassen, um dann schmähliche Behandlung zu erfahren. Die deutschen Truppen, die, von der Obersten Heeresleitung entsendet, 1918 Finnland vom bolschewistischen Spuk befreit hatten, retten nun auf die Bitte der Letten das Baltikum vor den Bolschewiken. Als Dank wurde ihnen ein gebrochenes Wort. Den aus Rumänien heimkehrenden Truppen ist großenteils das Los der Gefangenschaft widerfahren. Der Generalfeldmarschall von Mackensen, zweimal der Beschützer Ungarns, verfällt durch das schmähliche Verhalten des magyarischen Revolutionskabinetts Karolyi der Gefangenschaft der Entente. Ehrenvoll können die unbesiegten, am 9. November noch in Feindesland stehenden Heldenscharen Lettow-Vorbecks zurückkehren.

Die Feinde krönen die Unritterlichkeit des Waffenstillstands durch die Niederträchtigkeit des Friedensvertrages. Erst haben die vier leitenden Staatsmänner der Entente, Wilson, Clemenceau, Lloyd George und Sonnino ein halbes Jahr zusammengesessen, um einen Vertrag zu schaffen, der nichts mehr von Wilsons schönen Worten und den vierzehn Punkten enthielt, aber fast alles vom Haß des Clemenceau. Dann wird dieses Instrument des französischen Vernichtungswillens der von Graf Brockdorff-Rantzau geführten Friedensdelegation überreicht. Mündliche Verhandlungen werden nicht bewilligt. Der Text des Vertrages erfährt auf die deutschen Gegenvorstellungen nur unbedeutende Änderungen. Trotz der geradezu niederschmetternden Bestimmungen dieses Schandvertrages ist die Heimat zu einer Ablehnung innerlich nicht fähig, obwohl eine solche eine Besserung hätte erreichen können. Trotz der bombastischen Redewendung Scheidemanns, daß die Hand verdorren müsse, die einen solchen Vertrag unterschreibe, wird doch durch das sozialdemokratische Kabinett Bauer — desselben Bauer, der später wegen unwürdiger Korruption gebrandmarkt werden konnte — der Versailler Vertrag unterzeichnet. Es ist am 28. Juni 1919 und geschieht zur Verspottung Deutschlands in jenem Spiegelsaale von Versailles, in dem das Zweite Reich seine feierliche Gründung gefunden hatte.

Dem in 15 Teile und 440 Artikel gegliederten Friedensvertrag geht eine Mantelnote voraus. Deutschland wird im Vertrage der alleinigen Schuld am Kriege bezichtigt. Auch in dieser Ehrenfrage für das Reich waren die Alliierten unerbittlich und das Novemberdeutschland gleichgültig geblieben. Dann wird von der Gründung des Völkerbundes zur dauernden Erhaltung des Friedens gesprochen, in welchen die alliierten und assoziierten Mächte, so nennt sich der Gesamtbund der gegen Deutschland gestandenen 27 Staaten der Welt, und die Neutralen sogleich, die andern aber nur nach dem Beschluß einer Zweidrittelmehrheit eintreten dürfen.

Und nun kommen die Gebietsverluste! Deutschland muß Elsaß-Lothringen an Frankreich, Posen und Teile von Pommern, den größten Teil von Westpreußen und die südwestlichen Kreise Ostpreußens an Polen, das schlesische Hultschiner Ländchen an die Tschechoslowakei, das Memelland als selbständiges Gebiet an die Alliierten abtreten, Danzig als Freie Stadt aus dem Reichsgefüge entlassen. Abstimmungen sind für Oberschlesien, die Bezirke Eupen und Malmedy im Westen, das nördliche Schleswig, Teile von Ost- und Westpreußen, und 15 Jahre nach der Unterzeichnung für das Saargebiet vorgesehen, dessen Kohlengruben Frankreich abgetreten werden müssen. Seine Kolonien muß das Reich dem Völkerbund übergeben, der sie als Mandatsgebiete den Ententemächten überläßt.

Auf alle Rechte, die Deutschland in Übersee erworben hat, muß es verzichten. Seine Wehrmacht darf kein Volksheer mehr sein, sondern ist auf ein

Berufsheer von 100000 Mann beschränkt, ohne Generalstab, ohne ausreichende Bewaffnung. Was über das Bewilligte hinaus an Waffen vorhanden ist, muß ausgeliefert oder vernichtet werden. Alle Vorkehrungen für eine Mobilmachung werden verboten. Die deutsche Flotte darf nur 6 Linienschiffe, 6 kleine Kreuzer, 12 Zerstörer und 12 Torpedoboote umfassen. Helgolands Befestigungen müssen zum Schaden für die von Sturmfluten bedrohte Insel geschleift werden. Deutschland ist keine Luftflotte erlaubt, und einschränkende Vorschriften verkümmern auch das private Flugwesen. Die deutschen Kriegsgefangenen dürfen erst nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrages in die Heimat zurückkehren. Marschall Foch bekundet sich gerade in dieser Bestimmung wieder als der subalterne Geist, den man mit Recht den größten Unteroffizier des Weltkriegs genannt hat. Um das deutsche Volk auch ehrlos zu machen, soll es alle die Personen ausliefern, die angeblich gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges, der internationalen Sitten und die Heiligkeit der Verträge verstoßen haben. Der deutsche Kaiser, aber auch Hindenburg und Ludendorff werden mit auf dieser Liste angeführt. An dem Zustandekommen des furchtbaren Abschnitts über die Wiedergutmachungen hat die hemmungslose Demagogie von Lloyd George unrühmlichsten Anteil. Er hatte sich in zahllosen Versammlungen darauf festgelegt, daß Deutschland alle Kosten des Krieges werde bezahlen müssen. Im berüchtigten Artikel 231 wird nun das Reich verpflichtet, alle Schäden zu vergüten, die den alliierten und assoziierten Staaten und ihrer Bevölkerung einschließlich Pensionen und Kriegsunterstützungen erwuchsen, einschließlich jener Summen, die Belgien von den Verbündeten entliehen. Sofort aber muß Deutschland 40 Milliarden Goldmark erstatten. Dann kommt eine entsetzliche Reihe von Lieferungen an Farben, pharmazeutischen und chemischen Artikeln, an Baustoffen für den Wiederaufbau des zerstörten Nordfrankreich, dann durch zehn Jahre drückendste Kohlenlieferungen an Frankreich, Belgien und Italien, endlich aber — und das ist die größte Roheit gegen das vor Hunger zusammenbrechende Deutschland — die Lieferung von schweren Tausenden von Haustieren und Zuchtvieh, davon allein 140000 Milchkühen. Dies alles aus Deutschland, dessen Kinder durch die barbarische Blockade der englischen Krankheit und der Tuberkulose verfallen sind!

Deutschland muß auch die Besatzungskosten für die Rheinlandbesetzung tragen. Sein Handel wird belastet, die deutschen Ströme werden internationalisiert. Als Bürgschaft für die Durchführung all dieser Quälereien bleiben die Rheinlande durch 15 Jahre besetzt. Die Hungerblockade aber wird erst 14 Tage nach Unterzeichnung des Schandfriedens aufgehoben.

Ähnlich ist der Friede, den Deutschösterreich am 6. September zu St. Germain-en-Laye annehmen muß. Es verliert von dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet des alten Österreich-Ungarn das sonnige Südtirol mit 230000

Einwohnern, mit seinen herrlichen alten Städten, Burgen und Bergzinnen an Italien, Deutschböhmen, Deutschmähren und Deutschschlesien mit insgesamt dreieinhalb Millionen, den Städten Eger, Marienbad, Karlsbad, Aussig, Krumau, Brünn, Iglau, Olmütz, Troppau und Jägerndorf an die Tschecho-slowakei, die Städte Teschen und Bielitz aber an Polen. Die deutsche Süd-steiermark mit Marburg, Cilli und Pettau wird den Südslawen über-antwortet. Als ein kleiner Ersatz für diese schweren Verluste kommt das sogenannte Burgenland, ein Teil von Westungarn und bereits seit der Karo-lingerzeit deutsches Siedlungsgebiet, an Österreich, allerdings durch die Ko-mödie einer von Italien erzwungenen unfreien Volksabstimmung um seinen uralten Hauptort Ödenburg verstümmelt. In zwei Zonen Kärntens soll eine Volksabstimmung stattfinden. Österreich muß seine Kriegsflotte aus-liefern und völlig abrüsten; nur ein Heer von 30000 Mann wird ihm zuge-standen. Es darf ohne Zustimmung des Völkerbundes keine seine Unabhängig-keit beeinträchtigende Handlung vornehmen. Damit ist ihm der Anschluß an Deutschland verboten. Nicht einmal den gewählten Namen Deutschösterreich darf es führen, es muß zu dem Namen Österreich zurückkehren.

So sind die beiden deutschen Staaten im Elend der Schande und der Wehrlosigkeit. Österreich, durch den Friedensvertrag lebensunfähig, durch das Elend des Parlamentarismus in Unfrieden gehalten, wird eine wahre Leidenszeit in wirtschaftlicher Verelendung durchmachen müssen, aus der es auch nicht durch die 1922 vom Bundeskanzler Dr. Ignaz Seipel bewirkte Völkerbundanleihe gerettet worden ist.

Auch nach dem Inkrafttreten der Friedensverträge setzen die Feinde ihre Bemühungen fort, deutsches Land loszureißen. Noch vor Versailles hat der schändliche Verräter Dr. Dorten vergeblich versucht, eine rheinische Republik aufzurichten, immer neu wird auch weiterhin unter dem Schutz der franzö-sischen Besatzung der Versuch unternommen, wenigstens die Pfalz „unab-hängig" zu machen. Die Separatisten sind an der Arbeit. Aber alle diese Bemühungen sind an der deutschen Gesinnung der Bevölkerung und an ihrer mutigen Abwehr, die prächtigen Pfälzer voran, völlig gescheitert.

Die Volksabstimmungen gestalten sich fast überall zu einem Triumph für Deutschland. In Schleswig geht allerdings durch eine raffinierte Zonen-einteilung der nördliche Teil mit den Städten Tondern, Apenrade und Son-derburg verloren. Die deutschen Städte blieben treu, aber die dänische Bauern-bevölkerung hat den Ausschlag gegeben. In den Kreisen Marienwerder und Allenstein von West- und Ostpreußen bringt die Abstimmung ein überwäl-tigendes Bekenntnis für Deutschland. Trotzdem weiß die Entente auch dieses Ergebnis durch Erzwingung kleinerer Abtretungen zu verkümmern. Am 24. Juli wird die Volksbefragung in Eupen und Malmedy als eine öffent-liche unter dem Druck der belgischen Bajonette vollzogen. Die für Deutschland

stimmen, müssen sich in ausgelegte Listen eintragen. Natürlich gehen die Bezirke unter solchem Druck verloren. Die öffentliche Meinung Belgiens hat sich längst von der rechtlichen Ungültigkeit dieser Abstimmung überzeugt. Am 10. Oktober 1920 erfolgt die Volksbefragung in Kärnten, die von der Entente nur deshalb zugestanden worden war, weil sich die mutigen Kärntner mit dem Stutzen in der Hand 1919 zweimal gegen die eindringenden Jugoslawen zur Wehr gesetzt hatten. Die Mehrheit stimmt in der national gemischten Zone für Österreich, so daß die Abstimmung in der zweiten (Klagenfurt) unterbleibt.

Als letztes deutsches Gebiet kommt nach langem Hinzögern durch die Entente Oberschlesien zur Abstimmung. Das Industrieland spricht sich am 20. März 1921 mit 709348 gegen 479747 Stimmen für Deutschland aus, dies trotz schwersten, von den Franzosen begünstigten Terrors der Polen. Im Bunde mit dem französischen Abstimmungskommissar Le Rond veranstalten nun die Polen unter Korfanty in Oberschlesien eine „Erhebung". In Wirklichkeit dringen polnische Banden in das unglückliche Land ein. Die Botschafterkonferenz verbietet das Eingreifen deutscher Polizei und deutscher Truppen. Der deutsche Selbstschutz, der heldenmütig zufaßt, wird von der Entente zum Halten gezwungen, nachdem er die starke Stellung der Aufständischen auf dem Annaberg erstürmt hat. Das deutsche Industrieland aber wird trotz des Abstimmungsergebnisses zerrissen, wodurch Deutschland ein Gebiet von 992000 Einwohnern verliert: die Stadtkreise Kattowitz, den Kreis Pleß, große Teile der Kreise Rybnik, Ratibor, Gleiwitz und Hindenburg, des Landkreises Beuthen und der Kreise Tarnowitz und Lublinitz, mit 49 von den insgesamt 61 Steinkohlengruben, allen Eisenerz-, 12 Zink- und Bleierzgruben, 22 von 37 Hochöfen, sämtlichen Zink- und Bleihütten und den beiden Blei- und Silberhütten.

Als die Entente die Auslieferung der deutschen „Kriegsverbrecher" fordert, flammt das nationale Ehrgefühl auf. Der Führer der deutschen Friedensdelegation weigert sich, die ihm übergebene Note mit der Auslieferungsforderung zu übernehmen. Er verläßt Paris und tritt zurück. Die sehr flüchtig gearbeitete Liste, die 895 Namen enthält, muß durch den französischen Geschäftsträger in Berlin überreicht werden. Schließlich gibt sich die Entente damit zufrieden, daß Deutschland in jedem möglichen Fall durch den Reichsanwalt selber die Anklage erheben läßt. Deutsche Kriegshelden aber werden nun dem Reichsgericht vorgeführt. Das unwürdige Schauspiel verläuft schließlich im Sand, ohne daß die Feindmächte Folgerungen ziehen.

Am 6. April 1920 besetzt die Entente den Rheingau, weil deutsche Truppen zur Unterdrückung einer bolschewistischen Erhebung ins Ruhrgebiet eingerückt sind, wo das Reich, wie überhaupt 50 Kilometer östlich des Rheins,

keine Truppen halten darf. Auf der Konferenz von Spa, der ersten nach Versailles, zu der es zugelassen wird (5. bis 16. Juli 1920), erreicht Deutschland durch das entschiedene Auftreten des Großunternehmers Hugo Stinnes und des Vertreters der Bergarbeiter Hué eine Herabsetzung der irrsinnigen Kohlenlieferungen, die aber immer noch die schwindelnde Höhe von zwei Millionen Tonnen erreichen. Der Rheingau wird erst bei Zurückführung der deutschen Truppen aus dem Ruhrgebiet geräumt.

Die Reparationsfrage wird auf einer interalliierten Konferenz in Paris geregelt. Nach ihren Beschlüssen soll das Reich vom 1. Mai 1921 bis 1. Mai 1963 insgesamt 226 Milliarden Goldmark bezahlen, außerdem eine Abgabe von seiner Ausfuhr durch 42 Jahre in der Höhe von 12 vom Hundert. Deutschland wird, nachdem sich die alliierten Räuber einig geworden, nach London geladen, wo die deutschen Gegenvorschläge unter Hinweis auf seine Verantwortlichkeit am Krieg abgewiesen werden, und zwar von demselben Lloyd George, der im Dezember 1920 davon gesprochen hatte, daß man, je mehr man die Memoiren und Bücher über den Krieg lese, begreife, „daß niemand an leitender Stelle zu jener Zeit ausschließlich Krieg wollte". Wenn dieser Mann, der die Hauptschuld an dem Zustandekommen des unseligen Friedensvertrages trägt, heute noch und zwar gegen den Friedensvertrag seine Stimme erhebt, muß dies als eine Schamlosigkeit bezeichnet werden. Nach dem Scheitern der Verhandlungen werden als militärische „Sanktionen" Duisburg, Düsseldorf und Ruhrort durch Truppen der Entente besetzt, zugleich als wirtschaftliche Sanktionen eine Rheinzollgrenze errichtet und ein Reparationszoll auf die deutsche Einfuhr in den alliierten Ländern erhoben. Immer neue Drohungen erfolgen. Schließlich wird am 27. April die Höhe der von Deutschland zu bezahlenden Reparationen auf 132 Milliarden Goldmark festgelegt. Zugleich fordert die Entente eine Zahlung von 12 Milliarden Goldmark und die Anerkennung einer 26prozentigen Ausfuhrabgabe. Ein Ultimatum vom 5. Mai, das mit der Besetzung des Ruhrgebietes droht, wird von dem neugebildeten Kabinett des Zentrumsmannes Dr. Wirth angenommen. Zugleich willigt die Reichsregierung in den Vollzug der vollen Abrüstung. Die Entente, die durch Spitzel immer wieder nachgeforscht hat, ist mit dem bisherigen Stand nicht zufrieden. Dabei hat Deutschland bis zum Mai 1921 49320 Geschütze und Rohre, 26350 Lafetten, 22037 Maschinengewehre, 87000 Minenwerfer, 183494 Maschinengewehrläufe, 4767732 Handwaffen, Gewehre und Karabiner, 227830 Infanteriegewehre, 28000000 geladene Artilleriegeschosse, 300000 Tonnen ungeladener Artilleriegeschosse, 53000000 Scharfzünder, 15700 Tonnen Patronenhülsen, 345000000 Handwaffenmunition, 18000 Tonnen Pulver vernichtet. Eine Entwaffnung, die ans Sagenhafte grenzt! In Deutschland gibt es damals keine 1000 Geschütze. Die Maschinen der deutschen Rüstungsindustrie sind verschrottet.

Die Amerikaner haben den Friedensvertrag ihres verblendeten Präsidenten nicht angenommen. Am 25. August 1921 tritt ein besonderer deutsch-amerikanischer Friedensvertrag in Kraft. Die Vereinigten Staaten machen bei der fortgesetzten Demütigung Deutschlands nicht mit.

In dieser bitteren Zeit wehrlosen Erduldens und willfähriger Unterwürfigkeit ist ein Lichtblick der begeisterte Anschlußwille, der aus dem schwer leidenden Österreich herüberschallt. Man versucht, länderweise eine Befragung des Volkswillens herbeizuführen. Als erstes Tirol. Es bringt am 24. April 1922 bei einer Wahlbeteiligung von 85,2 Prozent die Ziffer von 98,8 vom Hundert für den Anschluß. Der österreichische Nationalrat beschließt eine Volksabstimmung in ganz Österreich. Der Termin bleibt noch offen. Am 29. Mai stimmt dann Salzburg ab, wo bei einer Beteiligung von 82 v. H. sich 99 v. H. für den Anschluß aussprechen. Allerdings muß nun das Kabinett Dr. Mayr am 1. Juni zurücktreten, und Steiermark, eben daran, auch abzustimmen, wird durch Ententedruck gezwungen, die Abstimmung zu unterlassen. Im Genfer Protokoll aber wird am 4. September 1922 dem zur Sanierung seiner zerrütteten Währung kreditsuchenden Österreich von neuem der Anschlußparagraph des Saint-Germainer Friedens in Erinnerung gebracht.

Dem völlig erschöpften und täglich tiefer in die Inflation hineinversinkenden Deutschland muß am 14. Dezember 1921 ein Moratorium bewilligt werden, wobei es auch jetzt noch alle zehn Tage 31 Millionen Goldmark zu zahlen gehalten ist.

Die durch das Verbrechen der Friedensdiktate katastrophal gewordene Lage in Mittel- und Südosteuropa zu bessern, wird eine Weltwirtschaftskonferenz nach Genua (10. bis 14. April 1922) einberufen, an der auch Sowjetrußland teilnimmt. Für das Reich erscheinen der neue Reichskanzler Dr. Joseph Wirth, Typus des linksgerichteten Zentrumsführers und Erfüllungspolitikers, und der Jude Walther Rathenau, der deutscher Außenminister geworden ist. Die Konferenz bleibt ohne Ergebnis. Deutschland aber schließt mit Rußland den Vertrag von Rapallo ab, der die gegenseitigen Vorkriegs- und die Kriegs- und Nachkriegsschulden als erloschen erklärt, wenn die Sowjetrepublik auch keinem anderen Staat Schadenersatz gewährt. Die diplomatischen Beziehungen der beiden Staaten werden wieder aufgenommen. Sie sagen sich wirtschaftliches Entgegenkommen zu.

Das Reich gleitet weiter in den völligen Zusammenbruch. Ein neues Moratorium muß gewährt werden. Die deutsche Währung ist vernichtet. An Stelle von Dr. Wirth, der völlig versagt hat, ist Cuno von der Hamburg-Amerika-Linie Reichskanzler geworden. Franzosen und Belgier aber erklären, daß Deutschland böswillig die Zahlungen verweigere und auch die vorgeschriebenen Sachlieferungen nicht erfüllt habe. Frankreich droht mit der

Besetzung produktiver Pfänder, und in Deutschland gibt es die üblichen und wirkungslosen Proteste. Eine Reparationskonferenz verwirft die deutschen Vorschläge. Bei Zurückhaltung Englands und teilweiser Italiens erklären Frankreich und Belgien, das Reich habe böswillig nicht erfüllt, und marschieren mit fünf französischen und einer belgischen Division am 11. Jänner 1923 ins Ruhrgebiet ein. Deutschland rafft sich zum „passiven Widerstand" auf, d. h. das Reich stellt die Leistungen an Frankreich und Belgien ein, Reichs- und Staatsbeamte dürfen den Anordnungen der Eindringlinge keine Folge leisten; die Rheinschiffahrt wird stillgelegt, die Eisenbahnen und besetzten Zechen von den Arbeitern geräumt. Die englischen Kronjuristen erklären den Versailler Vertrag durch das Vorgehen der Belgier und Franzosen für verletzt, aber trotzdem bewahrt England seine wohlwollende Neutralität. Die Vereinigten Staaten allerdings ziehen ihre Besatzungstruppen aus Koblenz zurück. Im weiteren Verlauf besetzen die Franzosen auch badisches und hessisches Gebiet. Das verzweifelte Reich, dessen finanzielle Kräfte bei der ungeheuren Belastung durch den passiven Widerstand zu schwinden beginnen, bietet Pfandrechte auf den gesamten Grundbesitz, die Verpfändung von Zöllen auf Genußmittel, der Verbrauchssteuern auf Bier, Tabak, Wein und Zucker, der Erträgnisse des Branntweinmonopols, die Umwandlung der Reichseisenbahnen in ein Sondervermögen, auf das 10 Milliarden Mark Obligationen ausgegeben werden können, an. Die Franzosen, die trotz des passiven Widerstands eine Grube nach der andern in Besitz nehmen können und den Zusammenbruch der deutschen Regierung greifbar nahe sehen, lehnen ab. Viel mehr als der passive Widerstand imponiert ihnen die schneidige Sabotage einiger verwegener Gruppen. Bei dieser Gelegenheit fällt der heldenmütige Albert Leo Schlageter durch Verrat den Franzosen in die Hände und wird — ein ungeheuer wirksamer Blutzeuge deutscher Wiedergeburt — am 26. Mai auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf erschossen.

Die Regierung Cuno bricht mit der deutschen Währung zusammen. Das Deutschland von 1923 ist eben zu keiner befreienden Handlung befähigt. Ein Kabinett Gustav Stresemann folgt. Der neue Reichskanzler sucht die Verständigung mit den Franzosen, aber Poincaré bleibt unerbittlich, obwohl ihm Stresemann einen Sicherheitspakt anbietet: Frankreich will die Auflösung des Reiches. So muß am 13. September der passive Widerstand ohne Gegenleistung aufgegeben werden. Die deutsche Regierung ersucht in ihrer Verzweiflung um Nachprüfung ihrer Zahlungsfähigkeit, denn sie wolle zahlen. Die Vereinigten Staaten sagen ihre Teilnahme an einer Sachverständigenkonferenz zu. Ein Ausschuß unter dem amerikanischen Bankier Dawes, der seltsamerweise den Generalstitel führt, wird gebildet. Er untersucht die Lage des deutschen Haushaltes. Auf einer Londoner Konferenz nimmt Deutschland im August 1924 das Dawesabkommen an, und der

deutsche Reichstag gibt dem Abkommen durch den Umfall eines Teiles der Deutschnationalen am 29. August seine Genehmigung. Dieser Dawesplan verwandelt die deutschen Reichseisenbahnen in eine selbständige Aktiengesellschaft, deren Stammkapital dem Reich verbleibt, in deren Verwaltungsrat aber die Reparationsgläubiger die Hälfte der Sitze haben. Die Reichsbahnen werden mit einer Obligationsschuld von 11 Milliarden belastet und müssen Zahlungen in wachsender Höhe aufbringen, vom vierten Jahr an 66 Millionen jährlich. Die deutsche Industrie wird in ähnlicher Weise mit 5 Milliarden belastet. Auch müssen die Haushaltszahlungen des Reiches herangezogen werden. Ein Wohlstandsindex ermöglicht Erhöhung der Raten, die nach dem Plan vom sechsten Jahre an 25 Milliarden ausmachen sollen. Zur Sicherung der Währung wird eine vom Ausland kontrollierte Goldnotenbank errichtet. Alles dies nach den beispiellosen Heldentaten des deutschen Volkes im Kriege!

Stresemanns Politik geht auf die Vermeidung jeglichen Zusammenstoßes mit Frankreich aus, dessen Wohlwollen er auf jede Weise zu gewinnen sucht. Er läßt das Kabinett den baldigen Eintritt in den Völkerbund beschließen. Deutschland verlangt einen ständigen Ratssitz und macht Vorbehalte, die aus seiner Rüstungsungleichheit hervorgehen. Der Völkerbund lehnt Vorbehalte ab, erklärt aber, daß der Eintritt auf der Grundlage der Gleichberechtigung erfolgen solle. Die Räumung der ersten Zone des Rheinlandes, der von Köln, ist für den Jänner fällig, wird aber von der Botschafterkonferenz abgelehnt. Deutschland habe die Abrüstungsklausel nicht vollzogen. Zur Erlangung der Räumung bietet nun Stresemann am 9. Februar 1925 den Franzosen einen Sicherheitspakt an, der alle am Rhein interessierten Mächte umfassen soll. Auf Grund dieser Vorschläge laden Frankreich und England schließlich das Reich am 15. September 1925 zu mündlichen Verhandlungen ein, die als Konferenz von Locarno vom 5. bis 16. Oktober stattfinden. Für Deutschland erscheinen Reichskanzler Luther — denn Stresemann ist nicht mehr Kanzler — und Stresemann als Außenminister, für England Chamberlain, für Frankreich Briand, Scialoja, später auch Mussolini für Italien, van der Velde für Belgien. Das Ergebnis ist ein Rheinpakt zwischen den fünf Mächten, in welchem jeder Partner die Aufrechterhaltung der bestehenden Grenzen, ihre Unverletzlichkeit und die Beobachtung der Bestimmungen über die entmilitarisierte Zone garantiert. Friedliche Schlichtung aller entstehenden Streitigkeiten! Im Vertrag wird auf Rückwirkungen verwiesen, die von diesem Vertrag als Geist des Vertrauens und des Zusammenwirkens sich ergeben sollen. Nun wird endlich die Kölner Zone geräumt, und Deutschland erreicht auf Grund der Rückwirkungen Verminderung der Besatzungsstärke. Trotzdem stehen im Herbst 1927, also fast zehn Jahre nach dem Kriegsende, noch 57700 Mann Entente-

truppen in Deutschland. Im Saargebiet wird an Stelle der französischen Besatzung ein Bahnschutz von 600 Mann gebildet. Am 8. September 1926 wird Deutschland unter Gewährung eines ständigen Ratssitzes in den Völkerbund aufgenommen. Bedeutungsvoll läßt sich eine Unterredung zwischen Briand und Stresemann gelegentlich eines gemeinsamen Frühstücks zu Thoiry (17. September 1926) an. Deutschland soll zur Stabilisierung des ins Wanken geratenen französischen Franken die Eisenbahnobligationen mobilisieren, Frankreich aber das Rheinland sogleich räumen. Diese Vereinbarungen sind nie Wirklichkeit geworden, da Frankreich seine Währung aus eigener Kraft zu stabilisieren weiß. Am 31. Jänner 1927 erfolgt endlich der Abzug der seit Versailles bestehenden interalliierten Militärkontrollkommission. Die Entwaffnung des Reiches wird als beendet erklärt.

Die Lösung des Reparationsproblems durch das Dawesabkommen hat sich als undurchführbar herausgestellt. Unter dem Vorsitz des Amerikaners Owen Young bildet sich ein neuer Sachverständigenausschuß. Der Youngplan, das neue Instrument deutscher Verknechtung, wird vom Reiche am 20. Jänner 1930 unterzeichnet. Durch ihn werden unter Beseitigung sämtlicher Kontrollen und der Industrie- und Eisenbahnbelastung Jahreszahlungen ungleicher Höhe für die Dauer von 59 Jahren festgesetzt. Im Sommer des gleichen Jahres erfolgt endlich die Räumung des Rheinlandes, für die dritte Zone etwas vor der Zeit.

Ein knappes Jahr vorher ist Gustav Stresemann gestorben. In den diplomatischen Unterhandlungen unzweifelhaft geschickt, blieb ihm doch ein größerer Erfolg versagt, zunächst weil er an die Ehrlichkeit der Freundschaftsreden des „Europäers“ Briand zu lange glaubte, vor allem aber, da hinter seiner Politik nicht zugleich der unbändige Wille stand, das deutsche Volk wieder wehrhaft und damit überhaupt erst aktions- und bündnisfähig zu machen. Er war auch nur auf ein Parteiengemisch gestützt, das sich zufällig zu einer brüchigen parlamentarischen Mehrheit zusammengefunden hatte.

Bald erweist sich auch das Youngabkommen als undurchführbar, Deutschland muß durch Vermittlung des amerikanischen Präsidenten Hoover ein neues Zahlungsmoratorium erbitten (Juli 1931). Seine Wirtschaft ist durch die ewigen Zahlungen und die Zinsverpflichtungen einer ungeheuren privaten Verschuldung erschüttert, und seine Geldinstitute beginnen zusammenzubrechen. Der deutschen Außenpolitik ist kurz vorher durch mangelhafte Vorbereitung und ungenügende Abschätzung der drohenden Widerstände die mit dem österreichischen Bundeskanzler Dr. Schober abgeschlossene Zollunion mißlungen. Im Herbst müssen die beiden Staaten sich einem Völkerbundsschiedsspruch fügen, der die Zollunion als den bestehenden Verträgen zuwiderlaufend erklärt; eine folgenschwere Niederlage der deutschen Politik! Auf einer Konferenz von Lausanne wird im Frühsommer 1932 die Reparationslast Deutsch-

lands auf die Ziffer von nur noch $3^1/_2$ Milliarden herabgesetzt, die aber auch *nicht mehr gezahlt werden können.*

Die innere Politik des Reiches seit dem Umsturz weiß nichts Rühmliches von den Männern zu berichten, die Deutschlands Geschicke seit dem Umsturz leiteten. Es offenbart sich ein erstaunlicher Mangel an Persönlichkeiten. Nachdem am 11. August 1919 die Weimarer Verfassung, die Deutschland zu einer demokratischen Republik macht, vollzogen ist, wird das Reich mit geringen Unterbrechungen durch eine parlamentarische Mehrheit, bestehend aus Sozialdemokraten und Zentrum, regiert, um die herum sich die Demokraten und die Deutsche Volkspartei und auf der Rechten die lange Zeit sehr starke Deutschnationale Partei gruppieren. Ein Versuch des Generallandschaftsdirektors Kapp, am 13. März 1920 die Regierung durch einen Putsch zu stürzen, schlägt völlig fehl. Seine Folge ist ein neues Auflodern bolschewistischer Aufstände. Besonders im Ruhrgebiet, aber auch in Sachsen und Mitteldeutschland gibt es heiße Kämpfe. Einzelne der Staatsmänner Novemberdeutschlands fallen der Volkserbitterung zum Opfer, wie im Frühherbst 1921 Erzberger und im Juni 1922 Rathenau. *Ein Unterdrückungsgesetz* gegen die Rechtskreise erfolgt bald darauf durch das sogenannte Republikschutzgesetz. Als zu Beginn 1925 der erste Reichspräsident Friedrich Ebert stirbt, erringt der nationale Gedanke seinen ersten Sieg, indem der greise Generalfeldmarschall von Hindenburg (s. Bildtafel 34) am 26. April 1925 zum Reichspräsidenten gewählt wird. Er verkörpert fortan gegen alle weitergehenden Gelüste der Marxisten die Aufrechterhaltung der Verfassung. Als ein getreuer Eckart des deutschen Volkes hat er am 30. Jänner 1933 die Bildung der nationalen Regierung ermöglicht.

Seit 1923 durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei der verwegene Versuch unternommen wurde, mit der Novemberregierung in Deutschland aufzuräumen, steht die innere Politik der parlamentarischen Regierungen im Zeichen der Sorge vor der anstürmenden deutschen Freiheitsbewegung. Die Regierung des Zentrumsführers Dr. Heinrich Brüning beschreitet in ihrem Kampf gegen den Nationalsozialismus den Weg der Notverordnungen, des Verbotes der Uniformen und des Parteiabzeichens, der Beschränkung der Versammlungs-, Presse- und Redefreiheit. Das Gespenst der nationalsozialistischen Machtergreifung erhebt sich bereits als Schreckbild vor ihr. Aber damit stehen wir, seit dem Spätherbst 1930, bereits in der Geschichte eines neuen Deutschland, das bestimmt ist von der Tätigkeit der so viel bekämpften NSDAP., die nach 14 Jahren eines gläubigen, entsagungs- und opferreichen Ringens am 30. Jänner 1933 die Macht im Reiche erlangt.

Ihr ist das Deutschland der nationalen Schande, des Novembers von 1918, der Korruption und der Marxistenherrschaft erlegen.

Im letzten Augenblick! Schon sind fast sieben Millionen Volksgenossen arbeitslos, schon treten die Kommunisten, gegen die der Staat machtlos ist, immer mörderischer auf. Alle die vielen parlamentarischen Parteien haben völlig versagt, in der Innen- wie in der Außenpolitik. Das Volk ist zerrissen in Klassen und Parteien, Konfessionen und Sekten, in zahllose Gruppen von Interessenten widerstreitender Art. Die Zentralgewalt hat ihr Ansehen verloren und vermag nicht einmal mehr als Hüter der Ordnung durchzugreifen. Das Reich ist bloß noch ein fiskalischer Begriff mit geographischer Lokalisierung. Auflösung droht, Auflösung der letzten Ordnung, der letzten Sittlichkeit, aber auch der letzten Grundlagen biologischen Gedeihens! Die Geburtenziffer Deutschlands ist 1932 bereits unter die französische abgesunken, die „Hypothek des Todes" legt sich schwer auf das scheinbar zum Untergang verurteilte Reich. Bereit zum entscheidenden Ansturm, erhebt der Bolschewismus drohend sein Haupt. In diesem letzten Augenblick deutscher Geschichte greift Adolf Hitler (s. Bildtafel 40) als Retter ein, und für unser Volk bricht eine neue Epoche seines Lebens an.

2. Adolf Hitler und der Kampf der NSDAP.

Der unbekannte Soldat – Adolf Hitlers Werdegang und Persönlichkeit – Die NSDAP. – Der 9. November 1923 – Festungshaft – Wiedergründung der Partei – Allmählicher Aufstieg – Die Septemberwahlen 1930 – Kampf mit dem Kabinett Brüning – Die Reichspräsidentenwahl 1932 – Zwei gewaltige Wahlkämpfe – Überwindung einer Krise – Deutscher Reichskanzler – Zerschlagung des Parteienstaates

Zu Beginn des Weltkrieges erhält ein unbekannter, in München wohnender Österreicher auf sein Gesuch an den bayrischen König die Erlaubnis, im bayrischen Heer als Kriegsfreiwilliger dienen zu dürfen. Er steht bis zu einer Vergiftung durch Gelbkreuzgas am 14. Oktober 1918 im Felde und erwirbt als Lohn für seine Tapferkeit beide Eiserne Kreuze. Niemand ahnt in diesem einfachen Soldaten, der als Gefreiter ins Lazarett kommt, wo er um sein Augenlicht ringen muß, den späteren Reichskanzler von Deutschland, der heute eine Machtfülle sein eigen nennt, wie sie vorher niemals in deutschen Landen in der Hand eines Mannes lag.

Adolf Hitler ist am 20. April 1889 zu Braunau, der stattlichen und stillen oberösterreichischen Grenzstadt am Inn, geboren. Seine Eltern sind einfache Leute, die mit hartem Fleiß nach einem ganz bescheidenen Wohlstand ringen. Als Zollbeamter in den Ruhestand getreten, bewirtschaftet Hitlers Vater, der, ebenso wie seine Frau, Waldviertler Bauernstamm entsprossen ist, ein kleines Gütchen, stirbt aber frühzeitig. Bald folgt ihm auch Hitlers Mutter in den Tod, und der Junge, der sich mit dem Gedanken trägt, die Kunst zu studieren, sieht sich mittellos ins Leben gestellt. In Wien muß

er eine harte Zeit durchmachen, von dem kargen Ertrag seiner Hände als Bauarbeiter lebend, von der Arbeitslosigkeit geschüttelt, äußeren Hunger leidend, um den inneren nach Wissen und Kunst stillen zu können. Er lernt in der uralten Kaiserstadt die verhängnisvollen Folgen der Verjudung kennen, sieht eine kerndeutsche Stadt vom Rassenverfall bedroht, erlebt aber auch die große nationale Bewegung, die sich von Schönerer herleitet. Nach München übersiedelt Adolf Hitler bereits als überzeugter Antisemit. In der Isarstadt kann er sich dem Architekturzeichnen widmen, und sein Leben beginnt sich günstiger zu gestalten. Aus dem Weltkrieg kehrt er mit dem felsenfesten Willen heim, sein verratenes und niedergetretenes Volk den Weg zur Freiheit zu führen. Er ist bereits der Adolf Hitler, der die Menschen, die unter den Bannkreis seiner Rede und seiner Gedanken kommen, mitzureißen und zu bezwingen vermag.

Eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte! Ein Mann, erfüllt von dem dämonischen Glauben an das Gelingen seines Werkes, zu einer Zeit bereits, da sich erst in bescheidenster Abgeschlossenheit eine Handvoll Menschen um ihn versammelt, die Mächte aber, die er bekämpfen und stürzen will, fast in astronomischer Ferne vor der Erreichbarkeit seines Wirkens stehen. Getrieben von der heiligen Besessenheit seines gewaltigen Wollens vermag er die Menschen, die ihn hören, zu unbedingter Treue bis zur Erkämpfung des Zieles zu verpflichten; ein Rudolf Heß gehört in solcher Art seinem Bannkreis von frühester Zeit her an. Hier steht der mächtigste Redner vor uns, den Deutschland je besessen. Seine Rede zwingt in den Bann, so wie wir einem Elementarereignis zu lauschen gezwungen sind. Jedes der Worte ringt sich naturhaft aus seinem Innern los. Nicht ein Artist der Rede, ein Schicksal steht vor uns, das sich zufällig in der Form der Sprache gibt. Nach jeder von Hitlers Kundgebungen hat der Hörer den Eindruck, diese letzte sei eben die beste gewesen. So vermag er ein Volk immer wieder hinzureißen, wie er früher seine Parteigenossen hingerissen hat, so lauscht jetzt die Welt, wenn auch erst sehr langsam begreifend, der Gewalt dieser Persönlichkeit. Der größte Redner unserer Geschichte, ist er zugleich ihr schärfster Logiker. Diese Logik verleiht seinen Worten die Unerbittlichkeit, den dämonischen Zwang, von dem sich keiner freizuhalten vermag. Verbindet sich damit die brutale Härte des Willens, die Kraft zu jähen, mit der Wucht des Blitzes niedersausenden Entschlüssen, nachdem zuvor die Stille des nahenden Gewitters geweilt, kommt dazu die Zähigkeit, an den eigenen Plänen festzuhalten und die echt österreichische Diplomatie, trotz unerhörtem Radikalismus seiner Lehre und Ziele unnötige Zusammenstöße zu vermeiden, so muß einer solchen Persönlichkeit, die, für sich anspruchslos, mit ungeheurem Ernst auf das höchste Ziel zusteuert, die Novemberrepublik erliegen, deren Achillesferse seit jeher, abgesehen von der nationalen Schande ihres Aufkommens,

die Selbstsucht und der mangelnde Heroismus ihrer Führer gewesen. So erhebt sich in Hitler die vulkanischeste Kraft unserer Geschichte, ein Führer, der selbst vulkanische Feuer in anderen Herzen zu erwecken vermag, für den seine Anhänger oft unter den allerbittersten Umständen mutig und treu in den Tod gegangen sind.

Im September 1919 tritt er in die Deutsche Arbeiterpartei als ihr siebentes Mitglied. Seine Energie formt aus diesem winzigen Grüppchen die NSDAP. (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei). Am 24. Februar 1920 erfolgt die erste Massenversammlung, bei der marxistischer Terror, der in guter Witterung die gefährliche Bewegung im Keim zerschlagen möchte, niedergeworfen wird. Das Programm der Partei, die weltgeschichtlich gewordenen 25 Thesen, ist verkündet. Ein Deutschland geeinigter, auf Blut, Arbeit und Ehre begründeter Volkskraft erscheint als Parole des Kampfes. Nun folgt Versammlung auf Versammlung, die Zahl der Mitarbeiter und der Mitglieder ist im raschen Wachsen. Im Oktober 1922 wird in dem bis dahin radikal roten Koburg auf einem deutschen Tag die Gewalt der Roten rücksichtslos gebrochen. Mit Schaudern sieht die Sozialdemokratie, daß ihr dieser Gegner über den Kopf zu wachsen beginnt. Hitler kann sich gegen den Versuch der Marxisten, seine Versammlungen zu sprengen, nur behaupten, weil er in der SA. (Sturmabteilung) der Partei schon 1921 das wehrhafte Rückgrat gegeben hat, weil er seiner ganzen Bewegung als unbeschränkter Führer mächtig ist und jeden Versuch einer Revolte niederzuwerfen weiß, noch ehe sich das Übel verheerend auszuwirken vermag. Diesen Mann hat darum kein politisches Raubtier bewältigen können.

Unter dem Eindruck des Niederganges der Novemberrepublik, der Wirtschaftsnot, der außenpolitischen Schande, der Korruption und Verjudung des Staates wächst die junge Bewegung. Schon weiß sie in Bayern den Separatismus in Schach zu halten und damit eine große Hoffnung der Franzosen zu durchkreuzen. Frankreich hatte doch nach dem Zusammenbruch eine eigene Gesandtschaft in München gegründet, sah also das selbständige Bayern schon vor seinen erfreuten Augen, als der Sturm der Hitlerbewegung solche Träume welken machte. Im Bund mit General Ludendorff versucht Adolf Hitler bereits am 8. November 1923 ein neues Deutschland zu begründen. Der heroische Versuch scheitert in den Vormittagsstunden des 9. November durch Verrat unter den Kugeln der bayrischen Landespolizei. Nun wird die Partei aufgelöst, Hitler gefangen genommen und ihm, Ludendorff und den Mitarbeitern an der Erhebung der Prozeß gemacht. Adolf Hitler wird nach glänzender Verteidigungsrede zu fünf Jahren Festungshaft in Landsberg am Lech verurteilt. Als er von hier am 20. Dezember 1924 freikommt, findet er die völkische Bewegung in seiner Abwesenheit zerrissen und verfallen, obwohl sie unter dem Eindruck des Prozesses zunächst einen schönen

Wahlerfolg errungen hatte. Keine der streitenden Gruppen anerkennend, schreitet Hitler mit eiserner Zielsicherheit zur Neugründung der Partei, die am 24. Februar 1925 erfolgt. Nun verbietet man ihm das Wort. Er wird durch zwei Jahre am Reden behindert.

Trotzdem aber wächst unter den schwierigsten Verhältnissen, obwohl die Masse des deutschen Volkes ganz unter dem Bann der Silberstreifenpolitik Stresemanns und des Abkommens von Locarno steht, die Bewegung. Sie hat nun auch im Norden Deutschlands richtig Fuß gefaßt, wo Bernhard Rust, der früh verstorbene Major Dincklage und Kerrl zu ihren ersten Anhängern gehören, wo 1925 die unermüdliche, aufwühlende Werbearbeit von Dr. Josef Goebbels beginnt. Ihm ist die Eroberung des roten Berlin zu danken. Die Partei setzt 1928 ihre ersten Reichstagsmandate durch. Im September 1930 aber wird die Welt durch den Einzug von 107 Abgeordneten der NSDAP. in den Reichstag überrascht. Nun steht die Machtergreifung Hitlers im Bannkreis der Sorgen der parlamentarischen Politiker. Brüning versucht mit aller Energie gegen die Nationalsozialisten vorzugehen. Jede Neuwahl aber zeigt eine Zunahme der Stimmen der NSDAP., obwohl ihr die Werbearbeit sehr erschwert ist. Gegen diese Bewegung wird die Macht der katholischen Kirche ins Treffen geführt, die Einsegnung gefallener Nationalsozialisten wird verweigert. Trotzdem wächst die Bewegung. Unter der Parole „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft", fallen die Kommunisten über die SA. her; ein Horst Wessel fällt so als Blutzeuge der Bewegung. Aber unter eben dieses Horst Wessels unsterblichem Lied marschiert, „die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen", die Bewegung zum Sieg. Was fällt, ruft nur noch neue Anhänger auf, denn aus dem Blut von Märtyrern können nur neue Bekenner herauswachsen.

Der Kampf tritt in sein entscheidendes Stadium, als 1932 die Neuwahl des Reichspräsidenten notwendig wird. Hitler als Kandidat der NSDAP. beginnt, alle seine bisherigen Versammlungskämpfe steigernd, jene gewaltigen Fahrten im Flugzeug über Deutschland, die ihn vor Hunderttausende deutscher Volksgenossen in allen deutschen Gauen stellen. Die Partei erringt elfeinhalb Millionen Stimmen.

Eine zweite Wahl hat sich als notwendig erwiesen. Noch einmal gelingt es dem Führer, die Stimmenzahl um etwa zwei Millionen zu steigern, obwohl ihm in Hindenburg der populärste Mann gegenübersteht, den das alte Deutschland besitzt. Noch allerdings bleibt das Ziel unerreicht. Bei der Reichstagswahl vom 31. Juli gibt es dann 13,7 Millionen Stimmen und 234 Mandate. Schon ist damals das Kabinett Brüning durch Franz von Papen abgelöst. Dieser macht die noch von Brüning als eine seiner letzten Maßnahmen verfügte Auflösung der SA. und SS. rückgängig. Hitler aber lehnt es nach der siegreichen Reichstagswahl ab, in das Kabinett Papen etwa als Vize-

kanzler oder auch als Tribun einzutreten. Er weiß, daß er Deutschland nur retten kann, wenn er ohne Hemmnis aus eigener unbeschränkter Verfügungskraft heraus alle Kräfte, die noch vorhanden sind, wirken lassen darf. Nun wird der Reichstag aufgelöst. Bei den Neuwahlen am 6. November erleidet die Partei einen Mißerfolg. Sie verliert zwei Millionen Stimmen. Schon droht eine gewisse Resignation in die Reihen der Parteigenossen einzuziehen. Es wirkt wie ein drohendes Fanal, als Gregor Strasser, einer der ältesten und angesehensten Unterführer, zurücktritt, nachdem er mit General Schleicher, der als Reichskanzler Herrn von Papen abgelöst hat, Unterhandlungen gepflogen hatte.

Aber der Führer kennt kein Verzagen. Nie entschlossener, nie härter als in diesen Krisentagen stellt er mit eiserner Energie die Schlagkraft wieder her, noch ehe sich richtig Zweifel oder Schwäche einstellen können. Trotz der endlosen Kämpfe, trotz des Stimmenverlustes bei der Wahl — er glaubt an seinen Sieg, und er weiß die anderen mitzureißen. Strassers Rücktritt und Abfall haben keine Nachwirkungen. Es offenbart sich, daß die Bewegung nur einen Führer kennt, Adolf Hitler. Schon der nächste Wahlkampf, ausgefochten auf dem begrenzten Schauplatz von Lippe, zeigt der Welt, daß die Bewegung die Schwungkraft wiedergefunden hat. Sie steht nur noch stärker da, weil nun überall in den leitenden Stellen der Partei die erprobtesten Treuen des Führers, Heß an der Spitze, sitzen. Und schon hat Hitler die Fäden gesponnen, die eine rasche Lösung der angespannten Lage bedeuten. Geht es mit dem Kabinett Schleicher, das in ewigem Zaudern sich zu keiner Maßnahme entschließen kann, so weiter, dann droht aus dem Millionenheere der Arbeitslosen der Bolschewismus aufzusteigen, dann könnte es für alle, die Deutschland retten wollen, heißen: zu spät.

Papen, der sich mit Hitler verständigt hat, weiß den Generalfeldmarschall über den Ernst der Lage ins klare zu setzen. Der Reichspräsident entschließt sich am 30. Jänner 1933, den General Schleicher zu entlassen und Adolf Hitler mit der Bildung des Kabinetts zu betrauen, das unter Führung der Nationalsozialisten auch Männer der Deutschnationalen wie Hugenberg und Gürtner aufweist. Papen wird Vizekanzler.

Ein neuer Wahlkampf entbrennt. Der letzte parlamentarische Wahlkampf in Deutschland! Das Ende der Parteien steht bevor. Die Gefahren, denen das Reich durch Adolf Hitler entgangen ist, werden auch dem Unwissendsten klar, als am 27. Februar der Reichstag in Flammen auflodert. Der so oft erprobte Hermann Göring, den Hitler als preußischen Ministerpräsidenten eingesetzt hat, handelt. Der rote Spuk wird in Deutschland niedergeworfen. Die Wahl aber gibt der NSDAP. die Stimmenziffer von 17,2 Millionen.

Kurz nach dem denkwürdigen 5. März erfolgt auch die Machtergreifung in Bayern, dessen Ministerpräsident Held noch im Wahlkampf die alte Son-

derstellung des Landes dem Reich gegenüber betonte. Nun aber zieht Hitler durch die Einsetzung von Reichsstatthaltern in den einzelnen Staaten die Zügel der Reichsgewalt an. Mit dem Partikularismus der Länder, mit dem Mißbrauch von Landes- und Stammeseigenart zu Parteimachtzwecken oder denen konfessioneller Politik ist es nun vorbei. Es gibt keine Reichstreue auf Kündigung mehr.

Nur der Führer selber kann ermessen, welche Gefahren seine Bewegung in all den heißen Kampfjahren zu bestehen hatte, welche Staatskunst notwendig war, den riesenhaften Apparat der Partei, SA. und SS., der überall anstieß an die Maschinerie einer ihm feindlich gesinnten Staatsleitung, trotz tausender und täglicher Reibungen auf dem Weg der Gesetzlichkeit zu erhalten und mit dieser Waffe zum Sieg zu kommen, da jede Anwendung von Gewalt die staatliche Macht zur erwünschten Vernichtung der Partei entfesselt hätte und selbst ein Sieg der NSDAP. in einem solchen Kampf, bei dem ganz gewiß die Kommunisten eingegriffen hätten, nur einen Trümmerhaufen in ihre Gewalt hätte kommen lassen. So hat Hitler unter der Regierung der letzten Kabinette sein politisches Meisterstück geliefert und den Erweis für seine Berufung erbracht, noch ehe er in den Besitz der vollen Macht im Reich gelangte.

3. Das Dritte Reich

Arbeit am Staat – Wiederaufbau der Volkskraft – Der Führer wacht – Das Leiden der Deutschen in Österreich – Das Dritte Reich als Aufgabe der Deutschen

Gegen das demokratisch-parlamentarische System, das, aufgebaut auf die Entscheidung der Mehrheit, den Mut zum persönlichen Einsatz und zum Einstehen für gefaßten Entschluß hatte verkümmern lassen, war die Hitlerbewegung in den Kampf getreten, gelenkt durch den Führergedanken. Nicht die Mehrheit, sondern die verantwortungsbewußte Persönlichkeit allein darf regieren. Nicht die Abstimmung kann die Entschlüsse hervorbringen, der Führer selbst muß unter dem Einsatz seiner Person sich entschließen und handeln. Das Regime der Novemberparteien hatte Deutschland regiert als einen Staat von zufällig deutsch redenden Menschen, ausgehend von dem Gedanken, daß alles, was Menschenantlitz trage, gleich sei und nur durch das Ungefähr der Sprache unterschieden wäre. Juden konnten in diesem Staat Ministerposten bekleiden und in allen Bereichen des Staates, des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens die entscheidendsten Stellen innehaben. Seit dem 9. November 1918 war Deutschland nach allen Richtungen der jüdischen Kontrolle ausgeliefert. Nun aber beseelte die Bewegung, gestützt auf die befreienden Erkenntnisse der Rassen- und Vererbungslehre die Überzeugung, daß den Deutschen nicht nur Sprache und Wohnsitz, sondern auch das Blut und seine ererbte Eigenart ausmache, daß somit nie ein Jude Volksgenosse sein könne.

So kämpfte sie für den deutschen Volksstaat an Stelle des dynastischen Staates der Vorkriegszeit und des Parlamentsstaats der Revolution und hat im Augenblick des Sieges in der gediegenen Gesetzesarbeit Dr. Fricks zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums das Reich von den fremdrassigen Parasiten gesäubert und diesen Kampf bald auch erfolgreich auf anderen Gebieten zum Durchbruch gebracht. Und während die frühere Zeit Deutschland durch den Klassengedanken, Klassendünkel und tausenderlei Vorurteile zersetzt hatte, auf welchem Boden allerdings die zahlreichen Parteien schmarotzend aufzuschießen und zu wuchern vermochten, kennt der Nationalsozialismus nur die Front der Schaffenden, wo jeder, der ehrlich seine Hände regt, um dieser Arbeit willen die gebührende Ehre erhält, wo Deutschland nicht mehr geschieden ist in den feindlichen Gegensatz zwischen Intelligenz- und Handarbeitsberufen, sondern in echter Volksgemeinschaft die einen die andern als erforderlich und mitstrebend achten. Die Einführung des Arbeitsdienstes, der prächtigen weltgeschichtlichen Schöpfung des Obersten Hierl, hat das deutsche Volk erst recht die Arbeit als Ehre des Volksgenossen würdigen gelehrt. Eine ungeheure Erziehungsarbeit geht von dieser Einrichtung aus und formt einen neuen Menschen. Den Arbeitermassen aber wird durch diese Werktat der Jugend gezeigt, daß sie in diesem Reich nicht mehr, wie unter allen früheren Regierungen, Staatsbürger geringeren Grades sind. Der 1. Mai ist Nationaler Feiertag des deutschen Volkes. Die schaffende Arbeit ist Reichssache geworden. Zugleich hat Dr. Ley, der Führer der neugeschaffenen Deutschen Arbeitsfront, die mit den alten Gewerkschaften aufräumte und der Arbeit ihre Ehre, den Betrieben aber ein menschenwürdiges Aussehen gab, durch die Einführung der „Kraft durch Freude"-Aktionen den Massen der Arbeiter und Angestellten die Möglichkeit geboten, für wenig Geld die Schönheit der deutschen Heimat, ihres Hochgebirges, ihrer Heide, ihrer Waldfluten, ihrer Meere, ja selbst des Ozeans kennenzulernen. Die erhabensten Schönheiten der Natur sind damit vom Monopol der Geldmacht erlöst. Wenn einmal die sozialdemokratische Propaganda betrügend erklärte, unter ihrer Regierung würde der Arbeiter die Möglichkeit haben, touristisch die Welt zu bereisen, wohlan, durch die Nationalsozialisten ist es erfüllt worden. Und wie die Massen der in den Fabriken und Kontoren Werktätigen in den Staat eingegliedert worden sind, so wurzelt er erst recht in der deutschen Scholle, für deren mystische Kraft als ewige Nährspenderin unseres Volkes Walther Darré, der Reichsnährminister, mit der richtigen Erkenntnis die richtigen Maßnahmen getroffen hat. Sein Erbhofgesetz bedeutet mehr als alle die früheren Ostmarkengesetze. Es verwurzelt den Bauern wieder in der Scholle, der eben noch von ihr bereits abgetrieben und losgelöst, im Begriff stand, ein bäuerlicher Proletarier zu werden. Der Nationalsozialismus will keine Proletarier, weder auf dem Land, noch in den Fabriken. Wir

brauchen glückliche, ihres Schaffens frohe deutsche Menschen, die Mut und Freude haben, Familie zu begründen, um in dieser leibhaften Unsterblichkeit seiner Glieder die Ewigkeit unseres Volkes zu erhalten. Das Erbhofgesetz ist die größte Grundentlastung, die Deutschland seit der Aufhebung der Leibeigenschaft gesehen hat, es ist die Entlastung der deutschen Scholle, die Neuschaffung eines freien Bauerntums, wie wir es seit der germanischen Zeit nicht mehr besessen haben. Der Tag des deutschen Bauern, der am 1. Oktober als ein Erntedankfest gefeiert wird, soll immer wieder dem ganzen Deutschland, auch dem in den Städten und Großstädten, vor Augen führen, daß nur das Brot, das auf den dunklen Äckern als Frucht schwerer Arbeit reift, es ist, welches das städtische Leben und damit staatliche und kulturelle Entfaltung überhaupt ermöglicht, das uns zugleich die erste Grundlage völkischer Selbstbehauptung, eine freie unbedrohbare Volksernährung, schenkt.

Wird so das Fundament des Volkslebens zu granitener Härte gebildet, so sorgt gleichzeitig das Gesetz über die Unfruchtbarmachung von erbkrankem Nachwuchs dafür, Deutschland wieder eine gesündere Jugend zu geben, den Staat von der Entwicklung zurückzureißen, nur noch eine Fürsorgeanstalt und ein Riesenlazarett zu sein. Indem durch dieses Gesetz vieler neuer Krankheit, die nach der Vererbungslehre zu erwarten ist, entgegengetreten wird, wirkt es sich zugleich als segensvollster Akt einer vorausschauenden Nächstenliebe aus. Wie viele Menschen haben nicht schon den Tag verflucht, da sie geboren wurden, wenn sie unheilbar alle Zeit ihres Lebens an qualvollem Leiden zu tragen hatten! Aber das Dritte Reich wirkt auch positiv für das gesunde Leben. Der bleiche Tod des Geburtenrückgangs wird ausgetrieben. Förderung der Eheschließung, der Kinderreichen, Stählung der Jugend in der HJ. und im BDM., sportliche Übung in Heer, Arbeitsdienst, SA. und SS. formen ein neues, innerlich und nach seinem äußeren Bilde starkes Volk.

Unter der Führung Dr. Franks wird an einem neuen deutschen Recht volkseigener Prägung gearbeitet. Die deutsche Lehrerschaft, der ihr Führer Hans Schemm zu früh entrissen wurde, steht vor der Aufgabe, eine neue deutsche Schule aufzubauen. Alfred Rosenberg, der unermüdliche Künder des Nationalsozialismus, kämpft für eine deutsche Weltanschauung, die aus dem Rassenbewußtsein und der Ehre erwächst.

Und während so ein geistiges Ringen verheißungsvoll an den Toren der Zukunft rüttelt, während der Sturm eines unerhörten politischen Aufstieges und der eingreifende Wille des Führers auch der deutschen Kunst Richtung und Auftrieb geben, sind, ermöglicht durch eine geniale Finanzierungskunst, durch zielbewußte Maßnahmen, darunter der gigantische Bau der Reichsautobahnen, die Millionen Erwerbslosen der Arbeit zurückgegeben, dem Elend und der Verzweiflung entrissen worden. Der Bolschewismus hat damit seine schwerste Niederlage erlitten.

Als am 2. August 1934 der alte Reichspräsident von Hindenburg sein gesegnetes und so mühereiches Leben beschließt, geht die Macht in Deutschland restlos auf Hitler über. Eine Volksabstimmung, die zweite während der Regierung der Nationalsozialisten, bringt ihm am 19. August mit überwältigender Mehrheit die Zustimmung des Volkes zur Vereinigung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers. Nachdem der Reichskanzler den alten Generalfeldmarschall in wahrhaft königlicher Weise zur letzten Ruhe gebracht, ist er nun der alleinige Führer, Schützer und Schirmherr des deutschen Volkes. Der Titel eines Reichspräsidenten aber ist nach Hitlers Willen mit dem Tod Hindenburgs erloschen. Adolf Hitler verfügt als Führer und Reichskanzler nun über eine Machtfülle wie kein deutscher Staatsmann vor ihm.

Überall regt sich, aufgerufen durch den Führer, wurzelnd in seinen Worten und Weisungen sowie in den Lehren seines unübertrefflichen Buches „Mein Kampf", ein neues Leben. Der Reichskanzler aber sorgt dafür, daß dieses Leben sich auswirken kann in der Segnung des Friedens. Inmitten eines sturmbewegten Europa, aus dem beinahe von allen Seiten her unfreundliche Stoßwinde an Deutschland heranstrichen, stand er am Staatsschiff, immer wieder durch geniale Maßnahmen die Gefahr eines Krieges beschwörend. Er hat im Osten dem Reich eine Rückendeckung geschaffen, indem er Polen gewann. Als man Deutschland in der Frage der Entwaffnung demütigen wollte, hat er schon im Jahre 1933 den Völkerbund verlassen und damit die volle Handlungsfreiheit erlangt. Wie in der letzten Kampfzeit seiner Bewegung eine Zone von Gefahren mit behutsamster Entschlossenheit durchschreitend, gab er dem deutschen Volke am 16. März 1935 die so bitter entbehrte Wehrhoheit zurück. Mit eiserner Energie erfolgte die notwendige Aufrüstung zu Lande, zu Wasser, in der Luft, so daß heute das Reich so leicht nicht mehr überfallen werden kann. Das stolze Werk nationalsozialistischer Landesbefreiung vollendete der Führer, indem er am 7. März 1936 die deutsche Militärhoheit im Rheinland, die das Friedensdiktat zerstört hatte, wiederhergestellt hat. Damit ist die Grenze lückenlos gesichert, da auch das Saargebiet zu Beginn 1935 durch eine überwältigende Abstimmung ins Reich zurückkehrte. Als Ergebnis einer bedachtsamen, weitblickenden Außenpolitik erwuchs dann jene Verständigung und immer mehr sich vertiefende Freundschaft mit Italien, die als die Achse Berlin—Rom eine Garantie europäischer Sicherheit gegen den Weltfeind Bolschewismus geworden ist. Als sich dieser europäischen Verankerung das Antikominternabkommen mit Japan zugesellte, hatte Deutschland seine Weltstellung wieder erlangt. Die wilhelminische Vereinsamung war überwunden. Eine meisterhafte Volksaufklärung im Innern, zielbewußte Propaganda nach außen — beides die Schöpfung des Reichsministers Dr. Goebbels — hatte die Notwendigkeiten deutscher Politik und

deutschen Wiederaufstiegs vorausschauend, in Deutschland restlos erfolgreich, in der Welt beachtet und vielenorts verstanden, zum einsichtsvollen Bewußtsein der Gegenwart gebracht. So stand um die Jahreswende 1937/38 das Reich unangreifbar in der Welt, erfüllt von einer Sendung des Friedens, der wahren Ordnung und innerer Auferstehung des Abendlandes. Deutschland ist wieder Europas Schutzwall geworden.

Nach außen gesichert, will das befreite Reich auch in der Rohstofffrage unangreifbar sein. Seit dem Reichsparteitag von 1936 wird mit heroischer Anstrengung in einem Vierjahresplan danach gerungen, alles, was der deutsche Boden an Schätzen birgt, verfügbar zu machen, alles, was deutscher Erfindergeist zu vollbringen vermag, technisch-industriell auszuwerten. Generalfeldmarschall Hermann Göring, der Schöpfer der deutschen Luftflotte, bemeistert die ungewöhnlich große und entscheidende Aufgabe.

Während das Dritte Reich im Innern von Tag zu Tag neuer Kräfte mächtig wurde, während in der Außenpolitik die Wege sichtbar nach aufwärts und schließlich immer steiler emporführten, mußten die Deutschen in Österreich und in der Tschechoslowakei viel Schweres erleiden. Nun erst rächte sich vollends das Unheil von 1866, durch das ein blühender Ast des deutschen Baumes, sein reichster, wie wir glauben, zu einem Sonderleben, abgeschnitten vom Stamm der andern, verurteilt worden ist. In der Tschechoslowakei wie in Österreich gab es eine NSDAP., in ihren Wurzeln in die Vorkriegszeit reichend, dann unter dem Eindruck der sieghaften reichsdeutschen Hitlerbewegung umgeformt und erneuert, in Österreich am 4. Mai 1926 im Kampf mit der alten demokratisch-parlamentarischen Richtung direkt neu gegründet. Zu mächtiger Stärke angeschwollen, unterlag sie in den Sudetenländern seit 1931 der Verfolgung durch die Tschechen und ist dann von diesen, die durch das Vorgehen der Regierung Dr. Dollfuß in Österreich angeregt wurden, im Spätherbst 1933 vollends verboten worden. In Österreich nahm die Bewegung seit 1930, getragen von der Begeisterung der noch aus den Zeiten Schönerers her antisemitischen und völkischen Intelligenz, einen großartigen Aufschwung. Breite Volksmassen, die Bauern der Alpenländer, die Gewerbetreibenden in den Städten, aber in zunehmender Stärke auch die Arbeiterschaft, strömten ihr zu. Ihre Kundgebungen waren die mächtigsten des damaligen Österreich. Als dann die Machtergreifung im Reich, besonders aber der rasche Sturz der klerikalen Regierung in Bayern erfolgte, begannen am 7. März 1933 die Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung Dollfuß. Es war eine verhängnisvolle Fügung für Österreich, daß im Jahre 1932 die angesehensten Männer seines öffentlichen Lebens, Erzbischof Piffl und die früheren Bundeskanzler Dr. Johannes Schober und Dr. Ignaz Seipel starben.

Politische Verantwortungslosigkeit, der Fanatismus des politischen Katholizismus und jüdische Rachgier gegen den Nationalsozialismus haben da-

zu geführt, daß die Verfassung Österreichs erst gebeugt und dann gebrochen wurde, daß Maßnahmen des Verbotes gegen die NSDAP. das namenloseste Unglück über das herrliche Donau- und Alpenland brachten. Zwei blutig unterdrückte Aufstände, der sozialdemokratische im Februar und der nationalsozialistische im Juli 1934, waren die Folgen einer Regierungsweise, die sich gegen das Volk richtet. Denn dieses Volk stand, wie die Abstimmung vom 10. April 1938 noch nachträglich erwies, im Lager Adolf Hitlers.

Tausende, ja Zehntausende deutscher Menschen sind in Österreich seit dem 19. Juni 1933, seit die Hitlerbewegung verboten war, in die Gefängnisse geführt worden, in enge Zellen, wo sonst Verbrecher untergebracht werden, oder in die Konzentrationslager von Wöllersdorf und Kaisersteinbruch sowie in zahlreiche andere, die später errichtet wurden. Diese Lager und Gefängniszellen umschlossen die anständigsten und besten Deutschen Österreichs.

Aber nicht genug, daß Tausende an Freiheit und Gesundheit verkümmert, daß sie aus redlich erworbenem Besitz und aus gesetzlich gewährleisteten Stellungen verdrängt wurden. Wie viele haben nicht auch in das Land gehen müssen, aus dem niemand noch zurückgekommen ist! Nationalsozialisten sind der schimpflichen Hinrichtung durch den Strang überliefert worden. Sie haben jedoch — Ehre diesem Heldenmut! — ungebeugt, Holzweber, Planetta und Domes voran, bis zum letzten Hauch ihrer Gesinnung Ausdruck gegeben.

Welches Leid lag über dem herrlichen, unvergleichlichen Österreich! Mütter und Frauen, Kinder und Greise, das ganze Land litten. Und warum? Weil wir Deutsche sein wollten, weil wir uns zugehörig fühlten zu der gewaltigsten Bewegung, die jemals unser Volk erlebt hat.

Der Glaube der Kämpfenden und Bedrückten, ihre Zuversicht auf den endgültigen Sieg blieb unerschütterlich. Hinter ihrem persönlichen Schicksal stand der Sinn der deutschen Geschichte.

Seit dem Ende des Weltkriegs, der mit unbarmherziger Hand all die zahlreichen Herrscherhäuser hinweggefegt hat, die der letzten Einigung unseres Volkes im Wege standen, konnte die Zukunft nur die Einigung der Deutschen heißen. Wir haben gerecht das Ungünstige, aber auch das Gute gewürdigt, das von dem Herrscherhause der Habsburger dem deutschen Volk zuteil geworden. Seit 1866 aber und besonders seit dem Ende des Weltkriegs bedeutete der ewige Anspruch dieser Dynastie auf die Herrschaft über Österreich für das ganze deutsche Volk nur noch eine Belastung. Mochten darum auch Bemühungen aller Art im Gange sein, die Habsburger in das Land zurückzuführen, dessen schwerster Schaden sie seit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen sind, man konnte auf die Dauer nicht ein Volk niederhalten wie die Deutschösterreicher, die sich mit einer Begeisterung und einem Opferwillen, die zu schildern unmöglich, hinter den Gedanken der NSDAP. und des Zusammenschlusses mit den Brüdern im Reich gestellt

hatten. Die schwer kämpften und litten, als Flüchtlinge ihr Dasein fristeten, vertrieben waren aus Amt, Besitz und Heimat — das Reich mußte ihrer werden.

Durch das Erstarken der Reichsmacht sah sich die Regierung Schuschnigg am 11. Juli 1936 zu einem Abkommen mit Deutschland genötigt, das zugleich mit der Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten Amnestie für die Hauptmasse der Eingekerkerten in Österreich herbeiführte und die Politik der alten Ostmark in deutschem Sinne festlegte. Der Führer hoffte damit den treuen österreichischen Nationalsozialisten fühlbare Erleichterung, der Bundesregierung aber die Möglichkeit zu innerer Umkehr gegeben zu haben. Schuschnigg indes war zu keiner grundlegenden Änderung seiner von Haß und Unverständnis gegen den Nationalsozialismus bestimmten Politik zu gewinnen. Die Verfolgung in Österreich ging weiter, damit aber auch Abwehr und unbeugsamer Kampf der österreichischen Nationalsozialisten. Als jedoch Deutschland im Jahre 1937 zu einem immer stärkeren Machtfaktor in Europa geworden war, konnte der Führer und Reichskanzler an den Bundeskanzler die weltgeschichtliche Einladung nach Obersalzberg richten und in der Besprechung vom 12. Februar 1938 eine Umbildung der österreichischen Regierung durch Aufnahme eines nationalsozialistischen Innenministers — Dr. Seyß-Inquart —, sowie die Zusage einer legalen Entfaltungsmöglichkeit für die nationalen Kräfte Österreichs erreichen. Indessen, der Vernichtungswille gegen den österreichischen Nationalsozialismus suchte sich nochmals aufzubäumen. Eine Volksabstimmung am 13. März 1938, verkündigt vier Tage vorher, sollte alle Mittel der Wahlbeeinflussung und terroristischer Meinungsvergewaltigung spielen lassen, um der Welt gegenüber eine Vertrauenskundgebung der Bevölkerung Österreichs für das Regime Schuschniggs vorzutäuschen. Jedoch die Massen des Volkes standen auf und der Führer war nicht mehr entschlossen, das deutsche Leid in seinem Heimatlande zu dulden. Vor dieser Wendung der Dinge brach das Unterdrückungssystem zusammen: Schuschnigg trat in den Abendstunden des 11. März zurück. Es bildete sich eine nationalsozialistische Regierung, deren Haupt den Führer bat, zum Schutze Österreichs deutsche Truppen einmarschieren zu lassen. Die Wende ist da! Adolf Hitler versagt sich der Bitte der Heimat nicht. An der Spitze der gewaltigen deutschen Wehrmacht betritt er Österreich als Befreier, Schicksalsvollender, Friedensbringer. In Linz beschließt die österreichische Regierung die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reiche. So ist am 13. März 1938 Großdeutschland wiedererstanden und die Zeit deutscher Schwäche in der Welt dahin. Der mit unsagbar innigem Jubel in der alten Ostmark begrüßte Führer hat dann am 10. April in einer Volksabstimmung des ganzen geeinigten Reiches die Zustimmung der Nation zu dem großen Werk der Befreiung eingeholt. Eine einmalige, triumphale Massenbewegung in unzähligen Kundgebungen von den Karawanken bis Schleswig! Insge-

samt über 99 v. H. der abgegebenen Stimmen bekennen sich zum Führer, in dem von Bedrückung und Hunger erlösten Österreich allein 99.73 v. H.

Unmittelbar fast nach der Eingliederung der Ostmark reift ein neuer Erfolg. Die Sudetendeutschen, seit 1935 unter der Führung Konrad Henleins geeinigt, fordern nun auch ihr Selbstbestimmungsrecht. Die tschechoslowakische Regierung unter Dr. Benesch und Dr. Hodza versucht vergebens, dieses Begehren nach Freiheit zum Stillstand zu bringen. Hinter den dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen steht das starke hilfsbereite Deutschland Hitlers. Tschechischer Terror stößt auf entschlossene Haltung. Nicht mehr wehrlos und preisgegeben, sondern von geballter Kraft gedeckt, setzt sich nun das deutsche Volksrecht gegen das knechtende tschechische Staatsrecht durch. Europa muß auf seine Stimme hören. In einer Münchner Konferenz der Staatslenker Deutschlands, Englands, Italiens und Frankreichs wird die Heimkehr des Sudetenlandes mit Ausnahme der Sprachinseln beschlossen (29. September 1938). Reichenberg, Aussig, Eger und Troppau, Krumau und Znaim sind wieder frei. Die Machtstellung des Reiches wird verstärkt, als am 2. November im Wiener Belvedere Reichsaußenminister von Ribbentrop und der italienische Außenminister Graf Ciano als Schiedsrichter eine neue Grenze zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn festlegen. Das unnatürliche Gebilde der Tschechoslowakei jedoch bricht vollends am 15. März 1939 zusammen. Die Slowaken wollen nicht mehr die tschechische Bevormundung ertragen und erklären ihre Selbständigkeit. Das Reich übernimmt auf Bitte der slowakischen Regierung die Schutzgewalt über den neuen Staat. Auch der tschechoslowakische Staatspräsident Dr. Hacha ruft nun diesen Schutz des Reiches an, und Adolf Hitler errichtet das deutsche Reichsprotektorat über Böhmen und Mähren. Als der Führer auf der Prager Burg, dem Hradschin, erscheint, hat Mitteleuropa seinen Frieden gefunden. Der schicksalhaft zusammengehörige Raum ist geschlossen, das tschechische Volk und mit ihm Böhmen und Mähren sind in die tausendjährige Ordnung zurückgekehrt, wie sie schon 929 zwischen dem deutschen König Heinrich I. und dem Przemyslidenherzog Wenzel gefügt wurde.

Noch mitten hinein in die Freude dieser letzten Vollbringung hallte die Nachricht, daß auch das Memelland zum Reiche zurückkehrte. Im äußersten Nordosten war dem Reiche seine alte Grenze wiedergegeben. Der Führer aber versuchte nun die letzte Wunde von Versailles, die Danziger Frage und das Korridorproblem, zum Heilen zu bringen. Ende März 1939 schlägt er der polnischen Regierung eine friedliche Lösung dieser Fragen vor, indem er sich auf die Wahrung der notwendigsten deutschen Lebensrechte beschränkt, sich mit der Rückkehr von Danzig und einem gesicherten Zugang nach Ostpreußen zufrieden geben will.

Polen lehnt eine solche Verständigung ab. Es wendet sich englischen Lockungen zu und soll in einer gegen Deutschland entstehenden Einkreisungsfront der

erste Bedränger im Osten sein. Dem Führer gelingt es, das von England und Frankreich heiß umworbene Rußland am 22. August zu einem Nichtangriffspakt zu gewinnen, der die ganze Lage im Osten auf neue Grundlagen stellt. Polen aber, der unbedingten Unterstützung durch England sicher, verharrt in seiner ablehnenden, durch die Haltung der Presse, durch blutigen Terror gegen die Volksdeutschen, durch Grenzzwischenfälle, schließlich aber durch die Generalmobilmachung offenkundig gekennzeichneten deutschfeindlichen Einstellung. Eine noch in letzter Stunde von Deutschland zur Erhaltung des Friedens an Polen gerichtete Einladung bleibt ohne Widerhall. So ist die Bemühung der deutschen Regierung, auch die Danziger Frage, wie früher die österreichische, die sudetendeutsche und die mährisch-böhmische, friedlich zu lösen, gescheitert. Als aber nun die Feindseligkeiten ausbrechen, fegen der Heldenmut deutschen Soldatentums und die Überlegenheit deutscher Waffenkraft und Ausbildung binnen vier Wochen nicht nur das polnische Heer, sondern auch den polnischen Staat hinweg. Fernere Geschichte erst wird berufen sein, dieses deutsche Heldentum aller Waffen, besonders auch der jungen, mächtigen Luftwaffe, gebührend zu würdigen.

Das tapfere deutsche Volk sieht sich indessen neuen Gegnern gegenüber. Am 3. September ist England, dann, wenn auch nach längerem Zögern, Frankreich in den Krieg eingetreten. Noch hat dieser zwischen dem gewaltigen Westwall und der Maginotlinie keine Großkämpfe gebracht. Zur See und in der Luft jedoch haben die Deutschen dem Engländer bereits schwersten, moralisch unerhört wirksamen Schaden zugefügt. Durch die Verwegenheit der deutschen U-Boote, durch ihren und der Bomber todesverachtenden Einsatz ist die Seeherrschaft Großbritanniens heute bereits erschüttert.

So steht das deutsche Volk in einem neuen großen Ringen, diesmal geführt von der stärksten politischen Energie seiner Geschichte, an seinem Rechte nicht zweifelnd und verzagend, entschlossen und geschlossen, zum Kampfe bereit, zum Siege berufen! Alle Kräfte seiner größten Vergangenheit, alle die Mittel und Möglichkeiten unserer Gegenwart sind mit den Soldaten im Felde, die heute das beste, das wahre Deutschland verkörpern. Den Tapferen, Treuen, den ewigen Kämpfern für unseres Volkes Leben unseren Gruß!

Verzeichnis der wichtigeren Personennamen, Schlachten und Friedensschlüsse

SUCHENWIRTH

Deutsche Geschichte